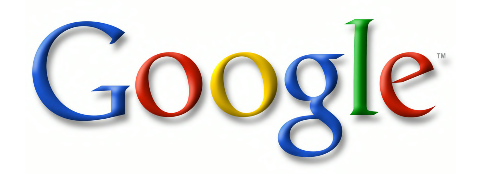
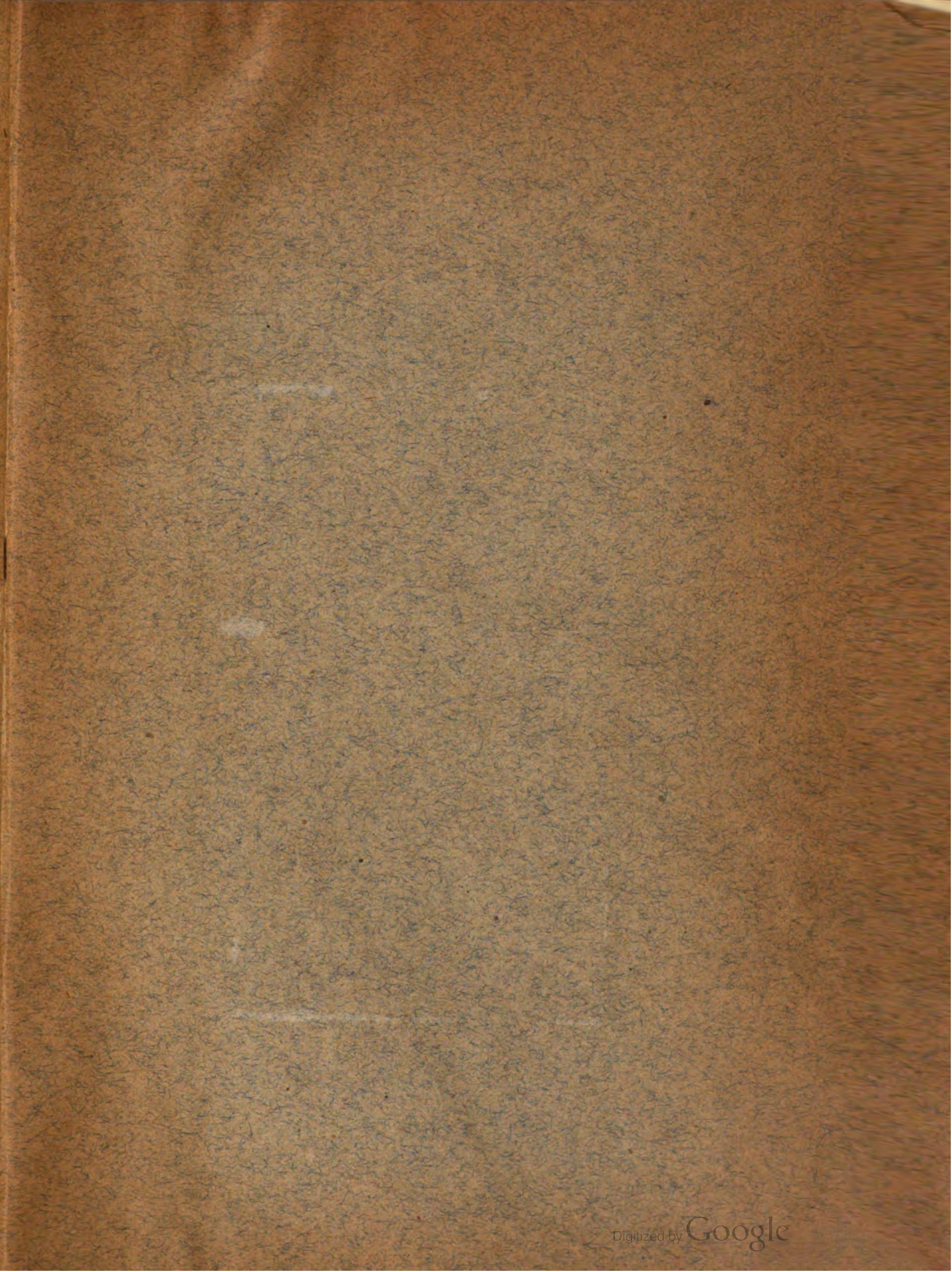
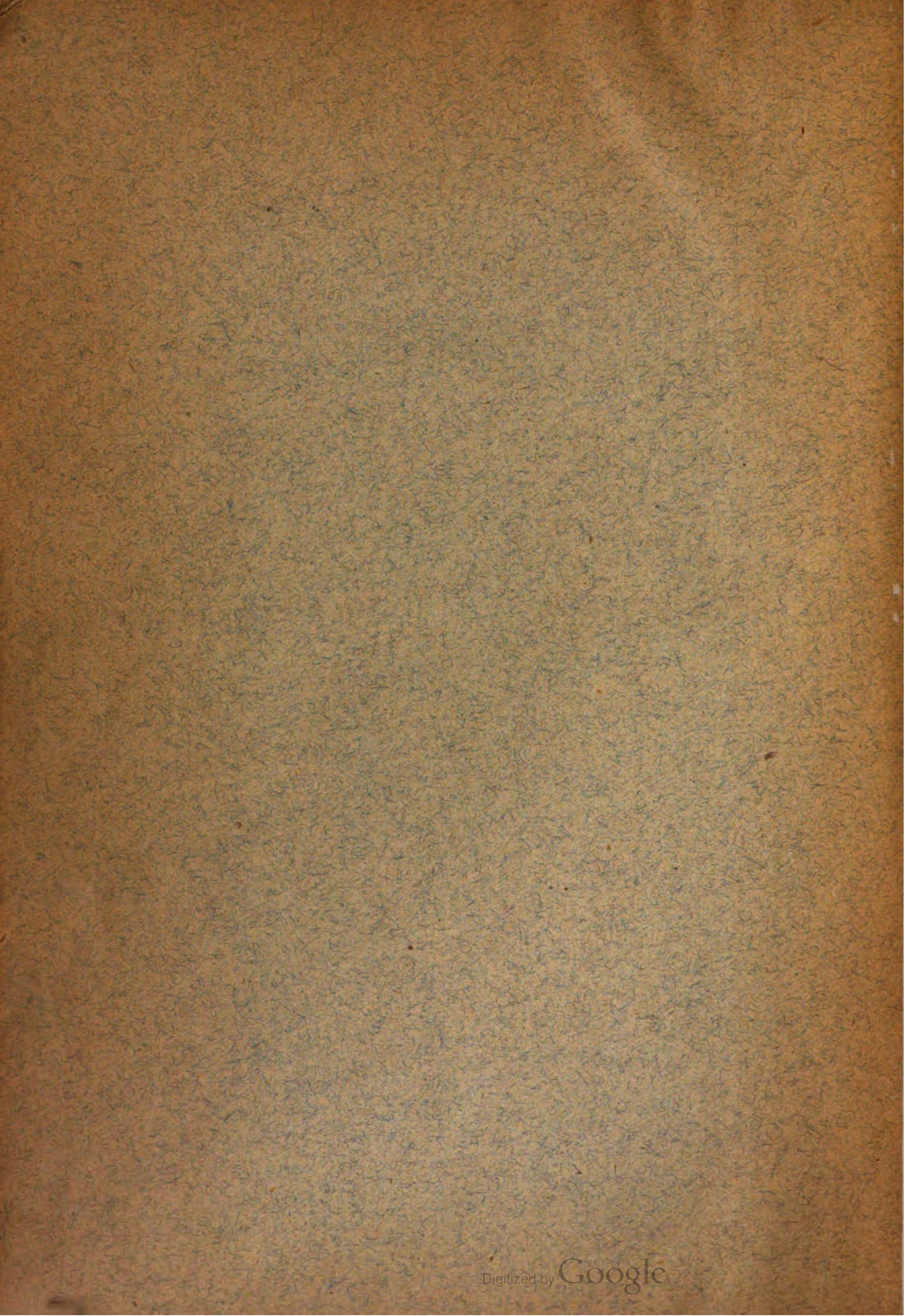





SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868




Digitized by Google

# Beihefte

zum

# Militär-Wochenblatt

## 1913.

Herausgegeben

von

v. Scriba,
Oberst a. D.

Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

# Inhalt.

# Die Entwicklung Chinas.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 18. Dezember 1912

von

**v. Janson,**
Generalleutnant z. D.



---

Das Chinesische Reich, dessen Bewohner den vierten Teil der Bevölkerung der Erde ausmachen, befindet sich seit geraumer Zeit im Zustande der Revolution. Noch ist es nicht möglich, von einer vollzogenen Entwicklung zu sprechen. Zurzeit ist noch alles schwankend, unfertig und unklar, — unklar nicht allein für den Fernstehenden, sondern auch für die Chinesen selbst, deren Masse schwerlich einen Begriff davon hat, was Republik und Konstitution bedeuten. Auch die angeblich Führenden werden offenbar von elementaren, zum Teil ziellosen Strömungen getrieben, — das ist allerdings keineswegs nur eine chinesische Eigenart. Der Wirbel dieser Strömungen hat schon manchen verschlungen, andere sind, an sich selbst verzweifelnd, fahnenflüchtig geworden. Das jetzt herrschende Chaos, dem Yüan schi kai präsidiert, läßt sich, selbst abgesehen von dem Mangel an bestimmten Nachrichten, noch nicht als Entwicklungsstufe für eine bestimmte Richtung kennzeichnen, ich muß mich darauf beschränken, anzudeuten, was bisher geschehen ist. — Ein Verständnis für die chinesischen Zustände zu gewinnen, ist außerordentlich schwer, weil zwischen der europäischen und der ostasiatischen Anschauungswelt eine noch nicht überbrückte, vielleicht nicht überbrückbare Kluft besteht. Schlagworte reichen nicht aus, sie auch nur annähernd zu kennzeichnen, — selbst die beiderseitigen Moralbegriffe sind außerordentlich verschieden. Daraus und aus der mangelhaften gegenseitigen Kenntnis entsteht auf beiden Seiten ungerechte Beurteilung, gesteigert durch europäischen Rassenhochmut und chinesische Überhebung. Dem gebildeten Chinesen, vorausgesetzt, daß er nicht durch japanische oder amerikanische Bildungs-Schnellpresse von Grund aus verdorben ist, wird es vielleicht noch leichter, in unsere Bildung einzudringen als umgekehrt. Für den Europäer, der nicht geradezu sein Leben dem Studium Chinas weiht, bilden die chinesischen Wortzeichen eine undurchdringliche Mauer, auch ist der Chinese viel zurückhaltender. Die größere Offenheit der Europäer ist ja, wie bekannt, keineswegs immer auf ideale Beweggründe zurückzuführen.

Für die Revolution in China versagen Vergleiche aus der europäischen Geschichte. Es fehlt anscheinend ein durchgehender leitender Gedanke, wie er bei der ersten Französischen Revolution bei rückschauender Betrachtung deutlich erkennbar wird. Selbst der näherliegende Vergleich mit der Umwälzung des Jahres 1868 in Japan, die mit einem Schlage die Entwicklung eines mittelalterlichen Feudalstaates zu einem modernen Staatswesen einleitete, ist ergebnislos. Dort gingen Reaktion (Wiederherstellung der alten Kaisermacht und des Schintoismus) und Reform (Konstitution und Europäisierung) in noch nicht dagewesener Weise Hand in Hand. Gerade ein Teil der Besten vermochte diese Gegensätze nicht in sich zu verarbeiten, und es entstanden partielle Revolutionen, so paradox es klingen mag, — aus Loyalität. Aber auch diese Gegensätze glichen sich aus, dank dem ausgeprägten uralten dynastischen und dem jetzt zum Bewußtsein erwachten Gemeinsamkeitsgefühl. Beides fehlt in China. Das einzige gemeinsame Band, aber auch nur den Gebildeten bewußt, war bisher die auf der zweiundeinhalbes Jahrtausend alten Lehre des Konfuzius begründete Kultur, deren Grundlagen durch unverstandene amerikanische Ideen bedenklich ins Wanken zu kommen scheinen.

Zum Verständnis der Gegenwart müssen wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen. Mehrere Herrschergeschlechter waren der Mandschu-Dynastie vorangegangen, seitdem überhaupt von einem Chinesischen Reiche gesprochen werden kann; auch Fremdvölker hatten zeitweise die Herrschaft gewonnen. Einer Mongolenherrschaft folgte von 1368 bis 1643 n. Chr. die noch im Volksbewußtsein fortlebende einheimische Ming-Dynastie, unter der China das in sich abgeschlossene, selbstzufriedene, satte und darum nicht mehr fortschreitende Land wurde, als das es charakterisiert zu werden pflegt. Die ausgedehnten Handelsbeziehungen versiegten, teils aus eigener Schuld, teils durch die Abschließung der Verbindungen mit dem Westen durch die Türken. Die das eigentliche China abschließende große Mauer entstand in ihrer jetzigen Gestalt, die einzelnen Städte wurden mit steinernen Mauern umgeben und Stand und Rang schlossen sich durch die Kleidung voneinander ab. Die nicht auf die Moral beschränkten, sondern das ganze praktische Leben umfassenden Regeln des Konfuzius erstarrten immer mehr. Gleichzeitig fing die Dynastie an, dekadent zu werden. Durch Wiedererweckung eines Lehenssystems von kleinen Herrschaftsgebieten untergrub sie selbst ihre Macht. Schlimmer noch war die Eunuchenwirtschaft und die beginnende Korruption des Beamtentums, dessen Glieder nur nach Maßgabe des bestandenen Examens und nach Gunst gewählt wurden. Das Examen aber beschränkte sich lediglich auf den Nachweis der Kenntnis der alten Philosophen, — und so war es bis

heute. Eine Revolution in der westlichen Provinz Schensi bedrohte den Thron; der Kaiser geriet in Gefangenschaft und sein Sohn rief, durch ganz persönliche Gründe veranlaßt, im Jahre 1644 die Mandschus zu Hilfe und — bot ihnen die Herrschaft an*). Sie griffen in den Kampf der chinesischen Parteien ein und bemächtigten sich der Hauptstadt Peking. Höchst merkwürdig sind die Bedingungen, unter denen sie die Herrschaft übernahmen:

„1. Keine Chinesin darf in den kaiserlichen Harem genommen werden.
2. Der Dschung yüan, d. h. der erste unter denen, die den obersten literarischen Grad eines Hanlin besitzen, darf ein Mandschu sein.
3. Die Chinesen nehmen die Mandschukleidung und ihre Haartracht an (Rasur des Vorderkopfes und Zopf); es ist ihnen aber gestattet, in der bisherigen nationalchinesischen Tracht sich begraben zu lassen.
4. Die chinesischen Frauen brauchen ihre Kleidertracht nicht zu ändern; desgleichen bleibt die Sitte des Fußschnürens bestehen."

Diese uns etwas kindlich anmutenden Kapitulationsbedingungen sind in der Tat bedeutungsvoll und typisch. Die Mandschus verlangen die sichtbare Anerkennung ihrer Herrschaft durch Annahme ihrer charakteristischen Haartracht seitens der chinesischen Männer, die sie erst zur Ruhe im Grabe ablegen dürfen. Daß sie im Jenseits ihren Ahnen wieder als echte Chinesen gegenübertreten können, ist ein sehr fein gedachtes ungefährliches Zugeständnis, auf die chinesische Empfindungswelt und den so tief im Volksleben wurzelnden Ahnenkult berechnet. Die Tracht der Weiber, die keine Stellung im öffentlichen Leben haben, ist irrelevant, gleichzeitig wird eine aufreizende Einmischung in Familiensachen vermieden. Dagegen wird der Bedeutung des stillen Einflusses der Frau im Hause Rechnung getragen, keine Chinesin soll einen Mandschuherrscher in ihre Fesseln schlagen. Der Vorbehalt der vornehmsten wissenschaftlichen Würde für die Chinesen ist wieder ein Zugeständnis, verbunden mit einem sehr praktischen Gedanken. Gern ließen die herrschenden Krieger den Unterworfenen die reine Wissenschaft als ihre Domäne; dem Waffenhandwerk wurden sie ferngehalten. Das behielten die Mandschus sich vor. Sie übernahmen den Schutz des Reiches und blieben als Volk in Waffen von den Chinesen getrennt; als Kriegerkaste wohnten sie in den den großen Städten als abgeschlossene Prä-

*) Ich berichtige hiermit die in meinem Aufsatze „Unmaßgebliches über China" im 4. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1912 gegebene Darstellung, die ich auf Dyer Ball „Things Chinese" (zur Orientierung über China sehr empfehlenswert) basiert hatte. Ich halte mich jetzt bezüglich des Geschichtlichen ganz an die vortreffliche Arbeit W. Schülers „Abriß der neueren Geschichte Chinas" (Berlin 1912) und habe mich auch der dortigen Schreibweise der Namen angeschlossen.

torianerlager angefügten sogenannten Tatarenstädten, so bis zuletzt, trotz Annahme chinesischer Sitten, die Fremdherrschaft kennzeichnend. Die Bedeutung der Haartracht spielt gleichzeitig in die ferne Vergangenheit und in die Gegenwart hinüber: Schon im 12. Jahrhundert n. Chr. hatte ein zeitweise im Norden Chinas zur Herrschaft gelangter Tatarenstamm die Annahme des Zopfes befohlen, und die gegenwärtige Revolution hat ihn abgeschafft. Der eine mag sich dabei die Lösung von der Fremdherrschaft denken, der andere europäische „Reform". Die Mandschus waren klug genug, an den Grundlagen der chinesischen Kultur nicht zu rütteln. Konfuzius blieb in vollen Ehren. Seine äußerlich noch mehr hervorgehobenen Lehren sollten den an Zahl geringeren Mandschus zur Befestigung ihrer Herrschaft dienen. Der Schematismus wurde gefördert und um das geistige Leben ein noch festeres Band geschlungen als unter den Mings. Auch die Rangunterschiede wurden noch schärfer durch komplizierte Abzeichen hervorgehoben. Die Lehre des alten Philosophen ist eminent friedlich, sie verlangt Unterordnung unter die Obrigkeit und schätzt nur geistige Leistungen. Leibesübungen sind eines chinesischen Gentleman unwürdig, allenfalls das Bogenschießen ist angemessen. Nur ein schlechter Kerl wurde Soldat. Das eigentliche chinesische Heer des grünen Banners war daher nicht ernst zu nehmen. Für sich selbst nahmen die Mandschus von Konfuzius nur an, was die Ordnung förderte, sie blieben in ihrer Art kriegerisch.

Ein eigentliches chinesisches Nationalbewußtsein konnte unter dieser Herrschaft sich noch weniger bilden als früher. Selbst abgesehen von den von jeher nur lose angefügten riesigen Reichen der Mongolei, Tibet und dem mohammedanischen Ostturkestan, sowie von der Mandschurei sind die Reichsteile weit verschiedener als Nord- und Süddeutschland. Die Eigenart der Bewohner von Nord- und Südchina erinnert mehr an den Unterschied zwischen Germanen und Romanen. Die Bewohner verschiedener Teile des Reiches vermögen sich mündlich nicht zu verständigen, — so verschieden sind die herrschenden acht Dialekte, eigentlich Sprachen. Wer nicht den Peking-Dialekt, die „Mandarin" genannte Beamtensprache, beherrscht, verständigt sich, wenigstens an der Küste, durch das sogenannte Pijin-English (eigentlich Business-English), ein lächerlich korrumpiertes Englisch, das von den Europäern zur Verständigung mit chinesischen Dienern und Angestellten gebraucht wird. Selbst demjenigen, der nur Küstenorte kennen lernt*), muß der gewaltige Unterschied im Wesen der unruhigen Südchinesen, deren Prototyp der Kantonese ist, und der Nordchinesen auffallen. Die meisten Re-

*) Zu diesen gehört auch der Verfasser, der keineswegs beansprucht, ein „Chinakenner" zu sein, und sich in dieser Darstellung vornehmlich an die einschlägige Literatur halten mußte.

volutionen sind in Südchina — in den Kwang-Provinzen — entstanden, dem Sitze zahlreicher geheimer Gesellschaften. Wer sich den Kantonpöbel ansieht, der dem Europäer unverkennbare Schimpfworte und Drohungen nachruft, glaubt gern, daß hier der Hexenkessel für die Rebellionen ist. Allerdings sind auch im Norden religiöse Geheimsekten entstanden, wie die gefürchtete „weiße Lotos-Gesellschaft", die „Gesellschaft der acht Diagramme", die sich später „Vereinigung der Himmelsordnung" nannte, die „Himmel- und Erde-Gesellschaft", die „Boxer" und die moderne, vornehmlich aus Unterbeamten bestehende „Dsai li-Sekte", und von allen sind Unruhen ausgegangen, aber der Vorrang bleibt doch dem Süden. Hier entwickelte sich vor langer, nicht bestimmbarer Zeit die mächtige und weit verbreitete „Dreiheit-Gesellschaft" (San Hop Wu) mit der Devise „Brüderlichkeit, Ergebenheit, kindliche Pietät und Religion". Der Anfang dieses Wahlspruchs erinnert an die Französische Revolution, aber an die Stelle von „Gleichheit und Freiheit" traten Schlagworte, die das Gegenteil revolutionärer Ideen anzuzeigen scheinen, und doch war diese Gesellschaft der Nährboden für solche. Die eigentliche Ursache der Umsturzbestrebungen lag neben dem revolutionären Temperamente der Südchinesen in der hier dauernd gebliebenen Abneigung gegen die Fremdherrschaft der Mandschus, gesteigert durch ihre Unfähigkeit, den Übergriffen und Gewalttaten der Fremden entgegenzutreten, unter denen Kanton am meisten zu leiden hatte. Hier brach der berüchtigte Opiumkrieg aus, den der am 29. August 1842 zu Nanking abgeschlossene Friede beendigte. Die Insel Hongkong wurde an England abgetreten, als Beginn der Abbröckelung von Landesteilen ein Markstein in der chinesischen Geschichte. Die bisherige Abschließung wurde durch die Öffnung von fünf Vertragshäfen und die Zulassung von Konsuln durchbrochen. Als größte Demütigung aber wurde es empfunden, daß England für sich die Gleichberechtigung im amtlichen Verkehr durchsetzte. Entsprechende Verträge mit anderen Mächten folgten bald. Der Haß gegen die Fremden machte sich jedoch noch wiederholt in Gewalttätigkeiten Luft. Unmittelbar weder mit diesen Unruhen, noch mit der Dreiheits-Gesellschaft im Zusammenhange und doch in gewisser geistiger Beziehung zu dieser stand der im Jahre 1850 ausgebrochene und erst nach 14 Jahren durch den Engländer Gordon, einen edlen Idealisten, unterdrückte Taiping-Aufstand. Sein in der Nähe von Kanton geborener Urheber Hung siu tsüan, ein Schwärmer, der an Johann von Leyden erinnert, gründete als „himmlischer Fürst" und „jüngerer Bruder Christi" in Nanking einen neuen Kaiserthron. Diese Bewegung war ausdrücklich gegen die Mandschus gerichtet, — das äußere Zeichen dafür war, wie jetzt, die Beseitigung des Zopfes. Das Eingreifen der Engländer und Franzosen in diese Revolution kann hier ebensowenig

geschildert werden, wie sonstige Einmischungen der Fremden, der Mohammedaner-Aufstand und andere Rebellionen. Jeder Konflikt brach eine neue Lücke in Chinas Abgeschlossenheit und vermehrte dadurch die Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung und die Gereiztheit gegen die Fremden, die stets für sich einen Vorteil zu ziehen wußten.

Außer den materiellen Interessen sah man durch die Fremden die höchsten geistigen Güter, die Grundlagen der altchinesischen Kultur gefährdet. Das war der Standpunkt vieler durch Bildung und Moral hochstehender Persönlichkeiten, die darum noch keineswegs als unverständige Fremdenfeinde anzusehen sind. Einer ihrer ehrwürdigsten Vertreter war der vor einigen Jahren verstorbene Dschan dschi dung, Vizekönig in Wutschang. Diesen Konservativen, die eine gewisse ruhige Reform keineswegs ablehnten, und den starren Reaktionären standen die radikalen Reformer gegenüber, die sich europäische und noch mehr amerikanische Ideen angeeignet hatten. Nützlich konnten nur die wenigen wirken, die längere Zeit und mit Ernst ihre Studien im Auslande gemacht hatten. Nicht in allen Fällen indessen war der Erfolg solcher Studien die Hinneigung zur Europäisierung. Das hervorragendste Beispiel für diese Ausnahmen ist der auch in unserer Literatur bekannt gewordene Ku hung ming*), ein Mann von einfach stupender europäischer Bildung, ein glühender Patriot und warmer Anhänger der Mandschu-Dynastie; mit seinem scharf ausgeprägten Idealismus steht er wohl recht vereinzelt da. Gefährlich und unheilbringend sind die Halbgebildeten, Leute, die nach flüchtigem Aufenthalte aus Amerika und Japan unverstandene Freiheitsideen herüberbrachten.

Wir wenden uns nun dem letzten Stadium der Mandschu-Dynastie zu. Im Jahre 1861 trat eine Frau an die Spitze des Reichs**), eine hochbegabte starke Persönlichkeit, Tsi hi, eine Nebenfrau des Kaisers Hiäng föng, dem sie als Kaiserinwitwe für ihren unmündigen Sohn in der Regierung folgte, nominell zusammen mit der rechtmäßigen, aber kinderlosen Kaiserinwitwe Tsi an. Man hat die Tsi hi mit Semiramis, Katharina II., aber auch mit Elisabeth von England verglichen. Solche sowohl von Seiten der Europäer wie der modernen Chinesen sehr beliebten Vergleiche von Personen der östlichen und westlichen Welt haben mehr Klang als Wert und charakterisieren in der Regel das Wesen der Persönlichkeiten nur höchst ungenügend. Mit Recht aber kann man die Kaiserinwitwe den letzten großen Mandschu-Herrscher nennen, — mit ihrem vor acht Jahren erfolgten Tode begann der endgültige Verfall

*) Ku hung ming. Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Deutsch von Alfons Paquet. Jena 1911.

**) Bland und Backhouse. China unter der Kaiserinwitwe. Deutsch von F. v. Rauch. Berlin 1912.

der Herrschaft. Ihr Sohn Tung dschi übernahm im Jahre 1873 im Alter von 18 Jahren persönlich die Regierung. Als der sittenlose Schwächling bereits 1875, angeblich an den Pocken, starb, scheuten sich die Feinde seiner Mutter nicht, ihr selbst die Schuld an seinem Tode beizumessen. Abermals ergriff sie das Zepter und setzte durch einen Staatsstreich, den chinesischen Erbfolgeregeln zum Trotz, die Ernennung des dreijährigen Dsai Diän zum Kaiser unter dem Namen Guang sü durch. Er war der Sohn ihrer Schwester und des Prinzen Tschun, eines Bruders ihres verstorbenen Gemahls. Damit schaltete die gewalttätige Frau die Möglichkeit der Fortsetzung der Herrschaft ihrer eigenen direkten Nachkommenschaft aus. Alute, die Witwe ihres Sohnes, des soeben verstorbenen Kaisers, war nämlich guter Hoffnung, — sie mußte zu rechter Zeit sterben. Bei der erneuten Inthronisierung der Tsi hi war der in Europa so bekannte Li hung dschang, Vizekönig der Kwang-Provinzen, mit dem Sitze in Kanton, stark beteiligt.

Die Vizekönige waren seit der Niederwerfung des Taiping-Aufstandes auf Kosten der Zentralgewalt sehr selbständig geworden. In der Erkenntnis, daß China einer Armee nach europäischem Muster bedürfe, hatte Li hung dschang Instruktoren herangezogen, darunter Herrn v. Hannecken, Militärschulen und Arsenale errichtet und war mit der europäischen Industrie wegen der Lieferung von Kriegsmaterial aller Art in Verbindung getreten, auch machte er einen Anfang im Eisenbahnbau. Bei dem Staatsstreich verstärkte er durch seine Truppen die Mandschu-Prätorianer Jung lus, des Günstlings der Kaiserin Tsi hi. Durch drei Jahrzehnte hat er dann alle politischen und militärischen Aktionen beeinflußt oder gar geleitet, bis er endlich — in Ungnade fiel. Der üble Ausgang des Krieges mit Japan nahm ihm sein Prestige, er wurde sogar zeitweise der hohen Auszeichnung der gelben Jacke und der Pfauenfeder mit drei Augen beraubt. Dann erwartete man wieder Rettung von ihm, als die Boxerunruhen das Reich in Gefahr brachten. Seinen Rat versagte er nicht, aber ebensowenig wie andere Generalgouverneure (Liu kun i in Nanking und Dschang dschi dung in Wutschang) kam er der Kaiserin gegen die Fremden mit den Waffen zu Hilfe, ein für das Fehlen eines chinesischen Nationalgefühls ungemein bezeichnender Vorgang. Die Engländer nannten Li gern »The Grand old Man of China« im Vergleiche mit Gladstone, den auch er selbst hochgeschätzt hat. In einem Interview, das Li im Juni 1900 dem Journalisten Alfred Cunningham aus Hongkong gewährte*), hat er seine Politik erläutert: „Was mich betrifft, so ist es meine erste Pflicht, Leben und Eigentum zu schützen und Ordnung innerhalb meines Verwaltungsbereichs aufrecht zu erhalten. Ohne Befehl werde ich in keiner Weise aggressiv sein,

*) Alfred Cunningham. The Chinese soldier and other sketches. Hongkong.

sondern mich ruhig verhalten und die Fremden und fremdes Eigentum zu schützen suchen". Auf die Frage nach dem Mittel zur Sanierung der gegenwärtigen Zustände meinte er, nichts Bestimmtes sagen zu können, bevor er die Kaiserin gesehen habe; nach seiner Ansicht müßten zuerst die Boxer unterdrückt werden durch Enthauptung ihrer Führer und Zerstreuung ihrer Anhänger, die unwissendes Volk seien; er hoffe, mit den Mächten in freundlicher Weise Frieden zu machen; in Kanton werde wahrscheinlich kein Aufstand ausbrechen, indessen sei es nicht sicher; vor seiner Abreise nach Peking wolle er Anordnungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung treffen; zur Unterdrückung der geheimen Gesellschaften in seinen beiden Provinzen habe er schon das Möglichste getan, aber viele Verschwörer seien nach Hongkong und Singapore entflohen, von wo sie zum Teil zurückkehren würden. An diplomatischer Feinheit und Unbestimmtheit lassen diese Äußerungen nichts zu wünschen übrig. Von Interesse ist ein Urteil, das vier Jahre vorher von dem nachmaligen Feldmarschall Grafen Waldersee, damals noch kommandierender General des IX. Armeekorps, über den merkwürdigen Mann abgegeben wurde, als er Deutschland bereiste und in wenig würdiger Weise von Interessenten für Lieferungen und Orden umschwärmt wurde. Graf Waldersee schreibt mir am 10. Juli 1896: „In Hamburg habe ich den Li hung dschang-Schwindel natürlich mitgemacht; mir hat der gelbe Bursche ganz gut gefallen; er ist fraglos ein kluger Mann und nicht einen Augenblick im Zweifel, daß man ihn so feiert, weil man ihn für einen zu Hause allmächtigen Mann hält und durch ihn gern Geld verdienen möchte. Nun gilt er aber zu Hause leider zurzeit garnichts, er wird sogar wegen des Friedensschlusses mit Japan in weitesten Kreisen verachtet und gehaßt. Daß er wieder hoch kommt, ist wohl möglich, aber keineswegs sicher; sollte es der Fall sein, so ist noch immer fraglich, ob Deutschland ihm sehr imponiert hat. Daß die Deutschen sich bei ihm in unwürdiger Weise geschustert haben, ist ihm sicherlich nicht entgangen, wie es mir auch nicht entgangen ist, daß er sich in Hamburg erlaubt hat, nichts weniger als höflich zu sein."

Für uns bleibt das Wesen der chinesischen Staatsmänner meist problematisch, die Anschauungen über Moral gehen zu weit auseinander. Anderseits verdient eine Äußerung des in Schanghai lebenden englischen Journalisten Bland, des Verfassers einer hochinteressanten Biographie der verstorbenen Kaiserinwitwe, Beachtung. Er meint, daß die chinesische Staatskunst von den Europäern dauernd überschätzt wird, indem sie für wohlüberlegte und unergründliche politische Züge ansehen, was oft nur ein etwas kindliches Vergnügen am Verschleiern, Hinhalten und Meiden der Entscheidung ist. Hieran wird man auch denken müssen, wenn man sich von dem gegenwärtigen Gewalthaber Yüan schi kai, der seinerzeit

Li hung dschang gewissermaßen in seiner Machtstellung ablöste, ein Bild machen will. Ein englischer Schriftsteller, Douglas Story*), nannte ihn im Jahre 1907 einen Mann der Praxis, der die Fremden durch seine angenehmen Manieren täusche, sie in der Tat aber verachte. Ein anderer Engländer, Putnam Weale**), sprach bald darauf von ihm als dem zurzeit weisesten und ausgezeichnetsten Verwaltungsmanne und Patrioten Chinas, den die Mandschus wegen seines Ehrgeizes und wegen seiner Truppenorganisation beargwöhnten. Gleichfalls bevor das Kaiserhaus in Bedrängnis kam, beurteilte ihn der schon genannte Chinese Ku hung ming ganz anders. Er verglich ihn mit Joseph Chamberlain, nannte ihn eine rohe gewalttätige Natur, einen Parvenu, der die guten wie die schlechten Eigenschaften der Masse besitze, die er repräsentiere, und bezeichnete ihn, mit Rücksicht auf seinen früheren Parteiwechsel, als Renegaten. Die folgenden Ereignisse scheinen diese Bezeichnung zu bestätigen. Der Vorwurf des Parvenutums kann sich aber nur auf sein Wesen beziehen. In der Tat ist Yüan schi kai kein Emporkömmling. 1859 in Hanan geboren, stammt er aus einer seit Generationen angesehenen Beamtenfamilie; sein Vater war sogar Generalgouverneur. Nach der ersten Staatsprüfung zeigte er so wenig Interesse für die maßgebende altchinesische Bücherweisheit, daß seine Familie bemüht war, ihn von der Beamtenlaufbahn abzubringen, damit er seinen Vorfahren nicht Unehre mache. Der unternehmungslustige junge Mann aber bewirkte, daß er im Jahre 1882 von Li hung dschang, der seinem Vater verpflichtet war, mit hohem Offiziersrange zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Korea geschickt wurde. Er blieb dann als Ministerresident bis zum Ausbruch des Japanisch-Chinesischen Krieges im Jahre 1894 dort. An diesem für China so unglücklich verlaufenden Kriege trug er insofern eine Schuld, als er sich durch Englands Haltung hatte verleiten lassen, Li englische Hilfe in Aussicht zu stellen. Sie blieb aus und sein und Lis Ansehen litten gewaltig. Dann folgte Lis schon erwähnte Reise nach Europa und drei Jahre später benutzte Deutschland die Ermordung zweier katholischen Missionare zu dem gewaltsam eingeleiteten Erwerb des Kiautschou-Gebietes durch Vertrag. Rußland, Frankreich und England nahmen gleichfalls Gebiete in Besitz. Bekanntlich geht die Wahl der deutschen Kolonie auf die Anregung des verstorbenen großen Geographen Frhrn. v. Richthofen zurück. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß ein preußischer Offizier ohne Kenntnis des Richthofenschen Reisewerkes, lediglich durch Kartenstudium, gleichfalls die Wichtigkeit der Kiautschou-Bucht erkannte und sie, als Deutschland noch nicht an solche Erwerbungen dachte, dem chinesischen Ge-

*) Douglas Story. To morrow in the East. London 1907.

**) Putnam Weale. The coming struggle in Eastern Asia. London 1908.

sandten Li fong pao in Berlin als chinesischen Kriegshafen vorgeschlagen hatte. Es ist dies der bekannte Ingenieur-Oberstleutnant a. D. Reinhold Wagner, der als Verfasser des groß angelegten Werkes „Grundlagen der Kriegstheorie“*) neuerdings wieder in die Öffentlichkeit getreten ist. Seine auf des chinesischen Gesandten Wunsch in den Jahren 1884 und 1885 ausgearbeiteten Denkschriften über Hafenanlagen, Befestigungen und Eisenbahnen für China sind von ihm im Jahre 1898 (im 6. Beiheft zum Militär-Wochenblatt) veröffentlicht worden.

Jene Gebietsabtretungen und die Erteilung von Eisenbahn-Konzessionen legten den Gedanken an eine beginnende Aufteilung Chinas nahe und verursachten eine gewaltige Erregung im Lande. Die Gebildeten sahen die alte Kultur durch europäisches Barbarentum bedroht, die Massen wurden gleichfalls von der gegen die Fremden gerichteten Strömung erfaßt, und es entstand die in mancher Beziehung an den Taiping-Aufstand erinnernde Boxerbewegung, die indessen keineswegs der Mandschu-Dynastie feindlich war und sogar von einem Mandschu-Prinzen (Duan) geleitet und zeitweise wenigstens auch von der Kaiserin begünstigt wurde. Ku hung ming nennt die Boxer arme mißleitete und von „edlem Wahnsinn“ ergriffene Bauernburschen. Jene andere zielbewußte Reaktion der Gebildeten entstand im Süden. Ihr Führer Kang yü we ermahnte in zündenden Worten die Regierung und die Beamten zu gründlicher Reform; man solle von den Fremden lernen, um von ihnen unabhängig zu werden. In milderer Form machte der treffliche Vizekönig Dschang dschi dung ähnliche Vorschläge. Die Regierung verschloß sich dem Ernste der Lage nicht und teilte sogar eine Denkschrift Kang yü wes den Generalgouverneuren und Gouverneuren zur Berichterstattung mit. Nun entstand eine starke Opposition der Konservativen und damit ein ausgesprochener Gegensatz zwischen dem Norden und den Mandschus einerseits und dem Süden anderseits. Der junge Kaiser Guang sü, der 1889 mündig geworden war und selbst die Regierung übernommen hatte, zeigte sich den Reformen geneigt, während die Kaiserinwitwe sich, scharf beobachtend, zurückhielt. Im Frühjahr 1898 regierte er während der Dauer von gerade 100 Tagen nach den Grundsätzen des Reformers Kang yü we. Die Neuerungen wurden überstürzt, wenigstens auf dem Papier, in Wirklichkeit wurde nichts Wesentliches geändert. Die Kaiserinwitwe verhielt sich anfangs nicht grundsätzlich ablehnend, aber sie erkannte das Unreife der Maßnahmen. Außerdem persönlich gereizt, traf sie Anstalten zur Wiederherstellung der alten Ordnung. Ihr Werkzeug sollte ihr Günstling, der Prätorianerhauptmann Jung lu sein, dem sie den Posten des Generalgouverneurs der Provinz Tschili (in der Peking liegt) zu verschaffen

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

wußte. Der Kaiser traf Gegenmaßregeln und plante die Beseitigung der Tsi hi und Jung lus. Zu diesem Zwecke berief er Yüan schi kai, der nach dem Kriege mit Japan in Tientsin eine Brigade gut ausgebildeter Truppen organisiert hatte, als Heeresreformator nach Peking. Gleichzeitig trat die Kaiserinwitwe mit ihm in Verbindung und Yüan wurde zum Verräter an seinem Kaiser. Man nahm ihn in seinem Palaste gefangen und zwang ihn am 22. September 1898, die Kaiserinwitwe Tsi hi um Wiederübernahme der Regierung zu bitten. Viele Reformer wurden verhaftet und hingerichtet, Kang yü we entkam ins Ausland. Mit dieser Reaktion wuchs die üble Stimmung gegen die Fremden, und aus der Boxerbewegung entstand im Jahre 1900 in der Provinz Schantung ein offen gegen sie gerichteter Aufstand. Die beiden klugen Männer Yüan schi kai und Jung lu standen dieser Bewegung höchst mißtrauisch gegenüber und widersetzten sich einer Aufnahme der bewaffneten Banden in das Heer. Die Haltung der Regierung blieb zweideutig. Die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler und die Bedrohung der Gesandtschaften in Peking hatten das Eingreifen Europas zur Folge.

Der Verlauf der Strafexpedition unter dem — zum Teil nur nominellen — Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Waldersee und Chinas schließliche Demütigung sind allbekannt. Am 6. Januar 1902 kehrte der Hof nach dem von den fremden Truppen geräumten Peking zurück. Wieder wurde Reform das Schlagwort. Yüan schi kai, nunmehr Generalgouverneur von Tschili, sollte sie durchführen. Während dieser neuen Reformperiode zogen sich abermals drohende Wolken am politischen Himmel zusammen und im Jahre 1904 entlud sich das Gewitter in einem Kriege zwischen Rußland und Japan, der auf chinesischem Boden ausgefochten wurde. Noch nie hatte sich Chinas Ohnmacht so klar offenbart und doch hob der Ausgang des Kampfes das chinesische Selbstgefühl: Der unüberwindlich scheinende europäische Nachbar war einem kleinen asiatischen Volke erlegen, — da regte sich auch in China ein Gefühl von Rassengemeinschaft, und in Verbindung damit begann ein chinesisches Nationalgefühl zu erwachen, natürlich verbunden mit Selbstüberschätzung. Man glaubte, die Fremden entbehren zu können, und die gesamte chinesische Kaufmannschaft boykottierte im August 1905 die amerikanischen Waren als Gegenmaßregel gegen die schlechte Behandlung der chinesischen Arbeiter in Amerika, um die man sich sonst nicht gekümmert hatte. Es wurden auch wirklich Reformen begonnen, bestehend in der Errichtung von Ministerien und in einer Stärkung der Zentralgewalt gegenüber den Vizekönigen, in der Abschaffung der Staatsprüfungen alter Art und der Einführung eines modernen Unterrichtssystems. Die Konfuzianische Weltanschauung sollte

bestehen bleiben, man wollte reformieren, nicht umstürzen, aber die ungeheure Kluft zwischen dem Alten und Neuen ließ sich in Wirklichkeit nicht so leicht überbrücken. Im September 1907 wurde eine besondere Behörde geschaffen, um eine Verfassung vorzubereiten, und ein Edikt vom 28. August 1908 verkündete das Programm für ihre stufenweise Einführung; 1916 sollte das erste Parlament einberufen werden. Zunächst aber wurden Provinziallandtage geschaffen. Das Gerichtswesen wurde reformiert und die grausamsten Strafen wurden abgeschafft. Eisenbahnbau in großem Maßstabe wurde geplant und eingeleitet, das alte Vorurteil, daß die Eisenbahn die Ruhe der Toten störe, schien abgetan. Man war auch darauf bedacht, das Opiumrauchen zu unterdrücken, und England versprach sogar, auf eine allmähliche Verringerung der Einfuhr des Giftes, die es einst mit den Waffen erzwungen hatte, Bedacht zu nehmen. Endlich sollte, nach dem Vorbilde der Truppen Yüan schi kais, ein nationalchinesisches Heer nach europäischem Muster mit beschränkter „allgemeiner Wehrpflicht" in der Stärke von 36 Divisionen zu 10 000 Mann geschaffen werden; im Jahre 1904 begann die Organisation.

Die Durchführung der betreffenden Edikte mußte auf die größten Hindernisse stoßen in einem Lande, das als „der gewaltigste einheitliche Kulturbau" bezeichnet worden ist*), „den die Geschichte bisher kannte, ein Kulturbau von beneidenswerter geistiger und geographischer Geschlossenheit". Damit ist das alte Einheitsmoment gekennzeichnet, es lag in der Kultur, nicht im Volkscharakter, im National- oder dynastischen Gefühle. Indessen gerade diese Kultureinheit war und ist das größte Hemmnis für die Reformen. Ihre gewaltsame Beseitigung hätte sofortige Revolution veranlaßt; darum wurde der Konfuzianismus nicht nur geschont, sondern sogar äußerlich noch gehoben und darin lag ein Keim zum Zwiespalt. Obwohl der große Weise kein Religionsstifter hat sein wollen und noch weniger für sich göttliche Ehren beansprucht hat, so wurden ihm solche doch bald nach seinem Tode erwiesen, und in der Hauptstadt jedes Bezirks und jeder Provinz befindet sich ein ihm geweihter Tempel. Die Kaiserinwitwe setzte ihn nun durch Edikt vom 2. Februar 1907 dem „Himmel" gleich, eine gefährliche Übertreibung, die zum mindesten als eine Herrschaftsteilung mit der Dynastie angesehen werden konnte. Die Verehrung von Himmel und Erde ist die älteste chinesische Kultusform und nach dem chinesischen Weltbilde ist China „das Reich der Mitte", das heißt „das was unter dem Himmel ist", und der Kaiser der „Sohn des Himmels"**). —

*) G. Prosoroff im „Tag" vom 31. März 1912.

**) Sehr beachtenswerte Aufsätze über den Konfuzianismus finden sich im „Ostasiatischen Lloyd" z. B. vom 16. August, 13. und 20. September und 25. Oktober 1912.

Anderseits nahmen die Reformer an dem alten Vorstellungskreise Anstoß. Ganz real aber erschütterte die Kaiserinwitwe die Herrschaftsgrundlage durch das Zugeständnis der Beseitigung der Vorrechte der Mandschus. Mit der Auflösung des Mandschu-Heeres zu Gunsten der allgemeinen neuen Wehrmacht begab sich die Dynastie ihrer sichersten Stütze und stieß gleichzeitig ihren eigenen Volksstamm, der bisher mit festem Solde erblich das Waffenhandwerk versehen hatte und jeder bürgerlichen Beschäftigung entfremdet war, ins Elend. Auch die Prärogative der vornehmen Mandschus wurde beseitigt; die Bestimmung, daß die Hälfte der höheren Stellungen von ihnen zu besetzen sei, wurde aufgehoben. Die nunmehrige ideale Gleichstellung beider Volksstämme fiel in der Tat zu Ungunsten des kräftigeren, aber für den geistigen Kampf weniger geschulten bisher herrschenden Stammes aus. Die noch lebenden Mandschu-Prinzen werden allerdings als geradezu dekadent bezeichnet.

Große Schwierigkeiten bereitete auch die Absicht der Regierung, den Bau von Eisenbahnen selbst in die Hand zu nehmen. Genügendes technisches Verständnis war noch nicht überall vorhanden, noch mehr fehlte es an Geld, und die angebahnten europäischen Anleihen sind heute noch nicht perfekt geworden, wohl aber ein Streitobjekt. Geradezu verhängnisvoll wurde die Reform des Schulwesens; in sogenannten Universitäten und Lehrerseminaren triumphierte die Oberflächlichkeit. Lehrer wurden bisherige Beamte und Literaten des alten Stils, ohne Kenntnis des neuen Lehrstoffes, oder Leute, die kurze Zeit in Amerika oder Japan geweilt und statt wirkliche Kenntnisse nur unverstandene Freiheitsideen mitgebracht hatten, oder endlich Fremde, die nicht genügend Chinesisch konnten und außerdem die europäischen Wissenschaften diskreditierten.

Die allgemeine Erregung und Unzufriedenheit teilte sich auch den zahlreichen Chinesen im Auslande mit, und es entstand ein weitverzweigter Bund zur schleunigen Einberufung einer Nationalversammlung. Damit verbanden sich Bestrebungen zu Maßnahmen gegen das Eindringen fremden Kapitals. Im Süden bildete sich eine geradezu revolutionäre Partei, die sich Koming tang nannte, d. h. „Partei zur Beseitigung des (der Dynastie vom Himmel erteilten) Auftrages". Die ältere Reformpartei Kang yü wes, die auch republikanische Gedanken gehegt hatte, nahm gegen diese Ultras Stellung, — es war wohl etwas Ähnliches wie der Kampf der Girondisten gegen die Jakobiner, — auch hier unterlag die Gironde. Das Haupt der Revolutionäre war der vielgenannte Sun wen, bei uns mehr bekannt als Dr. Sun jat sen. 1867 in der Kanton-Provinz geboren, war er seit 1894 für die Revolution tätig. Er war frühzeitig Christ geworden, besuchte eine

Medizinschule, wurde Arzt und lebte lange in Java, England, Japan und Amerika.

Die Umsturzbestrebungen riefen eine starke Reaktion hervor, der es sogar gelang, Yüan schi kai erfolgreich zu verdächtigen. Die Kaiserin entzog ihm 1907 die Kommandogewalt und suchte ihn durch Ernennung zum Staatsrat und Minister des Auswärtigen ungefährlich zu machen. Nun war es nur noch sie selbst, die das schwankende Gebäude stützte. Bis zum Tode waren ihre Gedanken und ihre Handlungen China und der Dynastie gewidmet. Wenige Tage, bevor sie aus dem Leben schied, versammelte sie den Staatsrat und regelte durch einen neuen und letzten Gewaltakt abermals die Thronfolge. Da Guang sü kinderlos war, wurde der vierjährige Pu i, Sohn des Prinzen Tschun (Bruder Guang süs) und einer Tochter Jung lus, zum Thronfolger ernannt. Bald darauf wurde er Kaiser, da der im Palast internierte Guang sü bereits am 14. November 1908 starb. Kaum einen Tag später folgte ihm die Kaiserinwitwe. Die Regentschaft für den neuen Kaiser, der nun Süang tun — „Entfaltung der Regierung“ — hieß, übernahm sein Vater Tschun. Die letzten Worte der beiden Verstorbenen sind in hohem Grade merkwürdig. Guang sü sagte in seinem Testament: „Wir wurden als zweiter Sohn des Prinzen Tschun (des älteren) von der Kaiserinwitwe für den Thron erwählt. Sie hat uns stets gehaßt, aber für unser Elend in den letzten zehn Jahren ist Yüan schi kai verantwortlich und ein anderer. Wenn die Zeit kommt, will ich, daß Yüan schi kai ohne weiteres enthauptet wird.“ Die merkwürdige Frau, die Chinas Geschicke fast ein halbes Jahrhundert lang geleitet hat, sagte unmittelbar, bevor ihr Lebenslicht erlosch: „Nie wieder erlaubt einer Frau, die oberste Gewalt im Staate zu haben; es ist gegen das Hausrecht unserer Dynastie. Gebt Acht, daß nicht Eunuchen sich in Staatsgeschäfte einmischen! Die Ming-Dynastie ging an den Eunuchen zugrunde und ihr Schicksal sollte uns eine Warnung sein!“ — Man glaubt, die eherne Stimme der Geschichte zu hören, nicht die eines sterbenden Weibes. —

Das Rad der Geschichte jedoch rollte unaufhaltsam fort, — den Sturz der Dynastie vermochte keine Warnung mehr aufzuhalten. Der Prinzregent Tschun, ein ehrlicher Mann, aber unbedeutend, versuchte das Testament seines Bruders wenigstens teilweise zu erfüllen; er ließ Yüan schi kai zwar nicht enthaupten, aber er entsetzte ihn seiner Ämter. Damit war der kraftvollste und fähigste Mann beseitigt; der ehrlichste, der alte Dschang dschi dung, starb bald darauf. Am 3. Oktober 1910 eröffnete der Regent den zur Vorbereitung des Parlaments bestimmten Reichsausschuß. Zum Unglück trat der selbstsüchtige Prinz King an die Spitze des Kabinetts; die Reaktionäre und die Mandschus gewannen

wieder zeitweise in der Regierung die Oberhand und die begonnenen Reformen stockten.

Gleichzeitig begannen die gewaltigen Tributländer sich immer mehr von China zu lösen. Der Versuch, die Herrschaft in Tibet fester aufzurichten, bewirkte das Gegenteil. Der Dalai-Lama floh nach Indien und die Engländer bekamen einen willkommenen Vorwand zur Einmischung. Der geistliche Herrscher ist im Triumph zurückgekehrt, der Amban, d. h. der chinesische Gouverneur in Lhassa, mußte seine Schutzwache auf 100 Mann beschränken, und Tibet ist in der Tat englische Interessensphäre. Der Hutuktu genannte gleichfalls geistliche Souverän der äußeren Mongolei in Urga steht seit einem Jahre unter dem Schutze Rußlands, das auch die nördliche Mandschurei als seine Interessensphäre betrachtet, ebenso wie Japan die südliche Mandschurei. Die Lage in der inneren Mongolei ist noch ganz ungeklärt. Nach den neuesten Nachrichten verschärfen sich die Gegensätze; in der Mandschurei nimmt die russenfeindliche Stimmung zu und Rußland wird ungeduldig, weil China die mongolische Frage dilatorisch behandelt. Das mohammedanische Ostturkestan wird durch dies Zwischenschieben der anderen Mächte ganz von China abgetrennt und kommt praktisch kaum noch als Untertanenland in Frage. Die Chinesen hatten somit einiges Recht, sich über eine Aufteilungsfrage zu beunruhigen. Einmal mißtrauisch geworden, erblickten viele den Beginn einer solchen in der im Frühjahr 1911 angebahnten sogenannten Vier-Mächte-Anleihe im Zusammenhange mit einer geplanten Finanzkontrolle durch die Fremden. Das Mißtrauen übertrug sich auch auf die Eisenbahnprojekte der Regierung, deren gute Absichten wiederholt durch die Provinziallandtage durchkreuzt wurden. Der Boden für neue Unruhen war vorbereitet. Eine Explosion in einem Hause in Hankou gab Gelegenheit zur Enthüllung einer Verschwörung. Gleichzeitig brach dort eine Militär-Revolution aus. Am 31. Oktober 1911 proklamierten die Aufständischen in Wutschang eine neue Regierung mit dem General Li yuan hung an der Spitze. Der Aufruhr pflanzte sich von den Ufern des Yang tse durch das ganze Reich fort, Überschwemmungen und Hungersnot vermehrten die Beunruhigung und Verwirrung. Die legale Regierung wußte sich nicht anders zu raten, als den seiner Ämter entsetzten Yüan schi kai als Retter anzurufen. Zögernd sagte er zu — aus Pietät für die verstorbene Kaiserin Tsi hi. Einer der ersten Akte des neuen Diktators war die Rückberufung des Kriegsministers Yin tschang, der mit einem Heere zur Bekämpfung der Rebellen in Hankou von Peking aufgebrochen war. Yin tschang, als langjähriger Gesandter in Berlin wohlbekannt, eine lebhafte, frische Persönlichkeit mit trefflicher europäischer Bildung, ist — Mandschu, daher wohl seine Abberufung und Ausschaltung von jeder einflußreichen Tätigkeit. Er hätte vielleicht

die Dynastie retten können, aber Yüan schi kai wollte das wohl nicht. Trotz einiger Siege der Regierungstruppen machten die Rebellen, denen sich auch die zu ihrer Bekämpfung entsandte Flotte anschloß, Fortschritte. Alle Forderungen der Aufständischen wurden bewilligt, Ende Oktober 1911 auch endgültig die Verfassung, durch die dem Parlament die eigentliche Regierung übertragen wurde. Die Dynastie blieb dem Namen nach bestehen, aber die bisherige Revolutionspartei, die Koming tang, wurde offiziell Regierungspartei. Am 10. Dezember 1911 dankte der Prinzregent Tschun, der erst 14 Tage vorher für den jungen Kaiser den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, ab — „weil er sich die Schuld für den ganzen Aufruhr zuschreiben müsse". Die Dynastie wurde nun nur noch durch eine schwache Frau und ein Kind repräsentiert. Gleichzeitig mit dem Rücktritt des Prinzregenten übertrug die jetzige Kaiserinwitwe Lung yü die ganze Verantwortung Yüan schi kai — der politische Selbstmord des Kaiserhauses vollzog sich langsam, aber sicher. Yüan bekannte sich immer offener zur Revolution; Anfang Januar 1912 berief er die siegreichen kaiserlichen Truppen von Hanyang und Hankou ab. An verschiedenen Orten hatten sich sogenannte „militärische Volksregierungen" gebildet und in Schanghai war der Revolutionär Dr. Sun-jat sen (Sun wen) aus Amerika über London eingetroffen, hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt und am 26. Dezember 1911 die neue fünffarbige Fahne der Republik entfaltet. Am 30. Dezember wurde er dann von den in Nanking versammelten Abgeordneten von 17 Provinzen zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt, deren Regierung ihren Sitz in diese Stadt verlegte. Auf Yüan schi kais Veranlassung tat die Kaiserinwitwe Lung yü endlich am 12. Februar 1912 den letzten Schritt durch Unterzeichnung eines Abdankungsedikts für die Mandschu-Dynastie. Sie dekretierte selbst die Republik und übertrug Yüan die Vollmacht, die republikanische Regierung vorläufig einzurichten. Friedlich zog sich die kaiserliche Familie in die Einsamkeit zurück. Der Kaiser behält seinen Titel, genießt Ehren wie ein ausländischer Monarch und bekommt eine Apanage. Seine vollendete Mediatisierung aber wird dem chinesischen Volke dadurch klargemacht, daß fortan nicht er, sondern die Republik für die Ahnenverehrung in der Kaiserlichen Ahnenhalle sorgt, — damit ist sie nach chinesischem Begriffe rechtlich begründet. Sun jat sen begab sich an das Grab des ersten Ming-Kaisers, um diesem in feierlicher Ansprache mitzuteilen, daß sein Land nun von der Fremdherrschaft der Mandschus befreit sei.

Am 15. Februar 1912 wurde Yüan zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt, auch Sun jat sen erkannte ihn an und legte am 1. April die Präsidentschaft in Nanking nieder. Yüan sträubte sich erfolgreich gegen die Verlegung der Regierung von Peking nach der süd-

lichen Hauptstadt und Sun jat sen protestierte gegen eine Herleitung der Autorität Yüans aus einem Mandate der beseitigten Dynastie. Die Unruhen nahmen ihren Fortgang, Yüans eigene Leibwache meuterte, und Militär-Revolutionen in allen Teilen des Reiches folgten. Die bei Ausbruch der Revolution in Masse angeworbenen Truppen sind mehr oder weniger Gesindel, zum Teil frühere Räuber. Werden sie nicht gelöhnt, was die Regel ist, so rauben sie, werden sie entlassen, so rauben sie erst recht. Unendlich viel wurde zerstört, viel Wohlstand vernichtet, am meisten in Hankou, wo die Revolution begonnen hatte. Wenn auch immer wieder versichert wurde, daß die Bewegung nicht gegen die Fremden gerichtet sei, so schien bei der weitgehenden Anarchie ihre Lage doch nicht ungefährdet, und die Gesandtschaften in Peking verstärkten ihre Schutzwachen. Als auch hohe Offiziere sich an der neuen Rebellion beteiligten, wurde Yüan schi kai energisch und ließ zwei Generale hinrichten. Hierüber drohte ein Konflikt mit Sun jat sen zu entstehen, aber dieser erklärte nach einer Auseinandersetzung am 26. August öffentlich Yüan für den fähigsten Mann, empfahl seine endgültige Wahl zum Präsidenten und erklärte, daß er selbst vom öffentlichen Leben zurücktreten werde. War es Fahnenflucht, war es selbstlose Unterordnung unter das allgemeine Wohl oder geschah der Rücktritt nur mit Vorbehalt? Es ist schwer zu entscheiden.

Bis vor kurzem schien in den chinesischen Zuständen noch kaum etwas gebessert, allerlei angebahnt, nichts vollendet und gesichert, überall Verwirrung geschaffen, am meisten in den Köpfen. Vor zwei Monaten wurde die Lage sehr anschaulich „als eine durch die angeborene Ruhe der Bevölkerung gemäßigte Anarchie" bezeichnet*). Neuerdings wird berichtet**), daß es Yüan schi kai doch gelungen sei, die Zentralgewalt den Provinzen gegenüber zu stärken und zu beruhigen. Sogar die Errichtung eines Rechnungshofes wird gemeldet. Trotzdem wäre es vermessen, auch nur andeutungsweise voraussagen zu wollen, was sich weiter entwickeln wird, eine wirklich organisierte Republik, ein Bund von Republiken, Wiederkehr der Mandschus, eine neue Dynastie? Man vergesse nicht, eine wie ungeheure Volksmasse in Betracht kommt, — man vergesse nicht das chinesische Beharrungsvermögen, auch nicht die unveränderten Gegensätze zwischen Nord und Süd! In einem berühmten chinesischen Roman „Geschichte der drei Reiche" heißt es: „Wenn das Reich lange vereint war, wird es wieder gespalten; wenn es gespalten war, kommt es wieder zusammen." Das gibt zu denken.

An Stelle unfruchtbarer Erörterungen über die Zukunft des Reiches

*) „Ostasiatischer Lloyd" vom 25. Oktober 1912.

**) Erich v. Salzmann im „Tag" vom 24. November 1912.

wollen wir noch einen Blick auf Deutschlands Beziehungen zu China*) werfen. Deutscher Handel und deutsche Industrie, sowie deutsche Schiffahrt sind überall in China beteiligt. Im Jahre 1911 betrug der Wert unserer Einfuhr nach China 103 Millionen Mark, der Wert der Ausfuhr zu uns 72 Millionen, ungerechnet 2 Millionen aus dem Kiautschou-Gebiete. An 18 Plätzen bestehen deutsche Konsulate einschließlich des Generalkonsulats in Schanghai, außer zweien sämtlich Berufskonsulate. Die deutschen Firmen repräsentieren zwar den deutschen Handel, aber keineswegs die Gesamtheit der in China entwickelten deutschen kaufmännischen Arbeitskraft. Englische Häuser verstehen es, deutsche Angestellte auszunutzen. Auch im Dienste chinesischer Unternehmungen findet man Deutsche. Hackmann, ein feingebildeter und feinsinniger deutscher Geistlicher, erzählt in seinem kürzlich erschienenen Buche „Welt des Ostens“, daß er in Pingsiang in der Provinz Kiangsi, tief im Herzen Chinas, eine deutsche Kolonie gefunden habe, die ein in chinesischem Besitze befindliches Kohlenbergwerk musterhaft betreibt und eine eigene Maschinenfabrik und eine Bergbauschule besitzt. Täglich werden 2500 Tonnen Kohlen gefördert, die nach dem bekannten Eisenwerke und Arsenal von Hanyang gehen. Die ganze Anlage wurde von einem einfachen deutschen Steiger geschaffen. Man sollte nun meinen, daß solche Plätze von der deutschen Industrie für den Absatz ihrer Erzeugnisse monopolisiert werden müßten, aber auch in Pingsiang sind die Dampfmaschinen englischen Ursprunges, die Dynamos für elektrischen Betrieb und die zugehörigen Schaltanlagen allerdings deutsch. Auf elektrotechnischem Gebiete hat Deutschland in China überhaupt zurzeit die führende Stellung, aber wo zum Antrieb Dampfkraft Verwendung findet, herrscht englisches Fabrikat vor. Hier ist noch ein großes Arbeits- und Kampffeld. Der Bedarf ist schon jetzt ein recht erheblicher. Abgesehen von den europäischen Niederlassungen besitzen bereits 27 chinesische Städte elektrische Beleuchtungsanlagen, ungerechnet sogenannte Blockanlagen, in sieben Bergwerken und in verschiedenen Fabriken befinden sich elektrische Betriebe**). Auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues ist trotz der erwähnten Hindernisse an einzelnen Stellen Überraschendes geleistet worden. So wurde z. B. im letzten Sommer die südliche Strecke der Tientsin—Poukou-Bahn eröffnet und damit eine Verkehrslinie vom Yangtse bis zum Peiho, von der Mitte bis zum Norden des eigentlichen China, vollendet. Die bisher noch nicht benutzbare Hoangho-Brücke — deutsche Arbeit — ist nunmehr

*) Der in Schanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd“ (Red. G. Fink) beschäftigt sich dauernd mit dieser Frage und darf als die beste Quelle angesehen werden.

**) Berichte über Handel und Industrie. Zusammengestellt im Reichsamt des Innern. XVIII. Heft 5. Berlin, 5. November 1912. S. 205 ff.

auch fertig. Ein ganz chinesisches Werk, das eine technische Meisterleistung darstellen soll, ist die Bahn Peking—Kalgan, die durch die Wüste Gobi fortgesetzt werden soll. Die Beteiligung der deutschen Industrie ließe sich jedenfalls steigern*). Die Engländer sind betriebsamer, ihre Maschinen- und Schiffsbaufirmen haben ständige Bureaus in China, deren Agenten die Häfen und Regierungssitze bereisen, was von deutscher Seite nur selten geschieht. Ähnliche Klagen hört man über Zurückhaltung des deutschen Großkapitals, und zwar auch aus anderen Weltteilen, sogar aus unseren eigenen Kolonien. Allerdings sollte Deutschland an der sogenannten Vier-Mächte-Anleihe, die sich zu einer Sechs-Mächte-Anleihe entwickelt hatte, beteiligt sein, aber infolge der Machinationen der extremen Reformer und einer englischen Gruppe kam sie bisher bekanntlich nicht zustande. Die dafür von letzterer ins Werk gesetzte Anleihe soll neuerdings ins Stocken geraten sein und es wird sogar von einem drohenden chinesischen Staatsbankerott gesprochen und behauptet, daß damit wieder die Aussichten der offiziellen Anleihe unter Voraussetzung einer Finanzkontrolle stiegen**). Dr. Morrison, der amerikanische Berater der chinesischen Regierung, hat sich dahin geäußert***), daß die ursprünglich geplante Finanzoperation an dem Hineintragen des politischen Elements — vornehmlich des Hinzutretens von Rußland und Japan — gescheitert sei.

Wir müssen uns nun noch der Stelle Chinas zuwenden, an der Deutschland festen Fuß gefaßt hat, — unserem Kiautschou-Schutzgebiete. Vor nicht ganz zehn Jahren hatte ich in Tokio Gelegenheit, mich mit dem dortigen englischen Marine-Attaché über Tsingtau zu unterhalten. Er lobte alles, was die deutsche Regierung dort geschaffen hatte, namentlich die Großartigkeit der damals noch nicht vollendeten Hafenanlage, „aber", meinte er spöttisch, „wo bleibt der Kaufmann?" Ich konnte nur erwidern, daß auch Hongkong fünf Jahre nach seiner Erwerbung als unlukrativ aufgegeben werden sollte, und daß England in der glücklichen Lage gewesen sei, bei der Verteilung der Erde die Vorhand zu haben. Was ich dann in Tsingtau fand†), bestätigte bis zu einem gewissen Grade das Urteil des Engländers. Die Leistungen der Marineverwaltung waren schon damals staunenswert, und die früher erscheinenden für den Reichstag bestimmten schön ausgestatteten Denkschriften über die Entwicklung des Schutzgebietes sowie die jährlichen Mitteilungen im „Nauticus" lassen deutlich erkennen, wie die Kolonie seitdem allmählich

*) Vgl. September-Heft der „Deutschen Revue".

**) E. v. Salzmann im „Tag" vom 24. November 1912.

***) „Ostasiatischer Lloyd" vom 25. Oktober 1912.

†) „Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou", Heft 5 der „Deutschen Rundschau" 1904.

in das mit nachahmenswerter Voraussicht etwas weit angemessene Kleid hineinwächst*). Die eigenen Einnahmen des Schutzgebiets sind für das Etatsjahr 1913 auf rund 7 280 000 Mk. berechnet, von denen $5^1/_4$ Millionen aus eigenen Erwerbsquellen der Kolonie stammen. Der Reichszuschuß beziffert sich auf $9^1/_2$ Millionen. Der Handel hat sich stetig gehoben. In der Zeit vom 1. Oktober 1910 bis zum 1. Oktober 1912 betrugen die Einnahmen der chinesischen Seezollverwaltung in Tsingtau 3,7 Millionen Mark, eine Steigerung von 9,5 vH. gegen das Vorjahr. Der Gesamtwert des Handels stieg auf 138,8 Millionen Mark, d. i. um rund 8 vH. Aber über Mangel an kaufmännischer Unternehmungslust wird auch hier geklagt. Sie läßt sich nicht entbehren, Kaufleute und Industrielle müssen in den von der Verwaltung musterhaft vorbereiteten Boden die Saat streuen und ernten**).

Fehlt es den heimischen Kreisen noch an Vertrauen, so hat die deutsche Kolonie und ihre Verwaltung solches auf einem anderen Gebiete erworben, — das Vertrauen der Chinesen, ein für das Gedeihen der Kolonie hoch anzuschlagendes Moment. Mühsam und langsam haben die Chinesen sich überzeugt, daß keinerlei Absicht besteht, das deutsche Territorium zu vergrößern und Chinas Integrität anzutasten. Als Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen im September in Tsingtau weilte, hat er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit vornehmen Chinesen gegenüber Deutschlands Standpunkt dargelegt, und man darf hoffen, daß seine Worte, die ein sympathisches Echo in der chinesischen Presse fanden***), nicht vergessen werden. Das Vertrauen wurde gewonnen durch vorbildliche Ordnung und Sicherheit, Gesundheits- und Krankenpflege, hervorragende Leistungen im Garten- und Waldbau im Zusammenhange mit Schutzmaßnahmen gegen Zerstörungen durch die zu gewissen Zeiten vom Gebirge herunterflutenden Wassermassen, ferner durch die Förderung der wichtigsten privaten Unternehmungen: Eisenbahnbau, Kohlengewinnung und im Zusammenhange damit Erleichterung der Ausfuhr chinesischer Erzeugnisse. Ein weiteres langsam wirkendes, aber dauernden Erfolg versprechendes Mittel ist die Verbreitung deutscher Kultur und Wissenschaft durch Schulen von den Gouvernements- und Missions-Elementarschulen an (beide Konfessionen sind hier rühmlich beteiligt) bis zu der „deutsch-chinesischen Hochschule" in Tsingtau, der sogar

*) Vgl. auch den Anhang zu Schülers „Geschichte Chinas"; das erwähnte Buch Hackmanns „Welt des Ostens"; H. Weicker „Kiautschou". Berlin 1908; Alfons Paquet, „Li oder im neuen Osten". Berlin 1912.

**) Was das deutsche Kapital leisten kann, entzieht sich dem Urteil des Verfassers, der hier nur wiedergibt, was von verschiedenen beachtenswerten Stellen als wünschenswert bezeichnet wird.

***) „Ostasiatischer Lloyd" vom 11. Oktober 1912.

der Philosoph Ku hung ming seinen Sohn anvertraut hat*). Mehr noch als auf das durch die Schulen übermittelte positive Wissen kommt es auf das durch sie geförderte Gewinnen gegenseitigen Verständnisses an. Ein guter Kenner der Verhältnisse ist der Ansicht, daß die Deutschen in Tsingtau mehr als sonst die Europäer sich bemühen, in das Wesen der Chinesen einzudringen**). Aber auch die Übermittlung der idealen geistigen Güter beansprucht Geldmittel, und unmöglich kann das Reich hier alles leisten. Das Interesse der deutschen geldkräftigen Kreise für die Lehranstalten in China, die schließlich dem deutschen Handel und der Industrie den Boden vorbereiten, war bisher gering, in beschämendem Gegensatze zu England und Amerika. Ein Beispiel: In Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung, befindet sich eine deutsche Mittelschule für Chinesen; die beiden deutschen Lehrer sind von der Regierung besoldet, alles übrige, auch das Gehalt für die chinesischen Lehrer, muß anderweitig beschafft werden. Vom Reiche kann auch nicht mehr verlangt werden, da die Anstalt sich in rein chinesischem Gebiete befindet, aber die Vertreter der deutschen Erwerbsinstitute kümmerten sich um diese indirekt für sie höchst wichtige Schule nicht. Selbst der Aufruf des Schulleiters an die heimische Industrie um Überlassung von Modellen und Bildern, wenn sie auch gebraucht oder veraltet seien, zum Anschauungsunterricht, war bis zum letzten Sommer erfolglos geblieben. Unmittelbar neben dem ärmlichen Institute erhebt sich ein Prachtgebäude der englischen Mission, die mit 10 000 Pfd. St. freiwilliger Gaben ein großartiges Museum errichtet hat***). In einer Zeitung vom heutigen Tage†) finde ich die erfreuliche Nachricht, daß nun doch ein deutsches Museum zustande gekommen ist und lebhaftes Interesse erweckt, aber — die Engländer haben auch hier wieder die Vorhand. Im übrigen muß hervorgehoben werden, daß auch außerhalb der speziellen deutschen wirtschaftlichen Interessensphäre an einzelnen Stellen für Verbreitung der deutschen Sprache gesorgt wird. Das hervorragendste Beispiel ist die ganz aus privaten Mitteln geschaffene Medizinschule zu Schanghai.

Ich komme auf das Vertrauen zurück, das namentlich in der Provinz Schantung zu Deutschland besteht und, soweit die Behörden in Frage kommen, schon längst in dem vortrefflichen Verhältnis zwischen den beiderseitigen Gouverneuren zum Ausdruck kam. Neuerdings ist es noch besonders dadurch gefestigt worden, daß unsere Kolonie als die einzige von allen sich während der Stürme der Revolution als eine Insel der

*) A. Paquet a. a. O.

**) Hackmann a. a. O.

***) „Frankfurter Zeitung" vom 6. Juli 1912. Es ist bemerkenswert, daß gerade von diesem Blatte jener Vorwurf gegen die finanziellen Kreise erhoben wird.

†) „Tag" vom 18. Dezember 1912.



vollkommensten Ordnung bewährt hat, einer Ordnung, die sich weit ins eigentliche chinesische Gebiet der Provinz hinein wohltätig bemerklich gemacht hat. Zahlreiche Chinesen suchten und fanden Schutz in Tsingtau und ließen sich dort dauernd nieder. Die Einwanderung wohlhabender Chinesen war neu. Man hat ihnen — einigen dreißig — den Ankauf von Grundstücken im europäischen, bisher streng reservierten Stadtteile gestattet. Hoffentlich ergeben sich daraus nicht Inkonvenienzen, wie sie in solchem Falle in anderen Kolonien sich ergeben haben. Man wird sie eintretendenfalls aus merkantilen und politischen Motiven in den Kauf nehmen müssen.

Auch der wiederholt erwähnte Sun jat sen hat Ende September Tsingtau besucht, seinen Landsleuten die deutsche Kolonie als Vorbild hingestellt und die Kaufleute zur Mitarbeit aufgefordert*). Man wird gut tun, solche Äußerungen eines Privatmannes nicht zu überschätzen und wenn er demnächst, wie es heißt, nach Deutschland kommt, sich der mit Li hung dschang gemachten Erfahrungen zu erinnern. Aber ganz abgesehen von den Auslassungen jenes Revolutionärs im Ruhestande kann die Kolonie auf ihre Erfolge stolz sein und wir mit ihr. Wir dürfen nicht vergessen, daß Tsingtau als Marinestation entstand und daß die Kolonie noch heute eine wehrhafte ist und bleiben muß als Stützpunkt des Kreuzergeschwaders, dem der Schutz der gesamten deutschen Interessen in Ostasien obliegt. Es handelt sich hier um einen Erfolg der bewaffneten Macht, die sich diesmal produktiv erwiesen hat. Es bleibt zu wünschen, daß Handel und Industrie das begonnene Werk tatkräftig fortsetzen zum eigenen und des gesamten Vaterlandes Nutzen und Ehre.

---

*) „Ostasiatischer Lloyd“ vom 11. Oktober 1912. Vgl. auch die Nummer vom 18. Oktober 1912.

# Pudlitz kontra Flemming.

Eine Archivstudie.

Von

**Dr. jur. Anderson,**
Geheimem Admiralitätsrat.



Seine Majestät der König von Preußen war indigniert. Er hatte aber auch allen Grund dazu. Vor ihm lag ein Bericht des Obristen v. Buddenbrook de dato Riesenberg, den 22. März 1723, folgenden Wortlauts:

„Ew. Königlichen Majestät muß ich in aller Unterthänigkeit hierdurch eine gewisse Begebenheit melden, welche zwischen dem Sächsischen General Flemming und dem Lieutenant Baron v. Pudlitz vom Schlippenbachischen Regiment am 19. dieses sich zugetragen hat. Dieser gemeldete Lieutenant ist am berührten dato von dem Major v. Roppen zu einem ohnweit Marienwerder wohnenden Pohlnyschen Edelmann, welcher ein guter Nachbar und Freund von der Garnison ist, eines Deserteurs halber mit demselben zu sprechen, geschicket worden, allwo er dann den General Flemming auch gefunden, so überm Essen, nach einigem Wortwechsel, unter anderm gegen den Lieutenant gesprochen: Er habe in Elbing ein gewisses Kämmerchen bauen lassen, umb den ersten den besten Preußischen Offizier, welchen er bekommen könnte, darauf zu setzen; und wie Ihme darauf der Lieutenant gebührend geantwortet, hat der General ihn einen preußischen Hund, auf ferneres Verantworten aber (nebst Bedrohung mit dem Stocke) gar eine Canaille geheißen, sodaß der Lieutenant nach dem Degen gegriffen, umb den großen Tort und Beschimpfung auf frischer Tat zu revangiren. Es hätte derselbe auch seinen Zweck gewiß erreichen würden, wann er nicht, da er eben den Degen bereits halb aus gehabt, durch einige von des Generals Suite überfallen, fest gehalten und ihme der Degen genommen worden. Inzwischen, da der Lieutenant von dem großen Schwarm sich nicht sogleich losmachen können, hat der General ihn während der Zeit mit Stockschlägen dergestalt eigenhändig traktiret, daß er gar zu Boden gefallen. Diese so harte Beschimpffung an dem General zu rächen, hat der Lieutenant, um sich mit einem frischen Degen zu versehen, sich eiligst nach der Garnison begeben, nach einem kleinen Verweilen aber den General, welchen er sonst außerhalb zu rencontriren im Begriffe gewesen, unvermuthet auf der Gasse in Marienwerder begegnet;

da dann der Lieutenant sofort sich Ihme genähert, mit dem Erbiethen, daß Er von einem Degen oder ein Paar Pistohlen die Wahl haben sollte. Allein, da der General sich zu keiner Satisfaction einlassen wollen, hat der Lieutenant zu Rettung seiner honneur die kurze resolution gefasset, und ihn mit gleichmäßigen Stockschlägen ziemlich begegnet, womit dann der General fort und nach Pohlen gereiset ist.

Solches habe ich Ew. Königlichen Majestät in aller Unterthänigkeit melden sollen in submissester devotion ersterbender

Buddenbrook."

Der beim sächsisch-polnischen Hofe bevollmächtigte preußische Gesandte, ein Herr v. Schwerin, erhielt die Weisung, den Sachverhalt aufzuklären und zu berichten. Schwerin, Diplomat, der er war, fiel selbstverständlich nicht mit der Tür ins Haus. Ganz gelegentlich gab er dem sächsischen Generalfeldmarschall v. Flemming zu erkennen, daß der preußische Hof mit seinem Bruder, dem General der Kavallerie, „nicht zufrieden" sei. Auf dessen Seite große Bestürzung. Was sollte sein Bruder gegen die preußische Majestät wohl verbrochen haben können? Er dringt in den Gesandten um nähere Erklärung und, als dieser immer noch nicht mit der Sprache heraus will, alarmiert er seine Freunde. Da produziert der Gesandte endlich das Schreiben Buddenbrooks. Der Feldmarschall liest. Die Sache kommt ihm sehr unwahrscheinlich vor:

Sollte das mit dem „Kämmerchen" nicht par Spaß und Kurzweil gesagt gewesen sein? Zum Despect der preußischen Nation könne es wohl nicht gesagt sein, denn sein Bruder sei selbst aus dem Preußischen gebürtig. Der Lieutenant möge dem General wohl sehr grob und ehrenrührig geantwortet haben und nach einer solchen expression wären dann die harten Ausdrücke des Generals vielleicht nur conform und proportional gewesen. Daß der Lieutenant den Degen habe ziehen wollen, sei, nachdem es einmal schon zu solchen extremis gekommen, an sich sehr vernünftig von ihm gewesen. Wenn er aber freilich beabsichtigt habe, einem unbewaffneten Mann den Degen in die Rippen zu stoßen, so könne man der Knechte Verfahren nicht wohl Unrecht heißen, welche sich sonst in ihrer Herren Händel nicht zu meliren haben. Ob der Lieutenant mit Stockschlägen tractiret worden sei, das wäre res facti und müsse man auch alteram partem darüber hören. Wenn aber der Lieutenant sage, er habe sich nach der Garnison begeben, so erscheine ihm das sehr dunkel. Sei die Garnison in Marienwerder, warum sei der General nicht arretiret worden? Sei sie aber nicht in Marienwerder, so wäre es ja eine Königliche Stadt; weshalb seien dann nicht die Unterthanen zu Hülfe genommen, einen zum Despect eines großen Königs excedirenden Mann in Arrest zu bringen? Da im übrigen nicht zu vermuthen, daß sein Bruder allein gewesen, so verstehe er nicht, wie die Stockschläge auf der Gasse so sanftmüthig abge-

gangen sein können, außer daß er sonst wisse, daß sein Bruder den Degen zu ziehen, eher zu prompt, als zu langsam zu jeder Zeit gewesen.

Der „Zufall" wollte es, daß der General v. Flemming kurz darauf um die Zeit der Ostermesse selbst nach Sachsen kam. Der Feldmarschall klopft bei seinem Bruder auf den Busch, macht ihm aber von der Buddenbrookschen Meldung noch keine Mitteilung. Da hört er nun, daß die Sache sich ganz anders zugetragen hat, als sie dem Könige gemeldet ist. Nun weiht er den Bruder in die Situation ein und erbietet sich, die weiteren Schritte für ihn zu tun. Dazu bedarf es aber einer schriftlichen Unterlage. Der General liefert sie, indem er folgenden Brief de dato Leipzig, den 19. April 1723, an ihn richtet:

„Hochgebohrner Reichs Graff,
hochgeehrtester Herr General Feldmarschall,

Auf Ew. Excellenz Begehren, was neulich mit einem Lieut: vom Schlippenbachischen Regiment Nahmens Publiz vorgegangen, berichte, daß ich den 16. Mart. meine Reise aus Elbing nach Pohlen angetreten, und bin unter Weges bey dem Herrn Cammerherrn Kretkowski im Weißhoff, der als Commissarius mein Regiment die Revue hat passiren lassen, abgestiegen, woselbst ich viele Pohlnische Cavaliers angetroffen. Gegen Mittag kam ein Preuß. Officier auch dahin, deme alle Höflichkeit erzeiget wurde, er nennete sich Publiz, Lieutenant vom Schlippenbachischen Regiment. Der Discours fiel unter andern auf die gewaltsame preuß. Werbung, da ich endlich auch mit lachendem Munde sagte: daß es die Preuß. Herren Officiers freylich ein wenig zu bunt macheten, und sie würden es solange treiben, bis man einmahl einen Preuß. Officier in Arrest behalten würde, wie dann das Schlippenbachische Regiment in dergleichen Verfahren sich vor andern distingirte, als welches mir auch meinen Mälzer mit Gewalt vom Wagen genommen. Der Lieut: antwortete mir auch im Scherz: »Ew. Excellenz würden mich doch nicht in Arrest nehmen lassen?« worauf ich replicirte: Es wäre auf der Hauptwache in Elbing ein hübsches Stübchen, aparte vor Officiers, da sie sich gut drinn bequehmen könnten. Der Lieut: gab darauff zur Antwortt: »Ew. Excellenz würden mir doch was zu essen geben?« Worauff ich erwiederte, daß es daran nicht manquiren würde. Inzwischen gieng der Ungarische Wein ziemlich herumb. Wie ich nun nach dem Essen Abschied nehmen und meine Reise continuiren wolte, so trat der Lieut: zu mir, und sagte: »Herr General, wo Sie was wieder das Schlippenbachische Regiment haben, so bin ich hier, und können Sie mit mir die Sache ausmachen.« Ich sahe wohl daß der Lieut: betruncken war, und sagte ihm nur: »Nein, mein Freund, ich habe mit ihm nichts auszumachen; es werden schon andere Leuthe seyn, die in demjenigen, was ich mit dem Schlippenbachischen Regiment habe, decidiren

werden«. Und wie ich darauff fortgegangen, so war der Lieut: hinter meinem Rücken mit dem Degen heraus, in Willens, mich anzugehen, davor ihn aber, weil ich keinen Degen an der Seite, sondern nur einen Stock in der Hand hatte, die Umbstehende befallen und verhindert. Ich empechirte noch die übrigen Suiten und sagte, er möchte nur fortreiten, welches er auch endlich gethan. Die Aufführung des Lieutenants condemnirten alle Gegenwärtige. Eine Stunde darauff bin ich abgereyset und auff Marienwerder zugefahren und wäre in meinem Wagen die Stadt schlafend passiret, wann ich nicht auff dem Marckte durch ein wüstes Geschrey von mehr als 50 expresse, wie es schiene, darzu commandirte Soldaten, wäre aufgewecket worden. Denn einige hielten meine Bedienten, so zu Pferde waren, auff, andere fielen meine Kutschpferde an, die meisten drangen mit großen Geschrey auf mich zur Kutsche, worunter ich auch den Lieut: selbst gewahr worden, und verlangten des Lieutenants Degen. Ich ergriff hierauff meine Pistohlen und stieg zum Wagen heraus, sagende, daß Ich des Lieut: Degen nicht hätte, sondern er wäre zurückgeblieben, da mir dann Raum gemacht ward, und einer mir zurieffe: »O! Ihre Excellenz schießen Sie nicht«. Ich steckete auch darauff die Pistohlen ein, und fragte, was vor ein Officier daselbst das Commando hätte, und erhielte zur Antwortt: »der Major Ropp«, welcher aber nicht zuhause wäre. Ich wolte also zum General-Major Gräben gehen, und wie ich unterwegs, hat man mittler Zeit meine Carosse plündern wollen, auch würcklich meinen Stutz und Pistohlen schon ergriffen, welches aber meine Bedienten abgewendet. Wie ich aber erfahre, daß der Herr Gen. Major Gräben nicht zu Hause, und wieder zu meinem Wagen kam, hatte sich alles verlohren, so daß ich, ohne weiter aufgehalten zu werden, zur Stadt hinausfuhr und meine Reise fortsezete. Dieses ist der wahre Verlauff der ganzen Sache, und hätte ich mich nicht versehen können, daß an einem Orthe, wo Garnison liegt, dergleichen Insulte einem durchgehenden, geschweige einem General begegnen können, zweifele auch nicht, daß Ihre Königliche Majestät in Preußen solch attentat der Garnison um denen Reisenden in dero Landen und denen Ihrigen in frembden Landen den Weg sicher zu erhalten, entweder von Selbst oder auf Begehren meines allergnädigsten Königs und Herrn, auffs schärffste ressentiren und straffen würde. Ich verharre Ew. Excellenz

Fleming."

Mit diesem Briefe hatte der Feldmarschall, was er vorläufig brauchte. Nun galt es, die Desavantage ausschließlich auf die gegnerische Seite, die preußische, zu verlegen. Der Feldmarschall wählte den kürzesten Weg. Er wandte sich direkt nach Berlin an den Prinzen von Anhalt-Dessau mit der Bitte, bei dieser ungewöhnlichen Affäre als Vorgesetzter ein Auge zuzudrücken und persönlich noch ein übriges zu tun, dadurch, daß er dem

Lieutenant bei dem Könige die Erlaubnis erwirke, sich die Satisfaktion zu verschaffen, die ihm der General zu jeder Zeit zu geben bereit sei. Der Prinz ging auf die Sache ein, behielt sich aber seinen Entschluß noch vor. Bei seiner Rückkehr nach Dresden fand der Feldmarschall seinen Bruder noch anwesend. Da indessen in der nächsten Zeit Nachrichten aus Berlin nicht eintrafen, reiste dieser nach Polen ab, um dort seinen Gegner zu erwarten. Bei seiner baldigen Wiederanwesenheit in Berlin mußte der Feldmarschall zu seinem Erstaunen hören, daß der Lieutenant v. Pudliz die Sache so auffasse und drehe, als sei es Sache des Generals, sich Satisfaktion zu verschaffen. Dem mußte natürlich aufs energischste entgegengetreten werden: Hatte doch der Lieutenant selbst angegeben, Stockschläge erhalten zu haben; deshalb hatte auch er und nicht der General, der nach seiner Angabe unberührt geblieben war, bemüht zu sein, den Affront zu tilgen. Eifrig dabei, dieser nach seiner Ansicht allein richtigen Auffassung nach Möglichkeit Geltung zu verschaffen, wandte sich der Feldmarschall auch an den Baron v. Ilgen, und hocherfreut, daß sich dieser erbot, mit dem Könige über die Sache direkt zu sprechen, schrieb er ihm, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, unterm 27. Mai 1723 noch einen Brief folgenden Inhalts: Er bitte, Seiner Majestät zu sagen, daß diese Affäre, die ihren Urquell habe in den Gewalttätigkeiten, die preußische Werbeoffiziere des Königlichen Verbots ungeachtet an den Leuten seines Bruders ausgeübt hätten, ihm sehr empfindlich sei, weil er merke, daß Neider und Feinde seines Bruders, wenn auch ohne Erfolg, versucht hätten, dem Könige eine andere Auffassung der Sache beizubringen, als wie sie ein Pommer, ein Flemming, ein Bruder von ihm überhaupt selbst jemals haben könne und dürfe. Er glaube nicht, daß, solange die Familie Flemming bestehe — und sie bestehe schon seit sehr vielen Jahrhunderten —, es auch nur einen einzigen dieses Namens gegeben habe, der eine erlittene Beleidigung ungerächt gelassen, oder, wenn er selbst der Beleidiger gewesen, nicht Genugtuung geboten oder solche gar verweigert hätte. Auch sein Bruder habe sich anläßlich dieser Affäre sehr lebhaft in diesem Sinne ausgesprochen. Nachdem er inzwischen den Bericht seines Bruders an den Hof geschickt und Seine Hoheit den Prinzen von Anhalt persönlich verständigt habe, genüge es, zu sagen, daß sein Bruder nach Polen zurückgekehrt sei, um dem Offizier auf Verlangen an der Stelle Genugtuung zu geben, wo die Affäre angefangen habe.

Baron Ilgen verstand seine Sache. Er wußte seinen Vortrag so geschickt zu gestalten, daß der König selbst den Brief zu lesen wünschte und dem Feldmarschall in allen Stücken recht gab. Der Feldmarschall, glücklich über diesen Erfolg und darauf bedacht, das Eisen zu schmieden, solange es noch warm sei, setzte sich unverzüglich mit dem Grafen v. Seckendorff in Verbindung und suchte dessen Einfluß für die Annahme folgenden Vor-

schlags zu gewinnen: Sobald der Lieutenant v. Pudliz in Marienwerder angekommen sein würde, solle er dem General v. Flemming nach Elbing Nachricht geben, damit ihm dieser Ort und Zeit mitteilen lassen könne, wo und wann er ihm Genugtuung geben wolle. Jede Partei solle nicht mehr als zwei Offiziere mit je einem Diener bei sich haben. Der General, dem die Wahl der Waffen zustehe, werde dafür sorgen, daß diese prompt zur Stelle seien.

Die Sache sollte nicht so schnell vonstatten gehen, wie der Feldmarschall es sich dachte und wünschte. Auch König Friedrich Wilhelm lag zwar daran, die Affäre möglichst kurz aus der Welt zu schaffen. Er konnte aber mit seinem Gewissen nicht so schnell einig werden. In seiner Brust kämpfte der oberste Kriegsherr gegen den höchsten Hüter des Rechts. Er ließ den Prinzen von Anhalt, den Grafen Seckendorff und einen Herrn v. Katsch zu sich entbieten und eröffnete ihnen, daß er Bedenken trage, dem Lieutenant die Erlaubnis zu dem Duell zu geben, solange er in seinem Dienste stehe. Herr v. Katsch konnte sich nicht enthalten, demgegenüber noch einmal vorzubringen, daß der Lieutenant überhaupt nicht glaube, in der Desavantage zu sein, er meine vielmehr nach wie vor, daß es Sache des Generals sei, sich Satisfaktion zu holen. Der König aber wies solche Auffassung schroff zurück und der Prinz von Anhalt stimmte ihm zu. „Was muß man machen, wenn man sich rühmt, Stockschläge ausgeteilt zu haben, ohne Genugtuung geben zu wollen?“ wandte sich der König an Seckendorff. „Einen solchen Menschen muß man unter dem Stocke sterben lassen“, antwortete dieser. Hiernach faßte der König den Entschluß, dem Lieutenant kurzerhand den Abschied zu erteilen.

Andere Schwierigkeiten! Der Lieutenant v. Pudliz erklärte sich außerstande, das erforderliche Reisegeld zu beschaffen für die Offiziere, die ihm als Sekundanten dienen sollten. Ein brandenburgischer Offizier, meinte er, wolle sich ihm überhaupt nicht zum Sekundanten anbieten. Ja, er zeigte sich selbst dann noch unentschlossen, als Graf Seckendorff sich anbot, ihm einen Kaiserlichen Offizier zu besorgen und dessen Zehrungskosten zu bezahlen. Das rätselhafte Verhalten des Offiziers erregte jetzt allgemeinen Unwillen, der sich auch dann nicht legte, als dessen Colonel, der General Schulenburg, durchblicken ließ, daß der Lieutenant in Wahrheit nur deshalb Bedenken trage, nach Polen zu gehen, weil er fürchte, ihm könne dort nach dem Gesetze das ehrliche Begräbnis verweigert werden; nebenher besorge er freilich vielleicht auch die strafweise Einziehung eines kleinen Gutes, das er in Brandenburg habe. Dem trat Seckendorff entgegen: Solange es sich um die Ehre handele, sei es nicht nötig, auf Begräbnis oder Güter bedacht zu sein. Es sei schon sehr viel Ehre für den Lieutenant, mit einem General zu tun zu haben, und zwar mit einem General von Reputation, der dies alles nur aus Achtung vor

der Preußischen Majestät tue. Ohnedies würde er hier ganz anders handeln. Im übrigen solle der Lieutenant nur nicht glauben, daß ein Affront durch einen anderen Affront aus der Welt geschafft werden könne usw.

v. Pudliz erklärte nunmehr, er wolle nach Mecklenburg gehen und von dort dem General schreiben, er möge kommen und ihm auf diesem Territorium Satisfaktion geben. Das schlug bei dem Feldmarschall v. Flemming allerdings dem Faß den Boden aus. Es habe den Anschein, war seine Antwort, als wolle man der Sache aus dem Wege gehen. Wenn man dem Austrage in Mecklenburg zugestimmt haben würde, dann würde wahrscheinlich wieder ein anderer Ort in Vorschlag gebracht werden. Man begreife sehr wohl, daß dies nur eine Finesse sei, den General zu einem stillschweigenden Zugeständnis zu zwingen, daß er durch den Lieutenant affrontiert sei. Das sei des Generals selbstverständlich unwürdig, und in diesem Falle würde er es für richtig halten, von dem Lieutenant auf eine für ihn fühlbarere Weise Rechenschaft zu fordern. Man gebe dem Lieutenant Zeit, sich die Sache noch einmal zu überlegen.

Hierüber reiste der Feldmarschall von Berlin wieder ab. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in Dresden erhielt er von dem Geheimen Kriegsrat v. Suhn einen Brief aus Berlin, nach dem es den Anschein hatte, als ob der Prinz von Anhalt annehme, daß man auf seiten des Generals darüber einig geworden sei, die Affäre im Anhaltischen austragen zu lassen. Der Prinz von Anhalt habe ihn, v. Suhn, beauftragt, an Seine Exzellenz zu schreiben, daß, der getroffenen Vereinbarung zufolge, der Baron v. Pudliz, sobald der General v. Flemming ihm den Rendezvous-Platz auf dessauschem Gebiete genauer habe wissen lassen, sich sofort dorthin begeben werde. Er, v. Suhn, habe zwar dem Prinzen vorgestellt, daß er von einer Abrede, die den Ort der Zusammenkunft von Polen verlegt habe, nichts wisse. Der Prinz habe ihm indessen entgegnet, v. Pudliz mache Schwierigkeiten, nach Polen zu gehen, weil er sich außer Dienst befinde und ohne Protektion sei. Feldmarschall v. Flemming habe es selbst gebilligt, daß sich die Affäre auf Dessauer Gebiet abspielen solle, und daß Seine Exzellenz dies an den General, seinen Bruder, auch schreiben wolle.

Nach diesem Briefe blieb dem Feldmarschall gar nichts anderes übrig, als seinem Bruder den Sachverhalt mitzuteilen und ihn zu bitten, für den Fall, daß er bereit sei, auf anhaltischem Gebiete Satisfaktion zu geben, Zeit und Waffen zu bestimmen. Dem Herrn v. Suhn aber antwortete der Feldmarschall: Er habe in der Affäre seines Bruders bisher überhaupt noch nach keiner Richtung hin eine Vereinbarung getroffen. Er habe dies auch gar nicht tun können, denn er habe dazu keinen Auftrag. Er habe aber seinem Bruder geschrieben und sobald er dessen Ant-

wort habe, werde er sich an den Prinzen von Anhalt des Weiteren halber direkt wenden. Die Schwierigkeiten, die v. Pudliz fortdauernd mache, zögen die Affäre nur in die Länge, während ihm doch alles daran liegen müsse, die Sache zu beschleunigen.

General v. Flemming erklärte sich bereit, nach Dessau zu kommen. Der sächsische Kabinettsminister, Wirkliche Geheime Rat, General und Gouverneur Graf v. Wackerbarth, und Colonel v. Gersdorff, seine Sekundanten, reisten am 27. September 1723 gegen 10 Uhr abds. nach Dessau ab und kamen am nächsten Tage gegen 9 Uhr abds. daselbst an. Sie stiegen in der „Post“ aus und schickten sofort eine Empfehlung an Herrn Villeneuve, den Hofmarschall des Prinzen von Anhalt-Dessau, mit der Bitte, ihnen eine Audienz bei Seiner Hoheit zu besorgen. Der Prinz hatte sich, von der Jagd ermüdet, bereits zur Ruhe begeben. Der Empfang mußte deshalb bis zum andern Morgen verschoben werden. Nach kurzer Begrüßung überreichten die Herren dem Prinzen den Brief, den der Feldmarschall an ihn geschrieben hatte. Der Prinz las den Brief. Auf die Frage, ob sie ihm noch etwas anderes zu sagen hätten, überreichte Graf Wackerbarth noch einen anderen Brief des Feldmarschalls und einen dritten dessen Bruders, des Generals, die in der Affäre gewechselt waren. Der Prinz legte diese Briefe zur Seite und fragte nach ihrem Inhalte. Der Graf berichtete und als er zu Ende war, antwortete der Prinz, er habe aus Gefälligkeit gegen den Feldmarschall sein Wort gegeben, daß die Affäre in seinem Lande in aller Sicherheit abgetan werden könne, und dieses Versprechen wiederhole er hiermit. Der Graf konnte sich nicht enthalten, auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß beim Austrag der Affäre einige Amtleute dazwischen kommen und den Kampf verhindern könnten, und bat deshalb den Prinzen um eine schriftliche Sicherheit oder Zuteilung eines Offiziers, der bezeugen könnte, daß der Prinz sein Einverständnis gegeben habe. Der Prinz lehnte ab. Sein Wort genüge ein für allemal. Von Seite seiner Leute würde eine Störung nicht eintreten. Übrigens sei v. Pudliz bereits in Dessau anwesend. Er habe einen Herrn v. der Lech, einen mecklenburgischen Major, als Sekundanten bei sich und logiere in der „Post“, also in demselben Quartier, wie sie selbst. Was den Platz anbetreffe, so schlüge er vor, Radegast zu wählen. Es liege hart an der Grenze von Sachsen und fast halbwegs zwischen Dessau und der Herrschaft Klein-Welcke, die dem General v. Flemming gehöre. Während die Landkarte gesucht wurde, kam das Gespräch auf die leidige Deserteurfrage. Der Prinz beklagte sich bei dem Grafen, daß sein Vater, der General, in seinem Stabsquartiere zwei Deserteure von seinem, des Prinzen, Regiment in Arrest behalte. Der Graf antwortete ausweichend, verschwieg aber nicht, daß sein Vater anscheinend sich streng an das Kartell zwischen Preußen und Sachsen halten zu müssen glaube. Damit war der

Prinz indessen nicht zufrieden. Man könne recht wohl Rücksicht nehmen auf **casus pro amico**, wie man das gehabt hätte für Herrn v. Forcade und für andere. Schließlich lud er die Herren ein, mit seiner Frau, der Prinzessin, im Schlosse zu dinieren, aber beide entschuldigten sich mit ihren Geschäften und baten um ihre Verabschiedung.

Kaum waren Graf Wackerbarth und v. Gersdorff wieder in ihrem Gasthofe angelangt, als sich der prinzliche Schloßhauptmann, Namens Tourhammer, melden ließ, um ihnen mitzuteilen, daß er vom Prinzen beauftragt sei, durch seine persönliche Anwesenheit und Autorität für die Ungestörtheit des bevorstehenden Zweikampfes zu sorgen. Er bemerkte noch, daß Herr v. Pudliz Tür an Tür mit ihnen wohne, und erklärte sich bereit, die Vorstellung zu übernehmen. Die höfliche Anrede des Lieutenants wurde in derselben Weise erwidert. Im übrigen kam man gleich auf die Sache selbst und fragte nach dem Major v. der Lech. v. Pudliz konnte nur bedauernd erwidern, daß der Major vor zwei Tagen in seiner Angelegenheit über Leipzig nach Dresden abgereist sei; er würde ihn aber nunmehr durch eine Stafette zurückrufen lassen. Ein besonderer Eilbote sei nicht nötig, erwiderten ihm die Herren. Sie selbst hätten eine Stafette über Leipzig nach Dresden zu schicken. Dieser möge er der Kostenersparnis halber seinen Brief mitgeben. Sie würden vier Meilen von Dessau auf dem Landgute des Generals v. Flemming die Rückkehr des Boten, wie auch die Nachricht von der Rückkehr des Herrn v. der Lech erwarten. Nach einigen verbindlichen Worten und nachdem die Stafette auf den Weg gebracht war, begaben sich Graf Wackerbarth und v. Gersdorff nach Klein-Welcke. Kurz darauf langte auch General v. Flemming daselbst an. Er war mit den Sicherheitsmaßnahmen des Prinzen einverstanden und zeigte sich bei bester Laune.

Am nächsten Tage besichtigten der Graf und v. Gersdorff die Gegend bei Radegast. Man fand schließlich zwischen dem Dorfe Capelle, unter dessauscher Hoheit, und Salzfurt, unter sächsischer Hoheit, ein nach jeder Richtung geeignetes Terrain. Bereits tags darauf, am 2. Oktober, erhielt man die Nachricht, daß Major v. der Lech in Dessau angekommen sei. Graf Wackerbarth und v. Gersdorff reisten sofort ab und kamen gegen 3 Uhr nahm. in Dessau an. Der Schloßhauptmann übernahm wiederum die Vorstellung und die Verhandlungen wurden ohne weitere Umstände aufgenommen. Man einigte sich zunächst darüber, daß der Kampf stattzufinden habe ohne jegliche Überrumpelung oder Hinterlist; jede neue Beleidigung müsse vermieden werden und keinesfalls dürfe man handgemein werden, widrigenfalls die Sekundanten sofort einzuspringen hätten, denn es handele sich hier weder um eine studentische Mensur, noch um ein Gladiatorenschauspiel auf Tod oder Leben, sondern um eine ehrenhafte Genugtuung nach den Regeln des point d'honneur. Von diesen allgemeinen

Festsetzungen ging man sogleich auf die besonderen Bedingungen über. Frage: ob es genügen würde, sich nur mit dem Degen zu schlagen. Major v. der Lech widersprach. Die Sache habe schon viel zu viel Aufsehens gemacht, um sich damit begnügen zu können. Es müsse sogleich zur Pistole gegriffen werden. Beschluß: Der Kampf beginnt mit einem zweimaligen Kugelwechsel. Im Anschluß daran hat man den Recours zum Degen. Damit war die Waffenfrage erledigt. Nun schlug man Herrn v. der Lech als Rendezvous den Platz zwischen Capelle und Salzfurt vor. Dieser meinte erst, das Terrain bereits zu kennen, entschied sich aber schließlich doch für eine gemeinschaftliche Besichtigung unter Zuziehung des Schloßhauptmanns. Der Graf und v. Gersdorff gaben sich nunmehr die größte Mühe, den Schloßhauptmann zur Übernahme der Funktion als zweiter Sekundant des Lieutenants v. Pudliz zu bewegen. Dieser mußte jedoch ablehnen, so gerne er dazu beitragen würde, um die Partie gleichzumachen, aber der Prinz habe es nach dem Beispiel des Königs von Preußen sowohl ihm, wie jedem anderen preußischen Offizier strengstens verboten, sich in das Duell selbst aktiv hineinzumischen. Schon war man im Begriff, sich zu trennen, als Major v. der Lech in Gegenwart des Lieutenants v. Pudliz das Ersuchen stellte, diesem den Degen zurückzugeben, den man ihm in Polen abgenommen. Da Graf Wackerbarth und v. Gersdorff von dem Verbleib dieses Degens keine Kenntnis hatten, konnten sie nur versprechen, ihr möglichstes zu tun, daß der Lieutenant ihn zurückerhalte. Als aber der Graf sah, welch hoher Wert der Sache auf der Gegenseite zugemessen wurde, zog er den silbernen Degen, den er an der Seite trug, und bot ihn v. Pudliz an mit dem Hinzufügen: er wünschte, daß er von Golde wäre. Der Lieutenant lehnte dankend ab: Er würde den Degen nicht nehmen, auch wenn er 1000 Dukaten wert wäre. Ein Tausch käme für ihn überhaupt nicht in Betracht. Sein Degen trüge das Abzeichen des Schlippenbachischen Regiments und diesen müsse er wieder haben. Er bitte, dann wenigstens für die demnächstige Zurückgabe der Waffe in Berlin Sorge zu tragen, und das wurde ihm versprochen.

Am anderen Morgen hatten Graf Wackerbarth und v. Gersdorff die Ehre, dem Prinzen für die so bereitwillig gewährten Sicherheiten nochmals persönlich zu danken. Er nahm diesen Dank sehr huldvoll auf, behielt die Herren fast zwei Stunden bei sich und zeigte ihnen seine Pferde, Hunde und Orangenbäume. Vom Schlosse aus begaben sie sich dann mit dem Schloßhauptmann und dem Major v. der Lech gemeinsam nach dem Kampfplatz. Man fand diesen in jeder Hinsicht für geeignet und verabredete, sich hier am nächsten Morgen gegen 8 Uhr mit den beiden Gegnern pünktlich einzustellen.

Der Tag der Entscheidung war gekommen. Es hatte — für den Austrag eines Ehrenhandels — lange genug gedauert, ehe es

soweit war. Das Rekontre hatte am 19. März stattgefunden und heute schrieb man den 4. Oktober. Aber selbst heute sollte es ohne eine unliebsame Verzögerung nicht abgehen. Man hatte sich verspätet, aber diesmal auf sächsischer Seite. In einer Chaise jagte General v. Flemming zum Rendezvous. Graf Wackerbarth und v. Gersdorff zu Pferde voraus, die Dienerschaft hinterher. An dem Graben, der die sächsisch-anhaltinische Grenze markierte, stieß man auf die Gegenpartei. Der Lieutenant v. Pudliz hielt hier mit dem Major v. der Lech und dem Schloßhauptmann bereits über eine Stunde. Die Begrüßung war kurz und förmlich, die unvermeidliche Entschuldigung wurde kaum angehört. Es war die höchste Zeit, anstatt der vielen Worte nunmehr Kugeln zu wechseln. Auf sächsischer Seite tritt v. Gersdorff an den General heran und bittet, ihm zu folgen. Auf preußischer nimmt v. der Lech den Lieutenant mit sich. Es wird haltgemacht. Die beiden Sekundanten, begleitet von je einem Diener, begeben sich nach der Mitte des Platzes. Je ein Paar Pistolen werden dem Etui entnommen, von der Gegenseite besichtigt und vor deren Augen geladen. Die Bedingungen des Zweikampfes werden noch einmal rekapituliert. Ihre strenge Befolgung wird zugesichert. Die Sekundanten kehren zu ihren Prinzipalen zurück, nehmen ihnen ihre Rohrstöcke ab und übergeben ihnen die Waffen. „Bitte zu avancieren!" ertönt das Kommando hüben und drüben und in gemessenem, gleichmäßigen Schritt nähern sich die beiden Gegner, gefolgt von ihren Sekundanten. Fast gleichzeitig kommen sie an der Mensur an, die auf eine Distanz von 20 Schritt durch Pfähle gekennzeichnet ist. Weiter darf mit der Pistole nicht vorgegangen werden. Es gilt nur ein Weichen nach rechts oder links. Der General bleibt stehen. Sein Gegner sucht ihn durch ständige Bewegung und laute Zurufe, wie: Ah —! Ah —! zu irritieren. Da kracht es auf beiden Seiten fast zugleich. v. Pudliz zuckt, dem scharfen Auge v. Gersdorffs erkennbar, zusammen. „Ist's genug?" ruft dieser dem Major fragend zu. „Bitte weiter!" erschallt es von dessen Seite nach kurzer Beobachtung zurück. Die Kugeln hatten beide ihr Ziel verfehlt. Zweiter Gang. v. Pudliz sucht dem Gegner mit erhobener Pistole näherzukommen. Jetzt drückt er ab und ist schon mit der Hand am Degen, um mit diesem auf den General einzustürmen. Da fällt dessen Schuß. Konvulsivisch fährt v. Pudliz mit der Hand nach dem Kopf, so daß Hut und Perücke zur Erde fallen. Dann dreht er sich wilden Blickes einmal im Kreise herum und schlägt zu Boden. v. der Lech springt hinzu und mit ihm eine Anzahl preußischer Offiziere, die sich in der Nähe hinter Buschwerk und Bäumen versteckt gehalten hatten — Regimentskameraden. Auch der Chirurg des Generals eilt auf dessen Geheiß herbei. Doch alle können nicht mehr helfen. Der Gefallene gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Die Kugel war unter der rechten Achselhöhle eingedrungen, hatte

Leber und Lunge durchschlagen und war auf der linken Seite zwischen Hemd und Weste stecken geblieben.

Auf sächsischer Seite hatte man Eile, in das engere Vaterland hinüberzukommen. Der General bestieg schleunigst seine Chaise und die Sekundanten ihre Pferde. „C'est ainsi, que le Ciel seconda la bonne cause de Mr. le Général", waren die Worte, die Graf Wackerbarth bei der Verabschiedung für die Situation übrig hatte.

König Friedrich Wilhelm hat den traurigen Ausgang dieser von Anfang an gründlich verfahrenen Affäre so leicht nicht überwinden können. Am deutlichsten zeigt das der Schriftwechsel, der sich im Anschluß an die Affäre zwischen dem König August von Polen und ihm über die Frage entwickelte, wie bei ehrenrührigen Differenzen zwischen sächsischen und preußischen Offizieren in Zukunft zu verfahren sei, um diese einer persönlichen Auseinandersetzung im Wege des Duells zu entheben. Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Schriftwechsel hatte eine Eingabe der sächsischen Generalität gegeben, in der diese dem König August nahelegte, sie in Zukunft ein für allemal von der Beobachtung des Duellmandats fremden Offizieren gegenüber zu entbinden, wie im vorliegenden Falle der General v. Flemming davon entbunden worden sei. Der König ließ sich auf diese Aspiration nicht ein, sondern entschied sich für die mit Preußen anzustrebende Vereinbarung eines geordneten ehrengerichtlichen Verfahrens vor einem forum mixtum. Soweit dieser Schriftwechsel sich noch mit der Pudlizschen Affäre befaßt und für die abweichende Auffassung des Falles an den beiden Höfen bezeichnend ist, soll er hier noch Platz finden.

Ihre Königliche Majestät in Pohlen schrieb an des Königs in Preußen Majestät d. d. Warschau, den 3. Juni 1724:

„Ew. Majestät ist gefällig gewesen, auf unser an dieselbte, occasione des Putlizischen Duells abgelassenes Schreiben vermittelst dero freundvetterlichen Antwortt von 18ten Mart: des ietztlauffenden Jahres Sich dahin freundbrüderlich zu erklähren, daß Sie ganz geneigt und willig seyn, wenn jemand von Unseren oder anderer auswärtigen Puissancen Officiers oder auch Civil=Bedienten, Vasallen und Unterthanen durch Ew. Majestät Officiers, Unterthanen, Vasallen und Bedienten iezt oder ins Künftige an ihren Ehren oder sonsten laediret zu seyn vermeynen sollte, ihme deshalb alle gebührende rechtliche Satisfaction auf geziemendes Ansuchen zu verschaffen, zu solchem Ende eine strenge Untersuchung anzuordnen, auch, nach Beschaffenheit der Sachen und derer dabey vorkommenden Umbstände, personal=Arrest gegen den Beklagten sofort zu verhängen, die Affaire selbst aber, nach Unterscheid derer dabey Interessirten Personen und ihres Standes, durch unpartheyische Kriegs=Rechte, Commissiones oder Judicia mixta, erörtern und entscheiden, und darbey eine reine und prompte Justiz administriren zu lassen.

Wie nun hieraus Ew. Majestät rühmliche Liebe zur Gerechtigkeit und aequanimität klährlich erhellet, also werden Wir dadurch in Unserer persuasion bestärcket, daß Ew. Majestät die Putlizische affaire nicht gleich anfänglich recht eigentlich und umbständlich vorzutragen worden seyn müsse, maßen dero genereuse Declaration uns keines Weges zweiffeln lässet, daß, wofern nur Ew. Majestät von denen bey solcher sache sich ereignenden Umbständen genügende représentation geschehen wäre, eine ganz andere resolution erfolget seyn würde. Denn, da nicht nur zu der Zeit, als die affaire passiret, sondern auch, als dero an Unsern Hoff befindliche Ministre die Sache bey Unsern General-Feld-Marschall Grafen von Flemming angebracht, ausführliche Erläuterung von Unserer Seite erhalten, und solche an Ew. Majestät Hoff eingesendet gehabt, der von Putliz würcklich noch in Ew. Majestät Kriegs-Diensten sich befunden, so würden auf eigentlichen Vortrag und représentation die Rechte und Dero eigenes Duell-Mandat Ew. Majestät an Hand gegeben haben, es nicht bey der bloßen dimission bewenden zu lassen, sondern auch, ohne beschehenes formelles Ansuchen, die Untersuchung ex officio und mithin zugleich die arretirung des Bar: von Putliz als einer, gegen den General von der Cavallerie, Grafen von Flemming in niedrigen caractere stehenden und in dero Landen nicht possessionirten Person zu verfügen, welchem nach die Sache auf obige, in Ew. Majestät Antwortt-Schreiben bekannt gemachte Arth, hätte erörtert und behöriger Justiz administriret werden können. Wir nehmen in dessen Ew. Majestät so gerechtes, als zu Erhaltung und Befestigung Freund-Vetter-Brüder- und nachbarlichen guten Vernehmens (welches sorgfältig zu cultiviren Wir von Anfang Unserer Regierung an, beständig geflissen gewesen) gereichendes Erbieten danknehmig an.

Gleichwie aber, umb zu solchen Zweck desto zuverlässiger zu gelangen, einer unumbgänglichen Nothwendigkeit seyn will, von beyden Theilen gewisse Generals und die General-Auditeurs zu deputiren, welche bis auf Unsere beyderseits ratification eines gewissen Plans, nach welchen in obgedachten Fällen es führohin zu halten, und, wie die unpartheyische Kriegs-Rechte, Commissiones und Judicia mixta zu bestellen, sich vereinigen und alle etwa vorkommende casus, soweit möglich regliren könnten.

Also zweiffeln Wir nicht, Ew. Majestät werden Sich solche vorgängige Zusammensetzung mitgefallen lassen, und wegen Zeit und Orth, da dieser Plan zu entwerffen, wie auch, wen Sie von Ihrer Seiten dazu zu gebrauchen gemeynet, gegen Unsere, an dero Hofe befindlichen Ministre sich je eher, je lieber zu declariren belieben, damit Wir, wenn Wir Uns mit Ew. Majestät über Zeit und Orth verglichen, denen Unsrigen sodann ebenfalls das benöthigte darunter committiren können. Maßen Wir denn zum voraus Ew. Majestät gleichergestalt die freundbrüderliche Versiche-

rung geben, daß Wir Unseres Orths Ew. Majestät Officieren oder auch Civil-Bedienten, Vasallen und Unterthanen in dergleichen unverhofften casibus, gleichmäßiges Recht und prompte Justiz wiederfahren zu lassen, iezt und künfftig bereit und willig, auch davon bey ersterer Gelegenheit Ew. Majestät reelle Proben zu zeigen bedacht seyn werden, dargegen Wir von Ew. Majestät gleichmaßiger realität Uns freundbrüderlich zuversichtlich versehen und insonderheit Ew. Majestät umb gerechte Verfügung wegen des, Unserm General, dem Grafen von Flemming, weggenommenen Mälzers (wovon die Händel eigentlich ihren Ursprung haben) nicht minder wegen der in der Publizischen Sache von dem Obristen von Buddenbrock erstatteten, wiewohl unzeitigen, mithin ungegründeten Relation, und denn endlich auch in der noch neulich an eben denselben General von den Capitaine Wurm geschehenen Zunöthigung, als wovon Ew. Majestät allbereit informiret sind, hiermit Freund-Vetterlich angelanget haben wollen.

Die Wir in diesem festen zuversichtlichen Vertrauen, Ew. Majestät zu Erweisung etc.

Augustus Rex."

Die Antwort Jhro Majestät des Königs in Preußen an Jhro Königl. Majestät in Pohlen d. d. Berlin, den 23. September 1724, lautete, wie folgt:

„Uns ist Ew. Majestät freundbrüderlich Schreiben vom 3ten Juni jüngsthin zu seiner Zeit wohl zu handen gekommen, und haben Wir daraus ersehen, was dieselbe wegen formirung eines Plans zu künfftiger Untersuchung und Abthuung der hinc inde zwischen beyderseits Officieren, Vasallen oder Unterthanen etwa weiter vorfallenden, zu fatalen und traurigen Ausgängen sonst abziehlenden Irrungen und Zwistigkeiten auf Unser Ew. Majestät in Schreiben vom 18. Mart: dieses Jahres gethane schriftliche Erklärung annoch zu erinnern und vorzuschlagen beliebig gewesen. Wir wollen nun zuförderst so wenig wünschen als vermuthen, daß dergleichen unglücklicher Zufall, als die Puttlizische Duell-Sache ist, sich weiter ereignen, vielmehr beyderseitige Officierer hinkünfftig sich eines besseren besinnen und in denen Schrancken wie benachbarten und unter Zweyen in guten Vernehmen und Freundschafft lebenden Puissances stehenden Vasallen es geziehmet, sich halten und aufführen werden. Umb jedoch allen etwa dennoch besorgenden Unheil in Zeiten vorzubeugen und die Desordres auch daher leicht entspringende widrige Ausgänge kräfftigst zu verhüten, wollen Wir etc. . . (es folgt die Zustimmung und der Vorschlag, als Ort und Zusammenkunft der beiderseitigen Deputierten eine Grenzstadt zwischen Treuenbrietzen und Wittenberg zu wählen) . . . Die oberwehnte Puttlizische Sache aber bey solcher Gelegenheit zu resuscitiren und auf communication von ein und anderer Acten zu bestehen, werden hoffentlich Ew. Majestät weiter nicht verlangen, vielmehr nach dero be-

kannten Großmüthigkeit mit uns darinn eynig seyn, daß zur Vermeydung aller neuen Weitläufftigkeiten, es besser, solche zu assoupiren, als sie weiter zu rühren, zumahl es dieserseits sonst an ein und andern relevanten Einwendungen nicht ermangeln dürfte. Belangende den Mälzer, dessen Ew. Majestät in Eingangs bemelten dero freundbrüderlichen Schreiben Erwehnung thun, da können wir Ihro wohl versichern, daß derselbe dero General, Graf von Flemming, gewiß nicht vorenthalten werden würde, wenn er bey dem Regiment geblieben wäre, da aber gedachter Mälzer, nach pflichtmäßiger Versicherung, und den Bericht des Obristen Buddenbrocks nach, sofort wieder desertiret, so ist nicht möglich, daß er gestellt werden könne. Und was endlich die Sache wider den Capitaine Becheferschen Regiments, von Wurmb, betrifft, solche ist dergestalt abgethan, daß vorgemelter Ew. Majestät General, der Graf von Flemming, als welcher um derselben Loßlassung bey Uns sich selbst beworben, damit hoffentlich zufrieden seyn wird. Wir verbleiben übrigens etc.

Friedrich Wilhelm."

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.

# Die Strategie Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, 24. Januar 1913

von

**Schwertfeger,**
Major im Königlich Sächsischen Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe,
Lehrer an der Kriegsakademie.

(Mit einer Skizze.)



Der 24. Januar 1913 bietet Anlaß zu bedeutungsvollen Rückblicken. Vor 201 Jahren wurde zu Berlin Friedrich der Große geboren, dessen Erinnerung der heutige Tag geweiht ist, und dessen Strategie im Siebenjährigen Kriege den Inhalt des heutigen Vortrages bilden soll. An der Spitze seines Heeres und gestützt auf die straffe Organisation, die König Friedrich Wilhelm I. dem preußischen Staate gegeben hatte, erhob er in unvergleichlichen Feldzügen sein Preußen aus der Reihe bedeutungsloser Mittelstaaten und gewann für sich selber unsterblichen Ruhm. Heute vor 150 Jahren verweilte er zu Leipzig, in erobertem feindlichen Lande, auf das eifrigste damit beschäftigt, dem Kriege der sieben Jahre den für sein Land vorteilhaftesten Abschluß zu geben.

Wieder ein halbes Jahrhundert später, am 24. Januar 1813, befand sich der Träger der preußischen Krone, König Friedrich Wilhelm III., auf der Durchreise nach Breslau in dem schlesischen Städtchen Haynau, immer noch an die verhaßte Bundesgenossenschaft des französischen Imperators gekettet, aber bereits fest entschlossen, Preußens Kräfte zum letzten entscheidenden Kampfe wider den übermächtigen Feind aufzurufen.

Und wiederum 50 Jahre später, am 24. Januar 1863, also heute vor 50 Jahren, wurde zu Berlin der Wortlaut einer Adresse des Abgeordnetenhauses bekannt, worin ein großer Teil der Volksvertretung die Verantwortung für die Maßnahmen der Staatsregierung ausdrücklich ablehnte. Es handelte sich in der Hauptsache um die Bewilligung der Geldmittel für die von König Wilhelm I. als dringend notwendig erkannte und bereits durchgesetzte Armeereform, durch die der preußischen Politik die Friderizianische Stoßkraft zurückgewonnen werden sollte.

Mit welchem unvergleichlichen Erfolge die Armee sodann die ihrer harrenden Aufgaben gelöst hat, dessen dürfen wir alle uns heute erfreuen.

Der einschneidendste Wechsel in der Gesamtlage Preußens findet sich in den beiden Zeitpunkten ausgedrückt, die für die Jahre 1763 und 1813 soeben kurz gekennzeichnet wurden. Im Januar 1763 steht König Friedrich der Große im Begriff, die Früchte eines jahrelangen, unerhört opfervollen Krieges zu ernten, seinem Lande einen Frieden zu sichern, der keinerlei Opfer an Staatsgebiet in sich schließt. Ein halbes Jahrhundert später sehen wir den Staat Friedrichs des Großen in seiner tiefsten Demütigung, durch jahrelange Bedrückungen eines schonungslosen Gegners fast seiner letzten Hilfsmittel beraubt. Was aber am schlimmsten wog: Auf die Waffenehre der Armee war durch die Ereignisse des Krieges 1806/07 ein dunkler Schatten gefallen, ein Schatten, der auf die Zuversicht der besten Männer im Staate lähmend einwirkte. Zu unerhört erschienen die Niederlagen des Heeres, die kaum sieben Jahre zurücklagen, dem damaligen Geschlechte, die Kapitulationen ganzer Armeeteile im offenen Felde, die schmähliche Übergabe so vieler Festungen, noch bevor eine Bresche im Hauptwall lag, oft sogar noch vor Beginn ernster Feindseligkeiten. Die Führer des Heeres bei Jena und Auerstedt und das gesamte Offizierkorps, sie alle hatten sich auf Friedrich den Großen und seine Feldherrnkunst berufen. Im festen Glauben, die gewissenhaften Vertreter und Fortbildner seiner Anschauungen zu sein, waren sie guten Mutes in den Kampf gezogen, der mit der Zertrümmerung Preußens endete. Dabei hatte es an Reformversuchen vor der Katastrophe keineswegs gefehlt, und die preußische Armee galt noch kurz vor Ausbruch des verhängnisvollen Krieges als eine der besten Europas, wenn nicht als die Erste in der Welt*). Wie grausam sich dieses Urteil im Verlaufe weniger Monate gewandelt hat, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die Armee von 1806 in mehrfacher Beziehung weit besser war als ihr Ruf. Auf dem Gebiete der Kriegführung im großen, der Strategie, hat indessen zweifellos ein Zustand geherrscht, der einen entschiedenen Rückschritt gegen die Friderizianische Auffassung vom Kriege bedeutet. Man hatte „die echten Lehren der Friderizianischen Kriegführung vergessen, diejenigen der Napoleonischen noch nicht begriffen"**). Das möge ein Überblick über Friedrichs des Großen Strategie im Siebenjährigen Kriege erweisen.

*) So bezeichnete Generalleutnant v. Rüchel in einer Anrede an die Militärische Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1803 das preußische Heer, „dem seine Taktique und Muth den Namen des ersten Kriegesheeres in Europa erwarb". (Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. Berlin 1803. 2. Bd., S. 9.)

**) Colmar Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. S. 361. (2. Aufl.) Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Mit Waffengewalt hatte Friedrich in den beiden Schlesischen Kriegen Schlesien und die Grafschaft Glatz erworben und behauptet. Seine innere Überzeugung, daß er um den Besitz dieser Provinz nochmals werde kämpfen müssen, hatte seinen Kriegsvorbereitungen während der Friedensjahre 1745 bis 1756 den inneren Ansporn gegeben. An Zahl verstärkt, in exerziertaktischer Beziehung vervollkommnet, durch eine hervorragende kriegsmäßige Manöverausbildung auch für die Lösung schwerster Aufgaben befähigt, stellte die preußische Armee ein Machtmittel ersten Ranges dar, als bei dem Könige die gewisse Überzeugung sich befestigte, daß ein großer Koalitionskrieg gegen ihn im Werke sei. Gegenüber einer vielköpfigen verbündeten Kriegsbedrohung stand der König zunächst allein; gegenüber den Großmächten Österreich, Rußland und Frankreich konnte er nur auf die Bundesgenossenschaft Englands und der kleineren norddeutschen Staaten zählen. Preußens Lage war ungemein schwierig, zumal da bei der Österreich zugewandten Haltung Sachsens die Gegner vom Herzen der Monarchie, von der Kurmark, nur wenige Tagemärsche entfernt sich aufzustellen vermochten.

Friedrichs des Großen Entschluß stand fest. Er wollte nicht warten, bis seine verschiedenen Gegner mit ihren Kriegsvorbereitungen fertig waren, sondern in Ausnutzung seiner größeren Bereitschaft sich gegen den zunächst erreichbaren Gegner, also gegen Sachsen, demnächst gegen Österreich wenden. Die Erfahrungen der Schlesischen Kriege hatten ihn belehrt, daß Sachsens Besetzung die Vorbedingung aller weiteren Operationen bilden müsse, da er hierdurch nicht nur seine Machtmittel vermehrte, sondern vor allem eine bessere Verbindung mit Schlesien schuf.

So bedeutete die im ersten Kriegsjahre 1756 erfolgte Besetzung Sachsens und die Entwaffnung der sächsischen Armee für den König lediglich eine Erweiterung seiner Machtsphäre und damit die Schaffung einer günstigeren Grundlage für die weiteren Operationen gegen Österreich. Der aus dem tapferen Ausharren der Sachsen und aus der Notwendigkeit einer Schlacht gegen die zum Entsatze heranrückenden Österreicher bei Lobositz sich ergebende Zeitverlust verhinderte bereits die vom Könige schon für das Kriegsjahr 1756 geplante Besetzung des nordböhmischen Gebietes bis zur Eger und ließ weiteres Vordringen als aussichtslos erscheinen. Der tatsächliche Verlauf der Begebenheiten bewirkte also ein Zurückbleiben hinter dem erstrebten Ziel.

Um so weniger Berechtigung ist der Forderung Napoleons I. zuzusprechen, daß der König schon im September 1756 mit 90 000 Mann Prag hätte nehmen und seine Winterquartiere in Böhmen aufschlagen sollen.

Der von Napoleon I. herrührende und zu St. Helena entstandene Abriß der Kriege Friedrichs des Großen gewährt uns die Möglich-

keit, die Ansichten eines der erfolgreichsten Feldherren der Geschichte über die Kriegführung seines vielbewunderten Vorbildes genau kennen zu lernen. Gerade die Tatsache, daß die Denkweise Napoleons*) eine völlig unbefangene Würdigung fremder Verdienste eigentlich niemals zuließ, macht uns seine Urteile um so wertvoller, da wir hier vor einseitiger Verherrlichung sicher sind.

Waren gewisse Maßnahmen des Königs im Oktober 1756 nicht nur von seinen Gegnern, sondern auch im eigenen Lager ihm zum Teil als das Eingeständnis strategischer Schwäche ausgelegt worden, so verblüffte die kraftvolle Offensive um so mehr, mit der Friedrich im April 1757 von den Vorbereitungen des Vorjahres zu tatkräftigem Handeln überging. Nach strategischen Entwürfen verschiedener Art, in denen der Offensivgedanke im Meinungsaustausch mit den Generalen Winterfeldt und Schwerin allmählich immer klarer hervortrat, ging der König Mitte April 1757 aus breiter Aufstellung, die ganz Nordböhmen umspannte, mit vier Hauptkolonnen in der allgemeinen Richtung auf Prag vor, krönte das schwierige Problem des Anmarsches aus weiter räumlicher Trennung durch die Vereinigung seiner Kräfte vor der Entscheidungsschlacht und errang bei Prag am 6. Mai unter schwersten Opfern einen entscheidenden Sieg gegen die Österreicher, deren Stellungen durch die Preußen von der Flanke her von Abschnitt zu Abschnitt aufgerollt wurden. Da die geschlagenen Feinde sich in die Festung Prag hineinwarfen, so reifte beim König alsbald der Entschluß, Festung und Armee zugleich in seinen Besitz zu bringen, ähnlich wie es den deutschen Heeren 1870 bei Metz gelungen ist. Damit wäre ein Erfolg von solcher Tragweite errungen worden, daß er auf Österreichs Haltung nicht ohne tiefgehenden Einfluß hätte bleiben können, und vielleicht gelang es dadurch bereits jetzt, Österreich von der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes zu überzeugen. Leider aber reichten die Machtmittel des Königs zur Belagerung von Prag und zu der gleichzeitig nötig werdenden Abwehr eines Entsatzheeres unter Daun nicht aus. Unzufrieden mit der zögernden Haltung des gegen Daun zur Deckung der Einschließung von Prag ausgeschiedenen Herzogs von Bevern entschloß sich der König, am 18. Juni mit 33 000 Mann bei Kolin den Angriff gegen die in starker Stellung befindlichen, wesentlich überlegenen Österreicher zu wagen. Trotz allen Heldenmutes der Truppen mißglückte der Angriff, da es nicht gelang, die Unterlegenheit an Zahl durch rechtzeitige und wirkungsvolle Umfassung der feindlichen rechten Flanke auszugleichen. Durch

*) Correspondance de Napoléon Ier, publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Band 32. Oeuvres de Napoléon Ier à Sainte-Hélène. Paris 1870. (S. 161 ff.) (Deutsch in „Militärische Klassiker des In- und Auslandes, Militärische Schriften von Napoleon I. Erläutert durch Boie". Dresden 1880. Neuausgabe von 1901.)

die Niederlage von Kolin nun auch zur Aufhebung der Belagerung von Prag gezwungen, ging der König Schritt für Schritt auf beiden Ufern der Elbe gegen Sachsen und Schlesien zurück. Zur offensiven Niederwerfung der österreichischen Hauptarmee hatten sich seine Kräfte als zu schwach erwiesen; angesichts der nunmehr gleichfalls in den Kampf tretenden Streitkräfte Rußlands, Schwedens und Frankreichs galt es, zunächst die Grenzen des eigenen Landes gegen eine Übermacht von Feinden zu halten.

Der Fall trat ein, den der König in seinen 1748 niedergeschriebenen „Generalprinzipien vom Kriege"*) als den schwierigsten bezeichnet hatte. „Die aller difficilesten Projekte von Campagnen seynd diejenigen, da man sich vielen starken und mächtigen Feinden zugleich opponiren soll. Alsdann muß man seine Zuflucht zur Politik mit nehmen und suchen, seine Feinde unter sich zu brouilliren, oder einen und andern durch avantages, so man ihn zu Wege bringet, zu detachiren. Was das militaire angeht, so muß man in solchem Fall wissen, à propos zu verlieren, denn derjenige, der alles zu gleicher Zeit defendiren will, wird nichts defendiren, mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sacrificiren, indessen aber mit der ganzen force denen andern zu Leibe gehen, sie zu einer bataille obligiren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Haufen zu werfen, alsdann man gegen die andern detachiren muß**)."

Deutlich tritt uns in diesen Worten die Erkenntnis entgegen, der auch Napoleon wiederholt Ausdruck geliehen hat, daß wer alles decken wolle, nichts deckt, daß also zu Gunsten des großen Ganzen gelegentlich Teilopfer gebracht werden müssen***). In der reinsten Form hat Friedrich diesen Gedanken 1749 ausgesprochen, als er im Falle eines gleichzeitigen Angriffes der Österreicher und Russen den General Lehwaldt mit sämtlichen Truppen aus Ostpreußen nach dem südlichen Kriegsschauplatze heranziehen wollte, um dort alle Kräfte zur Entscheidung

*) Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Friedrich der Große. Militärische Schriften erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen. Dresden 1880. Neuausgabe 1901. (S. 1 ff.) In der Folge bezeichnet mit Militärische Klassiker, Friedrich der Große.

**) A. a. O., S. 104/105.

***) Vgl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, V. Band, Heft 27: Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756 (S. 358): „Kleine Geister wollen alles conserviren, vernünftige Leute aber sehen nur auf die Hauptsache; sie suchen die großen Coups zu pariren und leiden ein kleines Übel, um ein größeres zu evitiren. Wer alles conservieren will, der conserviret nichts. Das essentielleste Stück, woran man sich also zu attachiren hat, ist die feindliche Armee, deren wahre Absichten man erraten und sich solchen mit allen Kräften entgegen setzen muß." Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

zu versammeln. So weit war der König dann tatsächlich nicht gegangen, hatte vielmehr 1756 Lehwaldt zur Verteidigung von Ostpreußen unter Zusicherung völliger operativer Freiheit dort belassen, ebenso wie er 1757 nach dem Rückschlage von Kolin Schlesien, Sachsen und die Lausitz durch getrennte Heeresteile zu sichern suchte. Die Deckung seiner Hauptprovinzen bildete bei der Kleinheit des Staates denn doch einen zu wichtigen Kriegszweck.

An der Spitze von 25 000 Mann warf sich der König im August 1757 den von Westen andringenden Franzosen und der Reichsarmee entgegen. Nach bedeutenden Marschleistungen seiner Truppen steht er bereits am 13. September in der Gegend von Erfurt. Rücksichtslos hatte er alles zurückgelassen, was auf dem Marsche nicht mitkam. Dadurch gewannen seine Bewegungen einen Schwung, der die zahlenmäßige Unterlegenheit seiner Streitkräfte nahezu ausglich. Die volle Ausnutzung der inneren Linie wurde erst hierdurch ermöglicht.

Fast erschien es dem Könige, der Anfang September auch noch die niederschmetternden Nachrichten erhielt, daß der greise Feldmarschall Lehwaldt am 30. August in Ostpreußen bei Groß-Jägersdorf durch die Russen geschlagen, daß Anklam den Schweden in die Hände gefallen sei, der Herzog von Bevern aber nach dem Gefecht bei Moys von der Lausitz nach Schlesien habe zurückgehen müssen, daß ferner General Hadik Berlin bedrohe*) — fast erschien es da dem Könige, als habe er seinen Zug nach Thüringen vergeblich unternommen, denn die Gegner wichen der Schlachtentscheidung geflissentlich aus. Die Befürchtung, sich durch seinen Vormarsch nach Thüringen in strategisch falscher Richtung festgelegt zu haben, wich am 24. Oktober vor der den König wahrhaft elektrisierenden Gewießheit, daß die Verbündeten aus Thüringen offensiv gegen Leipzig vorbrächen. Mit bewundernswerter Schnelligkeit vollzog sich die Versammlung der am 24. Oktober früh noch in vier Gruppen getrennt stehenden Armee bei Leipzig.

Für die Selbstbeschränkung und Vorsicht des Königs ist es ein schlagender Beweis, daß er auf einen Angriff gegen die starke Stellung der dreifach überlegenen Verbündeten bei Mücheln zunächst verzichtete und eine bessere Gelegenheit für den so heiß ersehnten Entscheidungsschlag in einer Aufstellung bei **Roßbach**, nur 4 km vom Feinde entfernt, erwartete. Seine Hoffnung erfüllte sich. Im Vertrauen auf ihre Überlegenheit an Zahl suchen ihn die Gegner am 5. November in weitem Bogen südlich zu umgehen und sodann umfassend anzugreifen. Der

*) Über den im Oktober 1757 tatsächlich ausgeführten Streifzug des Grafen Hadik nach Berlin vgl.: Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. 3. Teil. Der Siebenjährige Krieg 1756—1763. V. Bd. (Hastenbeck und Roßbach) S. 173ff.



König kommt ihrer weitausholenden Bewegung zuvor, die Reitergeschwader des Generals v. Seydlitz zersprengen den Feind; der Kampf dauerte kaum zwei Stunden und war schon entschieden, ehe die Masse der Infanterie zum Eingreifen kam. In wahrstem Sinne hatte bei Roßbach Seydlitz „die Ideen Friedrichs in die Wirklichkeit geritten"*).

Der moralische Erfolg des Sieges von Roßbach in ganz Europa war ungeheuer und überwog noch bei weitem seine unmittelbaren strategischen Wirkungen, obwohl gewißlich die völlige Auflösung der Reichsarmee und der fluchtartige Rückzug der Franzosen nach Westen bereits bedeutende tatsächliche Erfolge darstellten. Durch die Rückwirkung des Roßbacher Sieges auf die Stimmung im französischen Hauptquartier wurde es vor allem möglich, daß Friedrich die Abwehr der Franzosen hinfort der hannoversch-englischen Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig überlassen konnte.

„Durch diesen Sieg war Friedrich", so kennzeichnet der durch seine tiefen Untersuchungen über das Wesen des Krieges ausgezeichnete Oberstleutnant Creuzinger**) die strategische Lage nach Roßbach, „aus einer sehr ungünstigen strategischen Lage befreit. Diese hatte sich nach der Niederlage von Kolin beständig verschlechtert; es sei nur erinnert an den verlustreichen böhmischen Feldzug des Prinzen von Preußen, das vergebliche Vorgehen Friedrichs gegen den Prinzen von Lothringen bei Zittau, die Besetzung Berlins durch Hadik, die Niederlage Lehwaldts durch die Russen, ferner an die Schwierigkeit, den überlegenen Franzosen und Reichstruppen beizukommen, und an jene Tage, in denen Friedrich sein kleines Heer in Detachements auflösen mußte, um nur den dringendsten Anforderungen der nächsten Zeit einigermaßen gerecht zu werden. Durch alle diese Umstände war eine Menge von Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten***) auf die Seele des Königs gehäuft, welcher dieser nur durch die größte Geduld und unerschütterliche Festigkeit Herr werden konnte. Im letzten Grunde haben diese Seeleneigenschaften, sowie das Vertrauen auf seine Feldherrnkunst und seine tüchtige Armee, das selbst

*) (G. H. v. Berenhorst), Betrachtungen über die Kriegskunst (Leipzig 1798/99), Aphorismen (Leipzig 1805). Vgl. E. v. Bülow, Aus dem Nachlasse G. H. v. Berenhorsts. Dessau 1845/47.

**) Paul Creuzinger, Oberstleutnant a. D., Die Probleme des Krieges. Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege (S. 64/65). Leipzig 1908. W. Engelmann.

***) Solcher Widerwärtigkeiten wußte der König gelegentlich in klassischer Derbheit Herr zu werden. Als die Schweden ins Land gefallen waren, verblieb der schwedische Gesandtschaftssekretär v. Nolcken ruhig in Berlin, da Schweden nur als Garant des Westfälischen Friedens handele. Podewils und Finckenstein erbitten am 24. November 1757 Instruktionen. Der König schreibt ihnen am 27. November aus Erfurt: Renvoyez cette canaille. Vous êtes les plus faibles des hommes de le souffrir à Berlin; cela est indigne; vous ne savez pas votre métier. Fédéric.



die Niederlage bei Kolin nicht hatte erschüttern können, Friedrich über diese außerordentliche Krisis hinweggeholfen."

Die Verfolgung der geschlagenen Reichstruppen und Franzosen war kaum eingeleitet*), da sah sich der König durch die Nachricht von dem Vordringen der Österreicher in Schlesien bereits genötigt, sein Hauptaugenmerk dorthin zu wenden. Aber ehe er noch durch persönliches Eingreifen die Dinge in Schlesien wieder herzustellen vermochte, erreichte ihn eine Unglücksnachricht nach der anderen. Schweidnitz wurde am 12. November von den Österreichern erstürmt, der Herzog von Bevern am 22. November bei Breslau geschlagen und gefangen genommen, Breslau vom Feinde besetzt. Es schien, als sollte ganz Schlesien binnen kurzem wieder in Österreichs Gewalt zurückfallen.

Jetzt konnte nur die äußerste Kühnheit noch einen Umschwung herbeiführen. Allen Zweifeln und Befürchtungen zum Trotz entschließt sich der König, die Österreicher anzugreifen, wo er sie zu stellen vermag und wenn sie „auf dem Zobten oder auf den Kirchtürmen von Breslau stehen". Am 13. November war er mit 13 000 Mann von Leipzig aufgebrochen, am 28. bereits traf er in Parchwitz ein. Diese Marschleistung von 300 km in 15 Tagen verdient für die damalige Zeit Bewunderung, sie wurde nur ermöglicht durch die Souveränität, mit der sich Friedrich über die Anschauungen seiner Zeit erhob und seine Truppen nicht lagern, sondern unabhängig von Magazinen in den Kantonnementsquartieren verpflegen ließ.

Prinz Carl von Lothringen hatte nach der Wegnahme von Breslau eine feste Stellung nahe der Stadt besetzt gehalten, in der es dem Könige kaum möglich gewesen wäre, ihn anzugreifen. Anfang Dezember faßte ein österreichischer Kriegsrat gegen Dauns Ansicht den verhängnisvollen Entschluß, diese Stellung zu verlassen und dem Könige über Neumarkt entgegen zu gehen. In der Schlacht bei Leuthen, deren Erinnerung noch heute jedes deutsche Herz höher schlagen läßt, gelingt es sodann am 5. Dezember 1757 dem Könige mit seinem nur 37 000 Mann starken Heere, den etwa 65 000 Mann starken Österreichern die linke Flanke

*) Eine strategische Verfolgung größeren Stiles, wie sie z. B. Napoleon 1806 in vorbildlicher Art durchgeführt hat, war der Friderizianischen Kriegführung noch unbekannt. Zum Teil lag das an der damaligen Heeresverfassung und an der Kriegs- und Fechtweise jener Zeit, die eine Ausnutzung der Siege noch sehr erschwerten. Man fühlt sich gelegentlich an Turennes Ausspruch gemahnt, der nach einem Siege wie folgt verfuhr: «rendre grâces à Dieu, enterrer les morts, publier notre victoire» und als letztes anführte » en profiter en poursuivant l'ennemi«. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II, Heft 27: Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in der Entwicklung von 1745 bis 1756. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Vgl. auch: Militärische Klassiker, Friedrich der Große (S. 82).



abzugewinnen, ihren linken Flügel zu schlagen, und — in idealster Durchführung der sogenannten schrägen Schlachtordnung — jedem Versuche des Feindes zur Herstellung einer neuen Front mit ausreichenden Kräften zu begegnen. Eine wirksame Verfolgung, die indes durch Zieten, später durch Fouqué dem Könige immer noch nicht energisch genug vorgenommen wurde, ergänzte die glänzenden Ergebnisse der Schlacht dahin, daß zunächst Breslau zurückgewonnen wurde, während die Trümmer der österreichischen Armee sich bei Schweidnitz sammelten. Kaum 20 000 Mann gelangten nach Böhmen zurück. Schweidnitz blieb noch in den Händen der Österreicher.

So war denn sein Schlesien Friedrich dem Großen neu zurückgewonnen, und glänzender als je strahlte der Ruhm des kühnen Fürsten, der — in vorbildlicher Ausnutzung der inneren Linie — innerhalb weniger Wochen auf zwei weit getrennten Kriegsschauplätzen die vielfach überlegenen Heere verschiedener Koalitionsmächte entscheidend zu schlagen vermocht hatte. König Friedrich wurde zum Abgott seiner Soldaten, die von ihm sangen:

„Wohl von Berlin ein tapfrer Held
Regiert nebst Gott jetzt in der Welt"*).

Frische Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges ergoß sich in jedes preußische Herz und berechtigter Stolz, wie der Dichter es in begeisterten Worten schildert:

„Denn Preußen hatte wieder mitzureden,
Und seine Ehre flog durch alle Welt
Und stieg zu Gott und blendete die Sterne"**).

Es war die Geburtsstunde eines auf Preußens Siegeshelden sich gründenden deutschen Nationalgefühls.

Aber so hoch auch der Ruhm des Großen Friedrich und der Schrecken vor den preußischen Waffen stieg, das Ende des Kampfes war noch nicht erreicht. Im Gegenteil, gerade infolge der sie tief beschämenden Niederlagen beschlossen die Großmächte, ihre kriegerischen Anstrengungen hinfort noch zu steigern.

---

*) Zitiert nach Reinhold Kosers klassischem Werke „König Friedrich der Große". 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1905. Bd. 2, S. 211. Vgl. dort auch das Soldatenlied, in dem Friedrich geradezu als Gottesstreiter erscheint:

König Friedrich, Du mußt siegen,
Weil Dein Gott stets mit Dir ist.
Wer sollte sich vor Dir nicht schmiegen!
Du kämpfest als ein Held und Christ!

**) Der Große König. Zur Feier des 200jährigen Geburtstages Friedrichs des Großen in Szene gesetzt und herausgegeben von Georg v. Hülsen, Text von Joseph Lauff. Berlin 1912. Martin Oldenbourg. Worte des schwarzen Husaren, S. 34.

Aus der drückendsten strategischen Zwangslage des Vorjahres durch die Siege von Roßbach und Leuthen und durch die Gunst der Umstände befreit, die auch eine Räumung Ostpreußens durch die Russen herbeigeführt und die Vertreibung der Schweden aus Pommern ermöglicht hatte, suchte der König nunmehr seiner Kriegführung wieder den hohen Schwung einer auf das Ganze gerichteten Entscheidung zu geben. In der bunten Reihe der Koalierten blieb Österreich nach wie vor sein Hauptgegner; ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen, so daß es auf die Weiterführung des Kampfes verzichtete, mußte sein Hauptbestreben sein. So entschloß sich der König, nach der im April 1758 erfolgten Wegnahme von Schweidnitz wiederum den Krieg in Feindesland hineinzutragen, ehe noch die Russen, die im Januar 1758 auf Drängen der Kaiserin Elisabeth das wehrlose Ostpreußen völlig in Besitz genommen hatten, zu einer gemeinsamen Operation an der Seite der Österreicher zu gelangen vermochten. Seine Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. Zu einer Entscheidungsschlacht, die er durch die Bedrohung der wichtigen Festung Olmütz herbeizuführen gedachte, ließ es das sachgemäße strategische Verhalten Dauns nicht kommen, und auch der geplante Vernichtungsschlag gegen die Russen bei Zorndorf*) gelang nur zum Teil. Dagegen vermochte Daun den König bei Hochkirch zu überfallen und ihm schwere Verluste beizubringen. Trotzdem wußte der König die strategischen Wirkungen dieses Überfalls nahezu aufzuheben, Schlesien von den Feinden zu säubern und auch einen gegen Dresden geplanten Schlag abzuwenden.

Ende 1758 waren fast sämtliche preußischen Provinzen außer Ostpreußen vom Feinde befreit; dennoch hatte sich die strategische Gesamtlage des Königs durch den großen Kräfteverbrauch immer mehr verschlechtert. Täglich schwieriger wurde die Ergänzung seiner Armee; seine Gegner vermochten aus unerschöpflichen Quellen ihre Verluste immer wieder auszugleichen.

Für das Kriegsjahr 1759 wurde Sparsamkeit im Kräfteverbrauch daher für den König von ausschlaggebender Bedeutung. In der Muße der Winterquartiere hatte er sich, seiner tiefinneren Neigung zu kriegswissenschaftlichen Studien entsprechend, eingehend mit den inneren Ursachen seiner bisherigen Siege und Niederlagen beschäftigt. Klar erkannte er, wie wertlos alle praktische Kriegserfahrung bleibt, wenn sie nicht durch Nachdenken fruchtbar gemacht wird. So entstanden die Réflexions sur

*) Friedrichs Truppen hatten vor Zorndorf von Landeshut bis Cüstrin 265 km in zehn Tagen zurückgelegt. Daß Friedrich zu einem entscheidenden Schlage fest entschlossen war, erhellt aus seinem Schreiben an Dohna (vgl. R. Koser, König Friedrich der Große, 3. Aufl., II, 178): „Meine Devise ist siegen oder sterben und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheeren!“

la tactique et sur quelques parties de la guerre*), die er noch während des Winters dem General Fouqué und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig „als einzigsten Ertrag seines letzten Feldzuges“ zugänglich machte. Sie zeigen uns die strategische Auffassung des Königs, der es als die erste Pflicht des denkenden Offiziers hinstellte, durch geistige Arbeit zur Erkenntnis der inneren Ursachen von Sieg und Niederlage zu gelangen. „Was nützt es zu leben“, so beginnt er seine denkwürdigen Aufzeichnungen, „wenn man vegetiert? Was nützt das Sehen, wenn man nur Tatsachen in seinem Gedächtnis aufhäufen will? Was nützt mit einem Worte die Erfahrung, wenn sie nicht durch das Nachdenken verarbeitet wird! — Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen aneinanderzureihen, das ist es, was den Menschen von einem Lasttier unterscheidet. Ein Maulesel, der zehn Feldzüge lang den Packsattel des Prinzen Eugen getragen hat, wird dadurch kein besserer Taktiker geworden sein. Und zur Schande der menschlichen Natur muß man bekennen, daß viele Männer in einem sonst so ehrenvollen Berufe grau werden, ohne bessere Fortschritte zu machen als dieser Maulesel. — Daher sieht man eine so große Zahl von Militärs, die an kleinen Dingen hängend, in grober Unwissenheit verrottet, statt sich in kühnem Schwunge zu den Wolken zu erheben, nur **methodisch** im Schlamm der Erde zu kriechen wissen, die sich niemals um die eigentlichen Ursachen ihrer Triumphe oder Niederlagen kümmern und sie daher nie begreifen. Und doch haben diese Ursachen einen besonderen Wirklichkeitswert.“

Der König verwirft hier, was ausdrückliche Hervorhebung verdient, die **Methode**; zur freien Erkenntnis der inneren Ursachen sucht er seine Offiziere anzuleiten, denen er schon in seinen „Generalprinzipien vom Kriege**) zugerufen hatte: „Zuweilen kommen uns die guten Ideen über eine Sache allererst, nachdem wir über selbige mehrmals reflektiret haben. Seyd also activ und infatigable und machet Euch loß von aller Faulheit des Leibes und des Verstandes, sonsten werdet Ihr niemals denjenigen großen Kapitäns, so uns zum Exempel dienen***), gleich werden.“

---

*) Réflexions sur la tactique et sur quelques parties de la guerre ou réflexions sur quelques changements dans la façon de faire la guerre. (Oeuvres de Frédéric le Grand, tome XXVIII. Berlin 1856. Rudolf Decker, S. 151 ff.) Auch deutsch in: Militärische Klassiker, Friedrich der Große. Es empfiehlt sich, das französische Original zum Vergleich heranzuziehen.

**) Im Kapitel „Von denen Talents, welche ein General haben muß“. (Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 109.)

***) „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formiren, und wenn Helden als Condé, Turenne oder Cäsar unsere Admiration auf sich ziehen usw.“. (Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 106.)

Das Ergebnis, zu dem der König in der Muße der Winterquartiere gelangt, ist überraschend. Kein Wort von seiner eigenen strategischen Meisterschaft, die doch sein großer Schüler Napoleon I. in seinen siegesgleißenden Bulletins hinsichtlich seiner Person so trefflich ins Licht zu rücken wußte; kein Wort von seiner glänzenden Ausnutzung der inneren Linie: lediglich den Fehlern seiner Gegner will er seine bisherigen Erfolge verdanken. Auf das bestimmteste lehnt er es ab, seine bisher befolgte Methode als Muster hinzustellen; zu genau kannte er den Heißhunger der Durchschnittsbegabung nach einem Regelbuche für jeden Fall. „Meine Methode“, sagte er, „war nur gut infolge der Fehler meiner Feinde, infolge ihrer Langsamkeit, die meiner Aktivität zu Hilfe kam, infolge ihrer Indolenz gegen die Ausnutzung der Gelegenheiten: sie darf daher nicht als Muster gelten. Das gebieterische Gesetz der Notwendigkeit hat mich gezwungen, vieles dem Ungefähr zu überlassen. Die Handlungsweise eines Piloten, der mehr den Launen des Windes als der Richtung seiner Bussole folgt, kann nie als Regel dienen.“ Sodann entwickelt er in klassischer Klarheit, daß tatsächlich nur die Fehler seiner Feinde das kleine Preußen vor der Zertrümmerung bewahrt haben. „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde auf uns einbrechenden Völker, was haben sie erreicht? Ist es bei so viel Mitteln, so viel Kräften, so viel Armen erlaubt, so wenig auszurichten? Ist es nicht klar, daß wenn alle diese Heere bei richtigem Zusammenwirken gleichzeitig gehandelt hätten, daß sie dann unsere Korps, eins nach dem andern, erdrückt haben würden und daß sie — von dem äußersten Ende immer nach der Mitte vordringend — unsere Truppen einzig auf die Verteidigung der Hauptstadt beschränkt haben würden? Aber gerade ihre große Macht hat ihnen zum Schaden gereicht. Einer hat sich auf den andern verlassen, der Reichsgeneral auf den Österreicher, dieser auf den Russen, der wieder auf den Schweden und endlich dieser auf den Franzosen. Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen und diese Langsamkeit bei Ausführung ihrer Pläne! Sich in schmeichlerischen Hoffnungen und in der Sicherheit zukünftiger Erfolge einlullend, betrachteten sie sich als Herren der Zeit. Wieviel günstige Augenblicke haben sie sich entschlüpfen lassen, wie viele gute Gelegenheiten verpaßt! Mit einem Worte: welch' ungeheuren Fehlern verdanken wir unsere Rettung*)!“

Dieses Bekenntnis zeigt Friedrich in seiner ganzen überragenden Größe und läßt uns erkennen, wie wenig nach seiner Überzeugung die große Kriegführung die Einschnürung in die Fesseln wissenschaftlich gewonnener Regeln verträgt. Aus der Betrachtung der Kriege soll der

*) Réflexions sur la tactique usw., vgl. Anm. *, S. 49, Bd. 28 der französischen Ausgabe, S. 165, Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 170.

Geist des Feldherrn Ursache und Wirkung erkennen lernen; die daraus gewonnene Klärung seiner Anschauung wird ihn befähigen, auch in schwierigsten Lagen nach Umständen, nicht nach Regeln, zu handeln. In diesem Sinne allein empfiehlt er das Studium der großen Feldherren der Vorzeit, wie Cäsar, Eugen*), Condé und Turenne, ebenso wie es auch Napoleon I. tat, der dieser Ahnenreihe mit gutem Grunde Friedrich den Großen noch angehängt hat**).

Angesichts der immer schwieriger werdenden Lage konnte des Königs Strategie 1759 in der Hauptsache nur noch darauf gerichtet sein, sich trotz der ungeheuren Übermacht seiner Feinde noch weiter im Felde zu erhalten. Die Vernichtung des Gegners konnte er sich nicht mehr zum Ziele setzen, die Verhältnisse zwangen vielmehr gebieterisch zur strategischen Defensive. Im einzelnen gedachte er indes die Vorteile des angriffsweisen Verfahrens und der inneren Linie auszunutzen***). So verließ er Ende Juli das Lager von Schmottseifen, wo er seinen Hauptgegner Daun in Schach gehalten hatte, um sich den Russen entgegenzuwerfen, die in drohende Nähe gelangt waren.

Der König marschierte zu seiner größten Katastrophe, zur Niederlage von Kunersdorf, die den preußischen Staat bis an den Rand des Verderbens brachte und den eigentlichen dramatischen Gipfelpunkt des Siebenjährigen Krieges bildet. Am 12. August 1759 greift er die Stellung der von österreichischen Hilfstruppen verstärkten Russen bei Kunersdorf an. Im Bestreben, die Schlacht zu einer vernichtenden zu gestalten, setzt er Teile seiner Armee bereits gegen die rückwärtigen Verbindungen der Russen in Marsch, wird aber entscheidend geschlagen und verliert vier Zehntel seiner gesamten Streitkräfte. Diese schwerste Niederlage, die der König je erlitten, macht einen derartigen Eindruck

*) „Wer die Feldzüge des Prinzen Eugen liest, darf sich nicht damit begnügen, sein Gedächtnis mit militärischen Daten zu belasten; er muß vor allem bemüht sein, die großen Gesichtspunkte zu erfassen und vor allem ebenso zu denken." (Aus den Réflexions sur les projets de campagne. Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 341.) —

**) Lisez, relisez les campagnes d'Alexandre, Annibal, César, Gustave, Turenne, Eugène et de Frédéric; modelez-vous sur eux: voilà le seul moyen de devenir grand capitaine et de surprendre les secrets de l'art de la guerre. Votre génie, éclairé par cette étude, vous fera rejeter les maximes opposées à celles de ces grands hommes. Zitiert nach: Maximes de guerre et pensées de Napoléon Ier, 5. Auflage, Paris 1874. J. Dumaine.

***) Zunächst suchte er durch eine Reihe kleinerer Unternehmungen feindliche Verpflegungsmagazine in seine Hand zu bekommen, um dadurch den Beginn der feindlichen Operationen hinauszuschieben, sich selbst aber Teilerfolge zu verschaffen. Das glückte auch auf verschiedenen Stellen des Kriegsschauplatzes, an der Warthe bei Posen und im nordwestlichen Böhmen. Ein weiter ausgreifender Vorstoß des Prinzen Heinrich im Mai 1759 gegen die Reichsarmee, von Zwickau über Bayreuth

auf ihn, daß er vorübergehend alles verloren gibt und den Oberbefehl als Generalissimus seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, überträgt. Da aber die Gegner, betäubt von den schweren Verlusten, die auch sie erlitten, sich nicht rühren, so wächst der König innerhalb weniger Tage zu seiner alten Größe wieder empor, und am 18. August steht er zur Deckung seiner Hauptstadt mit etwa 30 000 Mann bei Fürstenwalde. Indes die Russen unternehmen nichts Energisches mehr.

Noch aber war das Maß des Unglücks nicht erschöpft. Dresden fiel am 4. Oktober in Feindes Hand, bei Maxen wurde General v. Finck mit 15 000 Mann zur Waffenstreckung genötigt, der größte Teil von Sachsen wurde von den Österreichern besetzt.

Da es dem Könige nicht gelang, während des Winters einen annehmbaren Frieden zu erreichen, er aber nicht gewillt war, einen solchen nach dem Vorschlage des Prinzen Heinrich durch die Abtretung Schlesiens zu erkaufen, so mußten die weiteren strategischen Pläne in erhöhtem Maße auf die Erhaltung der noch vorhandenen Streitkräfte Bedacht nehmen.

Das Kriegsjahr 1760 begann wieder mit einem schweren Verlust. General Fouqué wurde bei Landshut durch Laudon von einer fast vierfachen Überlegenheit am 23. Juni umfaßt, 15 Bataillone und 68 Geschütze gingen verloren. Die Lage des Königs wurde nun äußerst schwierig; er mußte Sachsen und Schlesien gegen dreifache Übermacht decken, während Prinz Heinrich den Russen an der Oder gegenüberstand. Sein Versuch, Daun zur Schlacht zu zwingen, mißlingt; ebensowenig vermag der König das von den Österreichern hartnäckig verteidigte Dresden wieder zu gewinnen. In wechselvollen Zügen, die das heutige strategische Denken fremd anmuten, bewegen sich die Armee-

auf Bamberg, hatte indes nur geringen Erfolg, da die Reichsarmee rechtzeitig auszuweichen vermochte. Bewundernswert ist auch in dieser Epoche des Kleinkrieges die klare Erkenntnis des Königs von seiner Gesamtlage, die ihn immer wieder zur offensiven Ausnutzung der inneren Linie und zur rastlosen Ausnutzung der Zeit zwingt. „Wenn wir nicht alles versuchen,“ schrieb er am 28. April 1759 an den Prinzen Heinrich, „was menschlicherweise möglich ist, um uns jetzt, da wir Zeit haben, eines der Feinde zu entledigen, die wir vor uns haben, werden wir uns durch ihre Zahl besiegt sehen, wenn sie alle ihre Operationen zu gleicher Zeit beginnen. Es gibt demnach für uns kein anderes Heil, als alles aufzubieten, um jetzt ihre verabredeten Maßregeln zu durchkreuzen. Wenn durch bloßes Abwarten etwas zu gewinnen wäre, würde ich gerne warten, das versichere ich Ihnen, aber Untätigkeit im gegenwärtigen Augenblicke ist für uns das Gefährlichste, was es geben kann, und kann uns zu nichts helfen, als zu dem, was man im Deutschen eine Galgenfrist nennt. Was den Erfolg betrifft, so können Sie so wenig dafür einstehen wie ich, aber ich glaube immer, selbst wenn mir oder Ihnen ein Unfall begegnet, daß es schlimmer wäre, wenn er uns zu einer Zeit trifft, zu der alle unsere Feinde in Tätigkeit wären.“ (Zitiert nach Heilmann, vgl. S. 54, Anm. **.)

gruppen von Freund und Feind hin und her, bald sich anziehend, so daß eine Schlachtentscheidung bevorzustehen scheint, bald sich wieder abstoßend, bis endlich der König in genialer Ausnutzung des Augenblickes Laudon bei **Liegnitz** zu schlagen, die Russen und Österreicher auseinander zu treiben, die Mark zu retten und schließlich durch den glücklichen Tag von **Torgau** Daun zum Rückzuge und zur Räumung des größten Teiles von Sachsen zu zwingen vermag. Die strategische Fernwirkung der Schlacht bei Torgau war so bedeutend, daß auch Schlesien und Pommern von den Feinden alsbald geräumt wurden. Die Gesamtlage hatte sich also gegen das Vorjahr nicht verschlechtert. Sehr bedenklich aber war der Verlust von 45 000 Preußen während dieses einzigen Kriegsjahres. Es stand zu befürchten, daß Preußen an seinem riesenhaften Kräfteverbrauch allmählich verbluten würde.

1761 stieg die Gefahr aufs höchste. Die Österreicher und Russen vereinigten sich in Nieder-Schlesien zur Entscheidungsschlacht. Dieser drohenden Lage begegnete der König durch das feste Lager von **Bunzelwitz**. In sorgenvollen Wochen einer „meisterhaften Untätigkeit" schiebt er den Verbündeten die Verantwortung eines verlustvollen Angriffes gegen die starke Stellung zu. Seine Rechnung trügt ihn nicht. Die Verbündeten erschrecken vor dem Angriff, und am 10. September zieht der größte Teil der Russen nach der Oder ab, worauf Laudon endgültig dem Angriff entsagt. Das wesentlichste und für den König peinlichste Ergebnis dieses Kriegsjahres war der Verlust der Festung Schweidnitz, die Laudon am 1. Oktober erstürmte. Im übrigen traten entscheidende Ereignisse nicht ein.

Wenn es für Friedrichs letztes Kriegsjahr 1762 nur noch galt, sich überhaupt im Felde zu erhalten, da seiner Rechnung nach Österreichs Geldmittel dann erschöpft sein würden, so lebte doch in seiner Brust der heldenhafte Entschluß, nötigenfalls das Äußerste zu wagen*); er wollte dann alle seine Kräfte vereinen und sich abwechselnd gegen seine Feinde wenden**), wie er es bei Roßbach und Leuthen getan hatte. Da erwuchs dem verzweifelten Kämpfer durch den Tod der Kaiserin

---

*) Man erinnere sich Friedrichs stolzer Worte vom 23. September 1757 an Voltaire:

„Pour moi, menacé du naufrage
Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi."

(Oeuvres, Ausgabe von Preuß, Bd. 14, S. 116.)

Diese Verse sind bei Reinhold Koser, König Friedrich der Große, Bd. 2, S. 123, wie folgt verdeutscht:

„Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben."

**) Schreiben an Prinz Heinrich vom 9. Mai 1762.

Elisabeth von Rußland eine unerwartete Hilfe: der neue Zar, Peter III., schloß mit ihm ein Bündnis, und im Mai erfolgte auch der Friedensschluß mit Schweden.

Der König war nun den österreichischen Streitkräften durchaus gewachsen, da er nicht nur Ostpreußen zur Ergänzung seiner Armee wieder benutzen konnte, sondern sogar auch von russischen Hilfskorps unterstützt wurde. Hierdurch erwuchs ihm, wie er selbst sagte, derselbe Vorteil, als wenn er drei große Feldschlachten gewonnen hätte. Seine Absicht ging nunmehr dahin, unter Verzicht auf weitere große Schläge Österreich durch die Wegnahme von Schweidnitz und Dresden von der Erfolglosigkeit weiteren Kampfes gegen ihn zu überzeugen und damit zum Frieden zu veranlassen*). Der daraus sich ergebende Manöverkrieg, den Friedrich in Schlesien gegen Daun führte und schließlich am 9. Oktober durch die Wiedereroberung von Schweidnitz krönte, während es in Sachsen dem Prinzen Heinrich gelang, am 28. Oktober bei Freiberg einen taktischen Erfolg gegen Reichsheer und Österreicher zu erringen, bietet der heutigen Betrachtung, abgesehen von der dramatisch gespannten Lage bei Burkersdorf im Juli, geringes Interesse. Ein noch im November auf Veranlassung des Königs unternommener Streifzug des Generals v. Kleist nach Franken stellte ein letztes militärisch-politisches Zwangsmittel dar, wodurch die meisten Reichsfürsten und freien Städte bewogen wurden, ihre Kontingente von der Reichsarmee zurückzuziehen.

Nunmehr gab auch Österreich nach völliger Erschöpfung seiner Geldmittel und seiner kriegerischen Energie, „bezwungen durch die weltgeschichtlich einzig dastehende Zähigkeit und Kühnheit seines Gegners, den mit stolzen Hoffnungen begonnenen Kampf um den Besitz Schlesiens endgültig auf“**).

Der am 15. Februar 1763 abgeschlossene Hubertusburger Frieden

---

*) Ganz ausgezeichnet ist das dargelegt bei Paul Creuzinger, Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege (S. 192): „Trotzdem blieben seine strategischen Ziele in bescheidenen Grenzen; durch eine Offensive im großen Stil (gegen Böhmen oder Mähren) würde er sich nicht nur großen militärischen Rückschlägen ausgesetzt, sondern auch die politische Leidenschaft der Gegner gesteigert haben. Durch offenen Verzicht auf jede Eroberung dagegen durfte er am sichersten rechnen auf die Erreichung seines ursprünglichen politischen Zwecks, sich im ungeschmälerten Besitze seines Landes zu erhalten. Ohne große Schlachten, schon durch die Eroberung von Schweidnitz und Dresden hoffte er, die Österreicher von der Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen zu überzeugen und damit zum Frieden zu bestimmen.“

**) M. Heilmann, Königlich Bayerischer Oberstleutnant z. D., Friedrichs des Großen Feldherrntum von Leuthen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges. Beiheft 1 zum Militär-Wochenblatt 1905, S. 43. (Beiheft 3 zum Militär-Wochenblatt 1904 enthält von demselben Herrn Verfasser „Friedrichs des Großen Feldherrntum von Mollwitz bis Leuthen“.)

machte dem Kampfe ein Ende, ohne daß Friedrich der Große auch nur den geringsten Teil von Schlesien wieder hätte herausgeben müssen.

Das Ergebnis des jahrelangen verlustreichen Krieges war also die Behauptung des Besitzstandes gegen eine Welt von Feinden. Aber wie eigentümlich hatte sich in den Augen der Welt und im Urteil des späteren Geschlechts die Strategie des Großen Königs gewandelt, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Als ein Feldherr, der die Schlachtentscheidung um jeden Preis sucht, als ein batailleur de nature*) war er im Jahre 1757 gegen Böhmen vorgegangen, auf die Vernichtung des gegnerischen Heeres war sein ganzes Streben gerichtet gewesen. Auch in den späteren Jahren war es immer der Vernichtungsgedanke, der ihn beherrschte und seine schönsten Siege entstehen ließ. Aber dabei erlitt er auch schwere Niederlagen, und nicht anders erschien es den Epigonen Friedrichs des Großen, als wenn er unter dem Eindruck wachsender Erkenntnis vom Wesen des Krieges sich allmählich immer mehr von der auf Entscheidung, auf Vernichtung des Gegners gerichteten Strategie abgewandt habe. Allmählich, so schien es, bekehrte er sich zu der erfolgreicheren Manöverstrategie des Prinzen Heinrich und zu der bedächtigen Kriegführung des Herzogs Ferdinand, und gerade Friedrichs eigene Lobsprüche, die er — in mitunter dichterisch überschwenglicher Form — diesen Führern zollte, sie trugen dazu bei, das Feldherrntum des Königs selbst mehr in den Hintergrund treten zu lassen**). Dabei übersah man völlig, wie sehr sich die politische und militärische Gesamtlage für den König mit jedem späteren Jahre gewandelt hatte. Man erkannte nicht, daß für die Vernichtungsstrategie vor allem ein gewisses Maß eigener Kräfte Vorbedingung ist***), und daß der König nur der bittersten Notwendigkeit weichend zu den hinhaltenden, aber nichts ent-

*) Von Napoleon I. gelegentlich gebrauchter Ausdruck.

**) Colmar Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. 2. Aufl. (S. 361). Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn. („Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt: »Vor Jena beherrschte nicht die Schule des Großen Königs, sondern die des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand die deutsche Heer- und Truppenführung«. Es war die epigonische Blüte der Zopfzeit in der großen Kriegskunst.")

***) Der König unterscheidet in seinen am 1. Dezember 1775 abgeschlossenen Réflexions sur les projets de campagne (Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome XXIX, S. 69 ff.) den Krieg bei Kräfteüberlegenheit, bei Kräftegleichheit, bei Unterlegenheit. Nur in letzterem Falle empfiehlt er die Defensive, die aber mit Offensivstößen gepaart sein soll. (Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 333 ff.) Vgl. auch die Instruktion für den Prinzen Heinrich vom 11. März 1758 (Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 548 ff.): „Obgleich Ihr nur Sachsen verteidigen sollt, empfehle ich Euch besonders an, stets angriffsweise vorzugehen und, sobald Ihr glaubt, daß der Feind Euch zur Schlacht zwingen kann, ihn anzugreifen, aber sich niemals angreifen zu lassen".



scheidenden Manöverkünsten seiner Zeit gegriffen hat, die ihm wenigstens ermöglichten, sich an der Spitze eines kleinen Heeres noch im Felde zu behaupten. Ein Königreich Preußen war in der damaligen beispiellosen Prüfungszeit tatsächlich nur noch soweit vorhanden, als Preußens Fahnen wehten. Gelang es der Überzahl der Gegner, die letzte Armee des Königs entscheidend zu schlagen, so war es um den Fortbestand des Staates geschehen. So bedeutete denn die weise Zurückhaltung des Monarchen in den späteren Kriegsjahren nicht etwa für ihn den Aufstieg zu den reineren und höheren Sphären strategischen Könnens, sondern es war nur die bittere Notwendigkeit, die ihn hier zu einer niederen Art der kriegerischen Betätigung zwang. Und wie unvergleichlich hat der König jede Gelegenheit, die sich ihm bot, benutzt, um seinen Operationen immer wieder einen entscheidenden Charakter zu geben, um einen jeden taktischen Zusammenstoß zur Vernichtung des Gegners auszugestalten! Das in der Tat war ihm der Weisheit letzter Schluß, ebenso wie es auch Napoleon oft betont hat, daß es ohne Schlacht nicht möglich sei, zu entscheidenden Ergebnissen zu gelangen*). Er suchte die Schlacht, selbst gegen mehrfache Überlegenheit, solange seine Streitkräfte dazu nur irgend ausreichten, er wich ihr erst dann aus, als seine Machtmittel einen solchen Einsatz nicht mehr zuließen. Das Manövrieren war ihm keine besondere Kriegsform, sondern nur ein Notbehelf zum Fortfristen der eigenen Existenz**). Auch ihm war die Strategie nur ein System der Aushilfen, eine Kunst, für die es keine festen, wissenschaftlich abzugrenzenden und zu gewinnenden Regeln gibt, sondern in der es gilt, in jedem Falle der Sonderlage entsprechend nach den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes zu handeln***). Daß man in den Zeiten, die auf die Heldenära des Großen Königs folgten, sich von dieser einzigen Richtschnur entfernte und sogar unter Berufung auf den König eine überfeinerte Kriegs-

---

*) So z. B. in einem Briefe an Maret, seinen Minister des Auswärtigen, aus Löwenberg, 22. August 1813: »Au reste, comme on ne peut arriver à aucun résultat sans bataille, ce qui peut arriver de plus heureux c'est que l'ennemi marche sur Dresde, puisque alors il y aurait une bataille (Correspondance de Napoléon Ier, XXVI, S. 112).

**) Bei dieser Gelegenheit sei auf die in zahlreichen Veröffentlichungen vertretene Auffassung der friderizianischen Strategie durch Professor Dr. Hans Delbrück, besonders auf seine Schrift: „Friedrich, Napoleon, Moltke. Ältere und neuere Strategie" (Berlin 1892) und auf die Schrift des damaligen Majors Friedrich v. Bernhardi: „Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz". Streiflichter auf die Lehren des Professor Dr. Delbrück über Strategie (Berlin 1892), hingewiesen.

***) „Immer dem Terrain gemäß handeln, nichts zur unrechten Zeit tun und den passenden Augenblick für jede Handlung erfassen, das macht den großen Feldherrn. Man muß stets diese Regeln vor Augen haben und doch ist niemand unfehlbar außer dem Papst." (Aus dem militärischen Testament Friedrichs des Großen. Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 226.)

kunst auf den Schild erhob, die im Manöver das Heil der Dinge, in der Schlachtentscheidung die plumpe Ungeschicklichkeit dilettantischer Stümper oder ein letztes Aushilfsmittel der Verzweiflung erkennen wollte, das hat auch wesentlich mit zu den Katastrophen des Jahres 1806 beigetragen. Zu einer Zeit, wo Napoleon I. mit blutigem Griffel die Lehren seiner Strategie, die im innersten Wesen der des Königs durchaus entsprach, den Völkern Europas, einem nach dem anderen, ins Antlitz schrieb, da fabelte man noch in Preußen von der Schlacht, als dem „Hilfsmittel der Verzweiflungsvollen*)", da sprach es der geistreiche Heinrich v. Bülow offen aus: „Man vermeide Schlachten und lege sich aufs Manövrieren**)", und behauptete, „wenn man sich in die Notwendigkeit versetzt sähe, eine Schlacht zu liefern, so müßten Fehler vorhergegangen sein***)". Eine trostlose Militärmathematik überwucherte das gesunde, einfache soldatische Denken und „zu diesen mathematischen Spielereien gesellte sich sehr bald die Terrainlehre, welche wie durch einen chemischen Vorgang unlöslich mit der ganzen Kriegführung verbunden wurde†)". So war es möglich, daß selbst ein Heerführer von der Einsicht des alten Herzogs von Braunschweig 1805 in einem Kriegsrate zu Potsdam die Hoffnung aussprach, den bis dahin stets siegreichen Kaiser Napoleon möglicherweise allein „durch die Macht des Manövers" zum Weichen zu bringen††). Und in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin wurden am Geburtstage des Großen Königs durch den Oberst v. Massenbach†††) schwülstige Erinnerungsreden auf den Prinzen

---

*) (Heinrich v. Bülow) „Geist des neueren Kriegssystems". Hamburg 1799. Vgl. v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1904. (Wilh. Baensch, Heft 15 der Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft, S. 1—8.)

**) A. a. O., S. 176.

***) A. a. O., S. 253.

†) C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. 2. Aufl. S. 364. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

††) C. Frhr. v. der Goltz, a. a. O., S. 372.

†††) Oberst v. Massenbach, geb. 16. April 1758 zu Schmalkalden, Zögling der Karlsschule auf der Solitude, 1778 bis 1782 württembergischer Offizier, 1782 durch Friedrich den Großen in den preußischen Dienst übernommen und als Leutnant im Quartiermeisterstabe angestellt, 1806 General-Quartiermeister beim Fürsten Hohenlohe, nach dem Feldzuge verabschiedet; 1817 auf Ersuchen der preußischen Regierung, der er von ihm verfaßte Memoiren zum Ankauf angeboten hatte, verhaftet und zu vierzehnjähriger Festungshaft verurteilt. König Friedrich Wilhelm III., der 1826 an einem Beinbruch darniederlag und demjenigen eine Gnade erzeigen wollte, der ihn am tiefsten beleidigt hätte, begnadigte ihn. Massenbach starb 1827 zu Bialokoscz. Poten kennzeichnet ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie (20. Band) wie folgt: „Es fehlten ihm Kaltblütigkeit und Bestimmtheit, Entschiedenheit und Energie. Er war ein unpraktischer Theoretiker, ohne Verständnis für das wahre Wesen des Krieges,

Heinrich und den Herzog Ferdinand gehalten*), in denen der König sich mit dem zweiten Platze neben diesen Helden des Manövers begnügen mußte. „Unsterblicher Ferdinand!" so hieß es in einer Lobrede Massenbachs auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig**). „Ich glaube Deinen Schatten durch Schmeichelei nicht zu beleidigen, wenn ich ... Deine Talente an die Seite der Feldherrntalente eines Monarchen setze, dem nur als König der Name des Einzigen gebührt."

„Der König, unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner entscheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst.

„Der Herzog, kalt, ruhig überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vorteil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, so wie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen imstande ist. ... Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs"***). Weiterhin wurden Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand, der es vermochte, „auch ohne Schlacht den Sieg zu erfechten"†), als die kraftvollen Athleten bezeichnet, „deren Arm den am Rande des Unterganges oft strauchelnden König hielt"††).

---

befangen in den Anschauungen seiner Zeit, welche den Krieg wie ein mathematisches Problem ansah". Vgl. hierzu auch C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, und vor allem v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10.

*) Als Beleg hierfür einiges aus der Lobrede auf Herzog Ferdinand. „Und doch, wohin ich meine Augen wende, nirgend erblicke ich ein Mausoleum, dieses Helden würdig. — Wie, Germania, kein Marmor deckt Ferdinands Asche? Die Bildsäule des großen Guelfen prangt nicht unter den Bildsäulen Deiner Helden, o! Borussia? — Marmor Ihm? Vergänglich ist Erz und Marmor! Es zerstört die alles zermalmende Zeit die Denkmäler der Kunst. Aber Ihr, des Sternenhimmels Vertraute, warum bezeichnetet Ihr nicht da, wo Perseus und Herkules und Orion und Friedrichs Ehre glänzen, warum bezeichnetet Ihr nicht ein zweites hocherhabenes Gestirn mit dem Namen des zweiten deutschen großen Mannes? Warum widmeten die Herschel noch nicht Ferdinanden ein Gestirn?" usw.

**) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. 4. Bd. S. 9 bis 55. Berlin 1804.

***) A. a. O., Bd. 4, S. 47/48. Berlin 1804.

†) A. a. O., Bd. 2, S. 50/51. „Schon erblickt er des kühnen Brennen rastloses Heer, vereinigt mit dem Helden, der, glücklicher als Cäsar bei Dyrrachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick ohne Schlacht den glänzendsten Sieg erfocht. ..."

††) A. a. O., Bd. 4, S. 43.



Die grausamen Prüfungen des Feldzuges von Jena und Auerstedt erwiesen alsbald, daß man den Großen König nicht verstanden, daß man ihn nur in den Äußerlichkeiten seiner Kriegskunst und Fechtweise nachgeahmt hatte, daß aber sein Geist aus den erstarrten Formen gewichen war. Daß nicht durch Märsche und Manöver, sondern allein durch die Schlacht über das Schicksal kriegführender Staaten entschieden wird, das bewies Napoleon I. einer Generation, die über die eigentlichen Kriegslehren Friedrichs des Großen hinausgelangt zu sein wähnte. Erst jetzt wurde sie inne, daß sie dem scharfen Schwerte mit dem Galanteriedegen*) entgegenzutreten unternommen hatte.

Der wahre Geist Friderizianischer Kriegführung war noch während der Befreiungskriege eigentlich nur auf Seiten des Kaisers Napoleon, bei den Verbündeten gelegentlich im Hauptquartier Blüchers zu spüren. Trotzdem unterlag der große Korse der schwächlichen Ermattungsstrategie seiner Gegner. Immer aufs neue hat man sich angesichts dieses Ausganges von der Frage angezogen gefühlt, wer als Feldherr größer gewesen sei, Friedrich oder Napoleon. Die Frage ist insofern müßig, als ein wirklich schlüssiger Vergleich unmöglich ist. Die gesamten Grundlagen der Kriegführung hatten sich von Friedrich zu Napoleon entscheidend geändert, viele Erschwerungen der Friderizianischen Strategie waren inzwischen fortgefallen**); ganz neue Kampfmittel und die schier unerschöpflichen Quellen der Konskription in einem volkreichen und sich immer noch erweiternden Großstaate gestatteten einen ganz anderen Kräfteeinsatz, als er für Friedrich, den König eines kleinen, menschenarmen und noch keineswegs abgerundeten Staates je denkbar war.

*) C. v. Clausewitz, Vom Kriege. 3. Auflage, Bd. I, S. 42. Berlin 1867. 7. Auflage (mit einem Vorwort des Grafen v. Schlieffen) Berlin 1912, S. 35. Diese schöne Ausgabe ist durch Oberstleutnant P. Creuzinger um ein Sach- und Namenregister bereichert worden, das die Benutzung des berühmten Werkes wesentlich erleichtert. Die erwähnte Stelle, in der sich Clausewitz als Verfechter der Vernichtungsstrategie bekennt, lautet: „Wir dürfen nicht unterlassen, schon hier die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen. Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne große Krisen und blutige Auflösungen durch die eigentümlichen Schwächen seines Gegners im Felde und im Kabinett sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motiviert sind und zum Erfolge berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleichwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann; daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegen trete."

**) Ce n'est pas moi qui commande l'armée, mais la farine et les fourrages sont les maitres. (Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Bd. IV, 1895.)

So konnte Napoleon der genialen Eingebung seines Hirnes folgen und — zumeist ohne Rücksicht auf den Kräfteverbrauch — alles an alles setzen. Napoleon erscheint uns als die Inkarnation des Vernichtungsgedankens. Ihn beengen keinerlei Rücksichten auf das Wohl seiner Untertanen, sobald er einmal zum Kriege entschlossen ist; in rücksichtsloser Offensive setzt er seine Riesenheere aufs Spiel, um alles zu gewinnen. Von der staatserhaltenden Vorsicht des Königs Friedrich, der an sich auch die weit ausschauenden projets de campagne bevorzugte, seine Feldzüge „kurz und vives führen wollte"*), dennoch aber immer in den Grenzen des technisch Erreichbaren blieb, war Napoleon I. weit entfernt. Bei aller seiner unvergleichlichen Gedankenschärfe fehlte ihm der Wirklichkeitssinn, die Fähigkeit für das Innehalten bestimmter Grenzen, deren jedes Menschenwerk bedarf, das Bestand haben soll. Auch Friedrich der Große hatte mächtige kriegerische Leidenschaften in sich niederzukämpfen, aber er wußte den Krieg den höheren Interessen des Staatserhalters unterzuordnen. Darum hatte sein Werk Bestand, Napoleon aber ging an der Ziellosigkeit seiner Pläne zugrunde. Klingt es doch fast wie ein auf Napoleon sich beziehendes Urteil, wenn Friedrich in seinem militärischen Testament**) sagt: „Es ist mit dem Kriege wie mit den anderen Künsten; sie sind nützlich durch guten Gebrauch und schädlich durch Mißbrauch. Ein Fürst, welcher Krieg führt infolge seines unruhigen Wesens, aus Leichtsinn, aus ungeregeltem Ehrgeiz, ist ebenso verdammungswert wie ein Richter, der das Schwert der Gerechtigkeit dazu benutzt, um einen Unschuldigen zu durchbohren." Kriege sollten seiner Ansicht nach nur geführt werden, um den Feind so schnell wie möglich zu zwingen, „einen für uns vorteilhaften Frieden zu unterzeichnen". Und wenn er betont, daß man im Kriege niemals bis ins Endlose vorgehen solle***), so erscheint das wie das treffendste Urteil über Napoleons Unglücksfeldzug von 1812.

Napoleon hat in seiner Bearbeitung des Siebenjährigen Krieges dem

*) „Allen diesen Maximen füge Ich noch hinzu, daß unsere Kriege kurz und vives seyn müssen, massen es Uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde." (General-Principia vom Kriege, 23. Artikel. Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 86.)

**) Abgedruckt in Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 215.

***) A. a. O., S. 432 und Oeuvres, XXIX, S. 80/81. (Réflexions sur les projets de campagne vom 1. Dezember 1775.) „A la guerre comme dans toutes les actions de la vie l'homme sage peut entreprendre des choses difficiles, mais il ne doit jamais s'engager dans des projets impraticables." Dieses Urteil bezieht sich auf Karls XII. Vormarsch nach der Ukräne, den er unternahm, um nach Moskau vorzudringen und den Zaren zu entthronen. (Vgl. Anm. * auf S. 62.)

Könige alle Fehler nachgerechnet, die jener seiner Meinung nach begangen haben soll. Er hat auch der Meinung Ausdruck gegeben, daß Friedrich in Wirklichkeit immer nur mit vereinzelten Gegnern, nie mit einer erdrückenden Überlegenheit zu tun gehabt habe. Den Vorwurf aber, Friedrich habe neben der Vernichtungsstrategie, die Napoleon allein als die entscheidende gelten ließ, auch noch die Manövrierstrategie als eine zweite und schwächere Form der Kriegführung bevorzugt, macht er ihm nirgends. Diese Manöver waren ihm keine besondere Strategie, sondern nur ein unentbehrliches Hilfsmittel, ähnlich den Märschen seiner eigenen Zeit*). Und Napoleon bekennt schließlich: „Alle diese Fehler verschwinden vor den großen Taten, den schönen Operationen, den kühnen Entschlüssen, durch welche er es verdiente, aus einem so unglücklichen Kampfe siegreich hervorzugehen. Er war besonders groß in den verzweiflungsvollsten Augenblicken. Das ist das schönste Lob, welches man seinem Charakter spenden kann. Aber er hätte nicht einen einzigen Feldzug Frankreich, Österreich und Rußland widerstanden, wenn diese zusammengewirkt hätten; er hätte nicht zwei Feldzüge gegen Österreich und Rußland durchhalten können, wenn das Kabinett von St. Petersburg seinen Armeen gestattet hätte, im Operationsgebiet zu überwintern. Das Wunder des Siebenjährigen Krieges verschwindet also. Aber was davon als wirklich übrig bleibt, rechtfertigt den Ruf, den die preußische Armee während der letzten 50 Jahre des vorigen Jahrhunderts genoß, und befestigt, statt zu erschüttern, den großen kriegerischen Ruf Friedrichs“**). Dies das Urteil Napoleons.

Eine wissenschaftlich begründete, zutreffende Erkenntnis von dem unvergänglichen Werte Friderizianischer Strategie für alle Zeiten gewann erst Carl v. Clausewitz in mühevoller Gedankenarbeit, die sodann zum Heile unseres Heeres und Deutschlands zu Moltkescher Kriegführung weiter ausgestaltet und in glorreichen Kriegen erprobt worden ist.

Dem General v. Clausewitz mag daher das Schlußwort in diesem Vortrage verstattet sein. In seinem Buche vom Kriege heißt es bei der Besprechung des Feldzugsjahres 1760 — Liegnitz und Torgau***):

*) In diesem Sinne boten damals die Manövrierkünste ein Mittel zum Finden ebensowohl wie zum Vermeiden der Schlacht. „Er und niemand an seiner Stelle würde unter den damaligen Verhältnissen vermocht haben, sich vom Manövrieren frei zu machen, das die Gelegenheit gab, die Schlacht zu finden, das die Möglichkeit bot, sich ihr zu entziehen.“ (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 27; S. 360. Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in der Entwicklung von 1745 bis 1756.)

**) Correspondance de Napoléon Ier. 32. Bd. Oeuvres de Napoléon Ier à Sainte-Hélène. S. 238/39.

***) Carl v. Clausewitz, Vom Kriege. 3. Auflage, Bd. 1, S. 158/59. Berlin 1867. 7. Auflage, S. 132.



„Wir müssen . . . des Königs Weisheit bewundern, der, bei seinen beschränkten Kräften ein großes Ziel verfolgend, nichts unternahm, was diesen Kräften nicht entsprochen hätte, und gerade genug, um seinen Zweck zu erreichen. Diese Weisheit des Feldherrn ist nicht bloß in diesem Feldzuge sichtbar, sondern über alle drei Kriege des Großen Königs verbreitet.

Schlesien in den sicheren Hafen eines wohl garantierten Friedens zu bringen, war sein Zweck.

An der Spitze eines kleinen Staates, der den übrigen Staaten in den meisten Dingen ähnlich und nur durch einige Zweige der Verwaltung vor ihnen ausgezeichnet war, konnte er kein Alexander werden, und als Karl XII. würde er sich wie jener das Haupt zerschellt haben*). Wir finden daher in seiner ganzen Kriegführung jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie an Nachdruck fehlen läßt, sich im Augenblick großer Bedrängnis zum Erstaunenswürdigen erhebt und im nächsten Augenblick wieder ruhig fort oszilliert, um dem Spiel der leisesten politischen Regungen sich unterzuordnen. Weder Eitelkeit, noch Ehrgeiz, noch Rachsucht können ihn von dieser Bahn entfernen, und diese Bahn allein ist es, die ihn an den glücklichen Ausgang des Streites geführt hat!"

---

*) Mit den Ursachen des Scheiterns Karls XII. hat Friedrich der Große sich wiederholt beschäftigt und während eines heftigen Gichtanfalles, der ihn im Oktober 1759 zur körperlichen Schonung zwang, seine „Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII., Königs von Schweden," niedergeschrieben. Die außerordentlich lesenswerten Urteile des Königs gipfeln darin, daß man aus Karls Schicksal lernen müsse, klug und umsichtig zu sein. „Welchen Glanz auch die Taten unseres berühmten Helden verbreiten, so darf man ihn doch nur mit Vorsicht nachahmen. Je mehr er blendet, desto mehr ist er geeignet, die leichtfertige und darauf losstürmende Jugend irre zu führen, der man nicht genug einschärfen kann, daß Tapferkeit nichts ist ohne Klugheit, und daß auf die Dauer ein berechnender Geist über verwegene Kühnheit den Sieg davonträgt." (Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 171/189.) Auch in den 1775 niedergeschriebenen Réflexions sur les projets de la campagne (Oeuvres XXIX, S. 69) spricht sich der König über das Schicksal Karls XII. aus.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

gehalten in d

Kar

Die Seeschlacht
besondere Bede
die durch moder
Seekriegswesens
rungen des Kr
Faktoren für
liche Entwicklun
tionskrieges u
tischen Gebie
Für die Folge
taktik vorwiege
den Kriegserfa
sie wurden
anlagen überho
tung erlangen
gewisse Klärun
kriegführung inso
kriegsereignisse,
Krieg, waren
führung wesent
den Stärke-
nach. Bei Tin
die Seeherrscha
Verbände
darf man n
erwarten
Es muß hier g
Krieg noch
geschichtlich
gleichzeitigen

Vgl. Wochen

# Tsuschima.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Januar 1913

von

**Gerhard v. Janson,**
Kapitänleutnant, Erster Offizier S. M. S. „Hamburg“.



Die Seeschlacht von Tsuschima hat insofern für die Kriegswissenschaft eine besondere Bedeutung, als sie die erste und bis jetzt einzige Schlacht ist, die durch moderne Seekriegsmittel entschieden wurde. Die Blütezeit des Seekriegswesens liegt noch in der Segelschiffszeit. Nachdem die Erfahrungen des Krimkrieges mit Dampfschiff und Panzerschiff vollständig neue Faktoren für die Seekriegführung geschaffen hatten, brachten die technische Entwicklung der Waffen sowie die Ergebnisse des amerikanischen Sezessionskrieges und der Schlacht bei Lissa die Umwälzung auf den wesentlichsten Gebieten des Seekrieges weiter in Fluß.

Für die Folge blieb aber die Weiterentwicklung namentlich der Seetaktik vorwiegend auf theoretische Spekulation angewiesen, die vorliegenden Kriegserfahrungen beschränkten sich auf Einzelgefechte und Sonderfälle, sie wurden zudem schnell durch die Veränderung der technischen Grundlagen überholt. Die Manövererfahrungen konnten erst langsam Bedeutung erlangen, als das Anwachsen modernen Schiffsmaterials und eine gewisse Klärung der grundlegenden Gedanken über die veränderte Seekriegführung systematisches Vorgehen ermöglichten. Auch die neueren Seekriegsereignisse, der Chinesisch-Japanische und der Spanisch-Amerikanische Krieg, waren nicht geeignet, der Fortentwicklung moderner Seekriegführung wesentlich zu dienen, weil der Rahmen dieser Kämpfe zu wenig den Stärke- und Machtverhältnissen moderner Großmachtflotten entsprach. Bei Tsuschima endlich wurde zwischen zwei Großmächten um die Seeherrschaft gekämpft, bei Tsuschima standen sich hinreichend moderne Verbände von annähernd gleicher Stärke gegenüber, von dieser Schlacht darf man mit Fug und Recht einige Erfahrung für die moderne Seeschlacht erwarten.

Es muß hier gleich betont werden, daß die Geschichtschreibung über diesen Krieg noch sehr unvollständig ist. Das liegt nicht nur an dem geringen geschichtlichen Abstand, sondern auch an der Unzuverlässigkeit der beiderseitigen Berichterstattung. Zumal das japanische amtliche

Admiralsstabswerk erfüllt in keiner Weise die sonst von uns an derartige Veröffentlichungen gestellten Anforderungen. Für die folgenden Darlegungen ist aus verschiedenen Quellen der wahrscheinliche Gang der Ereignisse zusammengestellt worden. Auf historische Unanfechtbarkeit können und wollen sie keinen Anspruch erheben.

---

Der Russisch-Japanische Krieg hatte im Februar 1904 begonnen. Die russischen Seestreitkräfte in Ostasien hatten nicht vermocht, die Seeherrschaft zu gewinnen, das Gros in Port Arthur hatte sich im wesentlichen auf starre Defensive im Stützpunkt beschränkt und einen erheblichen Teil seiner Kräfte an Durchbruchsversuchen nach Wladiwostok nutzlos verblutet. Die Kreuzer in Wladiwostok hatten nach den Augustkämpfen ihre Tätigkeit als Handelszerstörer fast ganz einstellen müssen. Die den Japanern zugefallene Seeherrschaft war von den Russen tatsächlich nicht bedroht worden. Auf diese Seeherrschaft stützte Japan seine Unternehmungen auf dem Festlande. Am 2. Januar 1905 war Port Arthur gefallen. Inzwischen war in der russischen Ostsee ein II. Pazifisches Geschwader aufgestellt worden, zum Teil aus noch nicht vollendeten, zum Teil aus älteren Schiffen bestehend. Diesem neuen Verbande mußte nach der Kriegslage die Aufgabe zufallen, die Seeherrschaft in Ostasien zu gewinnen oder zum mindesten sie den Japanern streitig zu machen. Ein dauernd in Dienst befindlicher kriegsbereiter Verband, dem man diese schwere Aufgabe hätte übertragen können, war nicht vorhanden. Am 14. Oktober 1904 trat Vizeadmiral Rojestwenski mit dem größten Teil dieses neuen II. Geschwaders die Ausreise an, deren Durchführung trotz aller Schwierigkeiten eine glänzende seemännische Führerleistung bedeutet. Ratgeber der russischen Kriegsleitung hatten inzwischen die Aufstellung eines weiteren Verbandes unter dem Befehl des Konteradmirals Nebogatoff durchgesetzt. Dies III. Geschwader bestand *nur* aus veralteten Schiffen, so daß seine Zuteilung für Rojestwenski lediglich eine Behinderung, keine Stärkung seiner Kampfkraft bedeutete.

Nebogatoff hatte am 16. Februar 1905 Libau verlassen und war am 10. Mai in Port Dayot an der anamitischen Küste zu Rojestwenski gestoßen, der seit Mitte April in diesen Gewässern lag und Befehl erhalten hatte, die Flotte nach Wladiwostok zu führen, also die Vereinigung mit Nebogatoff abzuwarten. Von hier aus begann der eigentliche Kriegsmarsch, der dann zur Schlacht von Tsuschima führte.

Die Lage, der sich der russische Führer nach der Versammlung seiner Streitkräfte gegenüber sah, war nun folgende.

Der ganze Ausgang des Krieges hing davon ab, ob es Rojestwenski gelang, die Seeherrschaft in den ostasiatischen Gewässern zu gewinnen, zum mindesten die Seeherrschaft der Japaner zu erschüttern

oder nachdrücklich zu bedrohen. Bei der annähernd ausschließlichen Basierung der gesamten japanischen Landunternehmungen auf die Flotte mußte schon eine solche Störung des Kräfteverhältnisses zur See dem Kriege eine ganz andere Wendung geben. Bereits im Januar hatte Rojestwenski durch ein Telegramm — es war das vielgenannte Telegramm 244 — offenbar neue operative Weisungen erhalten, wie sie durch den Fall Port Arthurs und das Ende des I. Pazifischen Geschwaders erforderlich geworden waren. Und zwar war dem russischen Führer damals aufgegeben worden, die Seeherrschaft zu sichern und dadurch der Armee des Gegners die rückwärtige Verbindung abzuschneiden. Wenn seine Kräfte dazu nicht ausreichten, sollten ihm alle verfügbaren Kampfschiffe nachgesandt werden. Rojestwenski soll geantwortet haben: 1. er habe mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften keine Aussicht, die Seeherrschaft zu erkämpfen; 2. die für eine Verstärkung in Frage kommenden alten Schiffe würden nur eine Behinderung des II. Geschwaders bedeuten; 3. das einzige, das mit Aussicht auf Erfolg zu versuchen wäre, sei der Durchbruch mit den besten Streitkräften nach Wladiwostok, um von dort aus gegen die rückwärtigen Verbindungen des Gegners zu operieren.

Trotz dieser Entgegnung hatte Rojestwenski später in der Kamranh-Bucht an der anamitischen Küste den bereits erwähnten Befehl erhalten, die gesamte Flotte nach Wladiwostok zu führen, d. h. auf Nebogatoff zu warten und diese sogenannte Verstärkung, die eine Schwächung war, mitzunehmen. Die oberste Kriegsleitung war russischerseits wenig glücklich organisiert. Das II. Geschwader unterstand unmittelbar dem Zaren, war aber in allen Verwaltungsangelegenheiten auf das Marineministerium angewiesen. Das Marineministerium seinerseits übte neben seiner Verwaltungstätigkeit Kommandobefugnisse über alle in der Heimat und auf der Ausreise befindlichen Flottenteile aus, soweit diese nicht zum II. Geschwader gehörten oder sich noch nicht mit ihm vereinigt hatten. Durch das Aufzwingen des III. Geschwaders und das erwähnte Telegramm 244 riß das Marineministerium einen Teil der operativen Leitung an sich und band dem Admiral die Hände. Rojestwenskis Verantwortung war vergrößert, seine Selbständigkeit verringert. Indiskretion seitens des russischen Marineministeriums der Presse gegenüber hatte dafür gesorgt, daß die „Agence Havas" schon am 16. April berichten konnte, Rojestwenski habe Befehl, auf Nebogatoff zu warten. Der Gegner war also unterrichtet, sein Druck auf Frankreich machte dem Aufenthalt an der anamitischen Küste ein Ende.

Die japanische Flotte mußte sich in bester Verfassung und in vorbereiteter Stellung befinden. Schon im Herbst 1904 hatten die japanischen Schiffe mit Instandsetzungsarbeiten begonnen, der Fall von Port Arthur hatte

Japan auf dem Wasser nahezu gänzlich entlastet, so daß Schießausbildung und Übungen im Verbande mit Eifer betrieben werden konnten und eine einzig dastehende Vorbereitung für den neuen Kampf erreicht wurde. Das Nachrichtenwesen stand japanischerseits auf besonders hoher Stufe. Die oberste Kriegsleitung lag in den Händen des Kriegsrates, dem der Chef des Admiralstabes, der Marineminister, die übrigen Minister und die höchsten Offiziere des Großen Hauptquartiers angehörten. Die maßgebende Persönlichkeit blieb während des Krieges der Marineminister, die Befehlserteilung erfolgte durch den Admiralstab. Schon im Februar wurde ein Bewachungsdienst am Südeingang der Korea-Straße eingerichtet, und zur strategischen Aufklärung eine Kreuzerdivision, allerdings ohne Ergebnis, weit nach Süden vorgeschoben. Seit Ende März war die Vorpostenlinie Goto-Inseln—Quelpart—Montebello von japanischen Aufklärungsschiffen besetzt, die mit dem Küstennachrichtennetz in Verbindung standen. Das japanische Gros befand sich 140 sm hinter den äußersten Vorposten bei Masamphо in einer Stellung, die ihm gestattete, dem Gegner auf dem Vormarsch nach Wladiwostok rechtzeitig entgegenzutreten, welchen Weg er auch wählen mochte. Der russische Führer wird genauere Einzelheiten über die Stellung seines Gegners nicht gekannt haben, denn die Japaner verstanden es sehr gut, ihre Absichten und Bewegungen zu verschleiern, und der russische Nachrichtendienst hat scheinbar wenig Glück gehabt. Rojestwenski vermutete das japanische Gros aber doch richtigerweise in der Korea-Straße bei Tsuschima. Bekannt war das materielle Stärkeverhältnis. (Vgl. die Kriegsgliederung S. 67.)

Es standen sich gegenüber:

(ohne Berücksichtigung der Wladiwostok-Kreuzer)

| Russen | | Japaner |
|---|---|---|
| 14 | gepanzerte Schiffe | 13 |
| 8 | davon Linienschiffe | 4 |
| 3 | " Panzerkreuzer | 8 |
| 3 | " Küstenpanzer | 1 |
| | Darauf: | |
| 53 | schwere Geschütze | 51 |
| 130 | mittlere Geschütze | 164 |
| | Im ganzen, einschl. der ungepanzerten Schiffe: | |
| 53 | schwere Geschütze | 60 |
| 168 | mittlere Geschütze | 305 |

Eine überwältigende artilleristische Überlegenheit der Japaner war demnach keineswegs vorhanden, denn die ungepanzerten Schiffe konnten für den Ausgang der Schlacht nicht in gleichem Maße in Betracht kommen wie Linienschiffe und Panzerkreuzer. Außerdem waren die

## Kriegsgliederung

der an der Schlacht von Tsuschima teilnehmenden Seestreitkräfte.

**Russen.**

| Zahl | Schiffsgattung | Jahr des Stapellaufs | Geschwindigkeit | Verband | Führer | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | Linienschiff | 1901/02 | 18 | 1. Division | Vizeadmiral Rojestwenski | Flottenchef: Vizeadmiral Rojestwenski |
| 2 | Linienschiff | 1891/94 | 15,5 | 2. Division | Konteradmiral v. Fölkersahm † | |
| 1 | Linienschiff | 1898 | 18 | | | |
| 1 | Panzerkreuzer | 1885 | 16,5 | | | |
| 1 | Linienschiff | 1889 | 14 | 3. Division | Konteradmiral Nebogatoff | |
| 1 | Küstenpanzer | 1893/96 | 16 | | | |
| 2 | gr. gesch. Kreuzer | 1900/03 | 19–24 | Kreuzer-Abteilung | Konteradmiral Enquist | |
| 1 | Panzerkreuzer | 1882/83 | 15–16 | | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1896 | 20 | Aufklärungsabteilung | Kapitän I. Ranges Schein | |
| 1 | kl. ungesch. Kreuzer | 1903 | 21 | | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1903 | 24 | | | |
| 1 | Hilfskreuzer | | | | | |
| 8 | Hilfsschiffe | | | Troß | | |
| 9 | Zerstörer | | 26 | | | |

**Japaner.**

| Zahl | Schiffsgattung | Jahr des Stapellaufs | Geschwindigkeit | Verband | Führer | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | Linienschiff | 96/1900 | 18–18,5 | 1. Division | Vizeadmiral Misu | I. Geschwader Vizeadmiral Togo | Flottenchef: Vizeadmiral Togo |
| 2 | Panzerkreuzer | 1902/03 | 19 | | | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1898 | 22,5 | 3. Division | Vizeadmiral Dewa | | |
| 3 | kl. gesch. Kreuzer | 1902/03 | 20–22,5 | | | | |
| 1 | Tp. Kombt. | 1894 | 21 | | | | |
| 6 | Panzerkreuzer | 98/1900 | 20–21 | 2. Division | Konteradmiral Schimamura | II. Geschwader Vizeadmiral Kamimura | |
| 2 | kl. gesch. Kreuzer | 1885 | 18 | 4. Division | Vizeadmiral Uriu | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1897 | 19,5 | | | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1902 | 20 | | | | |
| 1 | kl. ungesch. Kreuzer | 1900 | 20,5 | | | | |
| 3 | kl. gesch. Kreuzer | 1889/91 | 16 | 5. Division | Konteradmiral Taketomi | III. Geschwader Vizeadmiral Kataoka | |
| 1 | Linienschiff | 1882 | 14,5 | | | | |
| 1 | kl. gesch. Kreuzer | 1883 | 17 | 6. Division | Konteradmiral Togo | | |
| 3 | kl. gesch. Kreuzer | 1890/95 | 19–20 | | | | |
| 1 | kl. ungesch. Kreuzer | 1889 | 19,5 | | | | |
| 1 | Küstenpanzer | | 13 | 7. Division | Konteradmiral Yamada | | |
| 6 | ungesch. Kreuzer u. Kanonenboote | | | | | | |
| 7 | Hilfskreuzer | | | Hilfskreuzergeschwader | Konteradmiral Ogura | | |
| 21 | Zerstörer | | | in 5 Halbflottillen | | | |
| 64 | Torpedoboote | | | in 16 Halbflottillen | | | |

schwersten Kaliber über 25 cm bei den Russen stärker vertreten, nämlich 41 gegen 26 auf japanischer Seite. Nach der Skala, die der Engländer Jane für den Gefechtswert von Schiffen aufgestellt hat, verhielt sich die japanische Flotte zur russischen wie 11,6 : 9,2. Die japanischen Verbände waren einheitlicher zusammengesetzt, ihre Schiffe im allgemeinen besser geschützt und besser ausgerüstet. Besonders ist zu bemerken, daß die russische Munition nicht auf der Höhe stand, Fernrohrvisiere vielfach fehlten, die Schiffe nicht genügend gegen Brandwirkung geschützt waren.

Die russischen Schiffe hatten an der Küste von Anam bis 13. Mai ihre Kessel gereinigt und Kohlen genommen. Am 14. Mai mußte das französische Küstengebiet verlassen werden.

Die operativen Entschließungen, die diese hier absichtlich etwas ausführlicher gezeichnete Lage von dem russischen Führer forderte, mußten — das darf wohl ohne Einschränkung gesagt werden — offensiv sein. Denn seine Aussichten für den unvermeidlichen Kampf konnte Admiral Rojestwenski durch nichts mehr verbessern, auch nicht durch einen wohlgelungenen Durchbruch nach Wladiwostok. Die dort befindlichen Kreuzer stellten zu geringe Gefechtswerte im Vergleich zu der ganzen Flotte dar. Die Ausrüstung des Stützpunktes selbst ließ in jeder Weise zu wünschen übrig. Die russischen Besatzungen wären dort mit Sicherheit wieder erschlafft. In der Offensive waren selbst die alten Schiffe Nebogatoffs noch zu verwerten, sei es für eine Diversion, sei es in taktischer Sonderverwendung. Beim Durchbruch mußten sie — zumal wenn der Befehl ausdrücklich auf Überführung der ganzen Flotte lautete — mitgenommen werden und bedeuteten dann in der Tat eine ernsthafte Behinderung. Offensives, kühnes Vorgehen mit dem einzigen Ziel, den Gegner so stark zu schädigen, wie nur irgend möglich, hätte wohl ohne Zweifel an der japanischen Seeherrschaft gerüttelt und sogar Aussichten gehabt, sie zu erschüttern. Was das für den ganzen Krieg bedeutet hätte, ist schon kurz gesagt worden.

Admiral Rojestwenski hat trotz alledem seine Aufgabe im Durchbruch nach Wladiwostok gesehen, in erster Linie wohl unter dem Druck des genannten telegraphischen Befehls, aber auch beeinflußt von seiner pessimistischen Einschätzung der eigenen Streitkräfte und scheinbar ohne ganz klare Vorstellung von den taktischen Möglichkeiten eines solchen Durchbruchs.

Der verhängnisvolle strategische Fehler, die Offensive gegen den seebeherrschenden Gegner von vornherein aufzugeben, um den Durchbruch in eine neue Defensivstellung zu versuchen, — dieser Fehler, einerlei ob er in Petersburg oder auf der Brücke des „Suworoff“ gemacht wurde, ist ein sehr wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Anlaß zu der vollständigen Niederlage der Russen geworden.

Admiral Rojestwenski hatte immerhin Grund, den Gefechtswert seines Verbandes nicht sehr hoch einzuschätzen. Es fehlte jede solide Friedensausbildung; auch unter den Offizieren befanden sich viele mangelhafte und sogar schlechte Elemente; die Mannszucht begann unter dem Einfluß der revolutionären Nachrichten aus der Heimat und unter dem Druck der trostlosen Wartezeit an der anamitischen Küste bedenklich zu weichen und mit ihr die Zuversicht der Besatzungen. Der Admiral selbst war ein schwerblütiger Mann, der wohl in heroischer Standhaftigkeit viel Schweres auf sich nahm, aber die Last auch sehr schwer trug.

Der japanische Führer hingegen wurde getragen von eigener Kriegserfahrung, von der Begeisterung seiner siegreichen Leute und der Gewißheit, leidlich, vielfach sogar gut durchgebildete Streitkräfte von höchster Zuverlässigkeit zu befehligen. So war Admiral Togo in jeder Weise im Vorteil.

Die russische Flotte, die am 14. Mai Port Dayot verlassen hatte, nahm am 18. in See Kohlen über und detachierte dann am 21. und 22. Mai ihre Hilfskreuzer „Kuban" und „Terek" zum Handelskrieg nach der japanischen Ostküste. Die Kreuzer führten ihren Befehl so mangelhaft aus, daß ein Erfolg gar nicht eintreten konnte.

Am 23. Mai wurden noch einmal Kohlen genommen, auf der Höhe der Yangtse-Mündung. Der Admiral gab bekannt, daß diese Kohlenübernahme voraussichtlich die letzte sei, die Kohlenschiffe würden danach nach Schanghai entlassen. Die Schiffe Rojestwenskis hatten jetzt erheblich mehr Kohlen an Bord, als sie für den direkten Weg nach Wladiwostok brauchten. Das war wegen des Tieferfallens des Panzers und der verringerten Stabilität ein Nachteil; der Admiral sah sich jedenfalls veranlaßt, angesichts der häufig ganz unzuverlässigen Bestandsmeldungen mit einer großen Sicherheit zu rechnen.

Drei Wege standen dem russischen Führer von der Yangtse-Mündung ab offen: zwei östlich um Japan herum, durch die La Perouse- und durch die Tsugaru-Straße, und einer durch die Japanische See. Dieser war der kürzeste, ihn wählte Rojestwenski. Die Ankunft der Kohlendampfer in Schanghai gab dem Gegner einen wichtigen Anhaltspunkt mehr über den russischen Vormarsch. Welche Vorteile die östlichen Wege dem russischen Führer vielleicht geboten hätten, wenn einmal der Durchbruch und nicht der Kampf im Vordergrunde stand, soll hier nicht erwogen werden.

Für den japanischen Führer war die ganze Lage wesentlich einfacher. Er konnte für alle Möglichkeiten der gegnerischen Entscheidung die Stellung auf der inneren Linie einnehmen. Das engbegrenzte Gebiet schränkte diese Möglichkeiten ohnehin ein, Nebogatoffs Eintreffen

bei der Flotte und das Detachieren der Kohlenschiffe nach Schanghai gaben weitere Handhaben, um die Absichten des russischen Admirals zu erraten. Togo konnte nach allen Nachrichten mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die russische Flotte den Weg durch die Korea-Straße nehmen würde. Er hat für diesen Fall einen bis ins einzelne gehenden Gefechtsplan ausgearbeitet, wie es sonst im Seekriege nicht möglich ist.

Die Dislokation der japanischen Streitkräfte am Tage vor der Schlacht, also am 26. Mai 1905, war folgende:

1. Vorpostenlinie: Montebello—Quelpart—Goto;
2. Vorpostenlinie: 40 sm hinter der ersten, Port Hamilton—Ukoschima;
3. Vorpostenlinie: Tsuschima—Korea-Küste.

Gros: 140 sm hinter der 1. Vorpostenlinie, in Chinkai-Bucht und Douglas Inlet.

Die russische Flotte marschierte in dreireihiger Formation, die Transporter in der Mitte, eine schwache Marschsicherung aus kleinen Kreuzern vor der Spitze. Die Nacht vom 25. zum 26. Mai war unsichtig, auch am 26. klarte es nicht auf, am 27. früh herrschte leichter Nebel, der Wind wehte mit Stärke 5 bis 6 aus WSW. Der russische Führer wollte die Korea-Straße östlich der Insel Tsuschima passieren. $4^{25}$ morg. am 27. Mai gewann der japanische Hilfskreuzer „Schinano Maru“ aus der beweglichen 1. Vorpostenlinie Fühlung am russischen Gros und meldete Kurs und Kartenquadrat durch Funkentelegraphie nach rückwärts. (Die Seekarte des Kriegsgebietes war zur Vereinfachung des Meldedienstes und der Befehlserteilung in kleine numerierte Quadrate eingeteilt.)

$6^{45}$ nahm die 2. Vorpostenlinie die Fühlung ab, der Kreuzer „Izumi“ meldete durch Funkspruch Formation und Kurs des Gegners und hat dann bis zum Beginn des Gefechtes offenbar an Steuerbord, also südlich, Fühlung gehalten. Die ganze 2. Vorpostenlinie machte auf das Signal von „Izumi“ hin kehrt und steuerte mit konvergierenden Kursen die Tsuschima-Straße an. Einen Versuch, die japanischen Fühlunghalter abzuschütteln, hat Rojestwenski nicht unternommen, auch wurde der Funkspruchverkehr der japanischen Aufklärung nicht gestört, obwohl ein Hilfskreuzer mit besonders starken Apparaten zur Verfügung stand und man die Funksprüche der Japaner schon seit dem Abend des 26. auf russischen Schiffen empfangen hatte. Die schwache Vorhut wurde sogar noch zur Deckung der Transporter zurückgezogen, nur zwei kleine Kreuzer standen vorlich an jeder Seite der Marschformation. Erst das Zusammentreffen mit der 2. Vorpostenlinie war von den Russen erkannt worden.

Um $8^0$ ließ Admiral Rojestwenski in Erwartung der Schlacht Toppflaggen heißen. Auf die Fühlunghaltersignale hin lief $5^{44}$ zunächst das aus leichten Aufklärungsschiffen bestehende III. japanische Geschwader — Vizeadmiral Kataoka — von einer Position bei Tsuschima dem anmarschierenden Feinde entgegen und nahm gegen $10^0$ vorm. an Backbord, also nördlich vor der russischen Spitze, in einem Abstande von 4 bis 5 sm Fühlung. Bei diesen Kreuzern Kataokas befanden sich auch mehrere Torpedoboots-Halbflottillen. Die zum I. japanischen Geschwader gehörige 3. Division — Vizeadmiral Dewa mit vier leichten Aufklärungsschiffen — hatte bei den Goto-Inseln die Fühlunghaltersignale von „Schinano Maru" und „Izumi" bekommen und nahm kurz nach $10^0$ vorm. Fühlung am russischen Gros, und zwar an Steuerbord, also südlich, in 4 bis 5 sm Abstand.

Auch diese 3. Division hatte eine Zerstörer-Halbflottille bei sich. Gegen $10^0$ vorm. war die russische Flotte somit von fühlunghaltenden leichten Streitkräften so umgeben, daß dem japanischen Führer keine Bewegung mehr entgehen konnte.

Das japanische Gros erhielt die ersten Nachrichten über den Gegner ohne Verzögerung und lichtete $5^{05}$ Anker. Es lagen das I. und II. Geschwader mit 3 Linienschiffen, 8 Panzerkreuzern und 5 kleinen Kreuzern im Douglas Inlet, das Flottenflaggschiff „Mikasa" in der Chinkai-Bucht. Die Panzerkreuzer sind auf japanischer Seite nur in der Linie verwendet worden. Beim Gros befanden sich zunächst vier Zerstörer-Halbflottillen und drei Torpedoboots-Halbflottillen. Die Verbände liefen sofort aus und nahmen Kurs auf die Nordspitze der Insel Tsuschima, dann quer über die Korea-Straße nach Osten; die Kreuzer blieben am Schluß der Marschformation. Admiral Togo muß sich des programmäßigen Verlaufs der Schlacht sehr sicher gefühlt haben, da er trotz des recht unsichtigen Wetters mit strichweisem Nebel auf jede unmittelbare taktische Aufklärung verzichtete. Die Torpedoboote des Gros wurden gegen $9^{45}$ in die Miura-Bucht detachiert, wohl mit Rücksicht auf den in der Korea-Straße zunehmenden Seegang. Vier Zerstörer-Halbflottillen begleiteten die Bewegungen des japanischen Gros in erheblichem Abstand, etwa 5 bis 6 sm. Gegen $10^0$ vorm. ließ Admiral Rojestwenski, als die nördlichen Fühlunghalter gesichtet wurden, eine neue Formation einnehmen: Linienschiffe und große Kreuzer in Kiellinie, dabei zwei Zerstörer, die Hilfsschiffe an Steuerbord achteraus gestaffelt, ihrerseits auch in Kiellinie und von drei kleinen Kreuzern mit drei Zerstörern gedeckt. Ein Panzerkreuzer stand an Steuerbord des Trosses, zwei kleine Kreuzer mit je zwei Zerstörern an Steuerbord der eigentlichen Kampflinie. Eine Gefechtsformation war dies nicht, die Kreuzer waren bis auf zwei durch die Sorge um die Troßschiffe ihrer normalen

Gefechtsaufgabe — Abdrängen der Fühlunghalter und eigene Aufklärung — entzogen. Die Zerstörer sollten teilweise sich bereithalten, die Admirale im Notfalle von ihren Flaggschiffen auf andere zu überführen. Von einer Absicht, sie offensiv zu verwenden, ist nichts bekannt geworden. Der Übergang in diese Formation dauerte rund $1^1/_2$ Stunden, kurz vor $12^0$ wurde dann eine Fahrt von 9 sm aufgenommen. Gegen $11^{30}$ wurden einige Schüsse mit den südlichen Fühlunghaltern gewechselt. Gegen $12^0$ standen sowohl die südlichen wie ein Teil der nördlichen Fühlunghalter vor der Spitze der russischen Flotte, bereit, die Verbindung mit dem anmarschierenden japanischen Gros herzustellen.

$12^{25}$ ging Rojestwenski nach dem Passieren der Südspitze von Tsuschima auf Kurs N 23° O, den Kurs nach Wladiwostok. Der russische Admiral hat dann in der Befürchtung, es könnten Treibminen in seiner Kursrichtung gelegt werden — er muß den Fühlunghaltern diese Absicht zugetraut haben —, die 1. Division seiner Linie nach Steuerbord herausgezogen. Er wollte sie durch Schwenkung mit folgender Rückwendung in eine breite Formation bringen, dieser Übergang mißglückte jedoch und der Erfolg war, daß die 1. Division Steuerbord vorlich von dem Rest der Linie stand. Die Verwendung von Treibminen war wenig wahrscheinlich, da derartige Minen auch für die Partei, die sie legt, von unberechenbarer Gefahr sind. Die Abwehr von Minenlegern irgendwelcher Art ist aber ebenso wie die Abwehr von Torpedobooten Sache der Kreuzer, nicht der Kampflinie selbst. Jetzt rächte es sich auch in anderer Hinsicht, daß die Russen keine Kreuzer vorn hatten: der Admiral war ohne jede Nachricht über den Abstand vom Gegner. Während er noch versuchte, die Linie wieder als einfache Gefechtskiellinie zu formieren, kam $1^{45}$ nachm. das japanische Gros bereits in Sicht. Noch wehte für den Rest der ursprünglichen Linie das Signal: „2. Division sich ins Kielwasser der 1. setzen", die Gefechtslinie war also noch nicht hergestellt; erst jetzt erhielt die aus den Troßschiffen und fast allen Kreuzern gebildete Abteilung Enquist Befehl, sich von der Kampflinie nach Steuerbord zu entfernen, gleichzeitig aber gab der Admiral den leitenden Gedanken seiner bisherigen Dispositionen, den taktischen Durchbruch, auf mit dem Befehl Kurs N 50° O. Dieser Kurs konnte zunächst nicht nach Wladiwostok, er mußte zum laufenden Gefecht führen.

Das japanische Gros stand zu diesem Zeitpunkte keineswegs in einer taktisch überwältigenden Stellung. Es lag, quer über die Korea-Straße zurückkommend, westlichen Kurs an und hatte, wie bereits erwähnt, ebenfalls keine Kreuzer vor der Spitze, nur zwei ungeschützte Wiederholer bei sich. Nach einem kurzen Vorstoß in südwestlicher Richtung, der wahrscheinlich der Orientierung des Führers dienen sollte und dann auch als

ein bedenklicher Notbehelf anzusprechen wäre, schwenkte Admiral Togo nach NW ab, um die gewünschte Anfangsentfernung herzustellen. Beim gegenseitigen Sichten hatte der Spitzenabstand rund 100 hm (10 km) betragen, bei dem südwestlichen Vorstoß nahm die Entfernung unerwünscht schnell ab. Durch eine große Schleife brachte Togo seine Linie von vier Linienschiffen und acht Panzerkreuzern auf östlichen Kurs und lag nun erst zum Gefecht entwickelt auf konvergierendem Kurse an Backbord-Seite der russischen Linie, die das Zusammenziehen der getrennten Divisionen noch nicht vollendet hatte, so daß sich einzelne Schiffe noch überdeckten. Die Spitzenentfernung betrug bei Eröffnung des Feuers etwa 60 hm (6000 m). Diese japanische Anfangsstellung war nicht das, was man eine vorliche Stellung nennt, aber sie konnte es mühelos werden durch die um etwa 5 sm höhere Gefechtsgeschwindigkeit der Japaner. Auf diesen Geschwindigkeitsüberschuß war offenbar Togos einleitendes Manöver aufgebaut, die Entblößung der feindlichen Linie von Kreuzern und ihre Unhandlichkeit kamen ihm zur Hilfe und schufen eine entscheidende Anfangsstellung zum laufenden Gefecht, aus der heraus die schneller laufende japanische Linie bald große artilleristische Vorteile ziehen mußte. Zwar hatten die Russen das Feuer schon eröffnet, als die Japaner noch in der Schwenkung lagen — eine Situation, die bei gleichwertigen Gegnern leicht zu einer starken Erschütterung des Schwenkenden hätte führen können —, aber die Japaner schossen, nachdem sie ihrerseits erst auf dem Gefechtskurse das Feuer eröffnet hatten, schneller und präziser, bei den Russen dagegen waren wegen des erwähnten unglücklichen Formationsüberganges noch nicht alle Geschütze im Feuer, und einige Schiffe überdeckten sich, als Togo schon mit hoher Fahrt die Überflügelung anstrebte, vor der sich die langsamere Linie nur durch wiederholtes Abdrehen retten konnte. Dabei ermöglichte es die vorliche Stellung dem japanischen Führer, das Feuer in immer wirksamerer Weise auf die russische Spitze zu vereinigen. Inzwischen hatten sämtliche Kreuzerdivisionen der Japaner hinter den Schlußschiffen des eigenen Gros herum ausholend einen Vorstoß gegen die russische Kreuzer- und Troßabteilung unternommen, wie der vorher ausgegebene Gefechtsplan es vorsah. Bei dem japanischen Gros blieb außer dem ungeschützten Wiederholer „Chi haya" kein kleiner Kreuzer, der russische Torpedobootsangriffe hätte abwehren können; vielleicht hat der japanische Admiral den absoluten Mangel an Offensivgeist bei den russischen Zerstörern gekannt oder richtig eingeschätzt, einem anderen Gegner gegenüber würde dieser vollständige Verzicht auf leichte Kreuzer sehr bedenklich gewesen sein. Aber auch auf die Verwendung von Torpedobooten in der rangierten Schlacht hat Admiral Togo verzichtet. Auch dies hat wohl seinen Grund in dem auf ganz spezielle Verhältnisse zugeschnittenen,

etwas schematischen Gefechtsplan, teilweise aber auch in dem für die **kleinen** Torpedoboote recht ungünstigen Wetter. Man muß aber auch annehmen, daß der japanische Admiral den eigenen Torpedobooten keine sehr große Offensivkraft zugetraut hat, da er auch die großen Boote, die Zerstörer, nur gegen bereits schwer erschütterte Streitkräfte ansetzte und sie in der Nacht **vor** der Schlacht ganz zurückhielt, wo sich eine vorbereitende Wirkung größeren Umfanges mit ziemlicher Sicherheit hätte erzielen lassen. In der Tat waren die bisherigen Leistungen der Boote, besonders ihre Schießleistungen, auch nicht auf der Höhe.

$2^{25}$ nachm. schor die Nr. 5 der russischen Linie „Osljabja" schwer beschädigt aus und kenterte $3^{10}$. Die japanische Artillerie errang schnell die ausschlaggebende Überlegenheit, während die Kampfkraft der Russen an vielen Stellen vollständig zusammenbrach. Viele äußere Umstände halfen den Japanern; die russischen Schiffe, schwarz mit gelben Schornsteinen, hoben sich besser ab als die graugrünen der Japaner; Togo hatte die günstige Windstellung, seine Geschütze wurden infolgedessen durch den Pulverqualm und Rauch weniger behindert; die russischen Schiffe mit ihrer großen Kohlenladung lagen unruhiger in der See und beeinträchtigten dadurch das Abkommen der Geschütze. Sehr groß war die Massenwirkung des japanischen Granatfeuers, sie besonders wirkte moralisch niederschmetternd auf die russischen Besatzungen. $2^{55}$ nachm. schor das russische Flaggschiff „Knjäs Suworoff", von dem aus Rojestwenski die Linie an der Spitze führte, schwer beschädigt aus und blieb gefechtsunfähig liegen, der Admiral selbst wurde mehrere Male verwundet. Das zweite Schiff der russischen Linie „Alexander III." drehte nach Norden ab, die Japaner folgten mit einer Wendung der 1. und Schwenkung der 2. Division, so daß sich ein neues laufendes Gefecht auf nordwestlichem Kurse entwickelte. Damit begann ein zweiter Gefechtsabschnitt im Kampf der Hauptgeschwader. „Alexander III." hat vielleicht versuchen wollen, die russische Linie hinter der japanischen vorbeizuziehen, um jene zu enfilieren. Der sofortige Gegenzug Togos und die Handlichkeit seiner Verbände vereitelten jedenfalls solchen Versuch.

Nach dem japanischen Admiralstabswerk hat die russische Linie nach Steuerbord wieder auf SO-Kurs zurück und später weiter bis auf nördlichen Kurs gedreht. Dies würde das taktische Verhalten der japanischen 2. Division rechtfertigen, die zunächst weiterlief und durch späte Schwenkung auf nordwestlichen Kurs in größeren Abstand von ihrer 1. Division geriet. Die Quellen gehen über den Verlauf dieses zweiten Gefechtsabschnittes sehr auseinander. Wahrscheinlich haben sich beide Linien zu erneutem laufendem Gefecht auf nordwestlichem Kurse entwickelt, so daß bald infolge der überlegenen japanischen Geschwindigkeit die alte taktische Lage wiederhergestellt war. Auf beiden Parteien kamen neue Gefechts-

seiten ins Feuer, die russische Linie bestand aber nur aus sechs Schiffen gegenüber zwölf japanischen. Nebogatoff war nämlich mit seiner Division der Schwenkung nach Norden nicht gefolgt, auf ihn wird der Bericht bei den Kreuzerkämpfen zurückkommen. Die russische Linie drehte wieder, um der Überflügelung auszuweichen, stetig nach Backbord, also nach Westen und Südwesten ab und litt stark unter dem konzentrischen Feuer des Gegners. Die Rauch- und Qualmbehinderung war jetzt beiderseits sehr groß. Die russische Linie hat anscheinend schließlich so hart nach Backbord weitergedreht, daß sie über Süd auf östlichen Kurs kam und die japanischen Divisionen trotz ihrer Geschwindigkeit auf dem äußerem Bogen nicht folgen konnten, vielmehr $3^{42}$ nachm. durch eine Kehrtwendung sich wieder in eine vorliche Position auf südöstlichen Kurs zu setzen bestrebten.

Nach dem japanischen Bericht haben die Russen von dem erwähnten Südostkurs nach Ausfall des „Suworoff" aus einen Kreis nach Steuerbord geschlagen und einen Durchbruch nach Norden versucht, worauf die japanische Linie ihnen den Weg verlegte. Wie die Einzelheiten auch gewesen sind, es steht fest, daß dieser Abschnitt der Schlacht ein weniger charakteristisches Gepräge hatte als der erste: die gegenseitigen Beobachtungen waren erheblich ungenauer, der Zusammenhalt der Verbände auf beiden Seiten gelockert, freilich bei den Russen in ungleich höherem Maße. Die Japaner verloren in dem unsichtigen Wetter jetzt sogar zeitweise die Fühlung mit dem Gegner, und auch ihre eigenen Divisionen trennten sich in der allgemeinen Bewegung nach Süden. Gegen $4^{15}$ nachm. war die Fühlung mit dem Gegner ganz verloren gegangen, der in fortschreitender Auflösung zunächst weiter südlich steuerte und sich damit jenem Punkte wieder näherte, wo „Suworoff" außer Gefecht gesetzt war und Nebogatoff Anschluß an die Kreuzerkämpfe gewonnen hatte. Diese Kreuzerkämpfe hatten sich von der Stelle, an der sich die russische Kreuzer- und Troßabteilung vom Gros loslöste — es war dies gegen $1^{45}$ nachm. gewesen —, auf einem ungefähren Kurse N 75° O nach der eben erwähnten Gegend zu bewegt, wo „Suworoff" lag. Admiral Enquist, der Führer dieser Abteilung, konnte sich zu einer entschlossenen Abwehr der japanischen Kreuzer nicht aufraffen; er hatte seine Formation äußerst unglücklich gewählt — zweireihig, und die kampffähigen Schiffe nicht geschlossen —, eine Verständigung mit dem Troß über Gefechtsabsichten war nicht möglich, weil diese Schiffe das Gefechtssignalbuch nicht besaßen. Durch die Berührung des Kreuzerkampfes mit dem Kampffeld der Hauptgeschwader wurde Nebogatoff veranlaßt, gegen die japanischen Kreuzer vorzugehen, auch war dies vielleicht für das Spitzenschiff der russischen Linie, „Alexander III.", mit ein Grund, nach Norden abzuschwenken, weil eben nach Süden kein Platz war.

Nach der japanischen Darstellung hat die Division Nebogatoff die Bewegungen der russischen Linie zunächst noch weiter mitgemacht und ist erst $4^{40}$ nachm. in die Kreuzerkämpfe hineingeraten. Nebogatoff selbst will sofort nach dem Ausfall des „Suworoff", d. h. etwa $3^{0}$ nachm. gegen die japanischen Kreuzer vorgegangen sein. Der Kreuzerkampf verlief im übrigen in einem großen Durcheinander, das sich längere Zeit ziemlich auf der Stelle hielt, bis sich gegen $5^{30}$ nachm. die Gegner trennten, beide auf nördlichen Kursen und dennoch ohne Fühlung. Auch die Japaner hatten Verluste zu verzeichnen, zwei Flaggschiffe (die der Admirale Dewa und Uriu, kleine Kreuzer „Kasagi" und „Naniwa") mußten den Kampfplatz verlassen und unter Schutz der japanischen Küste laufen. Zeitweise griff auch die japanische 2. Division, also die Panzerkreuzerdivision des Gros, in den Kampf ein. Diese 2. Division suchte mit der 1. gleichzeitig, aber getrennt von ihr, nach dem russischen Gros, ohne es zu finden. Die 1. japanische Linienschiffsdivision unter Togos Führung brachte den in den Kreuzerkämpfen beschädigten Hilfskreuzer „Ural" $5^{40}$ zum Sinken und gewann auf nördlichem Kurse gegen $6^{0}$ wieder Fühlung mit dem russischen Gros, mit dem bis gegen $7^{30}$ gekämpft wurde. Hierüber folgen noch weitere Angaben. Erst nach Sonnenuntergang haben sich beide Divisionen des japanischen Gros wieder vereinigt und dann gemeinsam den befohlenen Sammelplatz Ullondo angesteuert.

In der Schilderung der Ereignisse muß jetzt zunächst etwas zurückgegriffen werden.

$2^{55}$, am Ende des ersten Gefechtsabschnittes, war das russische Flaggschiff „Suworoff" ausgeschoren und gefechtsunfähig liegen geblieben. Das Schiff wurde von dem nach Norden abschwenkenden japanischen Gros noch mit Feuer überschüttet und dann nacheinander von einem Kreuzer, zwei Zerstörer-Halbflottillen und einer Torpedoboots-Halbflottille angegriffen. Das Schiff hat sich tapfer gewehrt und blieb noch schwimmen. Dies sind die einzigen Torpedobootsangriffe bei Tage, von denen greifbares verlautet, im übrigen sind die Boote in der Tagschlacht nicht kämpfend in die Erscheinung getreten, obwohl die Entfernung der Gefechtslinien häufig recht gering war.

Gegen $5^{30}$ näherte sich der Rest der 1. und 2. Division des russischen Gros dem mehrfach erwähnten „Suworoff"-Punkt, so daß jetzt fast alle russischen Streitkräfte wieder versammelt waren, wenn auch vorläufig noch in mehr oder weniger regellosen Haufen. Zu gleicher Zeit wurde der schwer verwundete Admiral Rojestwenski auf das Torpedoboot „Buinii" umgeschifft. Angenommen, daß die Umschiffung des verwundeten Führers von Wert für den Fortgang der Schlacht gewesen wäre, so hätte sie

viel früher erfolgen müssen. Aber die Torpedoboote hatten sich mit der Bergung der Mannschaft von „Osljabja" aufgehalten, eine menschlich verständliche, in der Seeschlacht aber gänzlich verfehlte Maßnahme. Der Zweite Admiral des Geschwaders Rojestwenski, Konteradmiral v. Fölkersahm, dessen Flagge auf „Osljabja" geweht hatte, war seit zwei Tagen tot, sein Tod war nicht bekanntgegeben worden. Die Führung hätte nach Rojestwenskis Ausfall ohne weiteres auf den Chef des III. Geschwaders, Konteradmiral Nebogatoff, übergehen müssen. Nebogatoff ordnete aber nichts an und beschränkte sich zunächst darauf, den ausgefallenen Kommandanten seines Flaggschiffs „Nicolai I." zu ersetzen. Die russischen Schiffe entwickelten sich zwischen $5^{30}$ und $6^{0}$ nachm. aus dem Knäuel auf nördlichem Kurse und in veränderter Reihenfolge. „Suworoff" mußte liegen bleiben, wurde später noch einmal von japanischen Torpedobooten angegriffen und ist gegen $7^{0}$ gesunken. Das Linienschiff „Borodino" führte, Nebogatoffs Flaggschiff fuhr als Nr. 3; „Alexander III." war schwer beschädigt und folgte den fünf anderen Linienschiffen in größerem Abstande, noch weiter zurück schloß sich der Rest des Gros an. Die Kreuzerabteilung mit den Schiffen des Trosses, die noch bewegungsfähig waren, und die Torpedoboote folgten etwas an Backbord achteraus gestaffelt. Ein einziger kleiner Kreuzer, „Isumrud", war in der Nähe der Spitze. Dies war die letzte Gelegenheit, den Rest der russischen Flotte neu zusammenzufassen, aber Nebogatoff versagte, und der Stab des bisherigen Führers versagte ebenfalls. Von dem besinnungslosen Admiral wurde ein Befehl „erwirkt", und das Torpedoboot „Buinii" machte, an der Formation aufdampfend, das Signal: „Admiral Rojestwenski ist an Bord des Torpedobootes, Admiral Nebogatoff übernimmt das Kommando, Kurs N 23° O".

Die japanischen Kreuzerverbände hatten — wie gesagt — die Fühlung mit dem Gegner verloren, obwohl auch sie nördliche Kurse steuerten. Von einer Verfolgung war hier keine Rede, es wurde lediglich der planmäßig für den nächsten Morgen vorgesehene Sammelplatz angesteuert. Nur einige Gelegenheitsunternehmungen gegen den „Suworoff" und ein ebenfalls bewegungsunfähiges Troßschiff sind zu verzeichnen.

Zu dieser Zeit, gegen $6^{0}$ abds., hatte Togo mit seiner ersten Linienschiffsdivision, ebenfalls nördlichen Kurs steuernd, mit den ersten sechs russischen Linienschiffen Fühlung gewonnen und das bereits erwähnte Gefecht eröffnet. Nach dem japanischen Bericht hat sich daran von etwa $7^{0}$ ab auch die zur Versammlung mit Togo strebende 2. Division beteiligt. Die russischen Schiffe hielten sich wacker; „Alexander III.", auf den sich als letzten und in großem Abstand fahrenden die Konzentration des von achtern auflaufenden Gegners richtete, ging tapfer kämpfend $7^{7}$ unter.

„Borodino", das Spitzenschiff, hatte bald Feuer an Bord und sank infolge einer Explosion 7[23]. Danach brach Togo das Gefecht ab und drehte nach Osten, um den Torpedobootsangriffen Platz zu machen. Es war dies kurz vor Sonnenuntergang. Bald darauf vereinigte sich die japanische 2. Division (die der Panzerkreuzer) wieder mit Togo.

Die russische Linie hatte vor der drohenden Überflügelung im Gefecht wieder nach Backbord abdrehen müssen und ging jetzt auf den alten Kurs N 23° O. Alle japanischen Streitkräfte erhielten durch Funkentelegraphie und Depeschenkreuzer Befehl zum Räumen des für Torpedobootsangriffe vorgesehenen Gebiets und zum Sammeln am nächsten Morgen bei Ullondo. „Damit war die Tagschlacht beendet", sagt Togo in seinem Bericht. Dies plötzliche Abbrechen der an sich nur lässig betriebenen Verfolgung und die Aufgabe jeder Fühlung mit dem Gegner trotz beabsichtigter Torpedobootsverwendung erscheint nicht recht zweckmäßig, aber der Schlachtplan trat hier wohl wieder in seine Rechte.

Tatsächlich war hiermit aber das Ende der rangierten Schlacht gekommen; was noch folgt, sind Torpedobootsangriffe und Einzelaktionen. Der japanische Führer hatte weder in der Vorbereitung, noch in der Durchführung der Schlacht alle Kampfmittel ausgenutzt, die ihm zur Verfügung standen; es muß ihm zugestanden werden, daß er seinen Gegner richtig eingeschätzt hat, aber er durfte wohl auch nur diesem Gegner gegenüber so verfahren.

In mehr als einer Lage hätten energische Führung und mehr Zuversicht und Kampfesfreude auf russischer Seite einen derartig überwältigenden und verhältnismäßig leicht erkauften Erfolg erheblich in Frage zu stellen vermocht. Von ganz besonderer Bedeutung waren für Togo der Geschwindigkeitsüberschuß seiner Linie und die tüchtige Exerzierausbildung, die seine Verbände so handlich machte. Dazu kam die Siegeszuversicht und die durch keine Afterkultur angekränkelte Kampfesfreude der japanischen Besatzungen, die Togos Signal beim Sichten des Gegners: „Aufstieg oder Untergang des Reiches hängt ab von dem Ausgang dieses Kampfes. Darum tue jedermann bis zum äußersten seine Pflicht", mit heller Begeisterung aufgenommen hatten. Auf russischer Seite lähmten Pessimismus, Gleichgültigkeit und die slawische Veranlagung zum Fatalismus den Rest der Tatkraft und Mannhaftigkeit. Die Russen haben sich, hoch und niedrig, selbst aufgegeben, ehe der Schlachtengott sie aufgegeben hatte. Da war ihnen nicht mehr zu helfen.

Als gegen Sonnenuntergang Admiral Nebogatoff die russische Linie wieder auf den alten Kurs N 23° O brachte — er befand sich jetzt an der Spitze der Formation —, hatten Wind und See abgenommen. Die Nacht wurde dunkel, aber sichtig, ohne Mond. Gegen 8[0] standen die japanischen Torpedoboote klar zum Angriff in weitem Umkreis um

die russische Marschroute verteilt: fünf Zerstörer-Halbflottillen und sechs Torpedoboots-Halbflottillen von Norden über Osten bis Süden, der Rest - - sechs Torpedoboots-Halbflottillen — zunächst noch unter der Küste von Tsuschima. Eine Mitwirkung japanischer Kreuzer ist nicht erkennbar, ebensowenig ein systematisches Vorgehen der verschiedenen Gruppen nach einheitlichem Plan oder auch nur ein Fühlunghalten an dem einmal gefundenen Gegner. Die russische Linie hatte wieder nur einen kleinen Kreuzer — „Isumrud" — an ihrer Spitze. Die Kreuzerabteilung stand unentwegt bei dem Troß Backbord achterlich von der Formation. Die russischen Torpedoboote waren zerstreut, überlastet mit Geretteten und vielfach beschädigt. Gegen $8^{30}$ begannen die japanischen Torpedobootsangriffe, angeblich noch bei Tageslicht. Nebogatoff drehte beim ersten Angriff 90 Grad nach Westen ab und ging dann mit höchster Fahrt auf den Kurs nach Wladiwostok zurück. Drei Linienschiffe und der kleine Kreuzer „Isumrud" konnten die Fahrt des Flaggschiffs halten, vier Schiffe des Gros gerieten in zunehmenden Abstand. Zwei von ihnen fuhren einzeln, zwei im Treffenverbande. Es ist aber anzunehmen, daß diese für die Abwehr von Torpedobooten günstige Unterteilung der Linie nicht auf taktischen Erwägungen, sondern nur auf dem Geschwindigkeitsunterschiede und der allgemeinen Auflösung beruhte. Die russischen Kreuzer haben in keiner Weise versucht, die Torpedobootsangriffe vom Gros abzuwehren. Admiral Enquist hatte beim ersten Angriff sofort eine Kehrtschwenkung auf südlichen Kurs ausgeführt und dann gegen $8^{40}$ auf den Wladiwostok-Kurs zurückgedreht; dies Manöver wiederholte er $10^{25}$ bei erneuten Angriffen, gab $1^{25}$ morg., als wieder japanische Torpedoboote auf die Kreuzer zum Angriff kamen, den Durchbruch nach Norden auf und verließ mit hoher Fahrt die Korea-Straße nach Süden. Er hatte dabei nur die drei Kreuzer „Oleg", „Awrora" und „Schemtschug" bei sich. Diese Schiffe gelangten bis nach Manila und mußten dort abrüsten. Die zwei alten Panzerkreuzer „Dmitri Donskoi" und „Wladimir Monomach" nahmen nach der Trennung von ihrem Führer Kurs nach Wladiwostok auf, kamen aber auseinander. Letzterer wurde durch einen Torpedotreffer zum Sinken gebracht, „Dmitri Donskoi" am 28. früh bei Ullondo nach tapferem Widerstand von seiner Besatzung versenkt.

„Swjätlana" und „Almas", zwei kleine Kreuzer, nahmen ebenfalls den Kurs nach Wladiwostok, ersterer sank am 28. früh im Kampf, „Almas" gelangte nach Wladiwostok. Zwei Hilfsschiffe sanken, drei entkamen nach Süden. Vom russischen Gros wurden „Ssissoi Weliki", „Navarin" und „Nachimoff" von Torpedos getroffen. „Ssissoi Weliki" und „Nachimoff" sanken am 28. früh, „Navarin" mit zwei oder mehr Treffern sofort.

Offenbar haben die Russen zu früh und zu ausgiebig mit den Scheinwerfern geleuchtet und den feindlichen Booten auf diese Weise den

Angriff erleichtert, andererseits haben sich die japanischen Boote durch unnötiges Artilleriefeuer verraten. Die Scheinwerfer und Befehlsübermittelungsapparate sowie die leichte Artillerie sind offenbar auf den russischen Schiffen größtenteils noch brauchbar gewesen, es wurden im ganzen drei kleine japanische Boote vernichtet, vier Zerstörer und zwei Boote schwer beschädigt. Bei den Beschädigungen sind aber auch Havarien durch gegenseitige Kollision mitgezählt.

Die Ergebnisse der Torpedobootsangriffe dieser Nacht waren: ein Linienschiff, ein Panzerkreuzer zum Sinken gebracht, zwei Linienschiffe schwer beschädigt; drei von diesen Schiffen waren aber schon vor Beginn der Angriffe havariert gewesen. Die Erfolge dieser Torpedobootsangriffe kann man nicht als hoch bezeichnen.

Zum Angriff gekommen sind nach japanischem Bericht 40 Torpedoboote einschließlich der Zerstörer bei einer Gesamtzahl von 85 Booten. Fünf Halbflottillen haben den Anschluß an die Nachtkämpfe ganz versäumt. Die Treffleistungen waren nur gering, das Fühlunghalten am Gegner offenbar gar nicht eingeübt. Nur in zerstreuten Gruppen griffen die Boote an, kein Massenangriff größeren Stils ist zu verzeichnen; ein einziges Mal kamen vier Zerstörer-Halbflottillen gleichzeitig zum Angriff, aber ohne gemeinsame Leitung und völlig ohne Erfolg, ja unter erheblichen eigenen Verlusten infolge von Zusammenstößen zwischen den abdrehenden Booten. Bei dem Zustand der russischen Schiffe und dem Fehlen jeder Marschsicherung hätte die große Zahl japanischer Boote wohl sehr viel mehr erreichen können.'

Togo, der mit dem Abmarsch der russischen Flottenreste nach Wladiwostok rechnete, stand mit annähernd allen Streitkräften, die übrigens während der Nacht ungestörten Funkspruchverkehr unterhalten hatten, am 28. bei Tagesanbruch 15 sm südwestlich von Ullondo. Das südlich zurückstehende III. Geschwader — die Aufklärungsschiffe Kataokas — gewannen gegen $5^{20}$ morg. Fühlung an Nebogatoffs Schiffen, worauf Togo, mit dem Gros auf östlichem Kurse ihm den Weg verlegend, zwei Kreuzerdivisionen in den Rücken des Gegners entsandte. Gegen $10^{30}$ vorm. waren die russischen Schiffe von der japanischen Übermacht umstellt und wurden auf eine Entfernung beschossen, auf die sie das Feuer nicht erwidern konnten. Die russischen Schiffe wurden übergeben, nur der Kreuzer „Isumrud" entkam nach Norden, kam in der Wladimir-Bai fest und wurde von der Besatzung gesprengt. Der Küstenpanzer „Admiral Uschakoff" als einzig übriggebliebener der Nachzügler vom Gros wurde am Nachmittage nach tapferer Gegenwehr im Kampfe mit zwei Panzerkreuzern von der Besatzung versenkt.

Admiral Rojestwenski war am 28. $9^{0}$ morg. von dem beschädigten „Buinii" auf ein anderes Torpedoboot, „Bjädowii", umgeschifft worden.

Am Nachmittage wurde das Boot an japanische Zerstörer ohne Kampf und ohne jede Notwendigkeit übergeben und von diesen sofort mit dem verwundeten Admiral nach Sassebo geschleppt.

Das äußere Ergebnis war hiernach folgendes:

Nach Norden entkamen: 3 kleine Kreuzer, 3 Zerstörer; davon gingen verloren: 2 kleine Kreuzer, 1 Zerstörer, und es gelangten nach Wladiwostok: 1 kleiner Kreuzer, 2 Zerstörer. Nach Süden entkamen: 2 große geschützte, 1 kleiner Kreuzer nach Manila, die dort abrüsten mußten, ferner 2 Zerstörer, von denen einer sank, 3 Hilfsschiffe, 1 Lazarettschiff.

Von den 38 russischen Schiffen und Torpedobooten, die an der Schlacht teilnahmen, sind gesunken, versenkt oder zerstört: 7 Panzerschiffe, 5 Kreuzer, 1 Hilfskreuzer, 5 Zerstörer, 3 Hilfsschiffe, zusammen 21.

Übergeben oder genommen wurden: 4 Panzerschiffe, 1 Torpedoboot, 1 Lazarettschiff, zusammen 6.

Entkommen sind die oben schon genannten elf Fahrzeuge.

Die Zahl der von den Japanern gemachten Gefangenen betrug einschließlich der vielen Geretteten 6142 ohne die Nichtkombattanten.

Die gesamte japanische Flotte hatte nur drei kleine Torpedoboote verloren, 116 Tote, 117 schwer, 462 leicht Verwundete.

Dies die Ereignisse der Schlacht von Tsuschima. Die japanische Seeherrschaft war durch sie erneut und gründlich gesichert, der Krieg damit entschieden.

Die Gründe für die gewaltige Niederlage der Russen kann man zusammenfassend wohl im wesentlichen in folgenden vier Punkten kennzeichnen:

1. Die unklare Organisation der obersten Kriegsleitung, im besonderen die späte Entsendung des II. Pazifischen Geschwaders, ein bedeutender Zeitgewinn für Japan.
2. Das Fehlen jeglicher kriegsmäßigen Friedensschulung, die mangelhafte Disziplin und die daraus erwachsende pessimistische Stimmung und Resignation bei Führern und Leuten.
3. Das falsche operative Ziel: der Durchbruch an Stelle des Angriffs; das Überwiegen defensiver Vorstellungen bei allen operativen und taktischen Erwägungen.
4. Die materiellen Schwächen des russischen Flottenmaterials.

Eine erhebliche Einschränkung erfährt der Wert dieser Schlacht für die Gegenwart durch den außergewöhnlich niedrigen Stand der Kriegsbereitschaft bei dem Gegner. Es wurde schon gesagt, daß manche Maßnahmen oder Unterlassungen des siegreichen Admirals nur diesem Feinde gegenüber Erfolg haben oder ohne Nachteil für die eigene Partei bleiben konnten. Und anderseits gibt auch die einzig dastehende Art, in der die

japanische Führung diese Schlacht vorbereiten konnte und vorbereitet hat, kein typisches Bild für eine zu erwartende Seeschlacht moderner Großmachtflotten.

Dennoch lassen sich höchst wertvolle Lehren aus der Schlacht ziehen, wenn der nötige Maßstab angelegt wird. Eine ganze Reihe technischer und taktischer Einzelerfahrungen sind gewonnen in bezug auf Geschoßwirkung, Sicherung gegen Leckgefahr, Rauch- und Sprenggasgefahr, Scheinwerferverwendung, Wert der Geschwindigkeit der Linienschiffe, Funkspruchverkehr und anderes mehr.

Als Hauptlehren dieser Seeschlacht müssen aber folgende drei hervorgehoben werden:

1. Nur dauernde kriegsmäßige Schulung im Frieden unter Aneignung und Verarbeitung aller Kriegs- und Manövererfahrungen kann wirkliche Kampfkraft einer Flotte gewährleisten. Nirgends sind Improvisationen so aussichtslos wie im Seekriege.
2. Nur eine offensive, rücksichtslos auf die Vernichtung oder größtmögliche Schädigung des Gegners zielende Kriegführung ist in der Lage, materielle Schwächen auszugleichen. Diese Konzentration auf den Kampf, das Loslösen von allen Nebenzwecken und Nebenzielen, wie sie bei jedem defensiven Gesichtspunkt unvermeidlich sind, sichern allein dem Führer jene Freiheit des Handelns, die der beste Boden für den kühnen Entschluß ist. Jede defensive Auffassung trägt den Keim der Niederlage in sich.
3. Nicht das Material gibt den Ausschlag, so wichtig es auch im Seekriege ist, sondern die Menschen entscheiden. Der Wille zum Siege und der Glaube an den Sieg der eigenen Waffen sind die erste Vorbedingung für den Erfolg.

   Jeder Pessimismus lähmt. Gleichgültige Menschen von unzureichender Mannszucht werden auch mit dem modernsten und vollkommensten Material keine großen Leistungen hervorbringen und durch die Entbehrungen und Anstrengungen des Seekrieges immer verzagter werden. Aber natürliche, gesunde Freude am Kampf, unbedingter Gehorsam und begeisterte Treue gegen den Kriegsherrn bringen Todesverachtung und Heldenmut, Entschlußfreudigkeit und offensiven Geist hervor.

   Grade unserer Zeit, die dazu neigt, die Bedeutung des Materials, der Technik zu überschätzen, ruft Tsuschima zu:

Nicht Schiffe kämpfen, sondern Männer.



# Aus Tagebüchern freiwilliger Jäger 1813/14 des Colbergschen Infanterieregiments.

Von

**Baudouin,**
Major z. D.



Der Aufruf König Friedrich Wilhelm III. vom 3. Februar 1813 zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern des Heeres richtete sich an die gebildete wehrfähige Jugend im Alter von 17 bis 24 Jahren, sofern sie sich selbst bekleiden und beritten machen konnte. Hierdurch wurde eine schnelle und billige Vermehrung der Streitkräfte angestrebt; besonders aber sollten die Jägerdetachements eine Pflanzschule für künftige Offiziere sein, wie dies Scharnhorst in seiner bezüglichen Instruktion nachdrücklichst hervorhebt.

Der Aufruf konnte nicht anders als einen guten Eindruck machen, aber wie ein elektrischer Schlag, wie manche Geschichtschreiber berichten, wirkte er nicht und konnte es auch nicht, da es unsicher blieb, wem die Rüstung galt. Erst nach Veröffentlichung des Bündnisses mit Rußland und des „Aufrufs an mein Volk" kam jener zu den größten Opfern bereite Wille der Gesamtheit zum Durchbruch. Da erst wurden die Hörsäle leer und die Werkstätten verödet, da erst strömten die begeisterten Jünglinge zu den Fahnen und scharten sich in die Haufen „der Grünen",*) wie man die freiwilligen Jäger kurz nannte.

## Die Vorgänge bis zum Schluß des Waffenstillstandes.

Wenn in dem folgenden, hauptsächlich auf Tagebücher und archivalisches Material sich stützend, der freiwilligen Jägerdetachements 1813/14 des Colbergschen Infanterieregiments gedacht werden soll, so gründet sich dies auf den von ihm im Befreiungskriege errungenen Waffenruhm. Denn der Ruhm des Regiments war zugleich der Ruhm seiner freiwilligen Jäger, die sich die höchste Achtung und Zuneigung aller Vorgesetzten, insbesondere des Regimentskommandeurs Oberst v. Zastrow erworben haben.**)

*) Die freiwilligen Jäger trugen dunkelgrüne Waffenröcke.

**) Vgl. auch S. 222 der Geschichte des 9. Infanterieregiments, genannt Colbergsches, von Major v. Bagensky. (Starb 1859 als Generalleutnant.) Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Zur Bildung von Jägerdetachements kam es nur bei dem II. und Füsilierbataillon, weil zur Zeit des Aufrufs vom 3. Februar nur diese beiden Bataillone feste Standquartiere in Greifenberg und in der Umgegend von Kolberg hatten, während das I. Bataillon in den ersten Monaten des Jahres 1813 noch auf dem Rückmarsch von Kurland her sich befand und erst am 17. März vor den Toren Berlins mit den beiden andern Bataillonen sich vereinte.

Die Zahl der freiwilligen Jäger, zumeist Pommern, war anfangs gering. Gelangte doch der Aufruf vom 3. Februar, namentlich in den entlegenen Teilen Pommerns, erst spät durch die in Stargard erscheinende Königlich Pommersche Zeitung, die einzige der Provinz, und durch die Amtsblätter zur Kenntnis der Bevölkerung; war doch oft die Entfernung von der Heimat des Jägers bis zu seinem zukünftigen Truppenteil oder den Sammelplätzen recht weit, und gab es mancherlei Schwierigkeit bei Besorgung der Ausrüstung zu überwinden. Kein Wunder darum, daß laut Tagesliste vom 9. März das Detachement des Füsilierbataillons erst 10, das des II. Bataillons erst 41 Jäger aufweist. (Geheimes Staatsarchiv R. 74. 0. 3. Z.)

Über die Stärkenachweise in den Monaten April und Mai lassen sich genaue Angaben nicht erbringen, denn die Rapporte und Listen in dieser spannungsvollen, kriegsbewegten Zeit sind höchst lückenhaft. Das Detachement des II. Bataillons zählte im Mai und Juni etwa 140 bis 150, das des Füsilierbataillons etwa 100 Köpfe, beide gegen Ende dieser Zeit vielleicht etwas mehr.

Der Etat eines Jägerdetachements sowohl für Infanterie als Kavallerie wurde festgesetzt auf: 4 Offiziere, 15 Oberjäger, 2 (3) Hornisten bzw. Trompeter, 183 (182) Jäger, 1 Chirurgus, zusammen 4 Offiziere, 200 Jäger und 1 Chirurgus.

Die Ausbildung der jungen Krieger wurde eifrig betrieben, vormittags exerziert, nachmittags nach der Scheibe geschossen. Ehemalige Unteroffiziere waren die Lehrmeister. Nach Verlesung und Erklärung der Kriegsartikel fand die Verpflichtung der Jäger anfangs nur durch Handschlag statt. Später Eintretenden wurde der Soldateneid abgenommen, wobei dahingestellt bleibt, ob dies allgemein geschehen ist. Führer des Detachements bei dem II. Bataillon war anfänglich Leutnant v. Schenck; durch Kabinettsorder vom 11. März wurde Premierleutnant v. Sydow dessen Kommandeur und ebenso Kapitän v. Malotki Kommandeur des Detachements des Füsilierbataillons.

Am 16. März rückte das Detachement des Premierleutnants v. Sydow von Greifenberg — dem Standquartier des II. Bataillons bis zum 1. März — nach Stargard ab, wo Major v. Schulz sämtliche Detachements der Provinz organisierte. Unsere Jäger erhielten, wahrscheinlich wegen

Überfüllung der Stadt mit Truppen, in Massow Quartier und blieben dort bis zum 1. April, wo auch die erste Oberjägerwahl stattfand. Sodann marschierte das Detachement ebenso wie das bereits in Stargard befindliche des Füsilierbataillons nach Berlin ab, da die Organisation, namentlich im Hinblick auf noch zu beschaffende Ausrüstung und Bewaffnung, leichter dort als in Stargard vollendet werden konnte. Die Ankunft beider Detachements in Berlin erfolgte wahrscheinlich gleichzeitig am 9. April. Wenigstens gibt Leutnant Schulz diesen Zeitpunkt für die Jäger des II. Bataillons an, und die Berliner Zeitungen vom 10. April, die allerdings nur jeden zweiten Tag erschienen, melden die stattgehabte Ankunft beider Detachements.

Über den Aufenthalt in Berlin berichtet Leutnant Engler in seinem Tagebuch: „Hier sah man nichts als Jäger aller Arten auf den Straßen. Jeder erhielt die Weisung, sich zu equipieren und zu armieren. Wer dazu nicht imstande war, sollte auf das Schloß gehen, wo die Prinzessin Wilhelm einen Fonds zur Bekleidung und Bewaffnung der freiwilligen Jäger deponiert hatte. Ich bekam von dem Kapitän eine Anweisung auf Montierungsstücke und schließlich nach vielem Laufen auch eine solche an den Schneider, der diese Montierungsstücke verfertigte. Ich ging zu ihm hin und traf, da alles nur schlechtes Tuch war, die Übereinkunft, nur alles von seinem Tuch zu liefern. Da aber meine Kasse nicht hinlänglich Geld hatte, so veräußerte ich Wäsche und Kleidungsstücke und bekam so viel heraus, daß ich den Schneider bezahlen konnte und noch ein paar Taler übrig hatte. Die Armaturstücke bekam ich auf demselben Wege, und nun war ich ein gemachter Jäger. Täglich wurde das Detachement stärker, und alle Tage wurde exerziert. Ich ging in der ersten Zeit noch immer in meiner Zivilkleidung zum Exerzieren nach der Hasenheide. Eines Tages aber sagte der Kapitän zu mir: »Sie müssen sich jetzt völlig montieren; ich werde Ihnen in den nächsten Tagen eine Sektion zum Exerzieren geben. Auch werden die Jäger übermorgen die Oberjäger wählen. Sie könnten Oberjäger werden, und hätten Sie noch keine Montierung, so würde sich dies doch nicht passen.« Also ich gleich hin zum Schneider und ihm die Hölle heiß gemacht. Den folgenden Tag sollte die Wahl stattfinden. Hierzu mußte aber alles nach Möglichkeit proper sein. Ich wendete den Nachmittag zum Putzen meiner Sachen an; zwanzig und mehrmalen besah ich, ob auch alles gut sein könnte. Das Lederzeug war wie lackiert; alles staunte, wie ich zum Detachement kam, und auch die Büchse, mit der ich als früherer Jäger umzugehen wußte, konnte nicht anders als gut geputzt sein. Ich fiel heut im ganzen Detachement dem Kapitän so sehr auf, daß er mich als Muster aufstellte und sagte: »Sehen Sie, meine Herren, so wie Engler müssen Sie kommen, dann werde ich nichts zu tadeln haben!« Da ich ihm eigentlich zu proper war, besah er mich bis auf die geringste

Kleinigkeit. Allein er fand alles, wie es nur sein konnte. Es wurde noch etwas exerziert und dann die Oberjägerwahl auf 4 Uhr nachm. anberaumt. Sonst blieben einige zurück, allein jetzt mußten alle anwesend sein. Der Kapitän hatte zu mehreren gesagt: »Ich kann und werde Ihnen auch nicht in Ihrer Wahl hinderlich sein, es müßte denn sein, daß Sie ein Subjekt wählen, welches nicht geeignet ist; alsdann kann ich die Wahl verwerfen. Aber ich möchte wohl wissen, wen Sie zu wählen gedenken.«

Wir hatten uns eine oberflächliche Liste gemacht, vorläufig sollten es nur acht sein. Die Wahl wurde durch weiße und schwarze Kugeln, die in einen Kasten zu legen waren, entschieden. Jeder, der einem seine Stimme geben wollte, tat eine weiße Kugel hinein, andernfalls eine schwarze. Nun trat der Kapitän vor und hielt eine Rede: »Meine Herren, ich will hoffen, Sie werden die Wahl der Oberjäger so treffen, daß ich auch zufrieden sein werde, und daß es kein polnischer Reichstag wird.« Nun fragte der Kapitän: »Wen wünschen Sie als ersten zu wählen?« Engler, Engel, Engelke hieß es. Ich war voller Erstaunen, wie ich dazu kam und besonders als erster. Diejenigen, die mich noch nicht kannten, befragten sich untereinander, wer ist der, und nun gings los; kurz, wie der Kasten geöffnet wurde, riefen die Deputierten: »Schwarze sind fast gar nicht drin zu sehen.« Also war ich Oberjäger. Hierauf mußte ich vortreten; der Kapitän, der etwas entfernt stand, trat näher und sagte: »Meine Herren, wie ich sehe, haben Sie ganz nach meinem Wunsch den Anfang gemacht, und ich glaube, Sie werden wohl einsehen, daß Engler ganz gut die Stelle eines Oberjägers ausfüllen wird; fahren Sie so fort.« Die ganze Wahl wurde für heute gut getroffen und beendet. Wir gewählten Oberjäger meldeten uns nachher beim Kapitän, der uns gratulierte. Ein gleiches taten die Jäger. Die Organisation des Detachements wurde so schnell als möglich beendet, damit wir bald abmarschieren konnten. Täglich wurde exerziert und alles instand gesetzt."

Unter solchen Vorbereitungen nahte der 1. Mai, an dem das Detachement v. Sydow den Marsch zum Regiment antrat, das gegen Ende April sich in der Gegend von Halle befunden hatte. Über Potsdam und Beelitz gings nach Treuenbrietzen. Am 4. Mai wurde die preußisch-sächsische Grenze überschritten. Die sächsischen Ortschaften erschienen wie verlassen; alle Haustüren und Fensterläden waren geschlossen. Ein preußisches Dorf, mitten im Sächsischen gelegen, diente als Nachtquartier. Die Marschdisziplin, die anfangs viel zu wünschen übrig gelassen, fing an sich zu bessern. Am 6. Mai gelangten unsere Jäger nach Coswig, während die Furiere schon am Tage vorher nach Dessau vorausgeeilt waren. „Ich fuhr," so schreibt Leutnant Bethe in seinem Tagebuch, „von Coswig durch den Park von Wörlitz — ein irdisches Paradies — nach Dessau. Alle Bäume blühten, alle Nachtigallen wetteiferten in schmelzendem Gesange,

die ganze Luft duftete von Wohlgerüchen, und meine Phantasie verschönte das Ganze mit dichterischer Kühnheit. Dicht vor Dessau begegnete ich französischen Gefangenen. In der Nähe (am 6. Mai war um den Besitz der Vorstädte von Wittenberg gekämpft worden) war eine Schlacht gewesen; man wußte keinen bestimmten Ausgang. In Dessau erhielt ich die Weisung, über die Elbe zurückzugehen und auf der Straße nach Meißen Quartier zu machen. Ich dachte nicht weiter hierüber nach, doch war ich nicht so froh als auf der Hinfahrt. Als ich bei Wittenberg vorbei nach Jessen fuhr, brannte man die Brücke bei Elster ab, und ein russischer Offizier riet mir, schnell umzukehren, weil die Franzosen kämen. Ich war in der größten Verlegenheit, was ich tun sollte. Endlich bog ich etwas von der Straße ab und kam mittels eines Umweges glücklich in Jessen an. Schon in der Nacht erhielt ich Befehl zurückzukommen, und der andere Tag sah mich wieder in Coswig, wo die Kompagnie (10 Uhr vorm.) angekommen war."

Der Kommandeur v. Sydow war, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen, nach Dessau ins Hauptquartier des Generals v. Bülow gefahren. Inzwischen lagerte das Detachement auf der Straße, hatte „großen Jubel im Ratskeller" und wurde gegen Abend einquartiert. „Wir," so schreibt Leutnant Schulz in seinem Tagebuch, „trieben alle, zum Regiment zu marschieren, um sobald als möglich an einer Schlacht teilzunehmen. »Ich will es tun,« sagte der Kommandeur, »doch müßt Ihr von jetzt ab alle Ordnung versprechen, weil wir, ehe wir zum Regiment kommen, vielleicht noch Gefahr zu überstehen haben werden.« Es wird versprochen, und so marschieren wir (am 7. Mai) nach Zahna ab." Die Festung Wittenberg nötigte zu diesem Umwege, und gelangten unsere Jäger in den nächsten Tagen in täglichen Märschen von 2 bis 3 Meilen über Jessen und Annaburg nach Kosdorf. Am 11. Mai, nach einem Marsch von 2 Meilen, kamen sie schon frühzeitig um 11 Uhr vorm. in ein Dorf zwischen Mühlberg und Großenhayn ins Quartier. Doch des Bleibens war nicht lange. Auf die Nachricht, daß 15 000 Franzosen bei Mühlberg die Elbe überschritten hätten, wurde das Detachement alarmiert und sollte, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, erst am Abend des 12. wieder zur Ruhe kommen.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in Großenhayn, wo die Einwohner Essen herbeischaffen mußten, setzte es den Marsch mit nur kurzer Unterbrechung bei einem in einem Walde gelegenen Kruge auch die Nacht hindurch fort und gelangte früh am Morgen des 12. nach Königsbrück. Überall brannten hier noch eben verlassene Wachtfeuer; ein Dorf war in Flammen aufgegangen. Ein preußischer Unteroffizier, der Bagage nachzuführen hatte, meldete, daß die letzten Truppen nicht lange vorher aufgebrochen wären und die ganze Armee bei Kamenz (3 Meilen von Königs-

brück) ein festes Lager bezogen hätte. Unter diesen Umständen schien keine Gefahr zu drohen. Der Kommandeur beschloß, einige Stunden zu ruhen, quartierte die Jäger zu acht bis zehn Mann in die Häuser am Markt ein und bestimmte den Aufbruch um 10 Uhr. Jedoch schon nach kurzer Zeit ertönte von neuem das Alarmsignal. Die ausgestellten Sicherheitsposten, von Müdigkeit übermannt, hatten es an Aufmerksamkeit fehlen lassen, so daß französische Chasseurs (vom 4. Korps, General Bertrand) sich unbemerkt der Stadt genähert hatten, ja bereits in diese eingedrungen waren. Einige Schüsse brachten sie zum Stutzen, was hinreichte, den größten Teil des Detachements in Eile zu sammeln. Alsdann wurde langsam abmarschiert, wobei die Beine unwillkürlich etwas weit ausschritten. Bald jedoch machte das Detachement am Rande eines Waldes halt, um die noch Fehlenden aufzunehmen. Der Kommandeur ritt selbst der Stadt zu. „Wir standen," erzählt Leutnant Bethe, „wie auf Kohlen, bis er wieder zurückkam und uns ankündigte, man habe die Franzosen verjagt. Die noch Zurückgebliebenen würden bald hier sein. Sie kamen an. Nur der Pulverwagen war bereits voraufgefahren. Wir hielten uns nicht länger auf, und jetzt ermahnte der Kommandeur zu raschem Ausschreiten, weil wir zum zweiten Male nicht so wohlfeil davonkommen möchten. Zur Vorsicht wurde mit Sicherheitsmaßregeln marschiert. Unsere Müdigkeit war unendlich, aber es half nichts, wir mußten weiter und glaubten dennoch, jeden Augenblick von den Franzosen eingeholt zu werden."

„Vor Kamenz*) trafen wir die ersten preußischen Vorposten, ein Jäger und ein Musketier immer sich deckend. Hier konnte man sich einmal im Schatten eine Viertelstunde sicher ruhen; doch bald weckte uns wieder der schreckliche Ruf: »Auf, Auf!« Der Tornister wird um die müden Schultern geschnallt, auf dem Markt wird gehalten, und alles fällt auf das Pflaster hin und schläft, ohne sich Zeit zu lassen zu essen, was der Bürger bringen mußte. Mich erquickte etwas Wein in dem Weinhaus am Markt, und schlief ich dabei auf dem Stuhl ein. Auf einmal weckt uns das Horn. Wir brechen auf, um vor dem Tor noch einmal zu ruhen, bis der Kommandeur kommt, der sich überall erkundigt hatte. Jetzt gehts den Weg nach Bautzen. Die Knie knacken bei jedem Schritt, der Tornister hat die Schultern wund gezogen, indessen der gute Wille besiegt alle Schwierigkeiten. In die Stadt Bautzen können wir nicht einrücken; eine Kolonne drängt sich nach der andern, bis wir unter ihnen einen Platz für uns finden; nun geht es wenige Schritte, dann wird gehalten oder niedergefallen. Es wird Nacht; wir finden links um die Stadt herum einen aparten Weg am Rande eines steilen Felsens. Endlich ist am entgegengesetzten Tore ein

*) Tagebuch des Leutnants Schulz. (Vgl. „Baltische Studien", Band X, neue Folge.)



hoher Berg zu ersteigen. Dies wird für unsere Kräfte zuviel. Die meisten bleiben unten am Berge liegen."

Deshalb gab der Kommandeur seinen Plan, noch heute zum Regiment zu stoßen, auf und verblieb die Nacht an dieser Stelle. Am nächsten Morgen um 8 Uhr wurde wieder aufgebrochen. Ein wunderbarer Anblick bot sich unseren jungen Kriegern dar, wie sie ihn noch nie gehabt hatten — ein auf freiem Felde lagerndes, 83 000 Mann starkes Heer. „Bei dem freiwilligen Garde-Jägerdetachement konnten wir bereits einige mit dem Eisernen Kreuz Dekorierte bemerken und marschierten alsdann bei dem in der Nähe haltenden König vorbei, von dem wir Lob ernteten. Endlich gelangten wir zum Regiment und rückten unter den Klängen der Regimentsmusik in das Lager ein. Eine hübsche Wiese diente uns als Ruheplatz, auf dem alsbald unregelmäßige Strohhütten entstanden." Das nun beginnende Lagerleben brachte mancherlei Entbehrungen. Bisweilen gab es nichts als Mehl und Wasser, und das Geld*) verausgabte sich bald bei den hohen Preisen der Marketender: 16 Groschen für ein Stückchen Butter, 12 Groschen Kurant für ein Glas Branntwein und einige Schnitte Brot. „Von meiner Zulage," schreibt Leutnant Döhling in seinem Tagebuch, „erhielt ich nichts, an das Regiment kam nichts und die Regimentskasse konnte keine Vorschüsse leisten. Meine Stiefel waren völlig zerrissen, und ich mußte mich damit trösten, daß es mehreren ebenso ging. An das Feldleben hatte ich mich bereits gewöhnt und bis zu dieser Zeit fast drei Wochen unter freiem Himmel und in keinem Bett geschlafen." Mehrfaches Wechseln des Lagerplatzes und Alarmierungen unterbrachen die Ruhe. Öftere Abwechslung gewährte eine sangesfrohe Schar unter den Jägern, die durch Kriegslieder und lustige Gesänge Kameraden und Offiziere des Regiments erfreute.

Das Vortreffen in der Stellung der Verbündeten bei Bautzen erstreckte sich auf dem rechten Ufer der Spree von Klix bis oberhalb der Stadt hinaus. Bautzen war zur Verteidigung eingerichtet und von den Russen stark besetzt; nördlich davon, hinter dem steilen Ufer des Flusses, stand General v. Kleist mit dem Auftrage, die Übergänge bei Burk und Nieder-Gurkau zu verteidigen. Das erstere war von den russischen Jägern besetzt, das Colbergsche Regiment stand hinter ihnen.

Am 20. Mai mittags begann die Schlacht mit einer lebhaften Kanonade gegen die Stadt und die Stellung bei Burk. Nach Vertreibung der russischen Jäger aus Burk erhielt das Colbergsche Regiment den Befehl zur unverzüglichen Wiedereroberung. Rechts das Füsilierbataillon, links das II. und in der Mitte das I. Bataillon, rückte es im Sturmschritt vor und nahm den Ort. In einem mit großer Erbitterung geführten Nah-

*) Die Löhnung betrug für die Gemeinen der Linieninfanterie, also auch für unsere Jäger, monatlich 2 Taler.

kampfe, wobei der Hauptanteil dem I. Bataillon zufiel, fand die Mehrzahl der Verteidiger ihren Tod, so daß nur 3 Offiziere und 100 Gemeine gefangen genommen wurden. Nunmehr nahm das Regiment etwas vorwärts des von seinen freiwilligen Jägern und Teilen des I. Bataillons besetzten Dorfes Stellung, und zwar deckte das Füsilierbataillon den Hohlweg zur Rechten, das II. Bataillon den zur Linken, das I. Bataillon stand in der Mitte.

Schon zu dieser Zeit gelangten einzelne Teile des Jägerdetachements zur Tätigkeit. „Die Musketiere nahmen vor uns ein Dorf mit Sturm," so erzählt Leutnant Schulz, „gaben keinen Pardon, erstachen in den Scheunen die knieenden Franzosen; ihre Tapferkeit war beispiellos. Endlich stehen wir vor dem Dorfe im Gewehrfeuer, aber weiter vordringen konnten wir nicht, weil die Franzosen dort zu stark in Gräben und mit einer starken Reserve im Walde postiert waren. Ich stand mit meiner Sektion auf dem rechten Flügel des Dorfes. Ein Stück einer Mauer, ein Graben, einige Bäume, ein Zaun boten uns Deckung. Einige Franzosen schlichen sich bis auf 30 Schritt an uns heran. Ich begab mich zu der Mauer, wo ich fünf Jäger postiert hatte; wir lauerten auf die sich nähernden Franzosen und erlegten einen nach dem andern, bis am Ende keiner mehr sich heranwagte. Aber nie im Leben hatte ich eine größere Freude, als ich sah, daß mein erster Schuß traf. Mehrere Jäger waren schon blessiert und mein guter Diestel tot. Ich war bald hier, bald dort, endlich ganz auf dem rechten Flügel in einem Garten und postierte dort mehrere Jäger hin. . . . . ."

Der Feind begann gegen die Stellung des Regiments vorwärts Burk ein ebenso hartnäckiges wie mörderisches Gefecht. Insbesondere gingen gegen das den linken Flügel bildende II. Bataillon öfter, wenn auch vergeblich, Kolonnen mit starken Schützenlinien vor, wobei vier Geschütze die Höhe bestrichen, auf der es stand. Trotzdem behauptete das Bataillon mehrere Stunden seinen Posten. Erst nach Tötung und Verwundung der meisten Offiziere und gänzlicher Erschöpfung der Munition stellte es sich rückwärts, aber immer noch vor dem Dorfe auf. Die Schützen und freiwilligen Jäger gingen jetzt vor, hielten die feindlichen Schützenlinien in einer gewissen Entfernung vom Dorfe und sicherten so den linken Flügel des Regiments.

„Die Jäger kamen," so berichtet die Geschichte des Regiments, „unter Führung des braven Premierleutnants v. Sydow heute zum ersten Male in die Schlacht und bewiesen die Hingebung und die Ausdauer der älteren Soldaten. Von diesem Tage an bestand die innigste Achtung und das größte Vertrauen zwischen dem Regiment und jenem Jägerdetachement, Gefühle, welche besonders durch den Kommandeur Major v. Zastrow höchst zeitgemäß und auf das lebhafteste erweckt und genährt wurden."

Gegen 7 Uhr abends, als der Feind von Bautzen her das in der linken Flanke gelegene Nieder-Kaina beinahe erreicht hatte, und das Geschützfeuer von drei Seiten zu wirken begann, befahl General v. Kleist die Räumung der Höhen bei Burk, um Basankwitz zu gewinnen. Die Truppen des Generals zogen sich bei Litten zusammen und brachten die Nacht daselbst zu. „Um 12 Uhr," schreibt Leutnant Schulz, „langten wir an. Der Magen meldete sich schrecklich, den ganzen Tag nicht durch eine Brotkruste erquickt. Zugleich durchnäßte uns ein Platzregen. Wir sehnten uns nach Stroh zu einer Hütte oder nach Feuer; doch statt auf Stroh lagen wir auf dem nassen Gras einer Wiese. Feuer war nicht zu kriegen, denn das Strauchwerk war naß."

Schulz erzählt weiter: „Den 21. Mai früh um 5 Uhr war der Himmel klar, die Sonne strahlte am Horizont, und die Luft wurde schon durch Kanonendonner erschüttert. Um 8 Uhr marschieren wir weiter zurück; nicht marschieren, sondern schleichen. Der Hunger quält uns schrecklich. Kein Gedanke war an die Schlacht, keine Aufmerksamkeit auf das Kanonenfeuer. Bei jedem Dorf, was wir sahen, erwarteten wir Speise. Um 2 Uhr nachm. lagern wir auf einer Höhe bei einem Dorfe. Da kommt Brot, Schnaps, Fleisch, Kartoffeln. Kaum haben wir uns durch etwas Brot und Branntwein erquickt, so öffnen wir die Augen und Ohren. Ungeheure Pulverwolken erheben sich in die Luft. 24 Dörfer, die wir zählen konnten, loderten in Flammen. Der Donner nähert sich. Sieh da, der Pulverdampf auf unserem rechten Flügel auf der Höhe, fast hinter der Armee. Wir sind alle verloren, wenn hier eine Kompagnie durchdringt und uns den Rückzug abschneidet. Auf! Auf! heißt es. Ungeheure Tapferkeit kann jetzt die Armee allein retten. . . . . Die Töpfe am Feuer sind zerstoßen. Der Tornister ist umgehangen, die Büchse in der Hand, so geht es eilenden Schritts nach dem Ort der Gefahr. Es wird auf nichts mehr Rücksicht genommen, alle tot oder die Freiheit behauptet. Wir Jäger sind die vordersten, und ohne Bajonett stürmen wir los und beginnen das Hurra. Der Feind flieht, doch mancher bleibt von uns. . . . Wir drangen vor bis zu einem Dorf, setzten uns links in einem Hohlweg fest und trieben den Feind aus dem Dorfe, das er angezündet hatte. Weinfässer lagen auf der Straße, von denen wir ihn verjagt hatten; jetzt labten sich dabei manche unserer Soldaten. Aus den Häusern holte man noch manchen Franzosen; aus manchen schossen sie nicht wenig heftig. Weiter vorzudringen war uns unmöglich. . . . . Das Dorf war nicht gehörig von uns besetzt; unsere Soldaten waren zerstreut, zum Teil in den Häusern, zum Teil bei den Weinfässern. . . . . Wir mußten weichen. Auf einmal sehen wir die ganze Armee in größter Ordnung in der Ebene sich zurückziehen. Eine Kanone kommt uns zur Hilfe. Dies belebt unsern Mut aufs neue. Vorwärts heißt es, und alles wendet sich gegen den Feind. Das Dorf ist wieder unser. . . . ."

Am zweiten Schlachttage wurde das Regiment, weil es tags zuvor 21 Offiziere und etwa 700 Mann verloren hatte, bei dem Dorfe Purschwitz als Reserve aufgestellt. Als aber Preititz in den Besitz des Feindes geriet und dadurch die gefahrvolle Lage für den rechten Flügel des Heeres sich offenbarte, wurde alles an Kräften Verfügbare herangezogen. Das Colbergsche Regiment ging auf dem westlichen Ufer des Blösaer Wassers über Klein-Bautzen gegen den Ort vor und nahm ihn gegen 1 Uhr nach hartnäckigem Kampf.

Auch hier leisteten unsere Jäger als Schützen besonders vortreffliche Dienste; tapfer durchschritten sie den Bach, bis an die Schultern im Wasser, um in die Flanke des Feindes zu kommen.

Als gegen 3 Uhr die numerische Überlegenheit des Feindes immer fühlbarer sich machte, ordnete General v. Kleist alsbald den Rückzug an.

In diesem zweitägigen Kampfe starben 3 Jäger den Heldentod, 32 wurden verwundet.

Es hatten sich besonders ausgezeichnet: Premierleutnant v. Sydow, ferner Feldwebel Carl Friedrich Schleich, Oberjäger Carl Friedrich Neumann, die Jäger Zoch, Viet, Säuberlich, Carl Friedrich Schulz, Keck, Lefèvre, Kratz, Linzmann, Joachim Friedrich Neumann, Dewitz, Johann Eduard v. Löper und Bartsch. Ehe ihnen das Eiserne Kreuz verliehen werden konnte, verstarben Dewitz und Linzmann, letzterer an den in der Schlacht bei Bautzen erhaltenen Wunden; Kratz und v. Löper fanden den Heldentod, jener bei Dennewitz, dieser bei Paris. Alle übrigen Genannten erhielten das Eiserne Kreuz; Feldwebel Schleich, C. F. Neumann und Keck bekamen es in der Vorbeleihung.

Am 24. Mai wurde die schlesische Grenze erreicht „wie ein Trauerzug und alle Heiterkeit war geschwunden". Bei Siegersdorf am Queis hatte General v. Corswandt eine Arrieregardenstellung zu nehmen. Das Regiment stand auf den Höhen hinter dem Fluß, während die freiwilligen Jäger und Schützen das Ufer besetzt hielten. In dieser Stellung blieben das Regiment und die übrigen Teile der Hünerbeinschen Brigade bis gegen 5 Uhr, zu welcher Zeit der Feind eine Kanonade in der Front begann, während er in der linken Flanke den Queis überschritt. Die Truppen setzten nunmehr ihren Rückzug fort, wobei die freiwilligen Jäger und Schützen bis zum nächsten Walde durch Verfolgungsfeuer sehr zu leiden hatten. Der Verlust des Regiments belief sich auf 21; wieviel freiwillige Jäger sich darunter befanden, ist aus den Berichten nicht ersichtlich.

Die Nachricht von dem am 4. Juni zu Pläswitz abgeschlossenen Waffenstillstand erreichte das Regiment am 7. Juni im Lager von Jordansmühl. Die beiden Musketierbataillone bezogen nun Kantonnementsquartiere zwischen Ohlau und Strehlen; das Füsilierbataillon aber kam als Vorposten in ein Biwak bei Domslau.

In den voraufgegangenen Kämpfen hatte das Regiment nicht weniger als 14 tote und 21 verwundete Offiziere verloren. Zu ihrem Ersatz wurden 15 Oberjäger und Jäger zu Offizieren vorgeschlagen, die der König alsbald bestätigte. Es waren dies die Oberjäger Brehmer, Bethe, Döhling, Ludwig August Leopold Schulz, Dreist, Franz Matthias und die Jäger Fritze, Kratz, Goltdammer, Segemund, Keck und Schmückert sowie vom Jägerdetachemnt der Feldwebel Carl Friedrich Schleich (I) und die Oberjäger Carl Friedrich Neumann und Carl Ludwig Schleich (II). Die ersten zwölf erhielten ihre Ernennung zu Sekondeleutnants im Regiment, ebenso wie der bereits am 31. Mai zum Sekondeleutnant ernannte Jäger J. E. v. Löper, während die letzten drei nach der durch die Oberjäger und Jäger geschehenen Wahl und auf Vorschlag des Regiments zu Sekondeleutnants im Jägerdetachement befördert wurden.

Nur wenige Tage darauf, als durch Kabinettsorder vom 20. Juni das I. Bataillon aus dem Regimentsverbande schied, um als II. Bataillon in das neu gebildete 2. Garde-Regiment zu Fuß überzutreten, wurde an Stelle des dorthin versetzten Premierleutnants v. Löper I Sekondeleutnant Schmückert Regimentsadjutant, Sekondeleutnant Keck Adjutant des Füsilierbataillons.

Das freiwillige Jägerdetachement des Füsilierbataillons verließ Berlin am 4. Mai, unter großem Jubel von der Menge bis zum Potsdamer Tor begleitet. Es marschierte ebenso, wie einige Tage vorher das des II. Bataillons, über Potsdam und Beelitz in der Richtung auf Wittenberg und gelangte am 10. Mai nach Roßlau. Da der Feind bei Belgern auf das rechte Elbufer übergesetzt war und auch die Gegend gegenüber Torgau besetzt haben sollte, ließ Major v. Sjöholm das Detachement, das jene Gegend berühren wollte, haltmachen und wies ihm am 12. Mai Braunsdorf zum Quartier an.

Major v. Sjöholm schrieb an Generalleutnant v. Bülow aus Thiessen bei Wittenberg den 12. Mai 1813: „Nach der Meldung des Generals v. Harpe sind Ew. Exzellenz benachrichtigt, daß der Feind, der auf das diesseitige Ufer bei Belgern übergesetzt hat, die Gegend gegenüber Torgau besetzt haben soll. Ich habe daher ein Detachement freiwilliger Jäger, 100 Infanteristen vom Colbergschen Regiment unter dem Kapitän v. Malotki und 45 Kavalleristen unter dem Leutnant v. Briesen, welche jene Gegend passieren wollten, um zu unserer großen Armee zu stoßen, hier haltmachen lassen und das Dorf Braunsdorf zum Quartier angewiesen." (Kriegsarchiv I. C. 50.)

Vom 13. bis zum 15. Mai nahmen die Jäger an der Einschließung von Wittenberg teil. Sie gaben täglich einen Oberjäger und 15 bis 20 Jäger zu den Vorposten. Auch hatte in diesen Tagen das Detachement die hohe Ehre, von dem Prinzen von Hohenzollern, Major im 2. Ostpreußi-

schen Infanterieregiment, und darauf vom General v. Bülow besichtigt zu werden. Das Detachement wurde vorläufig dem Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen Infanterieregiments und nicht, wie bisher geglaubt, dem 2. Ostpreußischen Infanterieregiment angeschlossen und gelangte so bis zum Waffenstillstand unter den oberen Befehl des Generalmajors v. Oppen und nicht unter den des Generals v. Borstell. Dies geht aus dem Tagebuch des Leutnants Engler mit größter Deutlichkeit hervor. Nun wird auch die in der Geschichte des Regiments (Seite 132) erwähnte rühmliche Teilnahme des Detachements an dem Gefecht von Luckau erklärlich, die bislang von vielen um so mehr bestritten oder doch angezweifelt wurde, als auch Burztini noch während des Waffenstillstandes eine sehr ins einzelne gehende Beschreibung dieses Gefechts veröffentlichte, dabei aber unserer Jäger nicht gedachte.

Am 15. Mai hob General v. Bülow die Einschließung Wittenbergs auch auf dem rechten Elb-Ufer auf, und General v. Oppen ging langsam, gefolgt vom Feinde, nach Kropstädt zurück.

„Um 4 Uhr nachm.," berichtet Engler, „hatte sich alles so weit von der Festung entfernt, daß von hier ab der Rückzug in Ordnung angetreten wurde. Einzelne Kasaken-Pulks bildeten den letzten Nachtrab. Noch immer blieben die Franzosen ruhig; nur Kasaken, etwa 700 bis 800,*) neckten sich mit dem nachfolgenden Feinde. Auf den Höhen von Kropstädt wurde in Schlachtordnung aufmarschiert. Es war ungefähr 7 Uhr. Einzelne Kanonenschüsse ertönten. Wir glaubten noch heute eine kleine Affäre mit dem Feinde zu haben, aber es blieb ruhig. Den folgenden Morgen von Tagesanbruch an marschierten wir bis zu dem Dorf Friedrichsdorf (wahrscheinlich Dietersdorf). Hier wurde auf einer schönen Plaine eine Position genommen. Ein russisches Korps (das in v. Prittwitz, Teil II Seite 104 erwähnte russische Bataillon von der Brigade v. Harpe) stieß zu uns, so daß wir wohl an 12 000 Mann stark sein konnten. Wir veränderten mehrfach unsere Stellung, allein der Feind ließ sich in nichts ein. Gegen Abend marschierten wir in der Richtung auf Treuenbrietzen. Hier, bereits wieder auf preußischem Boden, bezogen wir ein Biwak. Es kam noch etwas Verstärkung zu uns."

General v. Oppen rückte am Nachmittag des 17. aus Treuenbrietzen und Umgegend nach Löwendorf bei Trebbin.

„Hier hatten wir zwei Nächte Biwak und marschierten am 19. nach Kemlitz. Diesen Tag hatten wir bei großer Hitze und in fortwährendem Sande einen Marsch von fünf Meilen, so daß viele Jäger und auch andere liegen blieben. Da der General v. Oppen die Jäger für heut begünstigen wollte, so sagte er öfter auf dem Marsche, für diesen großen Marsch sollen

*) Es waren 300 Kasaken. (I. C. 50. S. 45.)



die Jäger, wenn es irgend möglich ist, in ein Dorf kommen. Kaum sind wir im Quartier, als plötzlich Lärm entsteht; die Franzosen sind da. Es war aber nur blinder Lärm." Den 20. Mai blieb General v. Oppen stehen. „Den folgenden Tag gings nach dem Städtchen Dahme. Dort bezogen wir auf der Straße nach Herzberg ein Biwak. Die Einwohner dieses Ortes mußten für uns Essen herausbringen, und während der zwei Tage, die wir hier standen, hatten sich unsere Jäger so bene getan, daß sie schon anfingen am Essen zu mäkeln. Am 23. des Morgens wurde aufgebrochen, nach Herzberg marschiert und vor der Stadt an der Brücke der Schwarzen Elster ein Biwak bezogen. Den 24. Marsch nach dem Dorf Klein-Ginse (General v. Oppen marschierte nach Sonnewalde und biwakierte bei diesem Ort. v. Prittwitz). Den 25. gings durch Sonnewalde sowie Finsterwalde und Biwak bei Groß-Räschen. Hier blieben wir bis zum 27. gegen Abend stehen und brachen um 7 Uhr plötzlich auf."

General v. Bülow hatte nämlich beschlossen, am 28. bei Tagesanbruch Hoyerswerda, das er von etwa 8000 Mann besetzt glaubte, durch die Generale v. Borstell und v. Oppen wiederzunehmen. Die Vereinigung beider Generale, die zwischen 4 und 5 Uhr morg. erfolgen sollte, geschah aber erst um 6½ Uhr. Auch bedurften die vom Nachtmarsch ermüdeten Truppen einiger Ruhe, und so erfolgte der Aufbruch zum Gefecht erst um 7½ Uhr. Dies und vor allem der Umstand, daß in und bei Hoyerswerda nicht 8000 Mann, sondern bedeutend überlegene Truppen (14 000 Mann unter dem Marschall Oudinot) sich befanden, führte um 11 Uhr zum Abbruch des um 9 Uhr begonnenen Gefechts. Unsere Jäger gehörten zur Reserve und hielten im Verein mit den beiden Jägerdetachements des I. und II. Bataillons des 1. Pommerschen Infanterieregiments das Dorf Nardt zur Deckung des Rückzuges besetzt.

„Wir marschierten," so berichtet Engler über die Vorgänge bei Hoyerswerda, „durch Senftenberg und die Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch zwei Stunden vor Hoyerswerda. Hier sollte ein feindliches Korps, dessen Stärke auf 6000 bis 8000 Mann veranschlagt wurde, überrumpelt werden. Es wurde eine Stunde haltgemacht. Alles warf sich, von diesem so schnellen Nachtmarsch ermüdet, sogleich nieder. In einigen Minuten herrschte eine Stille, die zu bewundern war. Alle schliefen so fest, daß, wie es Auf! Auf! hieß, man zu tun hatte, sie aus dem sanften Schlaf zu erwecken .... Es war am 28. Mai, noch war der Himmel von Nachtwolken umzogen, doch aber schimmerte schon der schöne Morgenstrahl unter diesen hervor. Noch nie hatte ich als Militär meine besonderen Betrachtungen am Firmamente so gehabt, wie ich es heute tat .... Immer näher kamen wir, in aller Stille marschierend. Dem Feinde konnten wir schon auf eine Stunde nahe sein, und noch war kein Pistolenschuß gefallen. Wir machten bei einem Dorfe halt. An alle Kommandeure wurde die

Disposition vom General v. Oppen und v. Borstell ausgegeben. Unseren 6000 bis 7000 Mann sollte ein ebenso starker Feind gegenüberstehen, aber, wie es sich nachher bald ergab, hatte er an 20 000 Mann zur Stelle. Infolgedessen zogen wir uns, nachdem wir mit Schnelligkeit angegriffen und dabei ein schreckliches Kanonenfeuer bekommen hatten, nach zweistündigem Gefecht in Eile zurück, ohne jedoch lebhaft verfolgt zu werden. Wir marschierten von etwa 12 Uhr bis zum andern Morgen um 3 Uhr, wo wir bei Klein-Jauer in der Nähe von Alt-Döbern zum Borstellschen Korps stießen, aber müde und hungrig und in einigen Stunden sollte schon wieder aufgebrochen werden. Wir gingen alsdann noch zwei Stunden weiter zurück, und kamen unser Jägerdetachement und das 3. Ostpreußische Füsilierbataillon zusammen in ein Dorf ins Quartier. Dies war am 29."

Nach den Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813 vom General v. Prittwitz vereinigten sich die Generale v. Borstell und v. Oppen nach einem mehrstündigen Halt des ersteren bei Skadow und des letzteren bei Geierswalde beide bei Geissendorf. v. Borstell rückte am 29. nach Drebkau, und v. Oppen nach Alt-Döbern.

„Den 30. ging es durch das kleine Städtchen Drebkau, und eine Viertelstunde später kam das Jägerdetachement aus besonderer Gnade, die der General v. Oppen immer gegen uns zeigte, allein ins Quartier in das Dorf Löschen. Da wir aber hier, wie es hieß, einige Tage stehen bleiben sollten, so wurden wir umquartiert und kamen in ein im Sächsischen gelegenes Dorf. Hier blieben wir bis zum 3. Juni morg. stehen."

Am späten Abend des 2. Juni ging beim General v. Bülow, der die Marken und namentlich Berlin zu decken hatte, die Nachricht ein, Marschall Oudinot habe mit seinem Korps von Ruhland auf Kirchhain sich gewandt. Dies schien dem General auf ein Vorgehen des Feindes auf Luckau zu deuten, und so beschloß er, sein Korps ohne Verzug bei diesem Orte zu versammeln. Dort befand sich zurzeit nur ein Bataillon; die übrigen Truppen hatten große Märsche zurückzulegen. Denn es waren von Jüterbog (Brigade v. Boyen) und von Kottbus (Brigade v. Harpe, v. Thümen und Prinz von Hessen-Homburg) je 48 km, von Drebkau über Kalau (Brigade v. Oppen) 43 km und von Guben (Brigade v. Borstell) 87 km bei nur 30 km seitens des Feindes von Kirchhain bis Luckau.

Marschall Oudinot hatte die Aufgabe, gegen Berlin vorzugehen und General v. Bülow zu fesseln. Er entschloß sich, erst diesen zu schlagen, und marschierte am 3. Juni nach Kalau, wobei er fast rechtwinklig auf die von Drebkau und Kottbus herankommenden Marschkolonnen des Generals v. Bülow stieß. Bei den sandigen Wegen und der großen Hitze hatte sich jedoch der Marsch verzögert, so daß Oudinot beim Zusammenstoß nur seine Avantgarde zur Hand hatte. So glückte es dem General v. Bülow, an Kalau vorbei nach Luckau zu gelangen. General v. Oppen

erreichte die Gegend zwischen Kahnsdorf und Freesdorf bei Luckau um 11 Uhr abds. Zur selben Zeit traf die Brigade Hessen-Homburg, am 4. Juni früh 4 Uhr die Brigaden v. Harpe und v. Thümen, nachm. 5 Uhr die Brigade v. Boyen und am 5. Juni früh 3 Uhr die Brigade v. Borstell bei Luckau ein. Die Stellung des Generals v. Bülow lag auf den Höhen des westlichen Ufers der Börste, dicht bei der Stadt unter Besetzung derselben und ihrer nächsten Umgebung auch auf dem östlichen Ufer.

„Am 3. Juni früh," berichtet Engler, „wurde durch Drebkau marschiert, wo die Brigade des Generals v. Oppen sich versammelte. Unser Marsch ging gegen Kalau. Um 11 Uhr, als wir noch von dort eine Stunde entfernt waren, stieß die französische Avantgarde mit der unsrigen zusammen. Es ließen sich einzelne Schüsse hören, also nur im Trabe vorwärts, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die Brigade vorbei war. Bald wären wir abgeschnitten gewesen; es ging aber noch alles glücklich, und so zogen wir, stark verfolgt, auf der Straße nach Luckau zu. Vor Luckau wurde haltgemacht. Alles überließ sich dem Schlaf. Mich und einige Jäger plagte der Hunger, und so schlichen wir uns in aller Stille in die Stadt, klopften an verschiedene Türen an und baten um Kaffee und Brot. Da noch etwas vorhanden war, wurde unsere Bitte erfüllt. Nachdem wir uns gelabt hatten, wollten wir das Detachement wieder aufsuchen, fanden es jedoch nicht auf dem Platze, wo wir es verlassen hatten, und wußte auch niemand über sein Verbleiben Auskunft. Erst nach einigen Stunden fanden wir es. Es war schon 7 Uhr morg. Jeder, der nicht geschlafen hatte, war in der Stadt gewesen, um etwas zu bekommen.

Unsere Brigade besetzte die Straße von Luckau nach Berlin auf der anderen (östlichen) Seite der Stadt.*) Um 9 Uhr — wir glaubten noch lange nicht angegriffen zu werden und lagerten in aller Ruhe — weckte uns eine feindliche Granate. Unsere Stellung wurde verändert. Es dauerte nicht lange, so kamen schon die Voltigeurs an. Also zurück in die Gärten, Füsiliere und Jäger. Um diese Gärten schlug man sich einige Stunden, bis wir endlich mit Hurra — dies war mein erstes Hurra, das ich mitmachte — drauflosgingen und den Feind vertrieben.**)

Ich wurde nun als ältester Oberjäger mit dem ersten Zuge im Verein mit den Tirailleuren der Füsiliere vorgeschickt und hatte bereits mehrere Verwundete. Wir hatten heut den gefährlichsten Posten und schlugen uns

*) General v. Oppen sollte bei Annäherung des Feindes die Füsiliere vom 3. Ostpreußischen Regiment und die ostpreußischen Jäger zur Verteidigung der Kalauer Vorstadt und der vorliegenden Gärten verwenden, seine übrigen Truppen aber um die Stadt herum nach den Höhen auf dem linken Ufer der Börste zurückgehen lassen. (Kriegsarchiv I. E. 16.)

**) Es ist wahrscheinlich der Angriff, der um 3 Uhr durch die Füsiliere und ostpreußischen Jäger — und wir können jetzt hinzufügen auch durch unsere freiwilligen Jäger — erfolgte.

um ein Terrain von 1000 Schritt Ausdehnung, die Vorstadt mit einbegriffen, von 9 Uhr morg. bis 8 Uhr abds., bis wir endlich Sieger blieben. Wir erhielten zumeist nur Kleingewehrfeuer. Die Vorstadt, in der viele Verwundete untergebracht waren, brannte ab und machten die kohlschwarz verbrannten Körper nicht wenig Eindruck auf mich. Ich verlor von meinem Zuge an Verwundeten zehn Jäger, von denen später drei im Lazarett starben ....“

„Wir verfolgten den Feind, aber nicht rasch, bis nach Sonnewalde, wo wir am 7. eintrafen und viele verwundete Franzosen fanden. Hier blieben wir bis zum folgenden Tage, an welchem die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand eintraf. In Zeit von einer Stunde wird marschiert und zurück nach Berlin. Welcher Donnerschlag für mich und alle! Es hieß, wir haben bei Lützen eine Schlacht verloren, die Franzosen sind schon wieder im Besitz von ganz Schlesien, und die Russen haben sich nach Polen zurückgezogen. Alles war niedergeschlagen. Über Lübben, wo Ruhetag war, kamen wir am 14. Juni mit der Borstellschen Brigade*) nach Berlin.

Im letzten Nachtquartier mußte alles aufs beste geputzt werden. Auf der Wiese an der Hasenheide wurde zu einer Parade aufmarschiert. Nachdem wir drei bis vier Stunden gestanden hatten, kam der alte General v. L'Estocq und besichtigte uns; alsdann wurde en parade nach gewöhnlicher Art vorbeimarschiert. Ich und der Feldwebel Kanzow kamen unweit des Frankfurter Tores im Schwarzen Adler ins Quartier. Früher wurden die Jäger vorzugsweise aufgenommen, aber nun fiel es schon weg. Glücklicherweise blieben wir nur bis zum 18. Dann gingen wir zu unserem Regiment nach Schlesien. Aus Köpnick nahm der Kapitän noch ein Ersatzbataillon**) für das Regiment mit und gelangten wir über Fürstenwalde und Frankfurt in die Gegend von Fraustadt mit den 99 Windmühlen.“

In Weigmannsdorf bei Fraustadt am 26. ging die Nachricht ein, das Regiment sei im Begriffe, nach Berlin zum III. Armeekorps zu marschieren. Gleichzeitig erhielt v. Malotki den Befehl, nach Köpnick zurückzukehren und dort am 4. Juli einzutreffen.

„Den 6. Juli rückten wir wieder zum Frankfurter Tor in Berlin ein. Gottlob, bald werden wir zu allen Toren ein- und auspassiert sein.“

Am 25. Juni hatten das II. und Füsilierbataillon den Marsch nach Berlin angetreten. Sie trafen daselbst am 12. Juli unter großer Begeisterung der Bevölkerung ein. Jetzt vereinigte sich auch das Jäger-

*) Da diese am 9. nach Lübben marschierte und am 10. dort Ruhetag hielt, so ist der 8. Juni als der Tag anzusehen, an dem das Jägerdetachement zur Brigade Borstell übertrat.

**) Es war das Marschbataillon des Colbergschen Infanterieregiments.



detachement des Füsilierbataillons mit ihnen. Es erhielt durch Kabinettsorder vom 14. August einen neuen Kommandeur in dem Premierleutnant v. Bockelmann,*) als einen besonders dazu qualifizierten Offizier. Kapitän v. Malotki trat auf eigenen Wunsch zu seiner Kompagnie in das Regiment zurück.

Am 19. Juli rückte das englisch montierte III. Bataillon des Regiments, welches bisher vor Stettin gestanden hatte, in die Hauptstadt ein. Am nächsten Tage wurde aus ihm und durch Austausch von zwei Kompagnien mit ebenso vielen des II. Bataillons das I. Bataillon neu gebildet und ihm gleichzeitig das Jägerdetachement des II. Bataillons angeschlossen. Der 20. Juli ist demnach der Geburtstag des jetzigen I. Bataillons.

Der Personalbestand der beiden Jägerdetachements Mitte August ergibt sich aus folgenden Nachweisungen.

Detachement des I. Bataillons.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Zum Dienst: | 3 Offiziere, | 7 Oberjäger, | 2 Spielleute, | 141 Jäger, | 1 Chirurgus. |
| Verwundet: | — | 1 „ | — | 8 „ | — |
| Krank: | — | 1 „ | — | 16 „ | — |
| Kommandiert: | — | 6 „ | — | 3 „ | — |
| Zusammen: | 3 Offiziere, | 15 Oberjäger, | 2 Spielleute, | 168 Jäger, | 1 Chirurgus. |

Detachement des Füsilierbataillons.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Zum Dienst: | 3 Offiziere, | 7 Oberjäger, | 2 Spielleute, | 93 Jäger, | 1 Chirurgus. |
| Krank: | — | 1 „ | — | 13 „ | — |
| Kommandiert: | — | 1 „ | — | — „ | — |
| Zusammen: | 3 Offiziere, | 9 Oberjäger, | 2 Spielleute, | 106 Jäger, | 1 Chirurgus. |

Von dem aufgelösten Jägerdetachement des 9. Reserveregiments übernahm das Detachement der Füsiliere 11 Jäger und nahm dazu 16 neue an. Seitdem hatte in der 6. Brigade (Colberg. Infanterieregiment, 9. Reserveregiment und 1. Neumärkisches Landwehr-Infanterieregiment) nur das Colbergsche Regiment freiwillige Jägerdetachements.

## Von Großbeeren über Dennewitz nach Leipzig.

Am Schluß des Waffenstillstandes (16. August 1813) stand das zur Nordarmee gehörige III. Armeekorps unter Bülow bei Berlin und hinter der Nuthe und Notte.

Am 22. August nachm. wurde aus dem Lager bei Heinersdorf das Füsilierbataillon Colbergschen Infanterieregiments und das I. Bataillon 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiments zur Aufnahme der aus dem Gefecht bei Wietstock zurückkehrenden Truppen vorgezogen. Bei Großbeeren angelangt, befahl der anwesende kommandierende General dem Füsilierbataillon, in den vorliegenden Wald weiter vorzurücken.

*) v. Bockelmann war zuletzt Kommandeur der 7. Division und starb 1860.

Später ging es wieder nach Großbeeren zurück und bildete mit dem inzwischen eingetroffenen Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen Infanterieregiments und dem in der Nähe des Dorfes befindlichen 1. Leib-Husarenregiment für die Nacht die Vorposten. Sie wurden am nächsten Morgen durch eine halbe Batterie verstärkt und das I. Bataillon des 9. Reserveregiments löste das Füsilierbataillon 3. Ostpreußischen Regiments im Vorpostendienst ab.

Über diese Vorgänge erzählt Leutnant Döhling in seinem Tagebuch: „Wir rückten am Abend durch Großbeeren nach dem Walde hin. Die Kavallerie kam zurück und rief uns entgegen, daß wir zwei Stunden früher hätten kommen sollen. Wir deckten den Rückzug und stellten uns im Walde auf. Das Füsilierbataillon ist allein. Ich bin zum Jägerdetachement kommandiert. Nachdem sich alles durchgezogen, gehen wir nach Großbeeren und bleiben auf der Straße liegen. Die 9. und 10. Kompagnie sowie die Schützen hatten die Feldwache und Vorposten." Am 23. früh übernahm Major v. Sandrart, Kommandeur des 1. Leib-Husarenregiments, den Befehl über die Vorposten. Er nahm in der bestimmten Erwartung eines nahen Angriffs eine Aufstellung in und bei Großbeeren, bei welcher dem Füsilierbataillon des Regiments die Verteidigung der besonders wichtigen Westseite des Dorfes zufiel. „Ich war am Eingange des Dorfes postiert; vor mir standen die freiwilligen Jäger, rechts vor dem Dorfe die 9. und links die 10. Kompagnie. Die 11. und 12. befanden sich im Orte als Soutien." Als der Feind in der vierten Stunde weit überlegene Kräfte entwickelte, führte das Vorpostendetachement ruhig und in größter Ordnung den Rückzugsbefehl aus und ging unter einem leichten kurzen Schützengefecht bis auf Heinersdorf zurück. Unser Füsilierbataillon nahm alsdann seine Stellung vom vorigen Nachmittag wieder ein, nämlich vorwärts Heinersdorf gegenüber Kleinbeeren in dem Fichtenwäldchen am Lilo-Graben.

Inzwischen war der Angriff des III. Armeekorps in der Richtung auf Großbeeren erfolgt. Von den beiden in Linie mit Schützen davor formierten Musketierbataillonen des Regiments ging das I. gerade auf den Ort, das II. anfangs gegen das nördlich gelegene Gehölz und bald darauf ebenfalls gegen Großbeeren vor. Es regnete in Strömen, und da infolgedessen fast jedes Gewehr versagte, gingen die Truppen zum Bajonettangriff über und nahmen das Dorf. Der Feind wurde gegen den Wald verfolgt; erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. An dem siegreichen Dorfgefecht nahmen unsere freiwilligen Jäger vom I. Bataillon ruhmreichen Anteil. Als die Schützen es für unmöglich hielten, den an der Ostseite des Ortes vorüberfließenden sumpfigen Lilo-Graben zu durchwaten, schwang sich der immer tatendurstige Regimentsadjutant Leutnant Schmückert vom Pferde, zeigte ihnen den Weg und

eroberte ein Vorwerk unter Mitwirkung einer Abteilung freiwilliger Jäger.

Die Verluste in dieser Schlacht waren im ganzen gering. Das Jägerdetachement zählte einen Spielmann und zwei Jäger an Verwundeten. Sekondeleutnants Matthias und Schmückert sowie der Jäger Henning erhielten das Eiserne Kreuz. Von den ehemaligen freiwilligen Jägern des Regiments, den Sekondeleutnants Krähe, Kumme und Pauly, sämtlich vom braven II. Bataillon des 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiments, starb Krähe bei dem Kampf um die Windmühlenhöhe den Heldentod, während Kumme und Pauly, letzterer durch neun Stiche, verwundet wurden.

Die Verfolgung nach gewonnener Schlacht geschah ohne Nachdruck, aber trotz langsamen Vorrückens fanden die Truppen wenig Ruhe. Dazu war die Verpflegung häufig unregelmäßig, was nach Überschreiten der nahen sächsischen Grenze um so fühlbarer wurde, als die Einwohner aus ihren Ortschaften sich geflüchtet und alle Lebensmittel fortgeschafft hatten. Auch die Brunnen waren verschüttet oder unbrauchbar gemacht. So gelangte das Heer unter mancherlei Ungemach in die Nähe von Wittenberg. Hier führte Marschall Ney den Oberbefehl über das 4., 7. und 12. Armeekorps — die Berliner Armee. Am 5. September drängte er bei Zahna das Armeekorps des Generals v. Tauentzien zurück, das in der Nacht zum 6. September auf den Anhöhen dicht südlich Jüterbog lagerte. Am 6. setzte Ney den Vormarsch fort und es kam zur Schlacht, da Bülow sich Tauentzien näherte, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen und ihn von Wittenberg abzudrängen.

Es war ein drückend warmer Tag, und die von dem stürmischen Südostwind aufgewirbelten Wolken undurchdringlichen Staubes trieben den Truppen entgegen und beschränkten die Aussicht mitunter bis auf 100 Schritt. Um 2³⁰ Uhr stand die Brigade und mit ihr das Colbergsche Regiment an der Nordwestabdachung der Höhe zwischen Nieder-Görsdorf und Göhlsdorf, dessen sich General Reynier bald nach dieser Zeit bemächtigte. Dieses und die dicht nördlich davon gelegene Windmühlenhöhe bildeten den Stützpunkt für den linken Flügel der französischen Schlachtstellung. Gegen sie richtete sich der Angriff der durch Reserven verstärkten 6. Brigade. Ein Teil und mit ihm das II. Bataillon Colbergschen Regiments bekam die Richtung auf die Windmühlenhöhe, der andere und darunter das I. und Füsilierbataillon auf Göhlsdorf. Letztere beiden Bataillone rückten in entwickelter Linie — die freiwilligen Jäger und Schützen vor der Front — gegen die 800 Schritt lange, mit Erdwällen und Gräben eingefaßte Westfront vor und drangen trotz lebhaften Widerstandes und des äußerst wirkungsvollen Geschützfeuers von der nahen Windmühlenhöhe her in das Dorf ein. „Im

allgemeinen kam das Gefecht*) an der etwa 50 Schritt breiten Dorfgasse zum Stehen und nahm einen sehr hitzigen Charakter an. Durch Gewehrfeuer auf kürzeste Entfernung geführt, verlief es nicht ohne Schwankungen, und mehr als einmal wurde an einzelnen Stellen der eine oder andere Teil bis in und selbst über die Gärten hinausgedrängt ... Einen merkwürdigen Kontrast in dem Gewirre bildete das Ruhen des Kampfes um den Brunnen inmitten der Straße, welcher die vom brennendsten Durst Gequälten anzog und je nach dem Gang des Gefechts Freund und Feind durch seine Labung erquickte. Verwundete in Menge schleppten sich dort zusammen. Abteilungen lösten sich dort auf, die vor dem feindlichen Feuer ihre Ordnung bewahrt hatten, und blieben taub für den Ruf ihrer Führer. Ein leitungsloses Getümmel mußte unvermeidlich entstehen, in welchem die Bataillone sich mischten und die Impulse fast nur von Subalternen für die zufällig ihrer Stimme und ihrem Einfluß erreichbaren Truppen ausgehen konnte. Nach vielleicht halbstündigem Ringen neigte sich schließlich die Gesamtheit der Einzelkämpfe zu günstiger Entscheidung für die preußischen Waffen."

Es war 3[45] Uhr. Einzelne Bataillone versuchten nun über das Dorf hinaus vorzudringen, aber die Batterien des Feindes vereitelten dies. Auch Leutnant Engler vom Jägerdetachement des Füsilierbataillons erwähnt ein solches Vorgehen. „Ich war mit einem Teil Jäger durch das Dorf durchgegangen und kam so nahe unter eine feindliche Batterie, daß ich sie durch mein Feuer zum Rückzuge nötigte."

In dieser Zeit traf die 5. Brigade v. Borstell dicht südlich Göhlsdorf ein. Gleichwohl gelang es dem Feinde, der Verstärkungen (12. Armeekorps) erhalten hatte, die aufgelösten und überraschten Truppen aus dem Dorfe hinauszudrängen, ja die nunmehr auch in ihrer linken Flanke bedrohte Brigade v. Borstell zu einer, wenn auch nur kurzen, rückgängigen Bewegung zu veranlassen. Indessen trotz der Ungunst der Umstände befahl jetzt General v. Bülow ein allgemeines Vorgehen auf der ganzen Schlachtlinie von Göhlsdorf bis Dennewitz, und ein glänzender Erfolg lohnte diesen kühnen Entschluß. Die gegen den rechten Flügel wirksam gewesenen Unterstützungen der Franzosen hatten eine andere Bestimmung erhalten, und demgemäß gelang es, Göhlsdorf endgültig in Besitz zu bringen und den Feind zur Räumung der Windmühlenhöhe zu zwingen. Mehrere jetzt eintreffende russische und schwedische Batterien und russische Kavallerie halfen den errungenen Sieg vervollständigen. Vergebens versuchte der Feind auf einigen rückwärts gelegenen Höhen festen Fuß zu fassen; er wurde alsbald mit Verlust geworfen. Der Sieg war vollkommen. Jeder hatte wie ein Held gefochten, in allen war der Antrieb

*) R. v. Olleck, Geschichte der Nordarmee 1813. Berlin 1859—1865 (Beiheft zum Militär-Wochenblatt).

zu siegen oder zu sterben rege gewesen. So ist es denn schwer, Handlungen einzelner aus diesem blutigen Ringen um Göhlsdorf hervorzuheben.

In der Liste der Belohnungsvorschläge für Offiziere finden wir neben den Führern der beiden Jägerdetachements, dem Hauptmann v. Sydow und dem Premierleutnant v. Bockelmann, die Sekondeleutnants Goltdammer, Engler und Schmückert,*) der freiwillig bei Stürmung von Göhlsdorf die Führung eines Schützenzuges übernahm. Sie erhielten sämtlich das Kreuz. Von den Oberjägern und Jägern vom Detachement des Füsilierbataillons wurden zur Auszeichnung empfohlen: die Oberjäger Ebell, Koch und v. Kleist sowie die Jäger Schumann, Kuhn, Haeuser, Haendel, v. Lettow, Spott, Pohl und Seyler. Von ihnen erhielten das Kreuz für Dennewitz Koch, Schumann, Haendel, v. Lettow, Spott und Seyler. Ebell starb zuvor den Heldentod. Eine entsprechende Vorschlagsliste seitens des I. Bataillons ist nicht erhalten geblieben.

Das Jägerdetachement des I. Bataillons hatte in der Schlacht bei Dennewitz einen Verlust von: vier Jäger tot, ein Offizier (Leutnant Schleich II), ein Spielmann und 18 Jäger verwundet. Der Verlust des Detachements des Füsilierbataillons betrug: ein Jäger tot, zwei Oberjäger und 27 Jäger verwundet und außerdem zehn Jäger als Vermißte. (Kriegsarchiv III E. 94.) Jedoch weicht eine im Archiv des Kriegs-Ministeriums vorhandene Nachweisung der Verluste der freiwilligen Jäger des Regiments in der Schlacht bei Dennewitz von den vorstehenden Angaben ab, insbesondere wird niemand als vermißt bezeichnet.

Von den aus den beiden Jägerdetachements hervorgegangenen Offizieren des Regiments wurde Sekondeleutnant Kratz erschossen, Sekondeleutnants Segemund und Fritze sowie der zum 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiment kommandierte Oberjäger Böttcher (Sekondeleutnant vom 10. September 1813) verwundet.

Auf die Schlacht von Dennewitz, die endgültig die Marken und die Hauptstadt Preußens vor erneuter Bedrückung rettete, folgte für die Nordarmee ein Stillstand in den Heeresbewegungen. Magdeburg und Torgau wurden eingeschlossen, Wittenberg belagert. An der Belagerung nahm das Colbergsche Regiment vom 22. September bis 4. Oktober teil. Am 24. September erstürmten ohne viel Gegenwehr seine Schützendivisionen und das 9. Reserveregiment die Vorstadt vor dem Weinberge, links der Berliner Straße. Fortwährendes Biwakieren bei ungünstiger Witterung, angestrengter Vorpostendienst, Deckung von Belagerungsarbeiten setzten die Ausdauer und kriegerische Tüchtigkeit auch unserer Jäger auf keine geringe Probe.

*) Schmückert erhielt das Kreuz für Großbeeren erst nach der Schlacht von Dennewitz am 13. September 1813.

Am 4. Oktober rückte, um sich dem Vormarsch der Nordarmee anzuschließen, das III. Armeekorps unter Zurücklassung der auf dem rechten Elb-Ufer vor Wittenberg verbleibenden 4. Brigade (v. Thümen) von dort ab. Das Colbergsche Regiment brach um 4 Uhr nachm. frohgemut auf, marschierte die Nacht bis gegen Morgen und ruhte unfern Roßlau einige Stunden bei strömendem Regen, ohne wegen Holzmangels Feuer anmachen zu können. Alsdann ging es daselbst über die Elbe und bei Regengüssen in Parade durch Dessau, wo der Kronprinz von Schweden von einem Fenster seines Quartiers aus dem Durchmarsch der Truppen beiwohnte. Nach einem weiteren Marsch von drei Stunden wurde unfern Bernburg ein Biwak bezogen. Auch am 6. hielt das schlechte und kalte Wetter an. Die Jäger des I. Bataillons kamen mit demselben nach Jeßnitz, die der Füsiliere nach Roßdorf und am 7. vermutlich ebenfalls nach Jeßnitz ins Quartier. Am 10. früh 4 Uhr Aufbruch von hier und Biwak in der Nähe von Radegast bei Zörbig. Das Biwak vom 11. bis 13. Oktober bei Rothenburg a. S. bezeichnet den Gipfel des Ungemachs in dieser Zeit.

„Dieses Biwak," so berichtet der Jäger Grischow, „war, wie alle anderen versicherten, das schrecklichste, das sie je gehabt hatten. Unsere Lage war in der Tat höchst traurig und beinahe bis zum höchsten Grade des menschlichen Elends gestiegen. Während der beiden Nächte, die wir hier zubrachten, regnete es so heftig und anhaltend, daß das ganze Feld, worauf wir uns befanden, wirklich unter Wasser gesetzt und kein Grashalm bemerkbar war. Die von dem dürftig gesammelten Stroh verfertigten Hütten zertrümmerte der Wind in wenig Minuten, und der Regen spülte sie weit von uns fort. Mit Ausnahme des Brotes konnten wir also, wenn auch andere Lebensmittel geliefert worden wären, gar nichts genießen. Denn Feuer während dieser Witterung zu unterhalten, war schlechterdings unmöglich. Auch das Brot war durch Nässe halb aufgelöst und beinahe ungenießbar. Sehr viele der Unsrigen wurden krank und litten besonders stark an Ruhr, Fieber und heftiger Diarrhöe. Äußerst matt und kraftlos verließen wir heut morgen (13. Oktober) dieses Lager und gingen immer querfeldein über Gräben, durch Strauchwerk und im Kote bis an die Knie. Viele unsrer Soldaten ließen die Schuhe stecken und waren genötigt, den ganzen Tagemarsch über barfuß zu gehen. Viele blieben vor Ermattung mitten im Wege liegen und konnten ohngeachtet der größten Anstrengungen nicht von der Stelle; auch ich hatte dies Schicksal ......"

Wie sehr die ungünstige Witterung und teilweise auch mangelnde Verpflegung die Gefechtsstärke der beiden Jägerdetachements beeinflußten, geht aus dem Rapport Mitte Oktober hervor. Im Detachement des I. Bataillons waren von 15 Oberjägern drei, von zwei Spielleuten einer

und von 165 Jägern 79 krank und im Detachement des Füsilierbataillons von drei Offizieren einer, von 13 Oberjägern drei, von 102 Jägern 36.

Der Übergang französischer Truppen bei Wittenberg auf das rechte Elb-Ufer und die Einnahme von Dessau führten am 13. zu dem Rückmarsch der Nordarmee gegen die Elbe nach und durch Cöthen. Das Füsilierbataillon kam nach Oster-Nienburg auf Vorposten; doch schon am 15. marschierte die Armee auf die Nachricht hin, der Feind ziehe von Wittenberg auf Leipzig, durch Löbejün zum Petersberge bei Halle, am 16. durch Oppin ins Biwak daselbst, am 17. in ein solches bei Podelwitz. Die beiden Jägerdetachements erhielten zu ihrer Schonung im Dorf Lössen Quartier, wohin auch das Hauptquartier kam. Am 18., dem Tage des allgemeinen Angriffs auf den bei Leipzig versammelten Feind, brach die 6. Brigade, also auch das Colbergsche Regiment, morgens 7 Uhr auf, an welches sich unsere Jäger nach einem dreistündigen Marsch von ihrem Quartier aus anschlossen. Ohne Aufenthalt ging die Brigade durch Taucha bis unweit Paunsdorf, wo sie zwischen 3 und 4 Uhr eintraf und sich als Reserve hinter der 5. Brigade aufstellte. Gegen Abend bei sinkender Sonne, die den blutroten Schimmer schrecklichschön am Horizont zurückließ, gleich als wollte sie das Schlachtfeld an ihm abspiegeln, entsandte die Brigade einige Bataillone, darunter auch das II. des Regiments zur Unterstützung des Angriffs auf Sellershausen und nahm durch dessen Erstürmung Anteil an den Erfolgen dieses für immer denkwürdigen Tages. Auch die anderen Bataillone des Regiments waren dem Kanonenfeuer ausgesetzt, doch waren ihre Verluste nur gering.

Am 19. bei dem Sturm auf Leipzig wurde Leutnant Matthias und am Tage vorher Leutnant Kantzow (9. Reserveregiment), beides ehemalige Colberger Jäger, verwundet. Für Leipzig erhielten das Kreuz: Leutnant Kantzow sowie die Jäger Küsel, Bauhof und Pohl.

„Am 19.,*) als kaum die Stadt genommen war, ritten die Souveräne (König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander) mit großer Suite durch die Truppen. Überall wurden auf sie Vivats ausgebracht. Als der König unser Bataillon erblickte, kam er zu demselben und sagte: »Wie geht es meinen lieben Colbergern, Ihr habt es bisher schlecht gehabt, es soll jetzt besser werden.« Ich faßte ihn recht ins Auge und fand in seinen Gesichtszügen eine solche Freude, wie sobald nicht zu sehen ist.

Wir blieben bis zum 22. hier stehen und gingen den folgenden Abend 10 Uhr bei Weißenfels über die Saale."

Die nun folgenden Märsche glichen einem Triumphzuge. Überall, besonders in den ehemaligen preußischen Städten, wurden die Truppen von den Behörden und einer jubelnden Volksmenge unter dem Geläute

*) Tagebuch des Leutnants Engler.



der Glocken festlich empfangen. Oft beschlossen ein fröhliches Mahl und Tanz den Tag. Aus vielen Städten und Orten meldeten sich eine große Anzahl junger Leute zum Eintritt als freiwillige Jäger in das Regiment, so daß allein aus der Grafschaft Mark und Cleve 20 nach erhaltener Ausbildung am 20. Januar 1814 in das Detachement des Füsilierbataillons eingestellt werden konnten.

## Der Feldzug in den Niederlanden und im nördlichen Frankreich.

Anfang November teilte sich die Nordarmee. General v. Bülow erhielt die Weisung, über Minden und Münster und demnächst bis an den Rhein vorzurücken. Bereits in Minden am 8. November bildete General v. Bülow zu den folgenden Unternehmungen gegen den Niederrhein eine Avantgarde unter General v. Oppen. Zu ihr gehörten das I. und Füsilierbataillon des Regiments, vom 19. ab ebenso das II. Bataillon. Auch das Streifkorps des Majors v. Colomb wurde ihr am 18. unterstellt. Zu diesem Streifkorps stieß am 21. November in Rees Premierleutnant v. Bockelmann mit 100 auserlesenen Kriegern der 6. Brigade und am 23. Leutnant Engler mit dem Jägerdetachement des Füsilierbataillons. An diesem Tage marschierte v. Colomb über Emmerich und Zevenaar, um die linke Flanke des auf Doesborg vorgehenden Generals v. Oppen zu decken. Nach Einziehung genauer Nachrichten über die Lage bei Westervoorter Fähre brach v. Colomb noch in der Nacht dahin auf, um mittels Boote, die auf großen Karren mitgeführt wurden, über die Yssel zu setzen und alle Fahrzeuge an das diesseitige Ufer zu bringen. Er fand daselbst die Schiffbrücke abgebrochen und versenkt vor, alle Fahrzeuge waren in den Hafen von Arnheim gebracht, nur eine große Fähre sowie einige kleine Boote lagen am jenseitigen Ufer, von einem Offizier und 20 Mann bewacht. Premierleutnant v. Bockelmann erhielt den Auftrag, sich der Fahrzeuge zu bemächtigen.

„In aller Stille," so schreibt Engler, „wurden die fünf mitgebrachten Kähne in den Rhein gelassen. Ich mit einem Trupp von 12 Mann machte den Vortrab. Es konnte etwa 3 Uhr morgens sein. Gleich bei meiner Ankunft am jenseitigen Ufer der Yssel war ich so glücklich, einen Bauern zu erhaschen, von dem ich nähere Nachrichten einzog. Der Posten vor dem Gewehr, die Wache sowie der wachthabende Offizier, der sich in einem nahen Hause dem Schlaf überließ, wurden, ohne einen Schuß zu tun, überrumpelt und ebenso wie eine aus der Festung kommende Patrouille, im ganzen ein Offizier und 37 Mann, teils Infanteristen, teils Gendarmen und Douaniers, zu Gefangenen gemacht. Diese sowie die Fähre nebst den Kähnen wurden auf das diesseitige Ufer geschafft.

v. Colomb, der den Befehl erhalten hatte, den Posten von Werstervoort besetzt zu halten, brachte — wahrscheinlich bereits am 24. — alle am linken Ufer des Rheines befindlichen Fahrzeuge auf das diesseitige, unter anderen ein Schiff, dessen aus Tabak bestehende Ladung der französischen Regierung gehörte. Der Tabak wurde zum Besten des Kommandos verkauft. Jeder Offizier bekam 175 holländische Gulden, jeder Jäger und Gemeine 6 Gulden. Eine später nach Huissen zur Aufhebung der Douanenkasse ausgeführte Unternehmung verlief erfolglos."

Inzwischen hatte am 23. General v. Oppen Doesborg, am 24. Zütphen genommen und wandte sich am 25. gegen Arnheim. Schon bei Midachten stieß er auf eine von Arnheim in Anmarsch befindliche Abteilung von etwa 1000 Mann. Sie wurden in die Festung zurückgedrängt, wobei längs der Yssel die freiwilligen Jäger das Vorgehen des Regiments begleiteten. Zur Unterstützung des Generals setzte Major v. Colomb seine Jäger und Infanterie bei Westervoorter Fähre über den Fluß und drang bis an die Sabelpoort vor. Es entwickelte sich dabei auch auf dieser Seite der Festung ein ziemlich lebhaftes Gefecht, in welchem zwei Jäger verwundet wurden. Am Abend ging v. Colomb bis zur Fähre zurück.

Am 27. stießen von Nymwegen aus einige tausend Mann unter persönlicher Führung Macdonalds zur Besatzung Arnheims. Daher begnügte sich General v. Oppen, die Festung einzuschließen und die Ankunft Bülows abzuwarten. — Am 28. setzten einige Kähne mit freiwilligen Jägern des I. Bataillons und Füsilieren über den Rhein, um die jenseit Klingenbeck liegenden sieben Schiffe herüberzuholen. Die vom nächsten Dorf herbeieilenden Franzosen konnten dies nicht hindern. Gegen Abend feuerten eine Kanone, eine Haubitze und eine Voltigeur-Kompagnie sehr lebhaft auf die nun diesseits liegenden Schiffe sowie auf die Jäger und Füsiliere. Einige Mann wurden hierbei schwer verwundet, ein Schiff durch eine Granate in Brand gesteckt. Einem am 29. unter nicht erheblichen Verlusten zurückgewiesenen Ausfall der Besatzung folgten am 30. in Anwesenheit des Generals v. Bülow der Sturm auf die Festung und ihre Eroberung. An ihm war von den freiwilligen Jägern nur das Detachement des I. Bataillons unter Führung des Leutnants Schleich I an Stelle des abkommandierten Hauptmanns v. Sydow beteiligt, da die bereits am 29. nach Ede abgerückten Truppen des Majors v. Colomb durch andere des Generals v. Krafft ersetzt worden waren.

Der Angriff geschah in 4 Kolonnen gleichzeitig; diejenige, zu der das I. Bataillon des Regiments gehörte, sollte das sogen. „Retranchement", dann das Rheintor selbst und die Rheinbrücke nehmen. Die Jäger eilten zusammen mit den Schützen des Bataillons voraus und drangen siegend in die Verschanzungen ein. Der Regimentsadjutant Leutnant Schmückert führte rasch Leute herbei, ließ das Tor mit Äxten und Stangen öffnen

und erwarb sich nebst dem Leutnant Goltdammer*) hierdurch ein großes Verdienst. Das I. Bataillon drang nun durch das Tor nach dem Marktplatz und formierte sich dort wieder.

Die Eroberung Arnheims, eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte des Regiments, kostete erhebliche Opfer. Es verlor 10 Offiziere, 208 Unteroffiziere, freiwillige Jäger und Gemeine. Von den aus den Jägerdetachements hervorgegangenen Offizieren waren Leutnant Spranger**) tot, die Leutnants Doehling, Freyberg**) und Keck verwundet. Für die Erstürmung Arnheims erhielten vom Jägerdetachement das Kreuz: die Leutnants Schleich II, Thoms und Ruskow, der Feldwebel Gillet, der Oberjäger Karow sowie die Jäger Fritze***), Fritz und Grütefin. Der ebenfalls zum Kreuz vorgeschlagene Jäger Pietschray starb, ehe es ihm verliehen werden konnte.

Durch die Annäherung der Verbündeten war die gesamte Bevölkerung Hollands in Gärung geraten. Am 16. November war in Amsterdam ein Aufstand ausgebrochen, der sich rasch über die größeren Städte verbreitete. Eine provisorische Regierung hatte das Land für unabhängig erklärt und den in London weilenden Prinzen von Oranien zur Rückkehr aufgefordert. Bereits vor der Erstürmung Arnheims erhielt v. Colomb den Auftrag, nach Rotterdam zu gehen, um sich mit den Aufständischen der dortigen Gegend in Verbindung zu setzen. Er erreichte diese Stadt über Schalkwick und Gauda am 3. Dezember. „Unser Empfang in Rotterdam," berichtet Engler, „war unbeschreiblich. Kein Kind blieb zu Hause, sie mußten uns alle gesehen haben." Am 5. Dezember rückte der russische General v. Benkendorf gleichfalls in die Stadt ein. Bülow befahl ihm, Breda, das von Kasaken mit Hilfe gutgesinnter Einwohner am 9. genommen war, zu besetzen und zu behaupten. Am 10. brach Benkendorf, dem Major v. Colomb am 12. folgte, auf, setzte bei Hardingsveld über die Merwede, blieb die Nacht in Werkendamm und erreichte am nächsten Tage abends Breda. Er ließ sogleich die Festungswerke soviel als möglich instandsetzen, hatte indessen zu ihrer Verteidigung nur 1500 Mann — davon zwei Drittel Kasaken — und acht sechspfündige Geschütze. Hierbei bot, nach dem Zeugnis des Majors v. Colomb, Premierleutnant v. Bockelmann mit seinen 100 Pommern und 50 mit Büchsen bewaffneten freiwilligen Jägern, größtenteils guten Schützen, dem General eine, wenn auch an Zahl ge-

*) Leutnant Goltdammer war im Feldzuge 1815 Adjutant des inzwischen zum Brigadekommandeur ernannten Obersten v. Zastrow. Goltdammer starb 1858 als Konsul in Stettin.

**) Spranger und Freyberg werden auch in der geschriebenen Rangliste für den Monat November 1813 als ehemalige freiwillige Jäger des Regiments bezeichnet. (Akten der Geheimen Kriegskanzlei.)

***) Als Generalleutnant 1879 gestorben.



ringe, unter den obwaltenden Verhältnissen aber nützliche Unterstützung dar.

Als am 20. nachm. von Antwerpen her General Roguet mit 7000 Mann Infanterie und 30 Geschützen vor der Festung erschien, verließ trotz dieser Übermacht der Mut die tapferen Verteidiger nicht. Sie erwiderten das Feuer des Feindes nach Kräften und wiesen mehrere Angriffe auf die Tore energisch ab; insbesondere leisteten unsere Jäger bei der Verteidigung des Ginnekenschen Tores nützliche Dienste. Es gelang in der Nacht zum 22. Dezember, 18 schwere Geschütze in die Festung zu schaffen. „Als es nun galt, die Zwölfpfünder während der Nacht in die Bastionen zu bringen, Bettungen zu legen, Scharten einzuschneiden usw., gab es dabei Szenen wie beim Turmbau zu Babel: Offiziere, kasakische und holländische Artilleristen, freiwillige Jäger und Bürger aus der Stadt legten Hand an; man verstand sich nicht und das vermehrte die Schwierigkeit. Dennoch waren, als es Tag wurde, zehn oder zwölf Geschütze placiert, bei denen die mangelnden Artilleristen durch Offiziere und Jäger ersetzt werden mußten." (Tagebuch v. Colomb.) Da auch General v. Krafft mit Entsatztruppen sich näherte, hob der Feind am 23. früh die Berennung auf und zog sich ziemlich halbwegs Antwerpen nach Hoogstraten und Westwesel, gefolgt von unserer Kavallerie, zurück.

„Am 23.," berichtet Engler, „war bei General v. Benkendorf besonders große Tafel. Wir mußten täglich, sogar zum Frühstück, zu ihm kommen. Es ging bei ihm so wie bei den französischen Generalen zu. Die Stadt mußte alles anschaffen. Wir lebten die ganze Zeit hindurch ganz prächtig. Am 2. Januar 1814 wurden wir durch 3 englische Bataillone und Preußen abgelöst. Ehe wir abmarschierten, hatten wir vor dem General große Parade, bei welcher auch unser Oberst v. Zastrow zugegen war. Während des Vorbeimarsches sprach sich der General zu ihm lobend über die braven Jäger und die anderen Preußen aus." Auch schrieb gleich an demselben Tage v. Benkendorf aus Tilburg an den General v. Bülow: „. . . . . Noch entledige ich mich bei meinem Abzuge aus Breda der angenehmen Pflicht, Ew. Exzellenz die zwei zu dem Colombschen Detachement gehörigen Infanterieoffiziere als sehr tätige und brauchbare Männer mit der ganz ergebensten Bitte zu empfehlen, dieselben mittels der beigehenden Beilage Seiner Majestät meinem Souverän zur Auszeichnung einzureichen." (Kriegsarchiv IV. D. 33.)

Die Jäger kamen am 2. Januar nach Rijen ins Quartier und blieben dort bis zum 6., an welchem sie in Teteringen wieder zu ihrem Bataillon stießen, um fortan unter Führung des Premierleutnants v. der Osten genannt Sacken bei ihm zu bleiben. v. Bockelmann, gegen Ende November 1813 zum Stabskapitän befördert, übernahm als interimistischer Kommandeur das Jägerbataillon von Reiche.

Das Colbergsche Regiment hatte nach der Eroberung Arnheims die Richtung auf Utrecht genommen, dann aber am 5. Dezember wieder mehr dem Rhein (Leck) sich genähert. Tags darauf überschritten ihn die Füsiliere und am 9. Dezember die beiden anderen Bataillone. Demnächst machte die dem General v. Benkendorf zugewiesene Aufgabe, Breda zu nehmen, es durchaus nötig, sich des Bommeler Wards zu bemächtigen. Unerwartet wurde indessen die Festung Bommel vom Feinde verlassen vorgefunden (14. Dezember). Auch in den folgenden Wochen gelangten die Jäger des I. Bataillons zu keiner weiteren Gefechtstätigkeit, wie überhaupt in den Offensivoperationen in Holland während der zweiten Hälfte des Dezember ein Stillstand eintrat.

Inzwischen hatten etwa 24 000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Maison sich bei Antwerpen gesammelt. Diesen gegenüber vereinigte General v. Bülow in den ersten Januartagen bei Breda alle seine zurzeit verfügbaren Truppen, im ganzen 12 000 Mann. Die beiden Musketierbataillone des Regiments gelangten am 1. Januar 1814 nach Osterhut, das Füsilierbataillon nach Teteringen ins Quartier und blieben hier bis zum 8. Januar.

Dem überlegenen Feinde gegenüber schien es General v. Bülow zweckmäßiger, ihn zu beschäftigen und über seine Stärke zu täuschen, als in Untätigkeit zu verharren. So kam es am 11. zu dem Gefecht von Hoogstraaten und am 13. zu dem von Wyneghem. An diesem Tage sollte die Festung Antwerpen rekognosziert, dabei jedoch jedes ernsthaftere Gefecht möglichst vermieden werden. General v. Oppen befehligte den linken Flügel, bei dem sich die 6. Brigade, also auch das Colbergsche Regiment befand. Das Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen, dann die Füsiliere und das I. Bataillon des Colbergschen Regiments gingen unter Befehl des Oberst v. Zastrow auf der großen Straße gegen Wyneghem, rechts davon das Füsilierbataillon des 9. Reserveregiments gegen Dooren vor. Diesem diente das II. Bataillon des Colbergschen Regiments zur Unterstützung und hielt das Dorf Schooten besetzt.

Nach Verdrängung der Vorposten zeigte sich das Dorf Wyneghem, das zur Ausführung der Rekognoszierung unbedingt genommen sein mußte, stark besetzt. Es gelang den Schützen der Füsiliere des ostpreußischen Bataillons trotz heftiger Gegenwehr, in die ersten Häuser einzudringen und eine dreipfündige Kanone zu erobern. Das Füsilierbataillon des Regiments mit seinem Jägerdetachement und der Schützendivision an der Spitze hatte auf Befehl diesseit des Dorfes haltgemacht und auf die Meldung, die linke Flanke sei bedroht, das Jägerdetachement dorthin entsandt. Eine gleiche Verwendung fand das vom Sekondeleutnant Schleich I geführte Jägerdetachement des I. Bataillons, der bald darauf verwundet bat, ihn eher zu töten, als in Feindes Hand fallen zu lassen. Bei dem tieferen

Eindringen in das Dorf erfuhr das ostpreußische Bataillon einen an Hartnäckigkeit zunehmenden Widerstand. Erst mit Hilfe zweier Schützenzüge vom Füsilierbataillon unter Führung der Leutnants Böhmer und Thoms wurde der Feind aus dem Dorf vertrieben; aber einem mit bedeutenden Verstärkungen in geschlossener Kolonne unternommenen Gegenangriff konnten die beim Vorgehen auseinandergekommenen Füsiliere nicht widerstehen. Auch die Kanone ging wieder verloren. Bei dem Kampf um sie sprang Regimentsadjutant Schmückert schnell vom Pferde und warf sich mit einigen gesammelten Leuten des ostpreußischen Bataillons mit nicht zu übertreffender Tapferkeit dem Feinde entgegen. Er bekam gleich einen gefährlichen Schuß ins Knie, rief aber noch im Fallen und während er fortgetragen wurde, den Soldaten zu, dem Feinde die Kanone nicht zu lassen.*) In diesen bedrängnisvollen Augenblicken griff das Füsilierbataillon des Regiments in den Kampf ein; es gelang ihm und den Ostpreußen, das Dorf sowie das Geschütz von neuem zu nehmen. Bei der hitzigen Verfolgung löste sich indessen die innere Ordnung, so daß die Reserven des Feindes und aus einem Hinterhalt hervorbrechende Kavallerie das verlorene Geschütz endgültig retteten und die Verfolgung auf kurze Zeit hemmten. Der Feind wurde alsdann bis in das Dorf Dooren hineingetrieben.

Die Gefechtsverluste waren verhältnismäßig recht empfindlich. Von den sieben verwundeten Offizieren waren drei aus den Jägerdetachements des Regiments hervorgegangen. Sekondeleutnants Schleich I und Thoms starben an ihren Wunden, Leutnant Schmückert wurde amputiert. Der ebenfalls verwundete Leutnant Böhmer, ursprünglich Jäger in einem Detachement des Garde-Jägerbataillons, war im Dezember 1813 auf seinen Wunsch in das Regiment versetzt worden. Vom Jägerdetachement des I. Bataillons waren tot: 1 Oberjäger und 1 Jäger; verwundet 1 Oberjäger und 5 Jäger, vom Detachement der Füsiliere 2 Jäger. Die Belohnungsvorschläge für Wyneghem sind nicht mehr vorhanden; jedoch erhielten nachweislich für dieses Gefecht die Leutnants Schleich I und Schmückert das Eiserne Kreuz erster und Jäger Götsch zweiter Klasse.

Da es zur Belagerung von Antwerpen an Mitteln fehlte, ging General v. Bülow noch in derselben Nacht in seine frühere Stellung bei Breda zurück. Am 26. wurde Herzogenbusch unter Beteiligung des I. Bataillons erobert, und am 30. Januar brach der General von neuem auf, um auf

*) Sekondeleutnant Schmückert starb als General-Postdirektor am 3. Februar 1862. Der aus dem Jägerdetachement des I. Bataillons hervorgegangene Sekondeleutnant Carl Friedrich Neumann wurde Regimentsadjutant als Nachfolger des Leutnants Schmückert und erhielt 1815 das Eiserne Kreuz erster Klasse. Früher Jurist wurde er 1821 Auditeur bei der 4. Division und starb als Major a. D. 1863 in Berlin.





Wunsch der Engländer und verstärkt durch englische Truppen zunächst den Versuch zu machen, sich Antwerpens zu bemächtigen. So kam es für das Regiment am 2. Februar zum Vorpostengefecht bei Deurne. Am 7. begann der Vormarsch des III. Armeekorps durch Belgien nach Frankreich. Hier vereinigte es sich mit der Armee des Feldmarschalls v. Blücher und nahm an der Schlacht von Laon am 9. März teil. Das I. Bataillon mit seinem Jägerdetachement stand am Fuß der Zitadelle in einer Schlucht, dem Dorfe Ardon gegenüber, das II. Bataillon weiter links, zwischen ihnen zwei Kompagnien des Füsilierbataillons und das Jägerdetachement. Die beiden anderen deckten russische Artillerie. Nur das I. Bataillon gelangte unter geringem Verlust zum Gefecht.

Am 18. März erhielt das III. Armeekorps den Auftrag, das stark besetzte Soissons zu nehmen, und gelangte zugleich mit dem Colbergschen Regiment in die Nähe der Stadt. Beim Zurückwerfen der Vortruppen des Feindes drang das Füsilierbataillon in die Vorstadt ein und setzte seine Vorposten 600 Schritt vor den Wällen aus. Das Jägerdetachement nebst einer Kompagnie blieb in der Vorstadt, eine wurde nach links entsendet, eine zur Unterstützung am Eingang und eine zur Reserve hinter einem Gehöft aufgestellt. Gegen das so verteilte Bataillon unternahm der Feind am 23. kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall und nahm dabei einige Füsiliere und Jäger gefangen, die auf der Suche nach Lebensmitteln in die zunächst den Wällen gelegenen Häuser sich gewagt hatten. Leutnant v. Sacken besetzte schnell mit den Jägern und einigen Füsilieren einen von einer Mauer umgebenen Garten, neben welchem er kurz vorher einen Baumverhau quer über die Straße hatte legen lassen. Hier behauptete er sich tapfer, bis die herangerückten Unterstützungen den schon bis zur Mauer vorgedrungenen Feind mit großem Verlust zurückwarfen. Der Oberjäger Georg v. Kleist bewies hierbei ganz besonderen Mut. Im Begriff, die Gartentür zu schließen, verteidigte er sich gegen den ihn bedrängenden Feind aufs tapferste, tötete zwei Feinde und erreichte seinen Zweck. v. Kleist erhielt für sein mutvolles Verhalten den russischen St. Georgs-Orden. Das Bataillon verlor 1 Toten, 13 Verwundete und 9 Gefangene; darunter befanden sich 3 verwundete und 4 zu Gefangenen gemachte Jäger.

In den nächsten Tagen leisteten die Bataillone abwechselnd den Vorpostendienst; dabei dauerte das Kleingewehrfeuer fast ununterbrochen fort, und um die freiwilligen Jäger ihm nicht zu sehr auszusetzen, wurden vom Regiment immer nur ein Oberjäger und 12 Jäger auf die vordersten Posten gestellt.

Am 30. März löste die 4. Brigade die 6. ab. Letztere sollte, um die Einschließung von Soissons sicherzustellen, Compiègne womöglich durch Handstreich nehmen. Dieses hatte eine nur unbedeutende Mauer, ersetzt an einigen Stellen durch Palisadierung. Auch das Schloß und der von

einer hohen Mauer umgebene Park hätten — nach dem Urteil des Leutnants Engler — dem Angreifer, sobald er im Besitz der Stadt gewesen wäre, keine allzu großen Schwierigkeiten geboten. Gleichwohl wurden Schloß und Park, um das Ungewisse eines Straßenkampfes zu vermeiden, als Angriffspunkte ausersehen. Am 1. April bei Tagesanbruch standen die Bataillone des Colbergschen Regiments und zwei weitere zum Angriff bereit. Die Füsiliere und das II. Bataillon gingen auf der großen Straße von Soissons, das der anderen Kolonne zugeteilte I. Bataillon weiter links vor. Die Schützen der Füsiliere, unterstützt von der 11. und 12. Kompagnie, drängten die feindlichen im ersten Anlauf bis an die Vorstadt zurück. Das II. Bataillon entwickelte sich links der Chaussee, stellte sich im Park auf und führte mit seinen gegen das Schloß vorgetriebenen Schützen ein erfolgreiches Gefecht, das aber am Schloß zum Stehen kam. Auf die Meldung eines Offiziers der 12. Kompagnie, vorn am Tor sei eine das Eindringen begünstigende Stelle gefunden, befahl General v. Krafft den Sturm mit der 9. und 10. Kompagnie. Sie rückten auf der Chaussee, gefolgt vom Jägerdetachement, vor, bemächtigten sich der Vorstadt und warfen den Feind bis hinter die Wälle zurück. Zunächst entspann sich, die freiwilligen Jäger auf und zu beiden Seiten der Chaussee, ein stehendes und verlustreiches Feuergefecht. Dann aber, als die linke Kolonne zum Sturm vorrückte, drangen auch die Füsiliere und Jäger mit großer Unerschrockenheit bis dicht an das Tor heran, fanden jedoch hier, ebenso wie jene dort, bei dem Mangel an Sturmgerät nicht zu überwältigende Hindernisse. Hier wie dort verlief der Angriff erfolglos. Bei eingetretener Dunkelheit marschierten die Truppen in ihre früheren Biwaks zurück. Die kriegerische Tätigkeit der Jägerdetachements war hiermit beendet. Von den im Gefecht verwundeten fünf Offizieren des Regiments waren zwei, nämlich die Leutnants Bethe und Brehmer, aus den Jägerdetachements des Regiments und ein Offizier, Leutnant Neuß, aus dem Jägerdetachement eines anderen Truppenteils hervorgegangen. Die Leutnants Brehmer und Neuß finden in der Regimentsgeschichte eine ehrenvolle Erwähnung: trotz ihrer bereits zu Anfang des Gefechts erfolgten Verwundung blieben sie bis zum Abend auf dem Kampfplatz und leiteten, ohne sich verbinden zu lassen, ihre Züge. Vom Jägerdetachement des I. Bataillons waren ein Jäger tot, zwei verwundet, von dem des Füsilierbataillons ein Jäger tot und acht verwundet.

In dem Gefechtsbericht des I. Bataillons wird der Jäger Rohde, Schleich (später Schleich III) und Giese anerkennend gedacht. Es erhielten die Leutnants Brehmer, Bethe und Bethke sowie die Oberjäger v. Kleist, Lefèvre und der Jäger Giese das Kreuz. Am 3. April brach die Brigade wieder auf und traf am 5. bei Paris ein, wo das Regiment am Montmartre ein Biwak bezog.

## Rückmarsch und Auflösung.

Am 10. April begann der Marsch nach den Niederlanden. Am 7. Mai gelangte das Regiment nach Gent, woselbst es bis nach erfolgtem Frieden, bis zum 1. Juli verblieb, während die Jägerdetachements schon am 6. Juni in die Heimat abgerückt waren.

Rapport des Jägerdetachements des I. Bataillons für Mitte Mai 1814.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Zum Dienst: | 1 Offizier, | 12 Oberjäger, | 1 Spielmann, | 105 Jäger, | 1 Chirurgus. |
| Verwundet: | 1 „ | 2 „ | — | 11 „ | — |
| Krank: | — | 1 „ | 1 „ | 41 „ | — |
| Kommandiert: | — | — | — | 4 „ | |
| Zusammen: | 2 Offiziere, | 15 Oberjäger, | 2 Spielleute, | 161 Jäger, | 1 Chirurgus. |

Rapport des Jägerdetachements des Füsilierbataillons Mitte Mai 1814.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Zum Dienst: | 2 Offiziere, | 10 Oberjäger, | 1 Spielmann, | 76 Jäger, | 1 Chirurgus. |
| Verwundet: | — | 1 „ | 2 Spielleute | 17 „ | — |
| Krank: | — | 2 „ | — | 20 „ | — |
| Zusammen: | 2 Offiziere, | 13 Oberjäger, | 3 Spielleute, | 113 Jäger, | 1 Chirurgus. |

Die die Auflösung der freiwilligen Jägerdetachements anordnende Kabinettsorder erfolgte bereits am 30. April. Sie drückte den Jägern zunächst den Dank des Königs aus: „Ich kann hierbei nicht umhin, in Meinem und des Vaterlandes Namen den Dank bezeigen, der ihrem rühmlichen Eifer, ihrer Tapferkeit und ihrer Ausdauer, womit sie in den Reihen der übrigen Krieger gefochten haben, gebührt, indem ich es nicht verkenne, daß sie dadurch zu dem glücklichen Erfolge wesentlich beigetragen haben." Die Kabinettsorder regelte sodann die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei der Auflösung maßgebend sein sollten. Eine demnächst zu entwerfende Instruktion sollte die Einzelheiten festsetzen. Kommissarien hatten ihre Ausführung in den einzelnen Provinzen zu überwachen. Denjenigen Offizieren und Portepeefähnrichen, die aus den Jägerdetachements hervorgegangen waren, wurde gestattet, im Heere fortzudienen, falls sie es wünschten. Das gleiche galt für Oberjäger und Jäger, ihre Eignung vorausgesetzt. Vom Regiment erhielten von den letzteren nach und nach noch 33 ihre Ernennung zum Offizier. Demnach sind mit den bereits früher beförderten 85 aus den beiden Detachements, in deren Listen sich insgesamt 401 Jäger (244 vom I. Bataillon, 157 vom Füsilierbataillon) eingetragen finden, zu Offizieren ernannt worden. Von jenen 85 entfallen 68 auf das Detachement des I. Bataillons.

Durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Klasse wurden die Leutnants Schmückert und Schleich I und 48 durch die der zweiten Klasse ausgezeichnet. Von diesen erwarben neun das Kreuz bei anderen Truppenteilen, zu denen sie teils kommandiert, teils versetzt worden waren,

nämlich: die Leutnants Freyschmidt, Schneider, Frantz, Pauly, Werlin, Blecken (später Blecken v. Schmeling),*) J. F. Neumann, Kortenbeitel und Böhmer.

Ein Befehl vom 5. Juni ordnete für den folgenden Tag den Abmarsch der freiwilligen Jäger des Regiments an. Ihr Abschied gibt ein beredtes Zeugnis für die hohe Anerkennung, die ihnen das Offizierkorps für ihre Leistungen im Felde zollte. „Am 5. Juni," schreibt Leutnant Engler in seinem Tagebuch, „wurde auf Anregung des Oberst v. Zastrow sämtlichen freiwilligen Jägern und den Rittern des Eisernen Kreuzes ein Abschiedsfest in einem Garten gegeben, den wir sonst zum Vergnügen besucht hatten. Sämtliche Offiziere, Oberjäger usw. kamen mit hinaus. Es war für alles gesorgt, für Kaffee, Wein usw. Als alles versammelt war, hielt der Oberst folgende Rede: »Meine Herren! Sie kehren jetzt nach einem so glorreich beendeten Kriege, der Bestimmung des Königs gemäß, zu den Ihrigen zurück. Sie ergriffen freiwillig die Waffen, um sich von den Fesseln des Feindes zu befreien, der uns zu Sklaven machen wollte. Die Vorsehung hat die gerechte Sache unterstützt. Das preußische Volk hat durch seinen aufopferungsvollen Sinn mehr getan, als irgendein anderes. Der Feind glaubte den preußischen Staat bereits ganz entkräftet zu haben; wir Untertanen haben aber gezeigt, was auch ein kleines Reich durch Kraft und Energie imstande ist zu tun. Meine Herren! Ich sage Ihnen im Namen des Königs, des ganzen Offizierkorps den innigsten Dank für Ihre gute Gesinnung und Bravheit. Es wird uns das angenehmste Gefühl sein, wenn wir uns irgendwo einst zusammenfinden werden, und es heißt, auch dieser Brave hat in dem gerechten Kriege im Regiment Colberg gedient.« Es wurde zuerst dem Könige ein Vivat gebracht, dann der Armee, dem Oberst sowie dem Offizierkorps des Regiments. Es war einzig, wie herzlich dies geschah. Nachher brachte der Oberst den Jägern ein Vivat. Die Oberjäger usw. mußten sich alle an die Tafel setzen. Der Oberst war mitten unter ihnen. So wurde dieser Nachmittag und Abend bis um 1 Uhr in der Nacht froh verbracht. Es war gerade Sonntag und das Wetter sehr schön. Die Oberjäger brachten noch in der Nacht den einstigen Führern ein Ständchen, vom General v. Oppen an bis zum Bataillonskommandeur.

Den 6. Juni**) morgens um 5 Uhr mußte alles auf dem Paradeplatz zum Abmarsch bereit stehen. Der ebenfalls anwesende General v. Krafft wünschte uns viel Glück und ließ, nachdem die Jäger ihm ein Lebehoch gebracht hatten, beide Detachements in Parade an sich vorbeimarschieren.

*) Als Generalmajor 1863 gestorben.

**) Die Regimentsgeschichte bezeichnet den 5. Juni als Tag des Abmarsches. Der 5. war aber ein Sonntag und erscheint daher die Zeitbestimmung Englers richtiger.

Darauf gingen wir, die Regimentshautboisten an der Spitze, der Oberst und alle Offiziere zum Tor hinaus bis eine Viertelstunde vor die Stadt. Hier mußten wir haltmachen und einen Kreis schließen. Der Oberst und alle Offiziere traten in diesen, und ersterer hielt eine Ansprache, in der er uns aufforderte, nach Rückkehr in das Vaterland uns wieder den bürgerlichen Beschäftigungen, jeder gemäß seinem Stande, zu widmen. Nachdem dem Oberst mehrere Vivats gebracht worden waren, trennten wir uns von dem braven Regiment. Nie werde ich diesen Tag vergessen."

Der Marsch führte über Brüssel, Wesel, Münster, Minden, Magdeburg und Berlin, wo die pommerschen Jäger am 13. Juli festlich empfangen wurden. Am 17. wurde der Marsch fortgesetzt und am 22. Stettin erreicht. Schon während des Rückmarsches hatten je nach der Lage des Wohnsitzes der einzelnen Entlassungen stattgefunden, so daß von dem am Tage des Abmarsches aus Gent im ganzen 144 Köpfe starken Detachement des I. Bataillons nur 57 und von dem 113 Köpfe starken Detachement des Füsilierbataillons nur 25 in Stettin zur Entlassung gelangten. 38 bzw. 31 Jäger waren in den Lazaretten zurückgeblieben.

Über den Empfang in Stettin berichtet Leutnant Engler: „Am 22. Juli wurde in aller Frühe aus Gartz aufgebrochen. Schon eine Meile vor Stettin kamen uns Wagen und Reiter entgegen. Auf ersteren war vornehmlich für die Erfrischung der Jäger gesorgt worden. Ein Herr Goltdammer, von dem ein Sohn, zwei Stiefsöhne (die beiden Leutnants Schleich) sowie andere Verwandte bei dem einen Detachement sich befanden, hatte aus seiner berühmten Brauerei einen ganzen Wagen mit Bier herausgeschickt, dazu Weißbrot usw. In einem Dorf wurde haltgemacht, und die den Jägern so willkommene Erfrischung auf die Gesundheit des Herrn G. genossen. Alsdann ging es weiter. Immer mehr Wagen kamen uns entgegen, deren Insassen sich mit den ihnen bekannten Jägern jubelnd und herzlich begrüßten. Je näher wir Stettin kamen, je größer wurde der Jubel. Jede Dame, selbst die kleinsten Kinder, hatten so viele Kränze mit sich, daß sie sie kaum tragen konnten. Da die Zahl der Jäger nicht mehr groß war, so hatten alle Jäger schließlich mehr Kränze, als sie zu tragen imstande waren. Der Gouverneur und die Bürger-National-Garden holten uns unter fortwährendem Blumenstreuen durch die Menge ein."

Am 23. erfolgte die Auflösung der beiden Detachements.

Wie die Instruktion Scharnhorsts hervorhob, sollten die freiwilligen Jägerdetachements vorzugsweise eine Pflanzschule für künftige Offiziere sein. In wie hohem Grade dies von unseren beiden Jägerdetachements erreicht worden war, beweist folgende in Gent den 30. Juni ausgefertigte und in der Königlich Preußischen Stettiner Zeitung vom 18. Juli 1814 veröffentlichte Bekanntmachung des Offizierkorps des Colbergschen Infanterieregiments.

Nach einem Dank an das 1. Neumärkische Landwehr-Infanterieregiment fährt sie fort: „Gleichfalls sagen wir den beiden Jägerdetachements unseres Regiments ein herzliches Lebewohl, und mit wahrer Überzeugung geben wir ihnen das Zeugnis, daß sie dem Vertrauen, welches unser erhabener Monarch und das Vaterland in sie setzten, aufs vollkommenste entsprachen. Selbst die einzelnen, deren physische Kräfte noch in ganz ungleichem Verhältnisse mit den Fatiguen des Krieges waren, deren Erziehung wohl nicht darauf berechnet war, daß sie sobald den Kampfplatz betreten sollten, leisteten oft mehr, wie infolge selbst pflichtmäßiger Berücksichtigung gefordert worden wäre, und das Ganze dieser Detachements bildete dem Regiment eine so schöne Pflanzschule, welche nur allein imstande war, den nicht unbedeutenden Verlust an vortrefflichen Offizieren uns verschmerzen zu lassen. Der größte Teil dieser jungen Leute waren Stettiner, und wir müssen öffentlich bezeugen, daß sie sämtlich ohne Ausnahme in Patriotismus, Eifer für die gute Sache und rein militärischer Conduite mit denen aus jedem anderen Orte der preußischen Staaten wetteiferten.

Diesem schönen Beispiele folgten treulich die späterhin zum Detachement des Füsilierbataillons gestoßenen Jäger aus der Grafschaft Mark, welche nur bedauerten, daß sie nicht schon früher an dem heiligen Kampfe teilnehmen konnten, obgleich sie sich in der kurzen Zeit von drei Wochen vollkommen militärisch gebildet hatten.

Nach so glorreichen Erfolgen sehen wir alle diese edlen Jünglinge gern wieder in ihre früheren Verhältnisse zurücktreten, denn ihr vortrefflicher Wille überzeugte uns, daß sie unter allen Verhältnissen dem teuren Vaterlande ersprießliche Dienste leisten würden, aber sie alle werden unserem Andenken stets teuer bleiben.

Denjenigen aber, welche teils als Offiziere, teils als Portepeefähnriche fortdienen, werden wir auch fernerhin unausgesetzt die Freundschaft und Liebe gern zollen, auf die ihr musterhaftes Benehmen so gerechte Ansprüche macht."



Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

# Mit der Armee des Kronprinzen von Nachod bis Schweinschädel.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 3. März 1913

von

**Roth,**

Hauptmann und Kompagniechef im 2. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 131.



Im Frühjahr des Jahres 1866 vermutete man allgemein, daß in dem bevorstehenden Waffengange zwischen Preußen einerseits und Österreich und Sachsen anderseits der Kriegsschauplatz da zu suchen sei, wo Friedrich der Große die Schlachten von Lobositz, Prag und Kolin geliefert hatte, also im Mittelpunkte Böhmens; vielleicht auch im Königreiche Sachsen mit seinen Schlachtfeldern von Kesselsdorf, Pirna, Hochkirch und Freiberg; jedenfalls auf dem kürzesten Wege zwischen Berlin und Wien. Man erwartete, daß der Aufmarsch des preußischen Heeres etwa an der Nordgrenze Sachsens, derjenige des österreichischen etwa um Prag erfolgen würde.

Diese Erwartung erwies sich als irrig. Preußischerseits stand Mitte Juni nur die Elb-Armee des Generals Herwarth v. Bittenfeld mit 75 000 Mann um Torgau; die ganze übrige Armee aber befand sich östlich des Königreichs Sachsen, und zwar die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl mit 100 000 Mann bei Görlitz—Löwenberg, die Zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit 115 000 Mann in dem Raume Steinau—Waldenburg—Brieg.

In Böhmen, und zwar in dem Dreieck Jungbunzlau—Prag—Teplitz standen nur das österreichische 1. Armeekorps, eine österreichische Kavalleriedivision und die Sachsen, zusammen 65 000 Mann. Die österreichische Nordarmee unter Benedek — 190 000 Mann stark — aber befand sich nicht in Böhmen, sondern weit östlich in Mähren, in und bei dem verschanzten Lager der Festung Olmütz.

Der Grund zu dem weit nach Osten verlegten Aufmarsche der preußischen Ersten und Zweiten Armee ist darin zu suchen, daß König Wilhelm die Sachsen nicht eher anzugreifen gewillt war, als diese selbst zu Feindseligkeiten schreiten würden. Erst Sachsens Abstimmung in der Bundesversammlung am 14. Juni und die Ablehnung des preußischerseits ange-

botenen Bündnisses am 15. Juni wurden als Feindseligkeiten angesehen. Diesen zu begegnen, stand General v. Herwarth bei Torgau bereit.

Warum aber hatten die Österreicher den Aufmarsch ihrer Nordarmee nach Olmütz verlegt? Aufschluß gibt uns der von Generalmajor v. Krismanic, dem Chef der Operationskanzlei, verfaßte „Operationsplan der Nordarmee“. Es sei, so sagte die Denkschrift, politisch angebracht, auf jede Offensive zu verzichten, eine bessere Defensivstellung als in dem verschanzten Lager von Olmütz aber sei nicht denkbar. Dieser Platz sei zudem ein besonders begehrenswertes Objekt für einen Angriff der in Schlesien aufgestellten Preußen. Die Möglichkeit, daß die Preußen durch das Königreich Sachsen in das Herz Böhmens eindringen könnten, und daß alsdann die österreichische Nordarmee dorthin vorrücken müsse, wurde zwar auch erwogen. Krismanic baute jedoch darauf, daß die durch die Festungen Josephstadt, Königgrätz und Theresienstadt beherrschte Elblinie die Preußen zum Stehen bringen würde; dann aber, so meinte er, seien die Vorbedingungen für eine österreichische Offensive besonders günstig.

Was Krismanic nur als möglich bezeichnet hatte, wurde jedoch zur Wirklichkeit. Am 16. Juni begann General v. Herwarth seinen Vormarsch auf Dresden. Am gleichen Tage rückte der größte Teil der Ersten Armee in die sächsische Oberlausitz, während die Zweite ihre Kantonnements westwärts bis Landeshut verlegte.

Nun war die preußische Absicht, in Böhmen einzumarschieren, offensichtlich, das weitere Verbleiben Benedeks in der Defensivstellung bei Olmütz zur Unmöglichkeit, der Vormarsch in Richtung Josephstadt zur Notwendigkeit geworden. Aber erst am 20. Juni brach Benedek mit seiner Armee auf und erreichte am 26. Juni den Raum Senftenberg—Miletin—Königgrätz.

Angesichts dieser sechs Armeekorps und vier Kavalleriedivisionen zählenden Armee hatte der preußische Kronprinz mit vier Armeekorps und einer Kavalleriedivision in der ihm durch das bekannte Telegramm Moltkes vom 22. Juni aufgetragenen „Richtung auf Gitschin“ das Eulen- und Heuscheuer-Gebirge zu überwinden. Dazu kamen drei schwierige, untereinander in keiner Verbindung stehende Pässe in Betracht, nämlich der Paß von Landeshut nach Trautenau, der dem I. Armeekorps und der Kavalleriedivision, der Paß von Braunau nach Eipel, der dem Gardekorps, und der Paß von Reinerz nach Nachod, der dem V. Armeekorps zugewiesen wurde; dem letzteren hatte nach einer Demonstration bei Freiwaldau das VI. Armeekorps zu folgen.

Die Gefahr lag nahe, daß alle drei preußischen Heersäulen beim Heraustreten aus dem Gebirge von überlegenen Streitkräften angefallen würden. Das Armeeoberkommando hatte deshalb seine Anordnungen derart getroffen, daß das I. und V. Korps gleichzeitig am 27. Juni her-

vorbrechen sollten, daß das Gardekorps jedoch etwas zurückgehalten wurde, um erforderlichenfalls nach beiden Seiten Hilfe leisten zu können. Am gefährdetsten war das auf dem linken Flügel befindliche V. Korps des Generals v. Steinmetz, das sich aus den langen Wegeengen zwischen Reinerz und Nachod zu entwickeln hatte und sich jenseit des Passes der ganzen österreichischen Nordarmee gegenüber sehen mußte. Hier lag — um einen Clausewitzschen Ausspruch anzuwenden — „besonders die natürliche Besorgnis vor, daß der Feind den Paß, dessen man sich bedienen mußte, verrennen würde".

Benedek war am Abend des 26. Juni vollständig von dem in drei weit voneinander getrennten Kolonnen erfolgenden Vormarsch der Armee des Kronprinzen unterrichtet. Er hatte demnach die Nacht vom 26. zum 27. und den Vormittag des 27. zur Verfügung, um die Paßausgänge zu sperren und die Preußen mit Übermacht zurückzuwerfen. Er hielt es jedoch für seine wichtigere Aufgabe, der bereits geschlossenen Armee des Prinzen Friedrich Karl ebenfalls geschlossen entgegenzugehen. An der Ausführung dieses Planes wollte er sich durch den Kronprinzen nicht hindern lassen. Dessen Armeeteile steckten ja noch, durch Gebirge getrennt, in den schwierigen Pässen. Ihm gegenüber konnte man — so meinte Benedek und noch mehr der veralteten strategischen Grundsätzen huldigende Krismanic — mit geringen Streitkräften auskommen. Aus diesen Überzeugungen heraus traf Benedek daher hier Maßregeln, die sich bald als unrichtig erweisen sollten: Gegen das preußische I. Armeekorps entsandte er noch in der Nacht sein 10. Armeekorps unter Gablenz von Jaromir auf Trautenau, gegen das preußische V. Armeekorps am frühen Morgen des 27. sein 6. unter Ramming nebst einer Kavalleriedivision unter Hartmann von Opocno gegen Nachod. Den dazwischenliegenden Paß von Eipel aber ließ er vorläufig gänzlich ungesperrt und unbeobachtet.

Diese Anordnungen sollten den Österreichern zum Verhängnis werden.

Das preußische V. Korps hatte am 26. Juni längs der Straße Reinerz—Nachod Biwaks bezogen, die Vorhut bei Gellenau, die Reserve bei Reinerz. Am 27. sollte der Einmarsch in Böhmen erfolgen, indem die Vorhut die Mettau zu überschreiten hatte. Man wußte, daß das österreichische 6. Armeekorps bei Opocno, daß weitere große Truppenmassen bei Skalitz und Josephstadt standen.

Das preußische V. Korps hatte als Marschziel Nachod zugewiesen erhalten; das österreichische 6. Korps sollte bei Skalitz Stellung nehmen und eine Avantgarde gegen Nachod vortreiben. In der Umgegend des letzteren Ortes stand somit ein Zusammenstoß bevor. Da die Stadt selbst jedoch in der Paßtiefe liegt, und der Paßausgang sich bei Wysokow befindet, so mußte dieses Dorf und die südlich vorgelagerte Hochfläche zum

Schauplatz des Kampfes werden. Welcher der Gegner sie früher erreichte und zu halten verstand, mußte der Sieger des Tages sein.

Die Aufbruchszeiten des österreichischen 6. Armeekorps, das in vier Brigadekolonnen gegen die Linie Wysokow—Skalitz vormarschierte, waren nun so festgesetzt, daß die rechte Kolonne zwei Stunden früher auf dem Plateau von Wenzelsberg hätte eintreffen können als die vordersten Truppen der Preußen. In der damaligen Massentaktik der Österreicher aber lag es begründet, daß bei Erwartung eines Kampfes zu zeitraubenden Aufmärschen geschritten werden mußte. Das hohe Getreide im Juni 1866 verzögerte diese Aufmärsche noch mehr. Zudem gerieten die beiden rechten Kolonnen des Korps Ramming infolge mangelhafter Marschdispositionen mehrfach in- und durcheinander. Auch eine viertelstündige Rast wurde eingelegt. Als endlich um 8[30] vorm. die Vorhut der Brigade Hertwek Wrchowin in der Richtung auf Nachod passiert hatte, befand sich die preußische Vorhut mit 2½ Bataillonen, 2 Eskadrons und 1 Batterie in vortrefflichen Positionen und unter der festen Führung des Generals v. Löwenfeld bereits im Besitz des Plateaus von Wenzelsberg.

Die Preußen waren ausgebildet in neuerer, der Selbständigkeit der Unterführer weitestgehenden Spielraum lassender Feuertaktik und bewaffnet mit einem Hinterlader, dem Zündnadelgewehr. Die Österreicher hatten weder in Taktikausbildung noch in Infanteriebewaffnung gleichen Schritt gehalten. Ihre Brigaden waren nur gewohnt, in geschlossenem Vorwärtsstürmen den Feind niederzurennen. 50 Schritt voraus schickten sie eine dünne Plänklerkette, dann folgte zu zwei dicht geschlossenen Treffen formiert nacheinander die Masse der Infanterie, von der jedes Bataillon drei dichte Vierecke bildete, die Divisions-Massenkolonnen. Ihr Gewehr war das umständlich von der Mündung mit Ladestock zu ladende Bajonett-Kapsel-Gewehr, System Lorenz. Dagegen war die österreichische Artillerie der preußischen an Güte weit überlegen, da sie durchgängig mit gezogenen Rohren ausgerüstet war, während die Preußen noch viele glattrohrige Geschütze besaßen.

In der geschilderten Massenformation stürmte zunächst das erste Treffen der Brigade Hertwek mit großer Bravour bergan, dem preußischen Hinterlader ein günstiges Ziel. Bis auf 300 m gelangten die Österreicher an die Preußen heran, dann tat das ihnen unbekannte Schnellfeuer seine furchtbare Wirkung. Das erste Treffen Hertweks mußte zurückgehen. Nun setzte der General sein zweites Treffen ein; über den bereits mit Toten und Verwundeten bedeckten Hang stürmte es aufwärts. Als aber auch in dieses das preußische Zündnadelschnellfeuer einschlug, als Hunderte von jedem Bataillon fielen, kaum daß man den Feind überhaupt gesehen hatte, und als endlich die Preußen zum Gegenstoß vorgingen, da war der Sturm der

Brigade Hertwek abgeschlagen. Um 10° vorm. mußten ihre Reste den Rückzug bis hinter Schonow antreten.

Mittlerweile war der österreichische Korpsführer Ramming am Fuße des Wenzelsbergs östlich Prowodow angelangt, dorthin hatte er die Brigaden Jonak und Rosenzweig dirigiert. Er war willens, den Paß zu nehmen und sei es mit noch so großen Opfern. Mit 14 Bataillonen wurde der neue Sturm angesetzt, rechts die Brigade Jonak, links die Brigade Rosenzweig. Eine Weile widerstanden die Preußen dieser Übermacht, dann aber wurden ihnen die beiden Wäldchen am Rande des Plateaus entrissen und sie mußten bis zum Brankawald zurückweichen.

Zu dieser Zeit kam auch Steinmetz auf dem Gefechtsfelde an und gab der nunmehr vollzähligen Avantgarde den Befehl, den Paßausgang um jeden Preis zu halten. Gelang ihr das nicht, so wurde sie von dem schmalen Plateau hinab in den Mettau-Fluß geworfen, das ganze Gros wäre in dem engen Defilee eingeschlossen und ihm nichts übrig geblieben als zurückzugehen.

Dies war der kritische Augenblick des Gefechts. Schon machten sich bei der preußischen Avantgarde rückgängige Bewegungen bemerkbar, die auch General Ramming von seinem nunmehrigen Standpunkt bei Kleny aus beobachten konnte. Die irrtümliche Meinung, die er dadurch faßte, daß nämlich das Gefecht bereits zu seinen Gunsten entschieden sei, brachte die glückliche Wendung im Geschick der Preußen. Ramming gab den Befehl, daß die Infanterie in der Verfolgung einhalten, und daß nur mehr die Artillerie und die Kavallerie wirken sollten. Er ließ seine Korpsgeschützreserve bei Kleny auffahren, um das Plateau von Wenzelsberg unter Feuer zu nehmen, und die Kavallerie südlich Wysokow vorgehen zur Zersprengung zurückgehender preußischer Abteilungen.

Jetzt aber hatte die preußische Kavalleriebrigade Wnuck mit neun Schwadronen das Plateau erreicht und warf sich sofort den 5½ österreichischen Eskadrons entgegen. Das Kavalleriegefecht wogte einige Zeit hin und her, um sich schließlich in zahlreiche Gruppen- und Einzelkämpfe aufzulösen.

Das Reitergefecht hatten auch der von Kostelez herbeigeeilte Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal miterlebt. Kurz nach ihnen langten die vordersten Bataillone der 10. Division Kirchbach zur Verstärkung an. Deren rechtzeitiges Eingreifen verdankte Steinmetz dem durch die Attacke der Brigade Wnuck herbeigeführten Zeitgewinn.

General Rosenzweig hatte, Rammings Befehl entsprechend, bereits das Zurückgehen auf Skalitz angeordnet. Den Oberst Jonak hatte der gleiche Befehl noch nicht erreicht. Jonak setzte daher die Verfolgung fort. Sein nicht einheitlich geführter Stoß zerschellte jedoch an den frischen preußischen Bataillonen. Auch die Brigade Jonak mußte zurückgehen. Nun-

mehr ihrerseits von dem preußischen 8. Dragonerregiment verfolgt und zweimal attackiert, erlitt die Brigade schwere Verluste, vermochte aber trotzdem den Rückzug in Ordnung durchzuführen.

Damit war hier das Schicksal des Tages entschieden. Zwar versuchte General Ramming mit seiner 4., der Brigade Waldstätten, den Ort Wysokow und die Höhen nördlich davon den Preußen zu entreißen, aber auch dieser Versuch wurde durch General Kirchbach mit neu angekommenen Bataillonen abgewiesen. Die Gehöfte und Gehölze im Bereich des Kampfplatzes wurden noch von versprengten österreichischen Abteilungen gesäubert. Eine weitere Verfolgung hätte nicht im Interesse des Ganzen gelegen. Deshalb sah man von ihr ab. Der Zweck des Gefechtes bei Nachod war erreicht: ein Eingang nach Böhmen, und zwar der schwierigste, erzwungen.

Bei Trautenau sollten die Preußen am gleichen Tage nicht so glücklich kämpfen.

Das I. Armeekorps unter General v. Bonin hatte zum Einmarsch in Böhmen den Paß von Landeshut nach Trautenau zu benutzen und sollte in der „Richtung auf Gitschin“ am 27. Juni Pilnikau erreichen, um auf diese Weise baldmöglichst Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu gewinnen. So trat dieses Korps auf zwei Straßen über Liebau und Schömberg den Vormarsch an und gelangte gegen 10° vorm. unaufgehalten mit dem Gros bis in die Gegend nordöstlich Trautenau, mit der Avantgarde nach Trautenau selbst. Ein dort stehendes österreichisches Kavallerieregiment zog sich beim Herannahen der preußischen Vorhut zurück.

Von dem Anmarsch eines ganzen feindlichen Korps von Süden her hatte das preußische I. Korps keine Kenntnis, aber auch jede Aufklärung in dieser Richtung unterlassen. Hierin ist der Grund zu dem nun folgenden Mißgeschick zu suchen.

Der österreichische Feldmarschalleutnant v. Gablenz hatte für den 27. den Vormarsch seines 10. Korps auf der Straße Jaromir—Schurz—Hohenbruck befohlen, und zwar derart, daß seine Avantgarde, die Brigade Mondel, bereits um 8° vorm. auf den Höhen südlich Trautenau eintreffen, jedoch erst nach Verlauf von sechs Stunden seitens der übrigen Teile des Armeekorps Unterstützung finden konnte.

In der Stadt Trautenau hatte sich nun die preußische Avantgarde häuslich eingerichtet. Die Truppen lagerten auf dem Marktplatze und nutzten die Erlaubnis, zu requirieren, voll aus. Das Generalkommando hatte im Hotel Quartier bezogen. Die Straße auf Jaromir und die südlich der Stadt liegenden Höhen wurden gänzlich unbeachtet gelassen. Da schlugen plötzlich von diesen Bergen her Geschosse in den auf dem Marktplatze herrschenden Wirrwarr ein.

Dort oben war die österreichische Brigade Mondel eine Stunde vor

dem Einrücken der Preußen in Trautenau angelangt und hatte auf den damals Galgen-, Kapellen- und Hopfenberg genannten Höhen eine das Tal beherrschende Stellung eingenommen. Nunmehr ritt Bonin durch die Stadt zurück auf einen heute „Kommandeurhöhe" genannten Hügel und bemerkte von dort, daß die erwähnten drei Berge von den Österreichern besetzt waren; die Stärke war nicht zu erkennen. Gegen ihre Front wurde die 1. Infanteriebrigade unter Barnekow angesetzt, wenig später die 4. Brigade Buddenbrock von Parschnitz entsandt, um die Hügel zu umgehen.

Zwei Stunden dauerte dieses Gefecht, dann sah Gablenz, der sich bei der Brigade Mondel befand, ein, daß die Höhen noch stundenlang bis zum Eintreffen von Verstärkungen mit den zurzeit verfügbaren Kräften nicht zu halten waren. Er ließ daher die Brigade Mondel in Richtung Neu-Rognitz auf sein Gros zurückgehen.

Nunmehr besetzte die Brigade Barnekow die geräumten Höhen, während die Brigade Buddenbrock bis östlich des Dorfes Hohenbruck vorging und dort eine weitausgedehnte Stellung einnahm. Unter dem Schutze dieser Truppen glaubte Bonin den Marsch auf Pilnikau fortsetzen zu können. Er ahnte nicht, daß sich bei Neu-Rognitz das ganze österreichische 10. Armeekorps zum Angriff formierte.

Um $2^{30}$ langte die Brigade Grivicic bei Neu-Rognitz an und wurde sofort gegen Buddenbrocks linken Flügel angesetzt. Die nächste Brigade, Wimpffen, konnte zwar erst eine Stunde später bei Neu-Rognitz anlangen, aber Gablenz glaubte zur Rückeroberung der drei Höhen keine Zeit mehr verlieren zu dürfen. Von Gablenz zur Eile ermahnt, gönnte Grivicic daher seinen durch die Hitze des Tages und durch die voraufgegangene Marschleistung ermüdeten Leuten nur eine kurze Pause, dann führte er sie zum Frontalangriff vor. Reihenweise wurden die Mannschaften des ersten Treffens vom preußischen Schnellfeuer niedergemäht. Erst als Grivicic mit Teilen seines zweiten Treffens eine Umgehungsbewegung einleitete — eine taktische Maßnahme, von der österreichischerseits während des ganzen Feldzuges nur beim Korps Gablenz und bei diesem auch nur zweimal Gebrauch gemacht wurde — da erst fing Buddenbrocks linker Flügel an zu weichen.

Jetzt trat auch die Brigade Wimpffen ins Gefecht gegen den rechten Flügel der Preußen; dieser wich gleichfalls zurück. Die ganze Brigade Buddenbrock zog östlich der drei Hügel vorbei, auf denen die Brigade Barnekow stand. Die zwar siegreichen, aber schwer mitgenommenen österreichischen Brigaden wandten sich nun dem zweiten Teil ihrer Aufgabe, der Erstürmung der Hügel selbst, zu. Verstärkt wurden sie durch die nunmehr angelangte Brigade Knebel.

Trotzdem Bonin aus den Meldungen der geschlagenen Brigade Buddenbrock entnehmen mußte, daß ein unvermutet starker Feind in erfolg-

reichem Vordringen gegen seine südliche Flanke begriffen war, ließ er die Brigade Barnekow auf den Hügeln ohne Verstärkung. Sie mußte den Angriff allein aushalten, während der größte Teil des Armeekorps tatenlos im Tale der Aupa lagerte. Von drei österreichischen Brigaden bedrängt, konnte sich Barnekow nicht halten. Der Sieg war für Österreich entschieden, freilich teuer erkauft. Einem Verlust der Besiegten in Höhe von 1300 Mann stand ein solcher von 4800 Mann bei dem Sieger gegenüber. Den schweren Verlusten der Österreicher und der späten Stunde dankten es die Preußen, daß ihnen eine Verfolgung erspart blieb.

Bonin beabsichtigte, den nun erfolgenden Rückzug seines ganzen Korps nur bis wenig hinter Parschnitz auszudehnen. Es gelang ihm jedoch nicht, seine Truppen dort zum Stehen zu bringen. Auf den Straßen, auf denen es gekommen, marschierte das ganze Korps bis nach Liebau und Schömberg zurück, wo es am frühen Morgen des 28. eintraf, 24 Stunden später, als es von dort abmarschiert war.

Gablenz erfuhr nicht, wie weit das I. Korps zurückgegangen war. Dagegen erhielt er Meldung vom Herannahen des preußischen Gardekorps auf Eipel, das heißt auf seine rechte Flanke und damit auf seine Rückzugslinie auf Josephstadt. Zudem hatte sein Korps fast den siebenten Teil seines Bestandes eingebüßt. Alles dieses ließ bei Gablenz eine rechte Siegesfreude nicht aufkommen, nur schwerste Sorge lastete auf ihm um das Schicksal seines tapferen Korps am nächsten Tage.

Der 27. Juni 1866 hatte beiden feindlichen Armeen auf dem östlichen Kriegsschauplatz je einen Sieg und eine Niederlage gebracht. Trotzdem war die Lage keineswegs gleich.

Der Kronprinz hatte sich um die Mittagszeit des 27. von der damals stark gefährdeten Situation des Korps Steinmetz persönlich überzeugt und diesem für den 28. Unterstützung durch die 2. Gardedivision zugesagt. Auch an den General Bonin war seitens der 1. Gardedivision die Anfrage ergangen, ob er ihrer Hilfe bedürfe. Bonin hatte abgelehnt.

Dem Kronprinzen war seitens des I. Korps bis 1° nachts nur gemeldet worden, daß um 9° abds. der Kampf bei Trautenau noch im Gange war. Er entschloß sich daher, das Gardekorps nicht zu teilen, um nach rechts und links Hilfe zu bringen, sondern mit ihm am 28. in der bereits eingeschlagenen Richtung von Eipel auf Kaile weiterzumarschieren. Dadurch mußte das Gardekorps das bereits geschwächte Korps Gablenz entweder auf sich ziehen und mit seinen frischen Truppen schlagen oder auch ohne Kampf zum Zurückweichen in südwestlicher Richtung zwingen. In beiden Fällen — selbst eine heutige Niederlage Bonins angenommen — wurde der Vormarsch für das I. Korps wieder frei. Der siegreiche General Steinmetz, dem noch im Laufe der Nacht Verstärkungen in Gestalt einer Infanteriebrigade von dem hinter ihm marschierenden VI. Armeekorps

zugeführt wurden, hatte sich mit der Zusendung einer schweren Garde-Kavalleriebrigade zu begnügen, auf eine weitergehende Hilfe aber zu verzichten.

So war der Kronprinz berechtigt, die Lage seiner Armee für den 28. erfolgversprechend zu betrachten. Der Paß von Nachod war genommen, der Paß von Eipel noch vom Feinde frei, der Paß von Trautenau mußte, wenn er nicht bereits in Bonins Besitz war, der Armee am nächsten Tage zufallen.

Auf österreichischer Seite sah Benedek seine Lage günstiger an, als sie war. Er hegte die Ansicht, daß einmal Ramming trotz seiner Niederlage bei Nachod seinem Auftrage geschickt und richtig nachgekommen war und dessen Korps nach genügender Ruhe von neuem kampffähig wäre, daß anderseits das preußische V. Korps nicht imstande sein könne, am nächsten Tage zu einem zweiten Angriffe zu schreiten. Um aber Steinmetz auf alle Fälle frische Truppen entgegenstellen zu können, ging er auf Rammings Wunsch, sein Korps durch ein anderes zu ersetzen, ein und dirigierte noch in der Nacht sein 8. Armeekorps unter dem Erzherzog Leopold von Dolan nach Skalitz, während Ramming Skalitz in westlicher Richtung verlassen sollte.

Auch Gablenz' Lage schien Benedek als nicht sonderlich gefährdet, obgleich ersterer ihm den Zustand seines Korps und das Bedenkliche seiner Stellung bei Trautenau hatte melden lassen. Er befahl ihm, jedoch zu spät, sich mit seinem Korps bei Prausnitz und Kaile, Front nach Osten, gegen das preußische Gardekorps aufzustellen. Noch immer glaubte Benedek gegen die Armee des Kronprinzen mit Minderheiten auskommen zu können. Dieser Optimismus rächte sich bitter, denn nun brachte ihm der 28. keinen Sieg, wohl aber zwei schwere Niederlagen und damit die Unmöglichkeit, plangemäß geschlossen dem Prinzen Friedrich Karl an die Iser entgegenzugehen.

Benedek hatte am 27. abends in dem Dreieck Skalitz—Trautenau—Miletin 5 Armeekorps, bei Solnic ein weiteres und auf weitem Raum verteilt vier Kavalleriedivisionen zur Verfügung. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, das ihm vorschwebende Hauptziel seiner Operationen, war noch einige Tagemärsche entfernt; mit der Armee des Kronprinzen dagegen stand er in direkter Fühlung. Mehrere Offiziere seiner Umgebung wiesen wiederholt und eindringlich darauf hin, daß es denn doch geraten wäre, erst dem näheren Feinde energisch auf den Leib zu rücken. Benedek und Krismanic blieben jedoch bei der Ansicht, daß die Gefechte des 27. nur Unternehmungen gegen die rechte Flanke der Nordarmee seitens eines Gegners gewesen wären, der, noch in den Bergen steckend, nicht allzu ernst zu nehmen sei.

Nachdem Benedek die Ablösung des Korps Ramming durch das

8. Korps unter Erzherzog Leopold befohlen hatte, beorderte er noch das 4. Korps des Grafen Festetic, das bereits weit westlich in der Gegend von Miletin angelangt gewesen war, auf Skalitz zurück. Er hatte somit am Vormittage des 28. längs der Straße Josephstadt—Skalitz drei Armeekorps Steinmetz gegenüber, die den sonderbaren Befehl erhielten, nicht anzugreifen. Sie sollten sich am 28. gegen den Kronprinzen nur verteidigen, um am 29. mit den übrigen Korps gegen den Prinzen Friedrich Karl zu marschieren. So wurden hier auf einer Straße drei Armeekorps hin und her und durcheinander geschoben. Die Folge war unnötiger Zeitverlust, Ermüdung der Truppen, Verwirrung und Unsicherheit in den Befehlen der Führer aller Grade, die es nicht verstehen konnten, daß man mit einer solchen Übermacht dem Feinde entgegengehen, sich jedoch nicht schlagen, sondern am nächsten Tage sogar einen Rückmarsch antreten sollte.

Den zögernden und sich oft widersprechenden Entschließungen der österreichischen Oberleitung stehen preußischerseits ein jederzeit richtiges Beurteilen der Sachlage und demgemäß klare, zielbewußte Befehle entgegen.

Wir haben gehört, daß Gablenz noch in der Nacht den Befehl erhalten hatte, bei Prausnitz dem Gardekorps entgegenzutreten. Eine schwierige Aufgabe für ein Armeekorps, das am Tage vorher wohl gesiegt, aber durch das überlegene feindliche Gewehr übergroße Verluste erlitten hatte. Auf Gablenz' Anregung sollten noch in der Nacht zum 28. einige Bataillone des 4. Korps in Prausnitz eintreffen. Gablenz befand sich also am Morgen des 28. in dem guten Glauben, diese Bataillone ständen bereits dort. Man hatte versäumt, ihm die Aufhebung dieses Befehls mitzuteilen. Die Straße Eipel—Prausnitz war demnach immer noch ungesperrt.

Gablenz führte, Benedeks Befehl entsprechend, am 28. morgens sein Korps von Trautenau nach Süden. Er wußte, daß das Gardekorps mit seinen Vortruppen Eipel bereits durchschritten hatte, daß es dementsprechend in der Gegend von Staudenz zum Kampfe kommen müsse. Wie am Vortage den General Grivicic mit einem Teil der Brigade, so setzte Gablenz heute die ganze Brigade Grivicic zu einer Umgehung über Alt-Rognitz auf Rudersdorf an. Mit den Brigaden Knebel und Mondel aber rückte er nach Burkersdorf und Neu-Rognitz, um den Angriff des Gardekorps zu erwarten. Die Brigade Wimpffen beließ er als Reserve bei Hohenbruck.

Der körperlichen und geistigen Beschaffenheit seiner Truppen wegen sah Gablenz heute von einer Offensive ab und verzichtete auch auf Besetzung des Ortes Staudenz, der dem Eipeler Paß wie ein Riegel vorgelagert ist. Dadurch ermöglichte er der Garde die Entfaltung gegen seine Front und gegen die zur Umgehung angesetzte Brigade Grivicic.

Das unter dem Prinzen August von Württemberg stehende preußische

Gardekorps war am 27. in zwei Kolonnen mit den Anfängen bis Eipel und Kostelетz gelangt. Zu dem Vormarsch am 28. sah es sich, da nur eine Straße zur Verfügung stand, zur Bildung einer einzigen Marschkolonne gezwungen, an deren Anfang sich die 1. Gardedivision unter General v. Hiller befand. Die Situation des Gardekorps war am Morgen des 28. eine keineswegs angenehme. Es steckte in dem tief eingeschnittenen Paß und hatte unmittelbar vor sich aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind. Auch eine Bedrohung der rechten Flanke war nicht ausgeschlossen für den Fall nämlich, daß sich die am gestrigen Abend noch unentschiedene Situation bei Trautenau für Bonin in eine Niederlage verwandelt haben sollte. Unter diesen Umständen verlief der Marsch nur sehr zögernd, das Gros trat sogar einmal eine rückgängige Bewegung an. Indessen, der Befehl des Kronprinzen, Kaile zu erreichen, war zu bestimmt, die Erwägung, daß das I. und das V. Korps nicht im Stich gelassen werden dürften, zu zwingend. So wurde der Marsch doch fortgesetzt, die Höhen bei Staudenz wurden wider Erwarten unbesetzt und damit die Möglichkeit zur Entfaltung vorgefunden.

Die Stellung bei Burkersdorf und Neu-Rognitz war von Gablenz vorzüglich gewählt. Seine Artillerie an der Straße und auf der Granner Koppe beherrschte das Vorgelände bis Staudenz mit Ausnahme einiger östlich Burkersdorf gelegenen Waldstücke. Gerade gegen diese aber richtete sich der Angriff der 1. Gardedivision. In kurzem Kampfe wurden die Wäldchen von den Preußen genommen, die Brigade Knebel geschlagen und zum Zurückgehen in westlicher Richtung gezwungen.

Auch bei Neu-Rognitz hatte sich ein kurzes Gefecht entsponnen; eine kleine preußische Abteilung hatte das Dorf genommen, war aber wieder zurückgeworfen worden.

Mit dem Siege der 1. Gardedivision bei Burkersdorf war dem Korps Gablenz die Rückzugsstraße auf Josephstadt verlegt, die ganze Stellung unhaltbar geworden. Zwar hätte Gablenz mit den Brigaden Mondel und Wimpffen einen Gegenstoß unternehmen können; er stand davon ab, um sein Korps möglichst vollzählig der Hauptarmee wieder zuführen zu können. Die glänzende Energie vom Tage vorher hatte ihn heute verlassen.

Die Befehle zum Rückzuge wurden gegeben, erreichten aber nur drei Brigaden, der 4. unter Grivicic gingen sie nicht zu; infolgedessen brach über diese bei Rudersdorf eine Katastrophe herein.

Während des Kampfes der 1. Gardedivision war die 2. in ihrem Vormarsch bis Raatsch gelangt, als sie erfuhr, daß in ihrer rechten Flanke sich feindliche Truppen befänden; in welcher Stärke, war noch nicht bekannt. So wurden zunächst nur zwei Bataillone gegen den vermeintlich schwachen Feind angesetzt, die ganze übrige Division unter General v. Plonski blieb

im Weitermarsch auf Burkersdorf. Als aber das dortige Gefecht zugunsten der 1. Gardedivision entschieden war, wandte sich General v. Plonski gegen Rudersdorf, wo er die Brigade Grivicic vernichtete.

Mit diesem Siege der Garde gegen Gablenz standen nunmehr um die Mittagszeit des 28. zwei Heersäulen des Kronprinzen jenseit der Pässe in Böhmen. Es hätten jetzt schon drei sein können, wenn nicht Bonin bis Liebau und Schömberg zurückgegangen und nicht während des ganzen 28. Juni dort stehen geblieben wäre. Bereits am Nachmittage dieses Tages hätte die Verbindung der Armee des Kronprinzen mit der des Prinzen Friedrich Karl hergestellt sein können. Ja, noch mehr: wäre das I. Armeekorps am 28. bei Trautenau erneut zur Stelle gewesen, so hätte Gablenz durch dieses und das Gardekorps vernichtet werden können.

Wie sah es nun am 28. beim V. Korps aus? Steinmetz hatte den Rückzug des von ihm geschlagenen österreichischen 6. Korps auf Skalitz selbst beobachtet. Er mußte also annehmen, daß dieses dort noch stände, daß es aber auch Verstärkungen erhielte, und zwar so umfangreiche, daß er beim Vorgehen gegen Skalitz eine Übermacht vor sich haben würde. Blieb er bei Nachod stehen, so hatte er für einen Rückzug nur die engen Defileen des Nachod-Passes hinter sich. Befand er sich jedoch weiter vorwärts, so verfügte er über mehrere Straßen nicht nur zum Rückzuge, sondern auch zur Verbindung mit dem Gardekorps nach Norden hin. Es blieb ihm somit die Wahl, entweder sein Armeekorps unter Umgehung des bei Skalitz stehenden Feindes in nordwestlicher Richtung an das Gardekorps heranzuschieben oder geradeaus den Feind bei Skalitz anzugreifen. Ein Steinmetz konnte nur das letztere wählen. In den ersten Morgenstunden konnte er zudem noch damit rechnen, daß er die ihm zugesagte Gardedivision zu einem Angriff in die linke Flanke des Gegners ansetzen könnte; damit schien ihm die Ausführung seines Planes nicht unmöglich. Erst um 11" vorm., als das ganze Korps, einschließlich der in der vorangegangenen Nacht eingetroffenen Brigade Hoffmann vom VI. Korps, bereits in Vormarsch gesetzt war, erreichte ihn die Nachricht, daß Bonin geschlagen sei, daß das ganze Gardekorps am Paß von Eipel benötigt werde und daß ihm nur eine Garde-Kavalleriebrigade unter dem Prinzen Albrecht Sohn zur Verfügung gestellt werden könne. So trübe diese Nachricht war, auf Steinmetz wirkte sie nicht niederschmetternd. Auf sich und sein Korps vertrauend, wollte er nun eben ohne Unterstützung den Feind angreifen, obgleich er sich der fast übergroß gewordenen Schwierigkeit dieser Aufgabe voll bewußt war.

Wir wissen, daß am 28. vormittags bei Skalitz und westlich davon drei österreichische Armeekorps auf engem Raum vereinigt waren, und zwar standen das 6. und 4. Korps längs der Straße Josephstadt—Skalitz, während das aus nur drei Brigaden bestehende 8. Korps unter Erzherzog

Leopold die Höhen unmittelbar östlich und nordöstlich von Skalitz besetzt hielt. Dort hatte das Armeekorps das mit Ausnahme des Dubnoer Waldes und einiger Täler und Mulden meist zu übersehende, gegen den Paß von Nachod ansteigende Gelände vor sich, unmittelbar hinter sich aber die steilen, bisweilen senkrecht abfallenden Hänge des Tales der Aupa.

Gegen 10° vorm. kam Feldzeugmeister Benedek mit seinem Stabe auf der Höhe nordöstlich Skalitz an. Er sah die Bewegungen des Korps Steinmetz sowie das Auffahren einer preußischen Batterie und zog daraus den Schluß, Steinmetz wolle nicht auf Skalitz vorgehen, sondern unter dem Schutze von Artillerie nach nordwestwärts den Anschluß an das Gardekorps suchen. Er befahl, die preußische Artillerie unter Feuer zu nehmen, und als diese eine andere Stellung aufsuchte, glaubte er seine Ansicht, daß der Feind sich hier nur decken, aber nicht angreifen wolle, bestätigt.

Damit schien seinem Plane, mit der gesamten Nordarmee dem Prinzen Friedrich Karl entgegenzumarschieren, nichts mehr im Wege zu stehen und er diktierte um 11° vorm. auf den Höhen von Skalitz den Befehl, nach dem alle drei Armeekorps westwärts abmarschieren sollten, falls der Gegner bis 2° nachm. nicht angegriffen hätte. Auf die Einwendung eines Offiziers hin, was denn aber zu geschehen habe, wenn der Gegner vorher angreifen sollte, wurde der schriftliche Befehl von ihm mündlich noch dahin ergänzt, daß sofort abzumarschieren sei. Dann begab er sich nach Josephstadt zurück.

Dieser Abmarschbefehl sollte nicht nur den Mißerfolg des Tages, sondern die Entscheidung über den ganzen Krieg herbeiführen. Es bemächtigte sich der kampfeslustigen Truppen eine tiefgehende Enttäuschung über ihren bis dahin vergötterten obersten Führer; es kam sogar zu offenem Ungehorsam. Erzherzog Leopold glaubte es mit seiner Soldatenehre nicht vereinigen zu können, ungeschlagen zurückzugehen, und blieb in seinen Stellungen auf den Skalitzer Höhen, während die beiden anderen Korps abmarschierten. So kam es, daß Steinmetz mit fünf Infanteriebrigaden statt einer vermeintlichen Übermacht einer Minderheit von drei Brigaden gegenüberstand. Von diesen drei Brigaden befand sich die Brigade Schulz hart östlich der Stadt mit dem linken Flügel am Bahnhof, daran anschließend nach Norden zu die Brigade Kreyssern, am weitesten nördlich die des Generals Fragnern. Erzherzog Leopold hatte die Brigaden wohl in geschickter Weise aufgestellt; daß er sie aber in den nächsten Stunden nicht nur im unklaren über seine Absichten, sondern ganz ohne Befehle ließ, war der Grund zu der nun folgenden furchtbaren Niederlage.

Steinmetz hatte seine Truppen folgendermaßen angesetzt: Nördlich der Straße Wysokow—Skalitz dirigierte er den General v. Löwenfeld mit einer Infanteriebrigade und drei Batterien nach Studnitz. Dort sollte Löwenfeld links schwenken, um den Österreichern die linke Flanke abzugewinnen. Die Avantgarde, bestehend aus den Königsgrenadieren und

zwei Batterien, sollte südlich Starkoc zwischen diesem Ort und der Eisenbahn in Stellung gehen, und die Brigade Hoffmann vom VI. Korps südlich Wysokow bleiben, um den Angriff nach Umständen aus eigenem Ermessen zu unterstützen. Die Division Kirchbach, mit dem Anfang bei Wysokow, wurde vorläufig noch zurückgehalten, um später nördlich der Straße Wysokow—Skalitz der Avantgarde zu folgen.

General v. Löwenfeld stand bei der Schäferei von Dubno um 11° vorm., der kritischen Stunde, in der Steinmetz die Nachricht wurde, daß er keine Unterstützung vom Gardekorps erhalten könne, und trotzdem beschloß, den bereits angesetzten Angriff durchzuführen; derselben Stunde, in der Benedek die Befehle zum Abmarsch an die Iser erließ.

Löwenfeld erhielt nun den Befehl, sich sogleich des Dubnoer Waldes zu bemächtigen. Auch die Königsgrenadiere rückten aus ihrer Stellung südlich Starkoc vor. Während aber die Truppen Löwenfelds, gedeckt durch hügeliges Gelände und den Wald selbst, von der feindlichen Artillerie zunächst ziemlich unbelästigt den erhaltenen Befehl ausführen konnten, waren die Königsgrenadiere genötigt, freies Feld zu überschreiten, auf dem ihnen die feindlichen Geschütze nicht unerhebliche Verluste beibrachten. Infolgedessen suchten sie nach rechts Deckung im Walde, und damit wurde dieser Wald zu einer Falle, in die nach und nach die österreichischen Bataillone hineingerieten.

Die österreichischen Brigadekommandeure waren ohne Befehle, im ungewissen, ob es sich um Verteidigung oder Angriff handeln sollte. Ein einziger Befehl des Erzherzogs erging, jedoch nicht an seine Generale, sondern direkt an ein in Skalitz stehendes Bataillon; es sollte in den Wald eindringen und den möglicherweise darin befindlichen Feind zurückwerfen. Erst am Ostrand des Waldes geriet dieses Bataillon in Feuer von zwei Seiten und mußte, fast aufgerieben, auf Skalitz flüchten. Dieser Mißerfolg ereignete sich vor der Front der Brigade Fragnern, deren Artillerie daraufhin ihr Feuer gegen den Dubnoer Wald richtete. Gleichzeitig entsandte Fragnern sein Jägerbataillon den bedrängten Kameraden zu Hilfe. Mittlerweile waren aber die preußischen Bataillone im Walde trotz des feindlichen Artilleriefeuers bis an den westlichen Rand über das Forsthaus hinaus vorgedrungen. Fragnern glaubte die Jäger in erfolgreichem Vorgehen begriffen, denn tatsächlich wichen zwei preußische Halbbataillone anfänglich zurück. Um diesen vermeintlichen Vorteil auszunutzen, führte er selbst eins seiner Regimenter hinunter in den Wald, hinter dessen Bäumen, Gräben und Hügeln, den Österreichern fast unsichtbar, die preußischen Schützen aus sicherer Deckung ihr Schnellfeuer in die unglückseligen Massenformationen sandten. Unterdessen hatten Abteilungen der Königsgrenadiere, ohne sich durch die feindlichen Granaten aufhalten zu lassen, weiter vorwärts den Eisenbahndamm besetzt und von hier aus die Öster-

reicher unter Feuer genommen. Diese wandten sich nach Süden, dem ihnen hier besser sichtbaren Feinde entgegen, und gerieten so in Front-, Flanken- und Rückenfeuer. In die darauf entstehende Verwirrung hinein wurde zu allem Unglück auch noch das 2. Regiment der Brigade Fragnern geführt; es konnte nichts mehr helfen, sondern mußte das Schicksal der anderen teilen. Fragnern war gefallen. Die Reste seiner Brigade, nur noch die Hälfte, gingen, kaum mehr verwendungsfähig, teils auf Skalitz, teils in ihre frühere Stellung zurück. Ihnen nach drangen über den Wald hinaus nach Westen und Südwesten die Abteilungen Löwenfelds.

Die Brigade Hoffmann war unterdessen bei nur mäßiger Deckung durch Wald und Eisenbahndamm unter heftigstem Artilleriefeuer bis an die Kurve der Bahn gelangt und suchte von hier aus ohne Deckung gegen die Brigade Kreyssern vorzugehen; es mißlang, sie mußte sich hinter den Bahndamm zurückziehen. Ein zweiter Vorstoß wurde ihr durch die Österreicher selbst erspart, denn auch die Brigade Kreyssern wurde jetzt die Höhe hinabgeführt. In der Front durch die Königsgrenadiere und die Brigade Hoffmann festgehalten, in der linken Flanke von herumschwenkenden Halbbataillonen Löwenfelds befeuert, geriet auch der Angriff Kreysserns ins Stocken; die Brigade mußte der Übermacht weichen und unter erheblichen Verlusten auf Skalitz zurückgehen. Die Preußen drangen nach und versuchten, Skalitz zu nehmen. Ihr Stoß jedoch, der nicht einheitlich erfolgte, denn sie waren in den voraufgegangenen Waldgefechten durcheinandergeraten, wurde von einigen im Ort standhaltenden österreichischen Bataillonen abgewiesen.

Der Erzherzog Leopold befand sich um diese Zeit — 1° mittags — bei der Brigade Schulz südlich Skalitz. Er erkannte, daß der Kampf verloren sei, und daß es nur noch gälte, den Rückzug seines Korps zu sichern. Die 3., noch unversehrte Brigade Schulz erhielt den Befehl, mit einem Teil über die Aupa zurückzugehen, mit dem anderen Stadt und Bahnhof so lange zu halten, bis der Rückzug der geschlagenen Brigaden vollendet war. Von der Korpsgeschützreserve sollte ebenfalls ein Teil den Rückzug decken helfen. Das war eine fast hoffnungslose Aufgabe, denn gegen diese schwachen Truppen rückte jetzt die ganze Division Kirchbach im Sturme vor. Trotzdem räumte diese Nachhut erst nach erbittertem Kampfe ihre letzten Stellungen; der Zweck wurde dadurch erreicht: die Trümmer des österreichischen 8. Armeekorps konnten über die Aupa nach Josephstadt zurückgehen.

Der Geschützdonner schallte noch von Skalitz herüber, als Benedek um 1° mittags in Josephstadt eintraf. Er sowohl wie Krismanic konnten mit Recht annehmen, daß es sich nur um ein unbedeutendes Rückzugsgefecht handele; von dem Verbleiben des Erzherzogs Leopold hatten sie noch keine Kenntnis. Im Laufe des Nachmittags wurden daher die Marschdis-

positionen für den nächsten Tag entworfen, die dahin lauteten, daß in der Frühe des 29. gegen die Iser aufzubrechen sei. Kaum waren diese Befehle abgegangen, als eine Unglücksbotschaft nach der anderen bei Benedek eintraf; er erfuhr von der schweren Niederlage des Erzherzogs Leopold bei Skalitz und von Gablenz' Rückzug auf Neuschloß. Nun begann er endlich einzusehen, daß ihm der strategische Vorteil der inneren Operationslinie genommen war, nun wurde ihm klar, daß er sich bisher in einem verhängnisvollen Irrtum befunden hatte, als er die Schlagfertigkeit der Armee des Kronprinzen unterschätzte und glaubte, an ihr vorbei auf den Prinzen Friedrich Karl losgehen zu können. Marschierte er jetzt noch gegen die Iser vor, so hatte er auf nächste Entfernung im Rücken die ganze bald voll entwickelte Armee des Kronprinzen, in der Front den Prinzen Friedrich Karl; einer solchen Lage aber war seine zum Teil geschlagene und moralisch stark erschütterte Armee nicht mehr gewachsen. Er sah ein, daß von einem Angriff seinerseits nicht mehr die Rede sein konnte. Zur Verteidigung aber schien ihm der Elbebogen bei Josephstadt mit Recht am geeignetsten.

Er hielt die beiden am weitesten nach Westen vorgeschobenen Armeekorps, das 3. und 6., an, ließ das 8. seinen Rückzug bis nach Salney fortsetzen, schickte dem 10. Korps den Befehl, sich südlich heranzuziehen, beorderte das 2. Korps bis in die Gegend südlich Josephstadt, das 4. Korps aber ließ er allein bei Schweinschädel stehen. Trotz der Erfahrungen von Nachod, Trautenau und Skalitz beging er abermals den Fehler, dem Kronprinzen unzureichende Kräfte entgegenzustellen. Noch hätte er am Tage darauf die Situation retten können, dadurch nämlich, daß er sich am 29. Juni mit seiner ganzen Macht auf die einzelnen Teile der noch nicht völlig vereinigten Armee des Kronprinzen warf. Dazu aber fehlte ihm sowohl wie Krismanic nach dem Scheitern ihres Planes die Spannkraft.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte mit Blumenthal den ganzen Vormittag des 28. auf einem Hügel bei Kostelet in schwerer Sorge verbracht. Er befehligte eine Armee, deren Teile, auf drei getrennten Straßen marschierend, sich heute gegenseitig noch immer keine Hilfe bringen konnten. Vom Korps Bonin hatte er keine Nachricht; er wußte nur, daß es zurückgegangen war; wo es sich befand, war ihm unbekannt. Von Steinmetz wußte er, daß er sich im Gefecht mit einer wahrscheinlichen Übermacht befand. Von Burkersdorf herüber aber schallte der Gefechtslärm des Kampfes des Gardekorps. Endlich am Nachmittag erhielt er die Meldung von Bonin, daß dieser sich weit weg wieder auf preußischem Boden befände, zugleich aber auch die Siegesnachrichten von dem Prinzen von Württemberg und von Steinmetz. Durch des letzteren Sieg bei Skalitz war nun

auch dem VI. Korps die ungehinderte Überwindung des Nachoder Passes gesichert.

Trotz aller Erfolge befand sich der Kronprinz immer noch in schwieriger Lage, denn noch mußte er damit rechnen, daß Benedek sich am nächsten Tage dazu entschließen würde, ihm seine ganze Macht entgegenzustellen. Daß dieser sich dazu nicht mehr imstande fühlte, konnte der Kronprinz nicht annehmen. Zudem hatte die Zweite Armee bisher fast die ganze Last des Krieges getragen; Entlastung konnte ihr nur von seiten des Prinzen Friedrich Karl werden. Immerhin war durch die Siege des V. und des Gardekorps die Möglichkeit eröffnet, daß der nächste Tag dem Kronprinzen nicht nur die Konzentration seiner ganzen Armee außerhalb des Gebirges, sondern durch das Wiedervorrücken Bonins auf Pilnikau auch die erstrebte Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl bringen würde. Beides ließ sich ohne neue Kämpfe erreichen.

Benedek und der preußische Kronprinz beabsichtigten also, am 29. ihre Armeen unter Vermeidung von Gefechten zu konzentrieren; Benedek in dem Elbebogen bei Josephstadt, der Kronprinz in dem Raume Gradlitz—Pilnikau.

Das am Vortage bei Burkersdorf geschlagene österreichische 10. Korps hatte am 29. von Neuschloß her nach Dubenec zu marschieren. Bei Königinhof ließ es zur Deckung des Rückzuges eine Halbbrigade zurück. Auch die preußische Garde hatte als Marschziel Königinhof zugewiesen erhalten. Hier entspann sich daher am 29. nachmittags ein für die Österreicher verlustreiches Gefecht, in dem sie zur Räumung des Ortes gezwungen wurden.

Das preußische V. Korps sollte am gleichen Tage Gradlitz erreichen. Steinmetz wollte seinen ermüdeten Truppen einen neuen Kampf ersparen und um das bei Schweinschädel stehende österreichische 4. Korps herummarschieren. Das Gros sollte von Zlic nach Chwalkowic gehen und durch eine über Klein-Trebesow—Miskoles marschierende Seitendeckung gesichert werden. Diese geriet jedoch so nahe vor die österreichische Front, daß General Festetic sie zunächst von Artillerie, später auch von Infanterie unter Feuer nehmen lassen konnte. Die beabsichtigte kampflose Umgehung war damit mißglückt. Die ganze Seitendeckung mußte eingesetzt und zu ihrer Entlastung auch noch die Division Kirchbach gegen das Dorf Schweinschädel vorgeführt werden. Der Ort wurde genommen, aber westwärts nicht überschritten. Das österreichische 4. Korps zog sich nach schweren Verlusten auf das rechte Elb-Ufer zurück. Steinmetz setzte nach diesem seinem dritten Siege den Marsch auf Gradlitz fort, wo er gegen Abend eintraf. Hinter ihm gelangte das VI. Korps, Mutius, in den späten Abendstunden bis Brzic. Die Garde stand bei Königinhof. Die Vortruppen des I. Korps aber erreichten endlich Pilnikau.

Am 29. Juni abends stand keine österreichische Heeresabteilung mehr östlich der Elbe, alle sechs Armeekorps Benedeks vielmehr in der seit dem Jahre 1778 kriegsgeschichtlich berühmten, von Nordosten und Osten her schwer zu bewältigenden Stellung von Dubenec. Von diesen sechs Armeekorps waren vier entscheidend geschlagen. Des Kronprinzen Armee hatte innerhalb dreier Tage glänzende Leistungen vollbracht. Mit ihren Siegen und mit denen der Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Münchengrätz und Gitschin am 28. und 29. Juni war die Kraft der österreichischen Nordarmee gebrochen. Einem bisherigen österreichischen Verlust von 1100 Offizieren, 29 000 Mann stand der preußische mit 330 Offizieren, 7000 Mann gegenüber. Kaum begonnen, war jetzt bereits der Feldzug für Preußen entschieden.

# Washington als Heerführer.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. März 1913

von

**Neitzel,**
Hauptmann und Militärlehrer am Kadettenhause in Potsdam.



---

Zwei Welten sahen um die Mitte des 18. Jahrhunderts England und Frankreich im Kampf. Während die Schlachten des Siebenjährigen Krieges geschlagen wurden, erlagen in Nordamerika die Forts in Kanada, Quebec und Montreal dem englischen Angriff.

Bei Quebec starb am 13. September 1759 der französische Befehlshaber in Kanada, Marquis de Montcalm, den Heldentod. Aber trotz seiner Niederlage nahm er nicht schweren Herzens Abschied vom Leben. Mit prophetischem Blicke hatte er erkannt, daß sein Blut nicht umsonst geflossen sei, daß für England der Gewinn Kanadas den Verlust der Kolonien in Amerika in nicht ferner Zeit nach sich ziehen würde.

Nach der Verjagung der Franzosen aus Kanada brauchten die Kolonien nicht mehr den Schutz Englands. Mit eigener Hand hatte dieses die einzige Bedrohung entfernt, die die Kolonien in Untertänigkeit erhielt.

Geistig schon längst dem Mutterlande entfremdet, strebten sie nach dem Pariser Frieden 1763 nach völliger Unabhängigkeit. Als das englische Parlament durch die Stempelakte die Kolonien zur Tragung der Kriegskosten mit heranziehen wollte, erhoben diese heftigen Widerspruch und verneinten überhaupt jedes Bestimmungsrecht des Parlaments. Ein langjähriger Zollkrieg begann. Aus dem wirtschaftlichen Streite wurde ein politischer. Von Jahr zu Jahr gärte es mehr und mehr in den Kolonien.

Am 5. September 1774 traten die Vertreter der 13 Kolonien in Philadelphia zusammen, um eine Versöhnung mit dem Mutterlande zu versuchen. Der Versuch mißlang, ebenso ein zweiter im Mai 1775. Die Waffen sollten entscheiden.

Inzwischen hatten aber schon die Feindseligkeiten begonnen. Mit großem Verluste war im April 1775 eine englische Abteilung, welche ein amerikanisches Magazin in Concord wegnehmen sollte, von den Milizen nach Boston zurückgetrieben worden.

Die Kunde von diesem Ereignisse durcheilte mit Blitzesschnelle die Kolonien. Bald standen 20 000 Mann Milizen vor Boston und schlossen die englische Besatzung ein.

Um ein Auseinanderlaufen dieses Heeres zu verhindern, ergab sich für den wiederum in Philadelphia tagenden Kongreß der Kolonien die Notwendigkeit, einen Oberbefehlshaber zu ernennen. Die einstimmige Wahl fiel auf Washington, den Oberst der virginischen Miliz.

Vor Boston kam es am 17. Juni, zwei Tage nach seiner Wahl, zu einem erbitterten Kampf um den Bunkershügel, in dessen Besitz die Engländer verblieben.

Am 3. Juli 1775 übernahm Washington im Lager zu Cambridge den Oberbefehl.

Dem Namen nach fand er eine Armee vor, tatsächlich aber eine freiwillige Versammlung von Angehörigen verschiedener Kolonien mit selbstgewählten Führern, meist Landleute, ohne jede Ausrüstung und Disziplin, die sich mit ihrem Unabhängigkeitssinne nicht vertrug. Bald verflog das erste Feuer der Begeisterung. Desertionen unter Mitnahme von Waffen und Munition nahmen überhand. Die Milizen, deren Dienstzeit abgelaufen war, eilten nach Hause.

So stand Washington vor der doppelten Aufgabe, die Belagerung Bostons durchzuführen und gleichzeitig unter den Augen des Feindes die Armee neu zu bilden.

Eine Neueinteilung in 3 Divisionen zu je 2 Brigaden zu je 6 Regimentern erfolgte. Es war das Skelett des neuen Bundesheeres. Nur langsam ging die Anwerbung vor sich. Am 1. Januar 1776 hatte Washington kaum 10 000 Mann. Mit eiserner Faust griff er aber ein und brachte Ordnung und Disziplin in den Wirrwarr.

In einem Halbkreise von 15 km erstreckte sich die überall verstärkte Stellung des amerikanischen Heeres von Dorchester über Roxbury und Cambridge bis zum Winterhügel.

Innerhalb dieses Ringes standen die Engländer unter General Gage, später Howe, mit 10 000 Mann. Da sie das Meer beherrschten, konnten sie leicht schwache Punkte der Einschließungslinie mit überlegenen Kräften angreifen und durchbrechen.

Washingtons Natur drängte nach einem baldigen Angriffe auf Boston, dem einzigen Punkte in den Kolonien, den die Engländer in jener Zeit in Besitz hatten. Bei der schlechten Verfassung seiner Truppen, bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungsmaterial, an Artilleristen und Ingenieuren mußte er sich damit begnügen, die Stadt von der Landseite völlig abzuschließen. Oft waren die vorgeschobenen Werke wegen Mangel an Mannschaften nicht besetzt. Wochenlang konnte das Feuer

der Engländer kaum erwidert werden, da pro Kopf nur neun Patronen vorhanden waren.

„Wie versteinert" stand die englische Armee in Boston. Langsam, aber sicher schob Washington seine Werke vor. Sonst geschah auf beiden Seiten monatelang nichts. Washingtons kühne Pläne, mit Hilfe von Booten unter gleichzeitigem Angriff zu Lande oder im Winter über das Eis Boston anzugreifen, fanden nicht die Zustimmung des Kriegsrats.

Im März 1776 fiel endlich die Entscheidung. In der Nacht vom 3. zum 4. März besetzte Washington die Dorchester-Höhen und den Nook-Hügel. Seine Batterien beherrschten dadurch den Hafen und den südlichen Teil von Boston. Jetzt mußte der englische Führer handeln. Ein Angriff auf die Dorchester-Höhen kam nicht zur Durchführung. Am 17. März segelte Howe mit seinen Truppen nach Halifax, um dort Verstärkungen aus England abzuwarten.

Mit der Besetzung Bostons endete die erste Tätigkeit Washingtons als Heerführer.

Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er die Belagerung durchgeführt. Man muß ihm beipflichten, wenn er schreibt: „Die Geschichte hat vielleicht keinen zweiten Fall zu erzählen, wie den unsrigen; sechs Monate lang eine Stellung, einen Büchsenschuß weit vom Feinde, ohne Pulver zu behaupten, und zugleich unsere Armee aufzulösen und eine neue zu rekrutieren, während einige 20 britische Regimenter uns gegenüberliegen."

Schon vor Boston zeigt sich Washingtons Haupteigenschaft, die er noch so oft beweisen sollte, seine Standhaftigkeit, sein Ausharren auf eigentlich verlorenen Posten, aber auch sein kühner Wagemut. Wir müssen bedauern, daß seine Angriffspläne nicht durchgeführt sind. Bei der Energie und Tatkraft, die er stets gezeigt hat, war ein Erfolg wohl möglich. Daß aber Washington sein Ziel, die Einnahme von Boston, erreichte, verdankte er der sträflichen Untätigkeit der englischen Führer. Hier begann schon das Zögern und Zaudern, der Fluch der englischen Heerführung während des ganzen Krieges. Nur politische Gründe können das Verhalten Gages und Howes erklären, die Hoffnung auf eine Aussöhnung zwischen dem Mutterlande und den Kolonien.

Dieser Hoffnung machte aber die Unabhängigkeitserklärung der Kolonien am 4. Juli 1776 ein Ende. Washington begrüßte sie mit großer Freude, da auch er sein Verhalten von da ab nur nach militärischen Gesichtspunkten einzurichten brauchte.

Washington vermutete, daß die englische Flotte nach der Räumung von Boston sich sofort nach New York wenden würde. Schon im Februar

1776 hatte er Anordnungen zur Sicherung dieser Stadt getroffen, besonders auch zum Schutze Brooklyns und der sogenannten Hochlande, der gebirgigen Ufer des Hudsons nördlich New York.

Im April marschierte er mit seiner Armee dorthin und machte die größten Anstrengungen, um vor Ankunft der englischen Streitkräfte die Gegend von New York in Verteidigungszustand zu setzen.

Im Juli 1776 endlich landete Howe mit der Bostoner Armee auf Staten Island, aber erst Mitte August nach Eintreffen der letzten Verstärkungen, die ihm die Flotte seines Bruders, des Admirals Howe, zuführte, begann er seine Operationen.

Den 30 000 Mann Howes konnte Washington nur 11 000 Mann entgegenstellen. Mit der Masse seiner Truppen blieb er in New York, mit dem Rest in Brooklyn. Erst als er am 22. August die Landung englischer Truppen bei Gravesend auf Long Island erfuhr und ein Angriff auf Brooklyn sicher erschien, verstärkte er die Besatzung dieses Postens.

Am Morgen des 27. August erfolgte der englische Angriff. Durch einen Nachtmarsch waren die Hauptkräfte Howes in die linke Flanke und den Rücken der Amerikaner gelangt. Nach kurzem Kampfe wurden diese in die Verschanzungen hineingeworfen.*) Howe setzte den Angriff nicht fort, sondern ging vor den Schanzen zur Ruhe über.

Washington erwartete für den nächsten Tag einen erneuten Angriff; doch Howe begann am Abend des 28. August sich 500 Schritt von den amerikanischen Linien entfernt einzugraben, um durch eine regelrechte Belagerung sein Ziel zu erreichen.

Washingtons Lage war eine kritische. Ein Halten Brooklyns mit den erschöpften Truppen schien nicht möglich. Segelte aber die englische Flotte den Ostfluß hinauf, dann war er zu Lande und zu Wasser eingeschlossen. Deshalb faßte er den Entschluß, im Angesicht des siegreichen Feindes seine Truppen nach New York überzusetzen. Mit größter Schnelligkeit und in aller Stille traf er die Vorbereitungen. Am 29. abends waren alle erreichbaren Schiffsgefäße bei Brooklyn gesammelt. Die Truppen wurden bereitgestellt, angeblich zu einem Angriffe auf die englischen Linien. Die Wachen und Posten blieben stehen, die Werke besetzt. Erst nach Einschiffung der Hauptmasse der Truppen sollten sie verlassen werden. Für den Fall eines Ereignisses, das die Anordnungen für den Rückzug durchkreuzen konnte, wurde die Kirche von Brooklyn als Sammelpunkt bestimmt.

*) Vgl. Carrington, Battles of the american revolution. New York 1876. Derselbe, Washington the soldier. New York 1898. Headley, Washington and his generals. New York 1875.

Unter den Augen Washingtons begann das Übersetzen. Bei Tagesanbruch war nach dreizehnstündiger Arbeit, durch Nebel begünstigt, der größte Teil der Truppen mit fast allen Geschützen in New York. Weder Heer noch Flotte der Engländer störten den Rückzug.

Washington blieb zunächst in New York und räumte die Stadt erst, als am 15. September 1776 Howe nördlich von ihr landete. Ohne großen Verlust gelang es Washington, die Höhen von Harlem, 15 km nördlich New York, zu erreichen.

Howe besetzte New York, die einzige Stadt, die bis zum Friedensschlusse in den Händen der Engländer blieb. Erst nach vier Wochen entschloß er sich zu weiteren Operationen gegen Washington.

Dieser, 14 000 Mann stark, zog sich nach White Plains, 50 km nördlich von Harlem zurück, wo Howe ihn am 28. Oktober 1776 mit 13 000 Mann angriff, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Ein zweiter Angriff unterblieb. Untätig lagen sich beide Heere gegenüber. Am 5. November marschierte Howe mit sämtlichen Truppen zur Belagerung des Forts Washington ab, das er am 16. November einnahm.

Zur Sicherung der Hudsonlinie ließ Washington einen Teil seiner Armee auf dem östlichen Ufer. Mit seinen Hauptkräften ging er auf das westliche Ufer, um die Straße nach Philadelphia, den Sitz des Kongresses, zu decken. Schritt für Schritt wich er dann weiter in südlicher Richtung zurück, vom Hakensack über den Passaic und Rariton zum Delaware, dessen Übergang er auf jeden Fall dem Gegner streitig machen wollte. Bei sich hatte er nur noch den Schatten eines Heeres, das sich allmählich auflöste. Die Milizen waren schon fast ganz verschwunden. Täglich zogen Regimenter ab, deren Dienstzeit beendet war.

Nur langsam und zögernd folgte das englische Heer unter General Graf Cornwallis, der in der Nacht vom 19. zum 20. November südlich Fort Lee den Hudson überschritten hatte. Howe selbst hielt den Feldzug für beendet und ging nach New York.

Da Cornwallis eine Woche untätig bei New Brunswick stehen blieb, konnte Washington bei Trenton glücklich den Uferwechsel vollziehen. Hier kam die Verfolgung gänzlich zum Stehen. Nach einigen vergeblichen Übergangsversuchen bezog Cornwallis am 4. Dezember mit 40 000 Mann englischer und deutscher Truppen Winterquartiere vom Delaware bis zum Hakensack in einer Ausdehnung von ungefähr 100 km. In vorderster Linie lagen Hessen bei Trenton, Bordentown und Burlington, dahinter Engländer bei Princeton und Brunswick.

Trotzdem Washington nur nach 5000 bis 6000 Mann zur Verfügung hatte, beschloß er einen Überfall der vordersten Quartiere. Während Teile der Besatzung von Philadelphia sich gegen Bordentown und Burlington wandten, wollte Washington seinen Stoß gegen Trenton

richten, wo 1500 Hessen lagen. Seine Hauptkräfte sollten ungefähr 12 km oberhalb Trenton bei Konkeys Ferry übergehen, eine kleinere Abteilung unter General Ewing 2 km unterhalb, um den Rückzug der Besatzung über den Assanpink zu verhindern. Beide Kolonnen sollten in der Nacht den Delaware überschreiten und um 5⁰ morg. in der Nähe von Trenton zum gemeinsamen Handeln bereitstehen.

Am 25. Dezember abends begann Washington mit 2400 Mann und 20 Geschützen bei Konkeys Ferry die schwierige Überfahrt bei eisigem Winde, reißender Strömung und Eisgang des Flusses. Erst um 4⁰ morg. standen die letzten Truppen auf dem anderen Ufer. Um 8⁰ wurden die Hessen in Trenton vollständig überrascht. Nur ein kleiner Teil entkam über den Assanpink, da die Kolonne Ewing den Delaware nicht überschritten hatte. Auch die anderen Unternehmungen waren erfolglos verlaufen. Da Washington erwarten mußte, daß die Besatzungen von Bordentown und Princeton auf die Nachricht von dem Überfalle sich gegen ihn wenden würden, nahm er von einer Verfolgung und der Behauptung Trentons Abstand und ging mit 1000 Gefangenen und den erbeuteten Geschützen wieder über den Delaware zurück.

Schon am 29. Dezember 1776 überschritt er zum dritten Male den Delaware und besetzte Trenton von neuem.

Die Nachricht von dem Überfall von Trenton scheuchte die englische Armee aus ihrer Ruhe auf. 8000 Mann unter Cornwallis sammelten sich bei Princeton. Am 2. Januar 1777 abends erreichte er nach heftigen Vortruppenkämpfen Trenton. Den Angriff auf Washington, der auf dem linken Ufer des Assanpink stand, verschob er auf den nächsten Tag. Aber am Morgen des 3. Januar fand er das amerikanische Lager verlassen. Geschützfeuer aus der Richtung von Princeton belehrte ihn über die Abmarschrichtung seines Gegners.

Während die Vorposten stehenblieben, die Biwaksfeuer weiterbrannten, war Washington an der Front der englischen Armee unbemerkt vorbeimarschiert. Bei Tagesanbruch warf er bei Princeton drei englische Regimenter und verfolgte sie bis Kingston. Von hier marschierte er über Pluckamin nach Morristown, nördlich New Brunswick.

Cornwallis erkannte die Gefahr, die seinen rückwärtigen Verbindungen drohte, und marschierte nach New Brunswick zurück, wo er seine Truppen vereinigte. Washington war ihm entkommen.

Das Feldzugsjahr 1776 ist das interessanteste der acht Jahre des Unabhängigkeitskrieges.

Mit richtigem Blick hatte Washington die Wichtigkeit New Yorks und der Hudsonlinie erkannt. Im Besitze der Engländer zerschnitt diese die Kolonie in zwei Teile, die bei der Beherrschung der See durch

die englische Flotte nicht miteinander in Verbindung treten und einzeln leichter unterworfen werden konnten. Auch stand den Engländern der Weg zur Vereinigung mit den in Kanada stehenden Truppen offen. Washington mußte deshalb erwarten, daß die englische Flotte sich von Boston sofort nach New York wenden würde. Daß sie es nicht tat, war ein großer Fehler, denn Washington gewann dadurch Zeit, und Zeitgewinn war hier, wie so oft in diesem Feldzuge, für ihn von größter Bedeutung. Als dann nach drei Monaten Howe bei Staten Island erschien, hätte er sofort Washingtons Schwäche ausnutzen und sich in den Besitz der Hudsonlinie setzen müssen, anstatt fast zwei Monate mit dem Beginn der Operationen zu warten.

Washington war sich klar, daß er mit seinen schwachen Kräften weder eine Landung der Engländer verhindern noch New York werde halten können. Da aber diese Stadt der strategisch wichtigste Punkt an der ganzen Küste war, ihr Aufgeben ohne Kampf einen niederschmetternden Eindruck im ganzen Lande gemacht hätte, so erscheint Washingtons Versuch einer Verteidigung gerechtfertigt. Es war richtig, daß er seine Hauptkräfte zunächst in New York zusammenhielt und sie erst dann nach Brooklyn herüberschob, als er die Angriffsrichtung der Engländer erkannte.

Die Niederlage von Brooklyn ist auf das Versagen der Truppen und des Sicherungsdienstes zurückzuführen, da Washington nicht einen Mann Kavallerie hatte. Daß die Niederlage nicht zur Vernichtung führte, verdankt Washington in erster Linie der Untätigkeit Howes, der zum Spaten griff, anstatt sofort energisch nachzustoßen.

Hier schon zeigte sich bei dem englischen Führer eine Blutscheu, die Furcht vor Verlusten, trotzdem es „keinen Feldherrn gibt, der ohne Verluste siegen wird“.

Wenn man auch die mangelhafte Schiffstechnik der damaligen Zeit in Rechnung stellt, so mußte es trotzdem der englischen Armee und Flotte gelingen, Washington in Brooklyn oder in New York einzuschließen. Nur durch den kühnen, meisterhaft vorbereiteten und durchgeführten Rückzug von Brooklyn und den schnellen Abmarsch von New York gelang es ihm, dem drohenden Schicksal zu entgehen. Nach der Räumung New Yorks war Washington notgedrungen auf die Defensive verwiesen.

Ein Defensivkrieg kann aus drei Ursachen geführt werden, sagt Friedrich der Große, wenn die Truppen nicht zahlreich genug sind, um nachdrücklich gegen den Feind zu operieren, wenn sie durch einen Mißerfolg entmutigt oder geschwächt sind, wenn man auf Hilfe wartet.

Alle diese Gründe trafen für Washington zu. Der Gegner war ihm überlegen, seine Truppen durch das Gefecht von Brooklyn ent-

mutigt. Vor einer Handvoll Engländer liefen sie oft davon. Damals schon richtete Washington seinen Blick nach Europa, wo man in Frankreich einen Bundesgenossen zu finden hoffte.

Mit großem Geschick wurde der Defensivkrieg geführt. Mit sicherem Blick für das Gelände wählte Washington, wie auch in den späteren Kriegsjahren, die Stellungen für seine Armee aus und verstärkte sie mit allen Mitteln, so daß sie den Engländern unangreifbar erschienen. Nur langsam, aber stets rechtzeitig wich er von Abschnitt zu Abschnitt zurück. Dabei dachte er aber stets daran, „bei der ersten Gelegenheit die Defensive mit der Offensive zu vertauschen".

Als ihn endlich Howe bei White Plains vor der Klinge hat, da findet dieser nicht den Entschluß, durch rücksichtsloses Einsetzen aller Streitkräfte einen endgültigen Erfolg zu erzielen und Washingtons minderwertige Truppen auseinanderzujagen. Statt dessen gibt er ihm freiwillig die Bewegungsfreiheit wieder und rückt mit seinem ganzen Heere vor Fort Washington. Dieses Fort hatte für beide Teile keine wesentliche Bedeutung mehr, seitdem es sich herausgestellt hatte, daß es nicht imstande war, die Schiffahrt auf dem Hudson zu hindern. Es wäre besser gewesen, wenn Washington die Räumung rechtzeitig befohlen und sich den Kräftezuwachs von über 2000 Mann Besatzung gesichert hätte, anstatt das Aufgeben des Forts dem Ermessen des Kommandanten zu überlassen.

Nach der Eroberung von Fort Washington dieselbe Untätigkeit auf englischer Seite wie vorher! Howe geht nach New York. Die Verfolgung des sich auflösenden amerikanischen Heeres überläßt er einem Unterführer, dessen kraftloses Nachdrängen Washington über den Delaware entkommen läßt. Dann gibt auch Cornwallis sich der wohlverdienten Ruhe hin.

Doch bitter sollte sich diese Sorglosigkeit, diese Unterschätzung der Persönlichkeit Washingtons rächen. Die überaus große Ausdehnung der englischen Quartiere forderte ihn geradezu zu einem Schlage heraus. Jetzt oder nie war die Gelegenheit gegeben, einen Umschwung in der Kriegslage herbeizuführen. Schon längst war Washington des Zurückgehens müde. Für das Land brauchte er einen Waffenerfolg, um den durch die Niederlage von Brooklyn und den ewigen Rückzug gesunkenen Mut wieder zu heben. Nach dem Zufrieren des Delaware rechnete er mit einer erneuten Offensive der Engländer. Dazu kam das Elend des Ablaufs der Dienstzeit eines Teils seiner Truppen. Alles drängte zu einem kühnen Unternehmen.

Der Überfall von Trenton ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Feldzuges. An und für sich ein kleiner Erfolg, ist er in seiner Wirkung aber einer großen Niederlage der Engländer gleichzuachten.

Groß war besonders der moralische Eindruck, da man die deutschen Hilfstruppen, die gefürchteten Hessen, überwunden hatte.

Zwar gelang der Überfall nicht völlig, wie so häufig, wenn es auf das gleichzeitige Zusammenwirken mehrerer Kolonnen ankommt. Sicherlich hätten aber auch die anderen amerikanischen Abteilungen trotz des Eisgangs den Übergang über den Delaware erzwungen, wenn Washington an Ort und Stelle gewesen wäre. Das dreimalige Überschreiten des Delaware unter den größten Schwierigkeiten im Verlauf weniger Tage stellt seiner Willenskraft und Energie ein glänzendes Zeugnis aus.

Der Rechtsabmarsch nach Princeton („offensive return", „counter offensive") und der Weitermarsch nach Morristown zeugen von hohem strategischen Verständnis.

Hinter dem Assanpink befand sich Washington am 2. Januar 1777 in einer überaus schwierigen Lage. Gelang der Angriff der Engländer, so wurde er in den Delaware geworfen. Ein Angriff auf Cornwallis war aussichtslos, ein nachmaliger Rückzug über den Delaware im Angesicht des überlegenen Feindes ausgeschlossen. Ein Rückzug auf dem linken Ufer zog den Gegner auf Philadelphia, das Ziel seiner ferneren Operationen. Schwerwiegender war aber noch der moralische Eindruck eines Rückzuges auf Kongreß und Volk, nachdem die Freudenbotschaft von Trenton überall Siegeshoffnungen erweckt hatte. Durch das kühne Wagnis eines Marsches auf Princeton entging Washington nicht nur einer Niederlage, sondern konnte noch in taktischer und strategischer Hinsicht Erfolge erzielen. Er konnte einen Sieg über die Besatzung von Princeton erringen, Cornwallis durch die Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen zum Rückmarsch nach New Brunswick und damit zur Räumung New Jerseys zwingen. Die Ereignisse gaben Washingtons Erwägungen recht.

So sehen wir bei Beginn des Jahres 1777 die Engländer nur im Besitz der Gegend von New York, dem einzigen Ergebnis des ganzen bisherigen Feldzuges, Washington in Morristown in einer Art Flankenstellung. Hier stand er bereit, ein Vordringen des Gegners nach Norden am Hudson entlang und gleichzeitig einen Marsch durch Jersey nach Philadelphia zu verhindern oder, wie Friedrich der Große es ausdrückt, „durch kleine mouvements allen Absichten des Gegners vorzubeugen".

.

Im Lager von Morristown blieb Washington bis Ende Mai 1777, ohne daß Howe ihn mit seinem fünf- bis sechsmal stärkeren Heere angriff. Washington wußte, daß 8000 Engländer unter Bourgoyne in Kanada standen. Schon im März sandte er an den Führer der nörd-

lichen amerikanischen Truppen, Schuyler, später Gates, eingehende Weisungen, um ein Vordringen Bourgoynes in südlicher Richtung zu verhindern.

Nach seiner Ansicht mußte es die Hauptaufgabe Howes im kommenden Feldzugsjahre sein, mit allen Kräften am Hudson nach Norden zu marschieren, um Bourgoyne die Hand zu reichen und dann mit diesem vereint zu operieren. Trotzdem hielt Washington aber auf Grund der bisherigen Führertätigkeit Howes eine Unternehmung gegen Philadelphia nicht für ausgeschlossen.

Um frühzeitig die Absichten Howes, der mit 17 000 Mann bei New Brunswick stand, zu erkennen, rückte Washington nach Middlebrook. Vergeblich suchte ihn Howe im Juni 1777 durch Scheinbewegungen in Richtung auf Philadelphia zum Verlassen seiner festen Stellung zu bewegen. Washington war von der Unmöglichkeit eines Überganges über den Delaware und eines Marsches auf Philadelphia überzeugt, solange er selbst im Rücken Howes stand und der Delaware-Abschnitt verteidigt wurde, wenn auch nur durch Milizen.

Ende Juli räumte Howe endgültig Jersey. In Eilmärschen näherte sich Washington dem Hudson in der sicheren Erwartung, dort die englischen Marschkolonnen auf dem Wege nach Norden zu finden. Doch Howe war am 23. Juli mit 17 000 Mann in See gegangen.

Da das Ziel der Seefahrt nach Washingtons Ansicht nur Philadelphia sein konnte, eilte er mit seiner Armee nach Trenton, dann weiter nach Germantown zum Schutze der Stadt. Nach vielen einander widersprechenden Meldungen kam endlich die erlösende Kunde, daß die englische Flotte in der Chesapeake-Bai erschienen sei. Am 25. August landete Howe an der Mündung des Elk-Flusses im innersten Winkel der Bai, am 3. September trat er den Marsch auf Philadelphia an.

Washington rückte ihm zunächst bis Wilmington entgegen. Dann beschloß er, in einer Stellung auf dem linken Ufer des Brandywine den Vormarsch des englischen Heeres aufzuhalten. Am Morgen des 11. September begann dieses den Angriff. Während die rechte Kolonne unter Knyphausen bei Chadds Ford Washington in der Front beschäftigte, überschritt die linke Kolonne unter Cornwallis weiter oberhalb den Brandywine und griff seine rechte Flanke an. Washington wurde geworfen und ging nach Chester, dann an den Schuylkill in die Gegend von Valley Forge zurück.

Aber schon am 19. September führte er seine Truppen von neuem gegen den Feind und griff südwestlich Valley Forge die englische Armee auf dem Marsche an. Wegen eines plötzlich eintretenden Unwetters wurde das Gefecht bald abgebrochen. Nach vielen Hin- und Hermärschen

beider Heere besetzte Howe am 26. September Philadelphia und ging dann in eine Stellung bei Germantown, während Washington am Shippack-Fluß verblieb. Inzwischen war die englische Flotte in die Delaware-Bai gesegelt. Da aber die Forts Mifflin und Mercer noch im Besitze der Amerikaner waren, konnte sie nicht in den Hafen von Philadelphia gelangen. Solange diese Trennung der Land- und Seestreitkräfte des Gegners bestand, war nach Washingtons Überzeugung ein Erfolg leichter zu erringen. Infolgedessen griff er am 4. Oktober bei Germantown die durch Entsendungen geschwächte englische Armee in vier Kolonnen an. Den Hauptstoß wollte er gegen den rechten Flügel und die rechte Flanke der Engländer richten, um sie in den Schuylkill zu werfen. Der Angriff war zunächst erfolgreich, wenn auch die linke Kolonne zu spät in den Kampf eingriff. Da aber die mittlere Kolonne beim Vorgehen im Nebel stutzte und aus einer nicht aufgeklärten Ursache eine Panik ausbrach, wandte sich die amerikanische Armee zur Flucht.

Nach diesem Mißerfolge blieb Washington bei White Marsh stehen und beschränkte sich darauf, der englischen Armee die Zufuhren abzuschneiden und die Befestigungen am Delaware zu verteidigen, die erst im November geräumt wurden.

Im Dezember rückte Howe vor Washingtons Stellung bei White Marsh, fand aber wieder nicht den Entschluß zum Angriff und ging nach Philadelphia zurück.

Dies waren die letzten Operationen des Jahres 1777. Die englische Armee blieb in ihren bisherigen Stellungen. Washington bezog ein Hüttenlager bei Valley Forge, wo er bis zum Frühjahr 1778 blieb.

Hier traf am 5. Mai 1778 die Freudenbotschaft von dem Abschlusse eines Bündnisses der Kolonien mit Frankreich ein. Dadurch änderte sich die Lage der jetzt unter dem Befehl des Generals Clinton stehenden englischen Armee in Philadelphia. Sie konnte durch Washington zu Lande, durch eine französische Flotte zu Wasser eingeschlossen werden. Clinton beschloß deshalb, die Stadt aufzugeben und nach New York zurückzugehen.

Auf die Nachricht von der beabsichtigten Räumung Philadelphias schickte Washington sofort Abteilungen in die Nähe der Stadt und nach Jersey, um die Bewegungen der Engländer zu überwachen und ihren Marsch aufzuhalten.

Am 18. Juni 1778 marschierte Clinton über Mount Holly auf Amboy. Wegen der Länge der Bagage und der andauernden Belästigungen durch Washingtons vorgeschobene Truppen kam die englische Armee nur langsam vorwärts.

In einem Parallelmarsche rückte Washington von Valley Forge über Coryells Ferry und Princeton auf Monmouth, um bei günstiger Gelegenheit Clinton anzugreifen. Bei Monmouth kam es am 28. Juni zu einem unentschiedenen Gefechte. Dem von Washington für den 29. geplanten Angriffe entzog sich Clinton durch einen Nachtmarsch und erreichte Sandy Hook, von wo seine Truppen durch die Flotte des Admirals Howe nach New York gebracht wurden.

Da Washington die Einschiffung des englischen Heeres nicht verhindern konnte, marschierte er über New Brunswick nach White Plains zur Sicherung der Hudsonlinie.

Die Jahre 1777 und 1778 kann man als den Kampf um Philadelphia bezeichnen. Im Sommer 1777 hat Washington mit klarem Blick die strategische Lage erkannt. Nach seiner Auffassung kann es für Howe nur ein Ziel geben, die Vereinigung mit dem aus Kanada vordringenden Bourgoyne. Howe zeigt aber nicht dieses Verständnis, sondern verfolgt seinen Lieblingsplan, die Einnahme von Philadelphia. Diese Stadt hatte nur einige Bedeutung als Sitz des Kongresses. Für die Entscheidung des Krieges war ihr Besitz wertlos. Noch immer war es Howe nicht klar geworden, daß eine Beendigung des Krieges nur durch Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zu erreichen sei. Solange Washington mit einem wenn auch noch so kleinen Heere im Felde stand, war ein Ende nicht abzusehen. Daß Howe Bourgoyne im Stich ließ, daß beide englischen Heere auf 400 km Entfernung in einer splendid isolation kämpfen mußten, ist der größte Fehler, der während des ganzen Feldzuges gemacht worden ist. Die Gefangennahme Bourgoynes bei Saratoga beschleunigte den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich. Damit war der amerikanische Sieg so gut wie sicher.

Washington wählt im Frühjahr 1777 wieder so starke Stellungen, daß Howe nicht den Entschluß zum Angriffe findet und gezwungen ist, auf einem „seltsamen" Wege, wie Washington sich ausdrückt, Philadelphia zu erreichen. Durch die mit vielen Verlusten, besonders an Pferden, verbundene Seefahrt verliert Howe kostbare Wochen, in denen Washington Zeit findet, die Befestigungen von Philadelphia zu verstärken. Als er dann endlich an der Mündung des Elk-Flusses landet, ist er seinem Ziele auch nicht viel näher als vorher bei New Brunswick.

Die Kämpfe um Philadelphia zeigen uns Washingtons Offensivgeist, aber auch den Mangel an Entschlußfähigkeit im Gefecht. Am Brandywine mußte er aus den eingehenden, wenn auch unklaren Meldungen erkennen, daß seine rechte Flanke durch eine Umgehung bedroht sei. Im Dunkel der Gefahr fand er nicht den schnellen Entschluß zum Handeln. Hätte er sich sofort mit allen Kräften auf Knyphausen geworfen, so war ein

Sieg über diesen und vielleicht auch noch über Cornwallis möglich. Wurde der Angriff abgeschlagen, dann konnte die Niederlage auch nicht größer sein, als sie es in der Tat wurde. Bewundern müssen wir aber, daß Washington schon nach wenigen Tagen trotz der Niederlage seinerseits die Offensive ergreift. Man sieht, wie nach den Tagen von Trenton und Princeton sich sein Selbstvertrauen und das seiner Truppen gehoben hat. Auch der 19. September hätte mit einem Siege enden können, wenn Washington den Angriff nicht gegen die Spitze, sondern gegen die Flanke der englischen Kolonnen gerichtet und nach dem Versagen der Schußwaffen infolge des Regens mit Kolben und Bajonett fortgesetzt hätte, denn auch der Gegner war zur Führung eines Feuergefechts nicht in der Lage. Bei Germantown hat Washington den taktisch richtigen Gedanken, die Engländer durch einen überlegenen Angriff auf Flügel und Flanke in den Schuylkill zu werfen. Sein klar durchdachter Angriffsplan brachte auch hier keinen Erfolg, da seine Truppen ihn im kritischen Augenblick im Stich ließen. Trotzdem ist der Tag von Germantown ein Ehrentag für Washington, da er seine ungeschulten Truppen nicht nur zum Kampf, sondern auch zum Angriff gegen eine Übermacht — 10 000 gegen 15 000 Mann — vorgeführt hat. Groß war deshalb auch der Eindruck dieses Gefechts in Europa, besonders in Frankreich.

Auf englischer Seite sehen wir bei Philadelphia das alte Bild: Zögern, abwarten, das Fehlen einer Verfolgung! Man baut dem geschlagenen Gegner goldene Brücken! Zwei Tage bleibt Howe auf dem Schlachtfelde am Brandywine zur „notwendigen Verdauung der Freude über den Sieg". Eine sofort eingeleitete Parallelverfolgung in Richtung auf Philadelphia hätte zur Einschließung Washingtons zwischen Brandywine und Delaware führen können.

Gern hätte Washington seinem Heere nach den Strapazen der letzten Monate angenehme Winterquartiere gegönnt. Er wollte aber seine Truppen in der Hand behalten, die Fühlung mit dem Gegner nicht verlieren und Unternehmungen in das Innere des Landes verhindern. Deshalb vereinigte er seine Armee in Valley Forge, einer Talsenke auf dem rechten Ufer des Schuylkill. Inmitten einer Wildnis bei strenger Kälte in Holzhütten liegend, zum Teil ohne genügende Bekleidung, oft ohne Verpflegung, hat sie hier eine Leidenszeit durchgemacht wie kaum jemals eine zweite. „Worte reichen nicht hin, um das Elend annähernd zu beschreiben." 11 000 arme Teufel, oft nur 3000 dienstfähig, hielten treu zu ihrem Führer. Die Zeit von Valley Forge zeigt uns die überragende Persönlichkeit Washingtons, seinen Einfluß auf seine Untergebenen, seine Standhaftigkeit, aber auch das feste Vertrauen, das Offiziere und Mannschaften in ihn setzen, dem General Wayne einmal

mit den Worten Ausdruck gibt: „Wir werden die Hölle stürmen, wenn Sie den Plan dazu machen“.

Einem anderen Führer wie Howe hätte Washington es wohl nicht bieten dürfen, nur einen starken Tagemarsch von Philadelphia entfernt monatelang stehen zu bleiben. Doch Howe rührte sich nicht aus der Stadt, dem „Capua“ der Engländer. „Nicht er hat Philadelphia eingenommen, sondern Philadelphia hat ihn eingenommen“, sagt sehr richtig Lafayette. Hätte Howe sich seinen Gegner von Germantown zum Muster genommen, durch einen Nachtmarsch dem Lager in Valley Forge genähert, im Morgengrauen überraschend angegriffen, dann mußte die ganze Armee Washingtons zersprengt werden.

Als dann 1778 die Engländer Philadelphia verlassen, da ist er ihnen sofort wieder auf den Fersen und zwingt sie zum Kampfe.

Der ganze Gewinn des Feldzuges von Philadelphia ist für die Armee Howes nur der gewesen, daß sie acht Monate hindurch gute Quartiere hatte. Diese hätte sie aber auch in New York ohne die Beschwerden und die Verluste des Feldzugs haben können.

Wir haben Washington Anfang Juli 1778 auf dem Marsche nach White Plains verlassen. Auf diesem erhielt er die Meldung vom Eintreffen einer französischen Flotte unter dem Grafen d'Estaing. Zu spät erreichte sie die Mündung des Delaware, da die Flotte des Admirals Howe diese bereits verlassen hatte. Ein Angriff auf die Engländer bei Sandy Hook mußte wegen des seichten Fahrwassers unterbleiben. Ein gemeinsames Unternehmen der französischen Flotte und amerikanischer Truppen gegen Newport auf Rhode Island mißlang. Von dort ging d'Estaing nach Boston, später nach Westindien.

So mußte Washington für das Jahr 1778 alle Hoffnungen auf eine energische Offensive der vereinigten Streitkräfte zu Grabe tragen. Statt dessen erwuchs ihm die unerquickliche Aufgabe, die wegen des Absegelns der französischen Flotte zwischen den amerikanischen und französischen Offizieren entstandene Mißstimmung zu beseitigen.

Clinton, durch Entsendungen nach Westindien und Florida geschwächt, beschränkte sich auf einen grausamen Kleinkrieg in der Gegend von New York, dadurch seine eigene Schwäche eingestehend.

Ende 1778 bezog Washington mit seinem Heere Winterquartiere, die sich in einem Halbkreise von Connecticut über West Point nach Middlebrook erstreckten, wo das Hauptquartier war.

Seit dem Frühjahr 1779 ist der Hauptkriegsschauplatz in den südlichen Kolonien. Die französische Flotte beteiligte sich an einem vergeblichen Versuche der Amerikaner, Savannah, das 1778 in die Hände

der Engländer gefallen war, wieder zurückzuerobern, und kehrte dann nach Frankreich zurück. Im Dezember überließ Clinton den Schutz New Yorks dem General Knyphausen mit 6000 Mann und segelte mit 8000 Mann ebenfalls nach Süd-Karolina.

Im Norden war der Feldzug des Jahres 1779, abgesehen von Kämpfen um die Forts am Hudson ergebnislos verlaufen. Nach Absendung von Verstärkungen nach dem Süden bezog Washington am Ende des Jahres mit dem Reste seines Heeres Winterquartiere bei Morristown und West Point, wo es eine ähnliche Leidenszeit wie in Valley Forge durchmachte.

Zu einem Handstreiche auf New York, dessen insulare Abgeschlossenheit durch das Zufrieren aller Gewässer aufgehoben war, fühlte Washington sich nicht stark genug. Gern hätte er selbst den Oberbefehl im Süden, wo die Engländer mehrere Erfolge erzielten, übernommen. Er wollte aber die „Wacht am Hudson", die er während des ganzen Feldzuges persönlich durchgeführt hatte, auch jetzt noch nicht aufgeben.

Im Juni 1780 kehrte Clinton wieder nach New York zurück. Im Süden, den er nach der Einnahme von Charleston für endgültig unterworfen hielt, blieb Cornwallis mit 6000 Mann, mit denen er im August bei Camden einen glänzenden Sieg über die amerikanischen Truppen unter Gates erfocht.

Jetzt endlich erschien die von Washington sehnsüchtig erwartete französische Hilfe. Am 10. Juli 1780 landete Graf Rochambeau in Newport auf Rhode Island mit 5000 Mann. Der amerikanische Feldherr wurde französischer Generalleutnant und Vizeadmiral. Damit waren klare Befehlsverhältnisse geschaffen, was für das Zusammenwirken von Heer und Flotte von größter Wichtigkeit war. Durch eine mündliche Aussprache mit Rochambeau in Newport versuchte Washington eine Übereinstimmung der Operationen gegen New York zu erzielen. Diese kamen aber auch jetzt noch nicht zur Durchführung, da der französische Befehlshaber erst die zweite Staffel der Verstärkungen abwarten wollte, die, in Brest von der englischen Flotte eingeschlossen, nie nach Amerika kamen. Die Franzosen blieben während des Winters 1780/81 in Newport, Washington wieder bei Morristown und West Point.

Das Jahr 1781 begann. Clinton machte keinen Versuch, sich auf die getrennt stehenden französischen und amerikanischen Streitkräfte zu werfen und sie einzeln zu schlagen. Washington traf wiederum Vorbereitungen zum Angriff auf New York, dessen Besatzung damals 10 000 Mann betrug. Mit größter Spannung verfolgte er aber dabei die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze, wo die Amerikaner unter Greene mit wechselndem Erfolge kämpften.

Am 6. Juli vereinigte sich das französische und amerikanische Heer, zusammen 14 000 Mann stark, bei Peeks Kill am Hudson. Eingehende Erkundungen der englischen Stellungen ließen Clinton einen Angriff auf New York befürchten. Von Cornwallis' kleinem Heere rief er deshalb drei Regimenter zurück. Dieser stand damals mit 7000 Mann bei Yorktown, ihm gegenüber 5000 Amerikaner unter Lafayette.

Die wichtige Nachricht von der Schwächung der englischen Streitkräfte bei Yorktown erreichte Washington am 14. August 1781 gleichzeitig mit der Mitteilung, daß eine französische Flotte unter dem Admiral de Grasse am 3. August St. Domingo verlassen habe und nach der Chesapeake-Bai segle. Dadurch war die Beherrschung der See gesichert, die Vorbedingung für jede Unternehmung in südlicher Richtung. Dies änderte die Lage vollständig. Washington faßte den richtigen Entschluß, jeden Angriff auf New York aufzugeben und unter Sicherung der Hudsonlinie mit allen Kräften nach Süden zur Hauptentscheidung zu marschieren. Dort sollte bis zu seinem Eintreffen Lafayette einen Rückzug Cornwallis' nach Süd-Karolina verhindern.

Aussicht auf einen Erfolg gab aber nur die Geheimhaltung der geplanten Bewegungen. Zur Täuschung Clintons und auch des eigenen Heeres wurden deshalb die Vorbereitungen für einen Angriff auf New York eifrig fortgesetzt. Nach dem Überschreiten des Hudson marschierte das vereinigte Heer am 25. August in südlicher Richtung ab, anscheinend zu einer Unternehmung gegen Staten Island. Erst als die Straße nach Philadelphia eingeschlagen, die Marschgeschwindigkeit beschleunigt, das Gepäck auf bereitgestellten Wagen den Truppen nachgefahren wird, ahnen Offiziere und Mannschaften den Plan ihres Führers. Schon war bei Trenton der Delaware erreicht, als Clinton zu spät die Bestimmung der verbündeten Truppen erkennt. Vergeblich sucht er sie durch einen Streifzug nach Connecticut zurückzurufen. Von Annapolis südlich Baltimore auf dem Wasserwege vorgeführt, landete die vereinigte Armee am 25. September bei Williamsburg.

Erst durch das Erscheinen der Flotte des Admirals de Grasse in der Chesapeake-Bai wird Cornwallis auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam, aber überall ist ihm der Rückzug abgeschnitten. Am 1. Oktober ist der Ring um Yorktown geschlossen. Schon am 9. nach Eröffnung der ersten Parallele beginnt das Bombardement. Nach einem vergeblichen Versuche, über Gloucester durchzubrechen, streckt Cornwallis am 19. Oktober die Waffen.

Der Einnahme von Yorktown wollte Washington sofort eine Operation gegen Charleston folgen lassen, doch de Grasse verweigerte auf Grund seiner Instruktionen die Teilnahme der Flotte. Der Plan mußte aufgegeben werden. Durch einen Teil seiner Truppen verstärkte

Washington das amerikanische Heer in den Südstaaten, mit dem Gros ging er zum Hudson zurück, wohin im Mai 1782 die französische Armee folgte.

Mit der Einnahme von Yorktown endete in der Hauptsache die kriegerische Tätigkeit Washingtons. Zu einem Angriff auf New York kam es nicht mehr. Nur in Süd-Karolina wurde noch weiter gekämpft, bis auch dieses im nächsten Jahre von den Engländern geräumt wurde. Aber erst am 3. September 1783 kam es zum endgültigen Friedensschlusse zu Versailles. Am 25. November zog Washington an der Spitze seiner Truppen in New York ein.

Die letzten Jahre des Unabhängigkeitskrieges werden durch das Eingreifen Frankreichs, besonders der französischen Flotte, gekennzeichnet.

Vom Beginn des Krieges ab hatte Washington die Notwendigkeit einer Beherrschung der See erkannt. Dringend hatte er vom Kongreß den Bau von Schiffen gefordert. Solange die Engländer Herren des Meeres waren, konnten sie jederzeit an irgendeinem Punkte der Küste mühelos überlegene Kräfte vereinigen.

Das Erscheinen der französischen Flotte war eine Lebensfrage für die Amerikaner. Ohne sie konnte keine endgültige Entscheidung herbeigeführt werden. So schreibt Washington in der „Denkschrift zur Verabredung eines Operationsplanes mit der französischen Armee" vom 15. Juli 1780: „Bei jeder Unternehmung und unter allen Umständen muß eine entscheidende Überlegenheit zur See als ein Fundamentalsatz und als die Basis angesehen werden, von der jede Aussicht auf Erfolg in letzter Linie abhängt." Ebenso schreibt er an Lafayette am 15. November 1781: „Keine Landmacht kann Entscheidendes erreichen, wenn sie nicht von der Überlegenheit zur See begleitet ist." Ähnliche Gedanken finden wir wiederholt in seinen Briefen.

Von dem ersten Erscheinen einer französischen Flotte ab bemüht sich Washington, das Zusammenwirken der Land- und Seestreitkräfte sicherzustellen. Die Operationen sollen sich zunächst gegen New York richten, durch dessen Eroberung er den Krieg zu beendigen hofft. Manche bittere Enttäuschung wird ihm hierbei bereitet. Aber auch nach dem südlichen Kriegsschauplatze richtet er seinen Blick, um dort vielleicht eine Gelegenheit zum Eingreifen zu erspähen. Als dann Cornwallis mit seinem Heere für ihn in erreichbare Nähe kommt und die Ankunft der Flotte des Admirals de Grasse im Süden, wenn auch nur für kurze Zeit, die Herrschaft zur See sichert, hält Washington schnell den günstigen Augenblick zu tatkräftigem Handeln fest. Sofort läßt er seinen Lieblingsplan fallen. Nur das Ziel Yorktown hat er vor Augen. Meisterhaft gelingt ihm die Täuschung des Gegners. „Auf den Flügeln des

Windes" eilen seine Truppen nach dem Süden. Energisch wird die Belagerung durchgeführt, ein anderes Bild wie vor Boston. Bald winkt die Palme des Sieges.

Die Gefangennahme Cornwallis' ist in erster Linie das Verdienst des amerikanischen Feldherrn, daneben aber die Folge der Fehler auf englischer Seite, mangelhaftes Verständnis für die Lage, Zersplitterung der Kräfte und nicht zuletzt wieder Untätigkeit und Langsamkeit. Es war das Verhängnis Cornwallis', daß eine englische Flotte in die Chesapeake-Bai einlief, als die Kapitulation unterzeichnet war.

Mit dem Friedensschluß endigte für Washington noch ein zweiter Kampf, der schwerer war als der gegen den Feind.

Es war der Kampf gegen die Unfähigkeit, Untätigkeit, Kurzsichtigkeit der Regierung, des Kongresses und der Regierungen der einzelnen Kolonien, gegen den mangelnden Opfermut und militärischen Geist seines Volkes. Es war ein Kampf um ein Heer und eine Flotte, um Truppen und Schiffe, ein Kampf für das Heer, um Geld, Bekleidung, Verpflegung, Munition. Washingtons Briefe an die Regierung sind ein einziger Notschrei um Unterstützung.

Das Heer, das er vor Boston übernahm, war nur ein Haufen unausgebildeter, undisziplinierter Bauern. Vom ersten Augenblick an war es Washington klar, daß der Krieg am schnellsten und am billigsten durch festgefügte, für die ganze Kriegszeit angeworbene Truppen, nicht durch Milizen entschieden werden könne. Doch der Kongreß hatte kein Verständnis für Washingtons Vorschläge. Er bewilligte nur die Anwerbung von Truppen auf 3, 6 oder 12 Monate, erst später auf längere Zeit und bis zum Schluß des Krieges. In dem Augenblicke, wo Washington zur Hauptentscheidung nach Yorktown eilte, beschloß er sogar eine Verminderung der Armee. Die angeworbenen Soldaten bildeten die Bundes- oder Kontinentalarmee.

Aber vom Bewilligen bis zum Ausheben war noch ein weiter Schritt. Auch in der neuen Welt konnte man nicht Armeen aus der Erde stampfen, und Tausende von Menschen waren noch keine Soldaten. Nie hat Washington die volle Truppenzahl erhalten, die ihm bewilligt war. Zu keiner Zeit des Krieges war die Gesamtstärke des amerikanischen Heeres größer als 38 000 Mann. Oft kann man das Heer nur als den Schatten eines Heeres bezeichnen. Die „battles of revolution" sind nach der Stärke der fechtenden Truppen nur Gefechte. Selbst vor seinen eigenen Offizieren hat Washington oft die Schwäche seines Heeres verbergen müssen. Um den Feind zu täuschen, übertrieb er wiederholt seine Stärke, was wieder zur Folge hatte, daß Kongreß und Volk größere Leistungen von ihm erwarteten. 1779 hatte die Armee

6 Divisionen zu 2 Brigaden oder 46 Regimentern. Doch der stolze Name Regiment bezeichnete Truppenteile von 150 bis 430 Mann.

So war Washington noch auf die Milizen angewiesen, trotzdem er sagt, daß man sich auf einen schwachen Stab stützt, wenn man sich auf sie verläßt. Aber auch sie erschienen nicht vollzählig. Im Mai 1781 stellten sich zum Beispiel von 500 Milizen nur fünf Mann, also 1 vH. Beim Zusammenstoß mit dem Feinde liefen sie davon. Spottweise sprach man von „fliehenden", statt von „fliegenden" Lagern. Die Anwerbung auf kurze Zeit bewirkte, daß die Truppen mitten im Feldzuge fortgingen, wenn das Ende ihrer Dienstzeit gekommen war. Deshalb mußte Washington oft nicht nach der Lage, sondern nach dem Kalender Krieg führen.

Der Grund für die mangelhafte Unterstützung Washingtons beruhte auf der Angst des Kongresses vor einer Militärherrschaft, einem zweiten Cromwell. Nicht einmal die Verwendung der französischen Hilfsgelder wollte man ihm anvertrauen, der selbst, ein wohl einzig dastehender Fall, ohne jedes Gehalt sein Führeramt ausübte.

Der Höhepunkt des Elends der amerikanischen Armee ist die Leidenszeit von Valley Forge im Winter 1777. Aber diese Winterzeit machte das Heer zu einem leidlichen Kriegswerkzeuge. Hier begann die Tätigkeit Steubens als Generalinspekteur der Armee.

Die Offiziere lernten, daß die Beschäftigung mit dem einzelnen Manne keine Schande sei, die Truppen nach genügender Einzelausbildung Exerzieren und Manövrieren in größeren Abteilungen. Der Kampf in der zerstreuten Ordnung, den des Großen Königs Grenadiere schon bei Lowositz selbsttätig angewandt hatten, wurde die Hauptkampfform. Den Mannschaften wurde beigebracht, daß das Bajonett nicht dazu da sei, um an ihm Beefsteaks zu braten, sondern dem Feinde in die Rippen gejagt zu werden, mit welchem Erfolge, das zeigt der glänzende Bajonettangriff auf Stony Point am Hudson 1779.

So war die Leidenszeit von Valley Forge eine Lehr- und Lernzeit! Ohne Valley Forge kein Yorktown! Washingtons Verdienst ist es, daß er Steuben bei seinem Werke in jeder Weise unterstützte und gegen die Anfeindungen neidischer Kameraden in Schutz nahm.

Die Offiziere des Heeres waren aus der bürgerlichen Tätigkeit zu den Fahnen geeilt und für ihre Aufgabe nicht geschult. Nur ein Teil verfügte durch den Dienst in der Miliz und die Kämpfe gegen die Indianer und Franzosen über einige militärische Kenntnisse. Vor Boston finden wir von den Truppen selbstgewählte Offiziere ohne jede Autorität, darunter feige und unredliche Elemente. Erst als auf Washingtons Rat nur „gentlemen" zu Offizieren gemacht wurden, änderte sich das Bild. Durch die Erfahrung des Krieges und theoretische Studien hoben sich

ihre Leistungen. Hessische Offiziere berichten, daß sie wiederholt in dem erbeuteten Gepäck amerikanischer Offiziere die Schriften Friedrichs des Großen, Bücher über Ingenieurwissenschaften, den kleinen Krieg u. a. gefunden haben.

Unter den Generalen finden wir manche sympathische Gestalt, manchen diensterfahrenen, trefflichen Führer, wie Greene, Putnam, Schuyler, Wayne u. a., von Ausländern neben Steuben Lafayette und Kalb, aber unter ihnen auch andere, die nicht mit, sondern gegen Washington arbeiteten, den selbstbewußten Gates, den ehrgeizigen Lee, den verräterischen Arnold.

Diese Angaben über das amerikanische Heer und seine Führer mögen genügen, um zu erkennen, mit welchen Schwierigkeiten Washington kämpfen mußte.

Wenn wir Washingtons Tätigkeit als Heerführer richtig würdigen wollen, müssen wir uns zunächst seinen Werdegang bis zur Übernahme des Kommandos vor Augen halten.

Er war kein Berufssoldat. Nach Aneignung der einfachsten Schulkenntnisse führte ihn seine Vorliebe für Mathematik dem Beruf als Landmesser zu. Als Offizier der virginischen Miliz nahm er an den Kriegen gegen die Indianer und die Franzosen teil. Am Monongahela, einem Nebenflusse des Ohio, kämpfte er im Jahre 1754 zum ersten Male gegen seine späteren Bundesgenossen. Ein Jahr darauf machte er den unglücklichen Zug des Generals Braddock gegen Fort Duquesne mit. Auf diesen Kriegszügen lernte Washington den Wert einer gut ausgerüsteten, ausgebildeten und disziplinierten Truppe kennen, zog aber auch aus ihnen die Lehre, daß die europäische Taktik bei den eigenartigen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes in Amerika mit seiner Unwegsamkeit, seinen großen Wäldern und Sümpfen und zahlreichen Wasserläufen versagen müsse.

Nach dem Feldzuge finden wir Washington als Pflanzer auf seinem Gute Mount Vernon am Potomac. Seine militärische Tätigkeit beschränkte sich auf die Sorge für die Miliz seiner Heimat, deren Kommandeur er war. Wir haben keine Nachricht darüber, daß er in der Einsamkeit des Landlebens besondere militärische Studien getrieben hat. Sehr viel hat er sich stets mit Geschichte beschäftigt, besonders mit der Geschichte derjenigen großen Männer, die zugleich Staatsmänner und Feldherren gewesen sind. Dies bestätigt ein Bücherzettel aus späterer Zeit, in dem er um Werke über das Leben Karls XII., Gustav Adolfs, Peters des Großen, über die Feldzüge Turennes bittet.

Sicherlich hat er aus diesen Werken manche Belehrung für seine spätere Tätigkeit als Heerführer geschöpft. Denn „die Grundsätze der

Kriegskunst sind die, welche die großen Feldherren geleitet haben, deren hohe Taten uns die Geschichte überlieferte, als Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich der Große", sagt Napoleon.

Zwar sind „die Grundsätze der Kriegskunst an sich höchst einfach und liegen dem gesunden Menschenverstande ganz nahe", wie unser großer Kriegsphilosoph lehrt, aber dieser gesunde Menschenverstand muß für die ihm zufallende Aufgabe geschult sein. Dies war bei Washington nicht der Fall. Annehmen müssen wir, daß er während des Krieges kriegswissenschaftliche Studien getrieben hat, da seine Offiziere dies getan haben.

Ohne eine eingehende taktische und strategische Schulung und Vorbildung wurde also Washington — damals 43 Jahre alt — vor die hohe Aufgabe der Heerführung und damit vor die schwierigste Aufgabe gestellt, die es gibt. Denn „die Kriegskunst ist die schwerste aller Künste"*). Man versteht es, wenn er im Hinblick auf seine schwierige Aufgabe schreibt: „Ich habe mich auf ein weites Meer eingeschifft, ohne Aussicht auf Land, und es mag dahingestellt bleiben, ob ich einen sichern Hafen erreiche."

Bewundern müssen wir deshalb seine Tätigkeit als Heerführer, als sein eigener Generalstabschef.

Die sorgfältig durchdachten Operationspläne und Denkschriften, die Berichte an den Kongreß, die zahllosen Briefe an seine Unterführer und Freunde lassen uns die gewaltige Geistesarbeit erkennen, die er vor dem Feinde geleistet hat. Selbst meist gezwungen, sich das Gesetz vom Feinde vorschreiben zu lassen, ergründet er mit klarem Kopfe die Absichten des Gegners. Mit sicherem Blick erkennt er die wichtigsten und für ihn gefährlichsten Operationen desselben. In richtiger Würdigung aller Faktoren gibt er sein Urteil ab und trifft die zweckmäßigsten Gegenmaßregeln. Mit strategischem Scharfblick verfolgt er die Operationen auf den anderen Kriegsschauplätzen und sucht auch dort die Fäden der Führung in der Hand zu behalten, obwohl die Größe des Kriegsschauplatzes und die mangelhaften Verkehrsmittel seine Einwirkung erschweren. Wo sein aus der Ferne gegebener Rat befolgt wird, ist im allgemeinen auch der Erfolg. Nur Direktiven gibt er, keine Befehle, da diese durch die Ereignisse längst überholt sein können. Überall stellte er aber auch die richtigen Männer auf den richtigen Platz.

Ob Washington dem General Schuyler die Grundsätze zur Deckung eines Landstrichs auseinandersetzt, daß wer alles decken will, nichts deckt,

*) York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. 2. Auflage, 2. Teil, S. 56. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

ob er dem Oberst Laurens in Charleston schreibt, unter welchen Bedingungen eine erfolgreiche Verteidigung dieser Stadt möglich sei, ob er Pläne zum Rückzuge von Brooklyn, zum Angriff auf Germantown oder zum Zusammenwirken von Heer und Flotte entwirft, stets müssen wir die Richtigkeit seiner taktischen und strategischen Anschauungen anerkennen. Gewiß trägt manches den Stempel der Unvollkommenheit, aber das ist natürlich.

Erschwert wurde Washingtons Aufgabe häufig durch das Eingreifen des Kongresses. Vom grünen Tisch aus wollten die Militärdilettanten in Philadelphia Einfluß auf die Operationen gewinnen. Wiederholt haben sie Washington in dieser Hinsicht Weisungen zukommen lassen. Aber dieser verließ nicht den Boden des Erreichbaren und hatte den Mut, den Wünschen des Kongresses und der Volksstimme Widerstand entgegenzusetzen. Zu einer Zeit, wo er keinen Mann entbehren konnte, nahm der Kongreß seinen Lieblingsplan, die Eroberung von Kanada, auf. Bis in die kleinsten Einzelheiten prüft ihn Washington und legt seine Undurchführbarkeit aus militärischen und politischen Gründen dar. Gegen den Willen Washingtons wurde vom Kongreß 1780 an Stelle Greenes der Sieger von Saratoga, Gates, zum Führer des im Süden kämpfenden Heeres ernannt. Die Niederlage dieses folgte auf dem Fuße. „Gates' nördliche Lorbeeren verwandelten sich in südliche Trauerweiden", wie man sagte.

Washingtons Kriegführung mußte fast immer eine defensive sein, die in der Regel keine glänzenden Erfolge aufzuweisen hat. Trotzdem in ihm der Wille zur Offensive lebte, mußte sie auf das Erhalten seiner geringen Streitkräfte gerichtet sein. Nur der Not gehorchend, wurde er „the man of retreats", wie seine Generale Lee und Gates ihn spöttisch nannten. Stets ist er aber trotz aller Mißerfolge dem Gegner an der Klinge geblieben. Die englischen Führer konnten ihn wohl schlagen: los geworden sind sie ihn nicht. Man kann sein Verhalten oft mit dem eines Fechters vergleichen, der auf eine Blöße des Gegners lauert, leider aber eines Fechters mit stumpfer Waffe.

„Den amerikanischen Fabius" hat man Washington genannt, und tatsächlich entspricht seine Kriegführung der dieses Römers, wie sie General v. Verdy schildert:*)

„Es begann jetzt dieser hinhaltende Kampf, in welchem Fabius mit seinen schwachen Kräften immer in verschanzten Lagern in der Nähe des Hannibal blieb, aber jeder Entscheidung auswich, eine besonders günstige Kombination abwartend, um eine solche herbeizuführen."

---

*) v. Verdy du Vernois, Studien über den Krieg. 3. Teil, 2. Heft, S. 18. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.



Daß der Enderfolg auf seiten Washingtons war, verdankte er in erster Linie den Fehlern der englischen Führer und der Hilfe der Franzosen. Die englischen Generale beschränkten sich darauf, einen kurzen Feldzug in der guten Jahreszeit zu führen, um den Rest des Jahres in bequemen Quartieren zuzubringen. Der größte Teil des Feldzuges wurde durch Untätigkeit ausgefüllt. Es fehlte den Führern an Verständnis für die Operationen und an dem festen Willen zur Vernichtung des Gegners. Hätten sie nur einen Teil der Tatkraft Washingtons besessen, dann wäre wahrscheinlich der Krieg schon 1776 bei New York beendet gewesen. Gewiß soll nicht vergessen werden, daß auch die Engländer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Streitkräfte waren für den unermeßlichen Kriegsschauplatz zu gering, die Flotte kämpfte zum Teil in europäischen Gewässern, der Transport der Truppen über den Ozean erforderte Zeit. Nur das Eingreifen der französischen Flotte ermöglichte es Washington, den Schlag von Yorktown zu führen. Sein Verdienst, durch geschickte Anordnungen die Übereinstimmung der Operationen zu Wasser und zu Lande herbeigeführt zu haben, soll ihm dadurch nicht geschmälert werden.

Wir finden bei Washington viele Eigenschaften, die ein Feldherr besitzen muß, persönlichen Mut, festen Willen, zähe Ausdauer und Standhaftigkeit, durchdringenden Verstand, ausgezeichnete Urteilskraft. Andererseits macht sich oft bei ihm eine Unsicherheit in der Führung, eine Langsamkeit im Fassen von Entschlüssen und zeitweise auch im Handeln bemerkbar, da ihm die lebhafte Erfindungsgabe und Einbildungskunst fehlte.

Seine Entschlüsse hat Washington stets selbständig gefaßt, sie aber vor ihrer Ausführung meist einem Kriegsrate seiner Generale unterbreitet. In diesem saßen auch damals die Leute, „die mit großem Scharfsinn alle Schwierigkeiten bei jeder vorgeschlagenen Unternehmung hervorzuheben wissen". Mancher kühne Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, mancher Erfolg vereitelt worden, weil der Kriegsrat sich dagegen aussprach. So schreibt de Kalb: „Washington würde etwas Tüchtiges leisten, wenn er mehr auf eigene Verantwortung handeln würde." Es war bei ihm eine natürliche Unselbständigkeit, die sich aus der fehlenden Schulung für den Feldherrnberuf ergab.

Ebenso versagt Washington, wenn er beim Wechsel der Situation plötzlich vor neue Entschlüsse gestellt wird. Er versteht es nicht, sich schnell in die neue Lage hineinzudenken. Diesen Tadel finden wir in allen Urteilen über ihn. Jefferson sagt: „Wurde während des Kampfes ein Plan ganz oder zum Teil zerstört, so bedurfte es einiger Zeit, um ihn wiederherzustellen." Kalb nennt Washington als General zu indolent, langsam, zu schwach. Ähnlich äußern sich Steuben und französische Offiziere.

Manche Schriftsteller stellen Washington als ein militärisches Genie, als großen Feldherrn, ja als den größten Feldherrn seiner Zeit hin. Sie vergleichen seine Operationen mit denen Friedrichs des Großen, Napoleons und anderer großer Feldherren, den Feldzug 1776 mit Napoleons Feldzug 1796 in Italien, seinen Defensivkrieg mit den Operationen Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege oder Wellingtons in Spanien 1809. Alle diese Vergleiche sind müßig. Die Person des Heerführers, keines Berufssoldaten, die Beschaffenheit und Stärke der kämpfenden Heere, die Eigenart und Größe des Kriegsschauplatzes ergeben so eigentümliche Verhältnisse, daß sie mit den europäischen nicht in Vergleich gestellt werden können.

Unstreitig hatte Washington viele hervorstechende Eigenschaften, die ihn zur Führung eines Heeres befähigten, daß er sich aber auch unter Verhältnissen, unter denen Friedrich der Große und Napoleon kämpfen mußten, bewährt hätte, dafür konnten die Jahre 1775 bis 1783 den Beweis nicht erbringen.

Amerikaner berufen sich auf eine Äußerung des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke gelegentlich eines Gespräches. Er nennt in diesem*) Washington einen der größten Strategen der Welt, die Operationen des Jahres 1776 glänzende militärische Bewegungen. Als hervorragend bezeichnet er seine soldatischen Eigenschaften und seine Leistungen während des ganzen Krieges. Der Höhepunkt seiner Führung sei der Tag von Princeton gewesen, daß er mit seinen geringen Hilfsmitteln das erste Feldzugsjahr so gut abgeschlossen habe.

Ich möchte das Urteil über den Heerführer Washington, wie folgt, zusammenfassen.

Ein improvisierter Feldherr mit einem schwachen, improvisierten Heere, ohne gründliche Schulung für seine hohe Aufgabe, hat Washington in einem mit großem Geschick und richtigem taktischen und strategischen Verständnis geführten Defensivkriege durch die „talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte“ den Kolonien die Unabhängigkeit errungen.

Er ist kein militärisches Genie, kein Feldherr ersten Ranges**).

*) Gespräch des Grafen Moltke mit dem Historiker Sloane, damals Sekretär des amerikanischen Gesandten in Berlin, am 22. Februar 1874, veröffentlicht im „Century Magazine“ 1907. Die oben angeführten Äußerungen sind für mich der Grund gewesen, mich mit der Heerführung Washingtons näher zu beschäftigen. Es hat mir nur die deutsche Übersetzung des Gesprächs vorgelegen. Vgl. Deutsche Zeitung Nr. 31 vom 6. Februar 1907.

**) „Demgegenüber war nun Washington durchaus der Mann der Situation, was in diesem Falle keineswegs einen Feldherrn ersten Ranges bedeutet.“ Graf Yorck v. Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen. 2. Auflage, S. 451. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Denn den Enderfolg verdankt er vor allem den Fehlern der englischen Führer und der Hilfe Frankreichs. Er ist überhaupt kein Feldherr „im Sinne unserer Zeit". Er ist aber einer der großen Kriegsmänner, von denen jedes Jahrhundert nur wenige hervorbringt, der Mann oder besser der einzige Mann, der den Kampf gegen England zu einem glorreichen Ende führen konnte. Für uns Soldaten ist Washington in seinem Aufstieg vom Feldmesser und Pflanzer zum Feldherrn eine interessante, einzigartige Persönlichkeit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Seine Heerführung bestätigt uns auch im fernen Westen das Wort Napoleons: „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles!" und lehrt uns, daß kein Feldzug verloren ist, den man nicht selbst verloren gibt.

Noch einmal übernahm Washington für kurze Zeit den Oberbefehl über das amerikanische Heer, als es im Jahre 1798 zum Bruche mit Frankreich zu kommen schien. Bei seinem Tode, ein Jahr später, ehrten Freund und Feind aus alter Zeit den großen Kriegsmann. Die englische Kanalflotte setzte ihre Flagge auf Halbmast. Die Fahnen und Standarten des französischen Heeres trugen acht Tage lang auf Befehl des Konsuls Napoleon Bonaparte Trauerflor.

Bald sind 150 Jahre seit den Tagen von Trenton und Princeton vergangen. Die Vereinigten Staaten sind eine Weltmacht geworden. Überall, wo in der weiten Welt Amerikaner sich zusammenfinden, feiern sie am 4. Juli die Erringung der Unabhängigkeit und damit das Andenken Washingtons.

In deutschen Landen ist die Erinnerung an jene Zeit verblaßt, und doch ist sie ein Stück deutscher Heeres- und Kriegsgeschichte. Braunschweigische Truppen kämpften unter Bourgoyne und streckten bei Saratoga die Waffen. Hessische Regimenter siegten bei Brooklyn, am Brandywine, bei Germantown. Waldecker erstürmten im Verein mit ihnen Fort Washington. Anspach-Bayreuther verteidigten Yorktown und senkten ihre Fahnen vor dem deutschen Regiment Zweibrücken in französischen Diensten.

Die Einnahme von Yorktown war der entscheidende Erfolg des Unabhängigkeitskrieges. Er wurde errungen zusammen mit den Franzosen durch ein kleines, aber gut ausgebildetes amerikanisches Heer. Der preußische Offizier, preußischer Drill und Erziehung hatten Washington die Waffe geschaffen, mit der er siegen konnte. An preußischem Wesen war die Armee genesen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn Berlin SW68 Kochstraße 68—71.

# Prag und Kolin.

## Ein glücklicher und ein unglücklicher Tag aus dem Kriegsleben des Großen Königs.

### Nach dem Tagebuch eines norwegischen Offiziers während des Feldzuges in Böhmen 1757.

Herausgegeben
von
**Caspar Aubert,**
Premierleutnant im norwegischen Heere.

Mit drei Skizzen.



Georg Friderich v. Krogh, der Verfasser des hier mitgeteilten Tagebuches, das jetzt in der Manuskriptsammlung der Deichmanschen Bibliothek in Kristiania zu finden ist, gehörte einem hoch angesehenen norwegischen Offiziergeschlecht an. Als Sohn des Generalleutnants Georg Friderich v. Krogh (1687—1768) wurde er am 7. Oktober 1732 zu Drontheim geboren, und schon 1746 wurde er Offizier. Als Hauptmann im 1. Westerlenschen Infanterieregiment erhielt er im Jahre 1757 die Erlaubnis, dem preußischen Heere als Volontär zu folgen, wo er auch das Glück hatte, die Gewogenheit des Großen Königs zu gewinnen. Er wurde zugelassen, den Feldzug im Stabe Friedrichs mitzumachen.

Während der Retraite nach der Schlacht bei Kolin, in der er verwundet wurde, ritt er an der Seite des Königs, als dieser sich, von Panduren verfolgt und umringt, mit dem Säbel in der Hand durchhauen mußte.

In Norwegen machte G. F. v. Krogh nach seiner Rückkehr aus dem Kriege eine sehr rasche Karriere. Schon 1760 wurde er zum Oberst befördert und 1772 zum Generalmajor und kommandierenden General in Drontheim ernannt, wo er wie ein König bis zum Jahre 1814 residierte, in dem er zur Disposition gestellt wurde. 1781 war er zum Generalleutnant und 1793 zum General ernannt worden. Er starb zu Drontheim am 3. August 1818.

### Journal

**Der Campagne des Jahres 1757 von den 22. April bis den 24. July. Was in solcher Zeit sich zugetragen und ich als Volontaire beygewohnet**

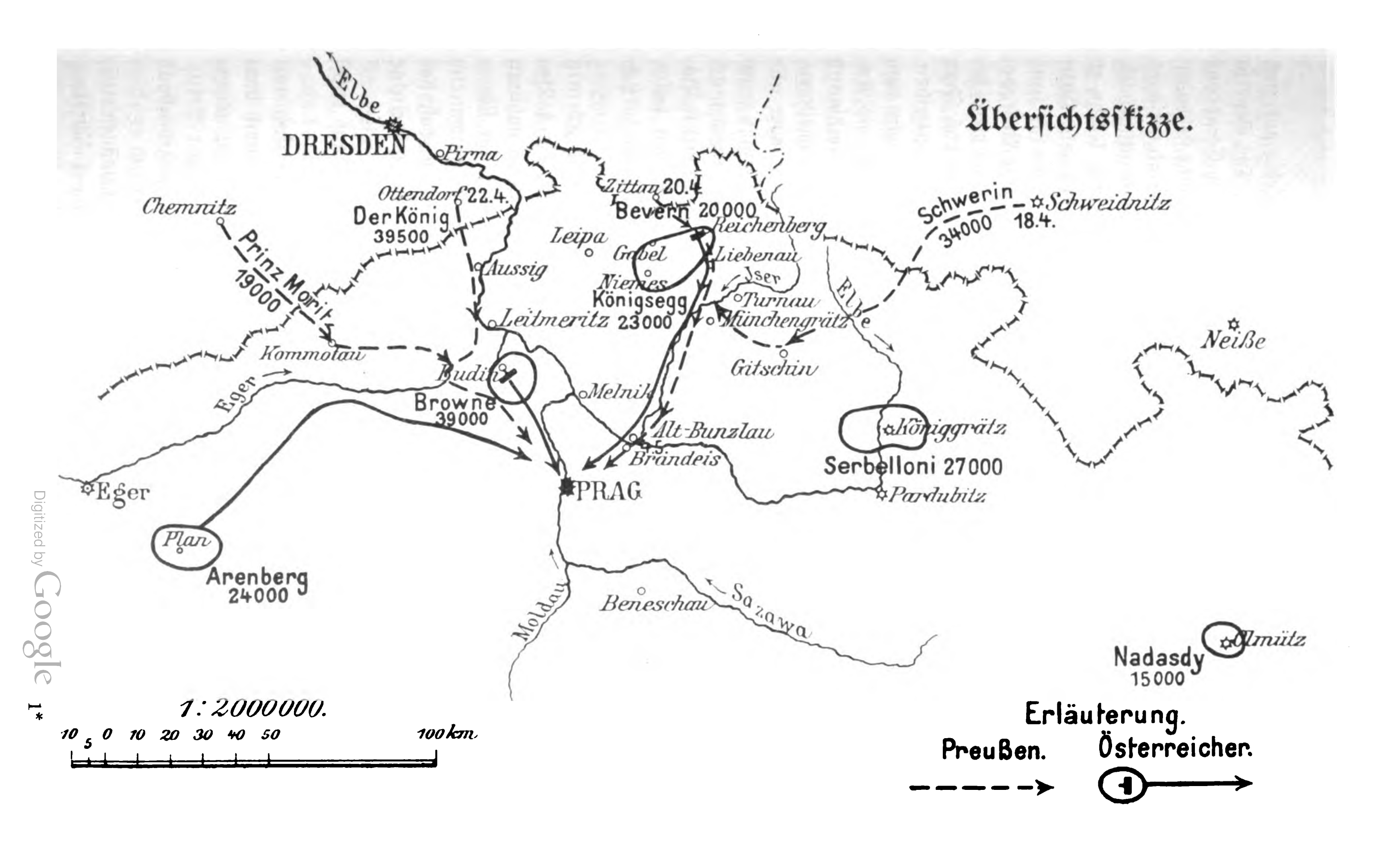
**Georg Friderich v. Krogh.**

Nachdem Seine Majestet der König von Preußen um seinen Einfall in Böhmen denen Österreichern zu cachiren die Vestungs-Wercke der Residence Dresden ausbessern und vermehren, auch eine große Anzahl

Palisaden verfertigen lassen, zu deren Transport nach Pirna 400 Wagens beordert, so aber zur Fortbringung der Fourage eigentlich bestimmet waren, als bekahmen die Armeen auf einmahl Ordre, durch verschiedene Pässe in Böhmen einzudringen. Die Armee, so höchst Seine Majestet in höchster Persohn commandirten, marchirte in zweie Colonnen, davon der General Feldt Marechal v. Keith die erste und Seine Majestet die zweyte führten, den Weg über Gishübel und Gottleube nehmend. Das Corps unter Commando des Printzen Mauritz von Dessau ging über Marienberg, und das, so der Printz von Bevern commandirte, drung über Zittau und Gabel ein. Die Armee unter Anführung des General Feldt Marechals v. Schwerin, so ihre Qvartiere in Schlesien gehabt, zog sich gleichfalls in zwey Colonnen über Hirschberg und Landshut nach Böhmen, welcher Aufbruch derer Armeen insgesamt d. 22. April geschahe. Allein da beständig die Gnade gehabt Seiner Majestet allerhöchste Persohn zu folgen, und die Berichte von den andern Armeen und Corps sehr geheim gehalten worden, als geht dieser Journal nur eigentlich auf diejenige Facta, so bey der königlichen Armee geschehen und zu meinem Wissen gekommen.

**1757** d. 22. April brach die Armee von Seiner Majestet dem Könige wie schon gemeldet in zween Colonnen auf und marchirte von Ottendorf über Gishübel und Gottleube, die 1 Colonne durch Schönenwalde und die zweyte zwischen ermeldetem Dorf und Peterswalde, und langte diese letztere schon um 1 Uhr zu Nollendorf, die erstere aber, weil die Wege versauen und sehr tief waren, erst um 4 Uhr an. Das Lager wurde in zwey Treffen aufgeschlagen, davon der rechte Flügel sich gegen Schönenwalde erstreckte. Seine Durchlauchten der Printz Ferdinand von Braunschweig hatten mit 6 Bataillons, das Dragoner Regiment v. Meinicke, das Husaren Regiment v. Zeculy und das Meyersche Frey Bataillon die Avant-Garde, und campirten selbige Nacht eine Stunde weiter vorwärts. Die Cavallerie blieb bey Ottendorf stehen ausgenommen die 3 Esquadrons Garde du Corps, welche die zweyte Colonne folgeten. Der General Major v. Zaztrow wurde mit 4 Bataillons detachiret, um Ausig in Besitz zu nehmen. Noch selbigen Abend lief die angenehme Zeitung ein, daß der Printz von Bevern eine feindliche Armee zu Reichenberg geschlagen hätte, und also seinen March ohngehindert fortsetzen könnte.

Es kahm ein Österreichischer Trompetter im Lager an, und wurden ihm die Augen wie gebräuchlich verbunden; derselbe hatte einen Brief von den Feldtmarechal v. Broune an den General Feldt Marechal v. Keith zu überbringen, worinnen ersterer anhielte um die Loslassung der Pfaffen aus dem Marienscheiner Kloster, welche Seine Majestet verwichenes Jahr beym Ausmarche mit sich genommen, weil sie die geforderte Contribution entweder nicht erlegen wollen oder können. Die Bitte gewehreten zwar Seine Majestet, allein nach Verlauf einiger Tage, als wir durch die Gegend zogen, wurden sie abermahl aus selbiger Uhrsache mitgenommen.


Übersichtsskizze.
Elbe
DRESDEN
Pirna
Chemnitz
Prinz Moritz
19000
Ottendorf 22.4.
Der König
39500
Aussig
Leitmeritz
Kommotau
Budin
Browne
39000
Eger
Plan
Arenberg
24000
Leipa
Zittau 20.4.
Bevern 20000
Reichenberg
Gabel
Niemes
Königsegg 23000
Liebenau
Iser
Turnau
Münchengrätz
Gitschin
Melnik
Alt-Bunzlau
Brandeis
PRAG
Moldau
Beneschau
Sazawa
Schwerin
34000
Schweidnitz
18.4.
Elbe
Neiße
Königgrätz
Serbelloni 27000
Pardubitz
Nadasdy
15000
Olmütz
1:2000000.
10 5 0 10 20 30 40 50 100 km
Erläuterung.
Preußen.
Österreicher.

23. April. Des Morgens um 4 Uhr brach die Armee wieder auf, und ward das Dorf Teplitz von 2. Grenad. Bat. eingenommen. Die General Majors Hülsen und Rohr wurden mit 4 Bataillons nebst 3 Escadrons Garde du Corps nach Törmitz commandiret, um den bey Ausig stehenden Feind im Rücken zu fallen. Von beyden Orthen wurde der Feind verjaget, mehr aus Schrecken als durch den Schaden, so man wahrscheinlich hätte ihm zufügen können. Die Armee kahm des Nachmittages um 1 Uhr zu Linay an, alwo der Printz von Braunschweig mit der Avantgarde Halte gemacht. Dieselbe hatte einige feindtliche Truppen aus Haversee und Linay vertrieben, welche sich auf dem gegenüber liegenden Berg Boscopol wieder setzeten. Sobald Seine Majestet mit der Armee angekommen, detachirten höchstdieselben das Zeculische Regiment Huzaren und das Frey Bataillon v. Meyer, um den Feind von ermeldten Berg zu vertreiben. Da sie nun einige Anhöhen bestiegen, währender Zeit aber von dem feindtlichen Feuer incommodiret waren, wurden sie gewahr, daß die Anzahl der Feinde sehr starck, worauf Seine Majestet den Printzen Ferdinand von Braunschweig mit 3 Bat. beorderte, sich der Anhöhen zu bemeistern. Gleich darauf wurden demselben noch 3 Bat. nachgeschicket, so aber alle nicht hinlänglich waren, um den Feind, welcher eine große Anzahl regulierer Truppen und in einen Defilé, so wir zu passiren, 5 Canonen gepflantzet hatte, zu delogiren. Deshalben sie noch in der Nacht mit 6 Bataillons verstärcket wurden. Wie alsdann der Angriff geschehen sollte, vernahm man, daß der Feind, so bald es dunckel worden, sich zurückgezogen hatte.

Die 3 Escadrons Garde du Corps, so frühe Morgens nach Törmitz abgeschickt waren, kahmen noch selbigen Abend wieder zurück, die 4 Bataillons aber blieben in ermeldter Gegend stehen. Seine Majestet nahmen das Haupt Qvartier zu Linay, und die Armee schlug daselbst ihr Lager auf. Durch ein Courier vom Printzen von Bevern wurde die gewonnene Action bey Reichenberg nochmahlen bestätiget mit dem Zufügen, daß der Feind 2000 Mann Todte und Blessirte samt 3 Estandarten und einige Canonen im Stich gelassen hätte.

Der Verlust Preußischer Seits solte sich dem Bericht nach auf 1500 Todte und Blessirte belauffen.

24. April. Gants frühe des Morgens detachirte der Printz von Braunschweig von sein Corps das Zeculische Regiment Hus. samt dem Frey Bataillon v. Meinecke, um die Gegend nach Welmina zu recognosciren, in welchem Dorffe die letztern übernachten sollten. Der Printz Ferdinand zog sich wieder nach dem Haupt-Lager zurück, die nachgebliebene Cavallerie und Infanterie kahm an und wurde Rasttag gehalten.

25. April. Morgens um 3 Uhr brach die Armee in 3 Colonnen auf, wovon Seine Königliche Hoheit der Printz von Preußen die 3. führeten.

Der Printz von Braunschweig hatte wieder die Avantgarde. Die Colonne, so Seine Majestet führten, ließ den Boscopol zur rechten, und die beyden andern marchirten über den Berg. Zu Welmina wurde Rendezvous gegeben, und daselbst stieß das Hus. Regiment v. Ziethen vom Mauritzschen Corps zu dem Regiment v. Zeculi und dem Meyerschen Frey Bataillon, um im Vorwege die Gegend von Lowositz vor die feindtlichen irregulairen Truppen zu versichern. Da die Armee auf die Plaine von Lowositz ankahm und auf dem Champ de Bataille von verwichenem Jahre, konte man sich kaum für den üblen Geruch, so die in letzterer Schlacht gebliebene veruhrsachten, bergen. Die Gruben, so man gemacht, um die Todten zu begraben, zeigten die bluthige Bataille, so die Preußische Armee zwar gewonnen aber theuer erkaufft hatten, genugsahm an.

Seine Majestet hatten die Gnade uns Volontaires deutlich zu demonstriren, wie diesse merckwürdige Bataille angefangen und geendiget worden. Darauf ritten höchstdieselben auf dem Petersberge, wovon man die feindtliche Armee, so 80 000 Mann starck geschätzet, klahr bey Buddin campiren sehen konte.

Das Haupt Qvartier wurde zu Tschizkowitz genommen, und die Armee schlug ihr Lager in zween Treffen auf, davon der rechte Flügel an Tschizkowitz und der lincke am Petersberge stieß. Selbigen Tages marchirte der General Major Zaztrow wieder von Aussig, um sich mit der Armee zu conjugiren, und nahm den Weg längs der Elbe, wurde aber von denen jenzeit derselben versteckten Panduren samt 50 Mann gemeine getödtet.

Der Printz Mauritz mit seinem Corps traf alhier an. Es wurde befohlen, daß die Armee um 4 Uhr marschfertig seyn sollte, vermuhtlich um parat zu seyn, woferne die große feindtliche Armee was hätte tentiren wollen.

26. April kahm die Cavallerie und Artillerie hier an, davon die erstere das 3. Treffen formirte. Um 6 Uhr Nachmittags wurde befohlen, daß die Armee um 11 des Abends marchfertig seyn sollte, wie auch daß der Printz Mauritz um 7 Uhr mit der Avantgarde nach Koschtitz marchiren sollte, um auf den Anhöhen bey der Eger Posto zu fassen. Gegen Mitternacht brach die Infanterie in 2 Colonnen auf, die Bagage und die schwehre Artillerie aber unter Bedeckung zweyer Bataillons mit der gantzen schwehren Cavallerie blieb stehen. Die Colonne, so Seine Majestet führeten, marchirete rechter Hand vom Hasenberge und kahm am

27. April bey anbrechendem Tage nach Koschtitz, wo 2 Schiffbrücken über die Eger geschlagen wurden, währender Zeit aber setzte man 2 Bataillons Grenadiers in Pontons über, um die Arbeit zu decken. So bald die erste Brücke fertig, mußten die Zietschen und Zeculischen Huzaren übermarchiren um die Gegenden auf der andern Seite zu recognosciren, alsbald

setzten Seine Majestet den March nach Stratonitz forth, allwo die Tête Halte gemachte bis die übrige Armee folgen konnte. Darauf wurde das Lager in 3 Treffen, die Fronte nach Karwatetz, der rechte Flügel vor Stratonitz und der lincke nach Patek habend, geschlagen.

Wie wir in Begriff stunden einzurücken, sahe man in dem feindtlichen Lager eine starcke Bewegung, deswegen Seine Majestet die Armee en **Ordre de Bataille** setzen ließen und befohlen die 2 Husaren Regimenter nebst dem Dragoner Regiment v. Meineke zu recognosciren, waß der Feind vornahme. Als man aber bemerckte, daß er im Wegmarch begriffen, erhielten oberwehnte Regimenter Ordre, wo möglich ihnen in die Bagage zu fallen, mußten sich aber mit 40 Wagens mit Mehl beladen begnügen lassen, wobey sie 10 feindliche Husaren tödteten und 19 gefangen nahmen, davon einige blessiret. Unterdessen langte die zurückgelassene Cavallerie und Bagage an, und die Regimenter rückten in das für sie abgestochene Lager ein.

28. April. Des Morgens um 6 Uhr wurde der March in 4 Colonnen, wovon der General Lieutenant v. Kiow die 4. anführte, wieder angetreten, und in der Gegend von Karwatetz die Fronte nach Welwarn kehrend, den rechten an Barkotetz und den lincken an Retzenow stoßend, das Lager in 2 Treffen aufgeschlagen.

Bei Karwatetz fand man das feindtliche Magazin in guten Stande vor, ausgenommen daß sie das Heu vor ihren Abmarch im Brandt gesteckt.

Der General Lieutenant Ziethen wurde noch detachiret mit dem Rocauischen Cavallerie Regiment, mit dem Meinekischen Dragoner und den beyden Husaren Regimentern um die Gegend bis nach Welwarn zu bestreichen, welche Stadt mit ohngefehr 2 Bataillons Panduren besetzet, und in die jenseitigen Gegend hielten sich einige Österreichische Husaren auf. Um die in der Stadt zu vertreiben, wurde zwar ein Versuch gethan, so aber 9 Mann Todte und 14 blessirte Pferde kostete, weswegen man von diesem Vorhaben abstund, welches um so viel besser, denweil sie sich in der Nacht von selbsten zurückzogen.

29. April hielte man Rasttag. Des Abends wurde der Printz Mauritz mit der Avant Garde bestehend aus 13 Bataillons nach Welwarn abgeschicket, und lief annoch die angenehme Zeitung ein, daß der General Feldt Marechal v. Schwerin sich des considerablen Magazins bey Jung Buntzlau bemeistert hätte.

30. April brach die Armee wieder auf und marchirte in 4 Colonnen, davon die 1. der General Kiow, die 2. der Feldt Marechal v. Keith, die 3. der Printz von Preußen und die 4. der General Lieutenant Pennavaire anführeten, auf Welwarn zu, allwo uns die Avant Garde erwartete und allda ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte, bey unserer Ankunft aber auf Ordre ihren March durch Welwarn fortsetzen müßten, woselbst ihnen der

Feind die Mühe zu plündern sparete, indem er solches selbsten gethan und das dortige Magazin von Mehl ausgeschüttet hatte. So bald man durchpassiret, wurde der General Lieutenant Ziethen mit seinem Commando abgeschicket, die Gegend weiter zu verkundschaften. Eine halbe Stunde darauf höhreten wir in der Gegend von Nikowitz ein starckes Feuern, worauf Seine Majestet hinritten, um zu sehen, wo das Schießen geschahe. Man wurde gleich die Arriere Garde der Feinde gewahr, so aus einige Huzaren und 3 Cavallerie Regimentern bestunde. In dem Dorffe Mühlhausen lagen einige Panduren, welche zu vertreiben zwey Grenadier Bataillons beordert wurden, welches ihnen auch gelunge, und das Dorf besetzet ward. Seine Majestet ritten hiernächst zurück und ließen das Lager zu Butschina in zwey Treffen aufschlagen.

Den 1. May brachen Seine Majestet in 4 Colonnen gegen Tusco den March nehmend auf. Der General Lieutenant v. Ziethen wurde wieder voraus geschicket mit der Rocauischen Cavallerie, den Meinekischen Dragoner und den 2 Husaren Regimentern. Wie sie etwas avanciret, sahen sie in der Gegend von Hohenhorst die feindliche Arriere Garde, von welchem Dorfe die Panduren auch Feuer gaben.

Der General Lieut. Ziethen ließ sein Commando aufmarchiren und befohl demselben nachhero in 2 Colonnen auf den Feind zu avanciren. Da solches in etwas bewerckstelliget, gab der General Lieut. Ziethen Signal zum Deployement und zur Attaque, welche letztere über ein Viertel Meil Weges in voller Carrière geschahe. Die feindtlichen Husaren wurden bis an einen großen Wald poussiret, da die unsrigen wieder umkehren mußten wegen einer Decharge von 2 Reg. Panduren, so in demselben versteckt lagen. Die Retraite geschahe unter Bedeckung zweyer etwas zurück gelassener Escadrons Husaren.

Bey dieser Gelegenheit wurden von dem Feinde 1 Ritmeister, 1 Lieutenant und 30 Huzaren gefangen genommen, davon einige blessiret waren. Das Lager wurde in 2 Treffen zwischen die Dörfer Tuchomirschetz und Tusco aufgeschlagen. Die Bagage, so Ordre hatte in Mühlhausen zu bleiben, müßte noch Abends nachfolgen.

2. May. Um 4 Uhr des Morgens setzte die Armee sich wieder in March und hielte die gestrige Ordnung. Auf dem Weißen Berge vor Prag stunden einige Escadrons Österreicher, so sich aber geschwinder als wir avanciren konten, zurück und endlich vor unsern Augen zur Stadt Prag hereinzogen, worauf einige Panduren herauskahmen und auf unsere Vorposten Feuer gaben. Die Armee lagerte sich auf dem sogenanten Weißen Berge auf der kleinen Seite und zwar in zwey Linien, den rechten Flügel über das Margarethen Kloster und den lincken an der Moldau streckend. Das Haupt Qvartier wurde zu Welleslavin genommen. Des Abends

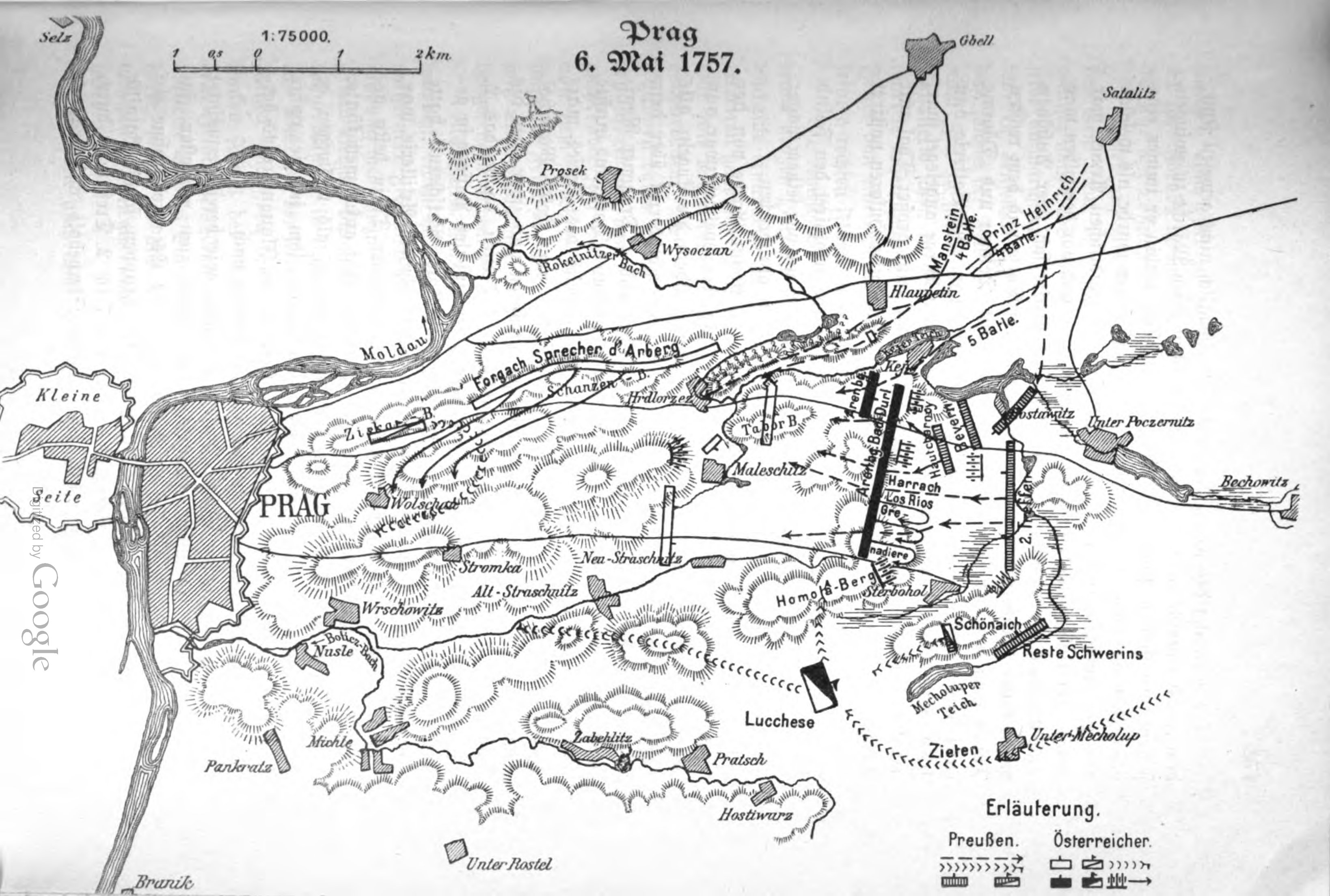
erhielten Seine Majestet die Nachricht, daß der Feldt Marechal v. Schwerin zu Alt-Bunzlau angekommen wäre.

3. May war Rasttag. Die Artillerie und Pontons langten im Lager an. Des Morgens wurde auf ein Bataillon, so der Stadt zu nahe campirte, mit Canonen geschossen, welches sich auch deswegen etwas zurückziehen müßte. Bei Nacht kam ein Officier mit 6 Husaren an, so die fröhliche Zeitung vom Marche der Schwerinschen Armee über die Elbe bey Alt-Bunzlau brachte.

4. May wurden 20 Bataillons beordert sich des Nachmittages zum Abmarche fertig zu machen. Gleichfals wurden 35 Escadrons beordert als morgen die heute abmarchirende Infanterie zu folgen. Um 5 Uhr geschahe der Abmarch der commandirten 20 Bataillons von unsern lincken Flügel nach der Moldau zu. Seine Majestet, so in höchster Persohn folgeten, nahmen dero Qw. zu Lissoley. Die Bataillons schlugen ihr Lager auf, den rechten Flügel hinter Lissoley und den lincken gegen der Moldau habend.

5. May. Um 5 Uhr Morgens wurden die Anhöhen bey Zeltz an der Moldau occupiret und 2 Batterien gemacht. Gleich darauf wurden 3 Bataillons und die Jäger zu Fuß in Pontons über die Moldau geschicket, um die Arbeyter an die Brücke zu decken. Die letztere, so bald sie übergekommen, vertrieben gleich einige Panduren und Huzaren, so sich auf den Anhöhen der andern Seite sehen ließen. Unterdessen wurde eine Brücke von 50 Pontons verfertiget, und um 11 Uhr marchirten Seine Majestet mit dem bey sich habendem Corps, wozu die gestern schon beorderte Cavallerie gestoßen, über, gingen weiter hinauf und lagerten sich hinter einen kleinen Wald dem Feind gerade gegenüber das Haupt Qw. zu Qimitz nehmend. Weil wir noch im Anmarch begriffen, conjugirten die Seidlischen und Wernerischen Husaren von der Schwerinschen Armee sich mit uns, welche der Adjutant von Feldt Marechal Schwerin folgete, um zu melden, daß die Armee zu Schlukau angekommen und sich gelagert hätte. Seine Majestet gaben dem Feldt Marechal durch gedachten Adjutanten die Ordre folgendem Morgen um 3 Uhr mit der gantzen Armee sich hieselbst einzufinden.

6. May. Ein Tag, so in der Historie den Ruhm der Preußischen Waffen ausbreiten und auf die späteste Geschlechte fortpflantzen wird. Es fingen die Operationes um 4½ Uhr Morgens an, als Seine Majestet mit dem bey sich habenden Corps hinten um den Walde marchirten, wo die Avant Garde von der Schwerinschen Armee bereits aufmarchiret, die Armee selbst aber noch im An-Marche war. Der Feldt Marechal Schwerin, nachdem er den König mit einem Hand-Kusse bewillkommet, ritte mit höchstdemselben den Feind zu recognosciren, um zu verabreden, wie und wo der Angriff am besten geschehen könte.



Prag
6. Mai 1757.
1:75000.
1 0,5 0 1 2 km
Selz
Gbell
Satalitz
Prosek
Wysoczan
Rokelnitzer Bach
Manstein 4 Batle.
Prinz Heinrich
4 Batle.
Hlaupetin
5 Batle.
Moldau
Forgach Sprecher d' Arberg
Schanzen
Hrdlorzez
Kleine
Seite
Tabor B.
Maleschitz
Kej
Arenberg
Bad. Durl.
Hautcharnoy
Bevern
Tr. Hostawitz
Unter Poczernitz
Bechowitz
Harrach
Los Rios
Grenadiere
2. Treffen
PRAG
Wolschan
Zizka B.
Stromka
Neu-Straschnitz
Alt-Straschnitz
Homola-Berg
Sterbohol
Wrschowitz
Schönaich
Reste Schwerins
Nusle
Boticz-Bach
Lucchese
Mecholuper Teich
Unter-Mecholup
Zieten
Michle
Zabehlitz
Pratsch
Pankratz
Hostiwarz
Erläuterung.
Preußen.
Österreicher.
Unter Rostel
Branik

Die Meinung des Feldt Marechals soll eigentlich nicht gewesen seyn, dem Feind Bataille zu liefern, sondern denselben durch Märche zu zwingen seinen vorteilhaften Posten bey Prag zu verlassen, wohin er immer eine sichere Retirade haben konte, woferne er allda geschlagen wurde, als welches auch der Ausschlag bestätiget. Die Position der feindtlichen Armee war diese. Ihr linker Flügel stieß an dem Ziskaberg, und vor demselben war eine Krumme der Moldau, der rechte Flügel streckte sich über Anhöhen gegen Unter Potschernik, doch war zwischen diesem Dorfe und dem rechten Flügel noch eine ziemliche Distance, so ganz mit Deichen und Dämme entrecoupiret war. Ihre rechte Flanque war von eine Batterie von 16 Canonen, so auf einem vor derselben liegendem Berge angeleget war, gedecket. überhaupt vor der gantzen Linie war ein großer Thal mit Deichen und Morasten coupiret, worin einige Regimenter Husaren postiret standen.

Diesen avantageusen Posten ohngeachtet wurde resolviret den Feind in die rechte Flanque zu fallen. Unterdessen hatte er sich vor seinem Lager **en Ordre de Bataille** rangiret, ohne seine Zelten abzubrechen.

Wie der Angriff geschehen sollte, machte die Avant Garde von der Armee lincks um und passirte die Fronte des Feindes, welcher zwar von der erwehnten Batterie doch ohne Effect schosse, indem die Kugeln alle überweg flogen. Die Infanterie zog sich bei Unter Potschernik über dem Morast, und die Cavallerie, so aus 4 Cuirassier und 4 Dragoner Regimentern bestunde, nebst denen Canonen durch erwehntes Dorfe und mußte über einen sehr schmahlen Dam marchiren. Jenseits des Dorfes marchirte sie wieder auf, bekahm aber gleich Ordre vom Feldt Marechal Schwerin in 2 Treffen vor der Armee zu marchiren und zwar über die Dämme. Die Infanterie folgte gleichfalls in 2 Treffen, davon das 2. aber sehr weit zurückblieb, weil es nicht wegen der difficilen Passage so geschwinde avancieren konte. Im Anmarch nach Unter Potschernik hatte Schwerin befohlen, daß die Linie, wobey unsere schwere Artillerie war, seitwärts vom Wege marchiren sollte, damit ermeldter Train desto geschwinder auf denselben avanciren und zu rechter Zeit ankommen könte, welche Ordre aus Versehen nicht nachgehabet wurde, als weswegen er sehr späht ankahm. Der Feind, unsere Manoeuvre ihm in die rechte Flanque zu fallen sehend, ließ seine Cavallerie sich der Flanque rechts herunter ziehen, und folgte die Infanterie in 3 Treffen nach.

Auf unseren lincken Flügel hatten wir nur, wie bereits erwähnet worden, 8 Reg. Cavallerie, dahingegen der Feind zum wenigsten im 1. Treffen 32 Escadrons, im 2. 23 und im 3. 44 Escadrons ohne ein Corps de Reserve hatte. Der Theil Preußischer Truppen, so die Bataille engagirte, bestand aus 8 Bataillons im 1. und 7 im 2. Treffen, so durch Unter Potschernik defiliret, bey dem Dorffe Sterbeholi aufmarchiret,

welcher, ohne Zeit zu geben sich von dem beständigen Marchiren vom 11 Uhr Abends vorhero zu recolligiren, noch sich recht zu alligniren, um 10 Uhr mit Löſſung der Canonen den Anfang machte.

Dieser zuscheinende precipitirte Angriff sagen einige aus Versehen des Gen. Lieut. v. Fouquets geschehen zu seyn, da man vorgibet, daß er anstadt nach Ordre hinter dem Dorffe Sterbeholi aufzumarchiren vor dasselbe aufmarchiret war, und daß da solches der Feldt Marechal gewahr worden, denselben sehr scharf zugeredet haben soll. Andere pretendiren, daß solches der Feldt Marechal selbsten befohlen und zwar um den Feind nicht Zeit zu geben uns mit der Infanterie zu überflügeln, welches die Cavallerie schon in Ansehung der unsrigen gethan. Der Feind beantwortete unsere zwey ersten Canonen Schüsse mit einem starcken Canonen Feuer von einer Batterie, so er in Geschwindigkeit vor die Grenad. von seinem rechten Flügel angeleget hatte.

Die ermeldeten 8 Bataillons vom ersten Treffen avancirten mit so einer großen Hurtigkeit, daß das Musquetten Feuer, welches bey dieser Bataille erstaunend starck gewesen, bald anfing. Sie wurden aber zum retiriren gezwungen. Das 2. Treffen, so das erste hätte secundiren sollen, war wie vor erwehnet zu weit zurück, dennoch mußte es in größer Eil hervorrücken. Weil es aber Moräste zu passiren hatte, blieben ihre meiste Canonen darin stecken. Dieses Treffen wurde gleichfalls beym Angriffe repoussiret und von dem Feinde in der schönsten Ordnung verfolget. In währender Zeit war Preußischer Seits auf einer Anhöhe eine Batterie von dem schwehren Geschütz errichtet, von welcher der die unsrigen verfolgende Feind begrüßet und zum stutzen gebracht ward, da sich denn einige von unsern flüchtigen Bataillons wieder setzten, worzu die Huzaren vieles beygetragen, indem sie auf die muhtwilligen eingehauen.

Als Seine Majestet die Desavantage des lincken Flügels gewahr wurden, eilten höchstdieselben, um durch dero hohe Gegenwart denen währender Zeit nachgekommenen Bataillons durch dero persöhnliche Anführung mehr anzufeuern, wie den auch der Printz von Braunschweig mit seiner Brigade durchgedrungen und ohngefehr dem Feind im Centro gleich beym Angriffe in Unordnung und auf die Flucht brachte. Alsdann ging das Ausrissen der Feinde von Bataillon zu Bataillon bis auf ihren rechten Flügel hinauf, da denn unterdessen der Überrest der Armee sich mit dem lincken Flügel des Feindes mehr und mehr engagirte. Das meiste, so dem Feinde den Muht mag benommen haben, ist ohne Zweifel, daß die Batterie von 16 Canonen, so er im Anfange vor seinem rechten Flügel hatte, womit er uns auch sehr flanquirte, von 2 Grenad. Bataillons attaquiret, erstiegen und die Besatzung in großer Confusion vertrieben worden.

Er hatte auch nicht Zeit bekommen sein Lager abzubrechen, sondern

man marchirte durch einen Theil desselben, wo sogar die Töpfe auf dem Feuer stunden und ein großer Theil der feindtlichen Equipage lag.

Unsere Cavallerie hatte indessen auch nicht gefeyret, sondern sich bey der Attaque durch das 1. Treffen geschlagen. Weil selbige aber von 11 Uhr Abends vorhero marchiret hatte, so müßte sie endlich der Überlast weichen. Der Gen. Lieut. v. Ziethen, so unser Reserve Corps am lincken Flügel, welches aus den Huz. Regimentern Ziethen, Zeculi, Werner und Putkammer bestunde, commandirte, unsere Cavallerie weichen sehend ließ selbige durch seine Escadrons Lücken zurück marchiren und attaquirte mit geschlossenen Escadrons die feindliche Cavallerie, delivrirte die 2 Regimenter v. Kiow und Gesler, so sich verhauen hatten, warf mit denselben die 3 Treffen der Feinde gäntzlich übern Hauffen. Währender Zeit ralliirte sich die Cavallerie best möglich, rückte wieder an, um die Huzaren zu entsetzen, welches aber nicht nöthig, da der geschlagene Feind sein eigen Corps de Reserve in Unordnung und mit sich auf die Flucht brachte, auf welcher er mit unseren Canon Kugeln accompagniret wurde. Weil unsere Cavallerie aus vorangeführter Uhrsache als auch von den vielen ausgestandenen Schocs zu matt war den flüchtigen Feind zu verfolgen, setzeten Seine Majestet der König nur mit einigen wenigen Escadrons Dragoner und Huzaren denselben nach, ohne zu warten, bis höchstdieselben mit etwas secundiret werden könten, falls nur ein Regiment Cavallerie vom Feinde sich hätte setzen wollen. Über eine Stunde wurde der Feind in voller Carriere verfolget. Die Huzaren hohleten sehr vieles der feindlichen Bagage ein, machten sich damit aber gar zu lustig, indem die mehresten sich besoffen. Der Feind, den gäntzlichen Verlust seiner Bagage sehend, woferne er sich nicht irgendswo setzte, um dieses kleine Corps zurück zu halten, ralliirte ohngefehr 2 Regimenter Cavallerie, pflantzete in Geschwindigkeit einige Canonen auf eine Anhöhe und spielte dergestalt mit denselben, daß unsere Huzaren, so zum Theil besoffen, mit einem großen Geheul zurück prälleten und von den feindlichen verfolget wurden. Seine Majestet, welche wegen Freund und Feind in Gefahr waren, verfügten sich um dero hohe Persohn zu salviren nach 2 Bataillons, so der Printz Frantz von Braunschweig commandirte und zu dem Ende denen andern etwas devanciret waren. Unterdessen bemühete man sich die flüchtigen Huzaren und Dragoner wieder zu setzen. So bald Seine Majestet bey den Bataillons angekommen, mußten dieselben starck anmarchiren und die Tambours die Arme braf rühren, um den Feind dadurch glauben zu machen, daß ein ansehlicher Theil der Infanterie im Anmarsch wäre, welches auch den erwünschten Effect hatte.

Auf Rapport des Obersten Wernery, daß der flüchtige Feind für einen steilen Berg gekommen und weder vor noch rückwärts konte, so entschlossen Seine Majestet mit einigen Bataillons gegen den Orth hin zu marchiren, um das vermeinte Corps in die Falle zu kriegen. Wie sie aber etwas avanciret, bekahmen sie aus der Stadt Prag und zwar aus dem Wiseherad ein so entsetzliches Canonen Feuer, daß sehr viele getödtet, und sahen Seine Majestet alsdann, daß der Officier weder die Stadt wahrgenommen, worinnen sich der Feind eben retirirte, noch daß die Moldau zwischen die Flüchtigen und den Berg war.

Nach ein lang ausgestandenes Feuer zogen Seine Majestet sich etwas zurück, nachdem die Bataillons, so herangerückt, sehr vieles gelitten. Der feindliche lincke Flügel, so den Platz am längsten behauptet, währete sich hartnäckig und kostete es viel Blut, bis der Gen. Major Graf v. Neuwied mit 2 Bataillons ihnen in den Rücken fiel. Zugleich wurde auch ein Dorf, Maleschitz genannt, worinnen der Feind sich lange vertheidiget hatte, in Brandt gestecket.

Gegen 4 Uhr wurde die Deroute général, und war niemand mehr übrig, der einen vollkommenen Sieg streitig machen konte. So viel als ersehen können hat das Centrum und der lincke Flügel der feindlichen Armee sich nach Prag retiriret, der rechte Flügel aber nach Bennischau zu.

Diese Bataille wäre weit decisiver gewesen, wenn der Printz Mauritz von Dessau, so auf Ordre des Königes von dem rechten Flügel des Feldt Marechals v. Keith (welcher das Commando über der Armee auf der kleinen Seite hatte, nachdem Seine Majestet bey Zeltz über der Moldau gegangen war) detachiret worden um, wann die Bataille anginge in der Gegend von Branek, eine Schiffbrücke über die Moldau oberhalb Prag zu werfen, dieselbe mit seinem Corps zu passiren und dem Feinde im Rücken zu fallen, — nicht Mangel einiger Pontons gehabt, um die Brücke zu vollführen, derohalben aus diesen großen Anschlag nichts werden konte. Der Printz Mauritz versuchte zwar, ob die Cavallérie nicht schwimmend die Moldau passiren konte. Weil der Grund aber leimig, blieben die Pferde darin stecken und konnten nicht avanciren. Wann diese noch hätten überkommen können und den flüchtigen längs der Moldau passirenden Feind hätten mit frischer Cavallerie einhohlen und verfolgen können, so wäre die Niederlage um ein merckliches vergrößert worden. Da beides nicht reussiren wollte, ließ der Printz Mauritz einige Canonen auf eine Anhöhe pflantzen und schoß damit über die Moldau auf die Flüchtlinge, welches wegen der Entfernung von keiner sonderlichen Würckung gewesen.

Der Feldt Marechal Broune wurde gleich im Anfange der Bataille blessiret, wie er unsere weichenden lincken Flügel nachsetzen wollte. Bey dieser Bataille haben die Österreicher zum wenigsten 5000 Todte, 48 Officiers, 5143 Gemeine Gefangene eingebühset ohne die große Anzahl

Blessirten, so sie in der Stadt mitgeschleppet und an Verlossenen gehabt. 1 Fahne, 9 Estandarten, 33 Canonen, über 200 Amunitions Karren, 500 Bagage Wagens, 19 Pontons und einen Theil des Lagers, so gleichfalls verlohren gegangen. Der Verlust unserer Seits beläuft sich über 14 000 Mann an Todten, Blessirten und Vermißten. Der größte Verlust aber bestand im Absterben des General Feldt Marechals v. Schwerin, so im 75. Jahre seines Alters seine glorieuse Carriere geendiget, indem er beschäftiget unsren lincken Flügel wieder herzustellen, nahm dahero eine Fahne von sein eigen Regiment in der Hand und marchirte auf den Feind loß, traf aber zum Unglück auf eine Batterie, von welcher er mit Cartetschen Kugeln erschossen ward und also seinen heldenmüthigen Geist aufgab.

Nachdem die Feinde so viel als möglich verfolget worden, so endigten sich die Operationes dieses merckwürdigen Tages, indem Seine Majestet dero Haupt Qwartir zu Michle nahmen und die genugsahm fatigirte Armee so campiren ließen, wie sie nach geendigter Bataille stand.

Der Oberst v. Krockow wurde noch Abends mit einem Trompetter nach Prag geschicket, um die Stadt mit der sich darin befindtlichen Armee aufzufordern. Der Feldt Marechal Broune erwiederte, daß Seine Majestet etwas von ihm begehreten, so in seiner Gewalt nicht stünde. Vor seine Persohn aber legte er sich zu Seiner Majestet Füßen, worauf der Oberster antwortete, daß sein König die Stadt so würde bombardiren lassen, daß sie gäntzlich zum Steinhaufen verwandelt werden sollte, worauf der Feldt Marechal wieder replicirte, daß der König Herr und Meister wäre solches zu thun.

Den 7. May machte man den Anfang die Stadt und Vestung Prag zu bloquiren. Seine Majestet ritten von Bataillon zu Bataillon, um sich nach die Blessirten zu erkundigen. Es lief die Nachricht ein, daß die Österreicher Brandeis, so mit ein Sächsisch Regiment besetzet war, und wovon die Hälfte gleich zu dem Feinde überging, eingenommen hatten.

Hierauf wurde der General Lieutenant v. Ziethen mit 4 Regimenter Huzaren als auch 4 Bataillons unter Commando des General Majors v. Manstein detachiret, um Brandeis wieder in Besitz zu nehmen, welches auch geschehen. Der Obriste Oelschnitz wurde beym recognosciren blessiret und gefangen genommen.

Es kahm aus der Stadt ein Trompetter an, durch welchen der Printz Friderich von Zweybrücken den König ersuchte, ihn, da er nur als Volontair bey der Österreichischen Armee war, heraus zu lassen. Es wurde ihn aber abgeschlagen.

Unsere Vorposten brachten den von Wien an dem Feldt Marechal v. Broune geschickten Obristen v. Schafgotsch mit seinen Depechen gefänglich ein. Der Ziskaberg wurde vom Feinde besetzt.

8. May. Wurde die Stadt noch immer naher eingeschlossen und an unsern lincken Flügel bey Branek eine Schiffbrücke von 69 Pontons über der Moldau geworfen, um sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt Communication mit der Keithschen Armee zu haben. Ingleichen wurden Redouten angeleget, um die Ausfälle der Feinde beschwerlicher zu machen.

9. May. Wurde unter Commando des General Lieutenants v. Treskow die Flesche auf dem Ziskaberge attaquiret und eingenommen. Dieselbe war mit 500 Mann Österreicher besetzet und ward demohngeachtet von 800 Preußen erstiegen. Der Feind verlohr an Todte, Blessirte und Gefangene 1 Capitaine und 47 Mann. In der Schantze hinterließen sie 2 metallene Canonen und 18 Doppel-Hacken. Unsriger Seits blieb der Obriste Strantz nebst 50 Gemeine, überdem waren 30 Blessirte. Um 10 Uhr Morgens wurde das Freuden Feuer wegen gewonnener Bataille von beyden königlichen Armeen geschossen. Es suchte der Feind bey Abend zu zweyen Mahlen sich des Ziskaberges wieder zu bemeistern, welches doch nicht gelingen wollte.

10. May. Gantz frühe Morgens wurde der Printz von Bevern mit 6 Bataillons gegen die Armee von Daun, so sich bey Böhmisch Brodt aufhielte, detachiret. Gegen Abend conjugirte sich zu Brandeis der General Lieutenant v. Ziethen mit denselben. Mit der Arbeit an den Redouten wurde starck continuiret. Es wurde auch befohlen, daß die Hälfte von jedem Bataillon bis Mitternacht unter Gewehr stehen, und daß alsdann die andere Hälfte sie ablösen sollte.

11. May. Es wurde der General Lieutenant v. Pennavaire, die General Majors Baron v. Schönaich, v. Krockow, v. Meinecke nebst 43 Escadrons als auch 1 Bataillon dem Printzen von Bevern zur Verstärkung nachgeschickt. Ingleichen wurde ein Jäger, so ein Brief von dem Feldt Marechal v. Broune an dessen Gemahlin hatte, aufgefangen, worin er meldete, daß der Verlust von denen Regimentern, so sich nach Prag retiriret, an Todten, Blessirten und Gefangenen auf 14 783 Mann sich beliefte. Von denen andern wüste er keine Nachricht zu geben. Es schickte auch der Feldt Marechal Broune einen Trompetter am Könige, um die Erlaubniß auszubitten aus die Stadt gehen zu dürfen, um sich von seinen Blessuren couriren zu lassen, erhielte aber abschlägige Antwort. Es geschahe bey der Armee ein großes Avancement.

12. May. Wurden noch viele zu Stabs Officiers avanciret. An denen Blessuren starben täglich sehr viele.

13. May. Wurden einige Redouten mit benöhtigter Artillerie versehen, wie auch Pferde nach Budin abgeschicket um von dorten die schwehre

Artillerie abzuhohlen. Die Deserteurs aus Prag kahmen täglich in großer Anzahl an.

14. May. Passirte nichts remarquables als daß die Panduren sich sowohl bey Tage als bey Nacht höhren ließen. Aus der Stadt geschahen auch viele Canonen Schüsse.

15. May. Erhielte man die Nachricht, daß der Printz von Bevern und der Feldt Marechal v. Daun mit ihren Corps zwischen Kolin und Böhmisch Brod standen. Ferner lief die Nachricht ein, daß der Oberste Lieutenant Meyer mit 2 Bataillons samt 400 Husaren sich des großen Magazins zu Pilsen bemeistert und verbrandt und von da seinen Weg nachs Anspachsche, Bambergsche und Würtzburgsche fortgesetzet hatte.

16. May. Starb der General Lieutenant Hautscharmey an seinen Wunden. Bey Nacht steckten die Panduren eine alte Floßbrücke, so in der Gegend vom Ziskaberge über der Moldau lag, in Brandt.

17. May. Wurde an denen Redouten starck gearbeytet und stellten sich viele Deserteurs ein.

18. May. Wurden Fachinen und Schantz-Körbe verfertiget.

19. May. Erhielte man Nachricht, daß der Feldt Marechal Daun mit seiner Armee sich nach Kottoschitz gezogen, und daß der Printz von Bevern bis nach Kolin nachgerücket wäre. Es kahm ingleichen etwas der schwehren Artillerie, so von Dresden bis nach Leitmeritz auf der Elbe transportiret worden, alhier an. Gegen Abend wurden ohngefehr 300 Panduren aus einige Häuser, Wirschowitz zur rechten Hand liegend, von 1 Officier und 30 Mann verjagt und die Häuser verbrandt. Der General Major Schöning starb auch an seiner Wunde.

20. May. Wurde unsere Schiff-Brücke zu Branck vom Floß-Holtz zum Theil ruiniret. Es kahmen viele Remont-Pferde an, und es wurde auch angezeiget, wo unsre Batterien angelegt werden sollten.

21. May. Kahm noch immmer schwehres Geschütz an.

22. May. Es hatte sich ein Korps von 2000 Mann aus der Stadt gezogen, welches zu beobachten 2 Bataillons ausrücken mußten, derohalben die erstere sich wieder in der Stadt retirirten, die unsrigen aber ins Lager zurückkehrten. Es wurden einige Häusser in Brand gestecket, um denen Panduren die Gelegenheit zu benehmen, sich den Vorposten zu nähern. Es gingen auch die General Majors Printz Frantz von Braunschweig und Normann unter Escorte von 100 Huzaren nach der Armee vom Printzen von Bevern ab.

23. May. Kahmen viele Ammunitions Wagens an, und die Arbeit an den Batterien und Redouten wurde starck getrieben als auch ein Epaulement bey dem rohten Thurm angeleget. Der Oberste Magoles aus Beyerschen Diensten kahm an und brachte an Seiner Majestet ein Schreiben von seinem Chur-Fürsten, in welchem er die Neutralitet anbohte.

24. May. Um 1 Uhr in der Nacht kahmen 2 Deserteurs zu Seine

Königliche Hoheit dem Printzen von Preußen an, so denselben benachrichtigten, daß die Feinde zu 39 000 Mann starck aus der Stadt gerücket, und daß davon ohngefehr 8000 Freywillige und 6000 Grenadiers eine Redoute attaquiren sollten. Der General Feldt Marechal v. Keith wurde hievon gleich unterrichtet, welcher sogleich 4 Bataillons unter Commando des Printzen Ferdinand vom Königlichen Hausse beorderte denen zweyen hinter der Redoute stehenden Bataillons im Fall der Noht zu secundiren. Kaum war dieses geschehen, daß man die Feinde ankommen sahe, die sich auf Anrufen für Preuser ausgaben, wurden aber demohngeachtet von unsern Vorposten bewillkommet, worauf die Letzteren sich in der Redoute hereinzogen. Sie attaquirten zu dreien Malen mit erstaunender Bravour und wollten nicht eher aufhöhren, bis der Feldt Marechal v. Keith mit 4 Bataillons sich eines Meyerhofes bemeistert, wo er 2 Canonen hinpflantzen ließ und damit den Feind flanquirte, als auch 3 Bataillons abschickte, welche den Feind mit gefällten Bajonets bis zum Glacis der Stadt zurücktrieben, wodurch sie sich aber so sehr genähert, daß sie von denen Canonen der Wälle vieles gelitten.

Der Verlust des Feindes schätzet man auf 1000 Mann Todte und Verwundete und den unsrigen auf 400 bis 500 Mann Todte und Blessirte. Dem Printzen Ferdinand wurde ein Pferd unterm Leibe erschossen und er selbst am Knie blessiret.

Nach Aussage derer Deserteurs pretendiret man, daß die Absicht des Feindes bey dieser Sortie war, sich erst der Redoute zu bemeistern als auch die hinter selber liegende Batterie, nachdem unsere beyde Communications Brücken durch detachirte Corps wegnehmen und ruiniren, und alsdann mit gesamleter Macht den Feldt Marechal v. Keith angreifen und Bataille liefern. Der Feind bey dieser Attaque war so hartnäckig, daß da es Tag worden, sehr viele von ihm auf dem Parapet der Redoute von Bajonets erstochen lagen.

Noch Abends wurde angefangen die letzte große Batterie von zehn 24 Pfd. Canonen anzulegen als auch eine Communications Linie zur nahe gelegenen Redoute.

25. May. Der abgeschickte und einen Deserteur vorstellende Feldt Webel kahm aus Prag wieder mit der Nachricht zurück, daß in der Stadt 53 000 Mann diensttüchtige Leute waren, und bey der Bataille rechneten sie 27 000 Mann verlohren zu haben, daß also über 3000 sich gäntzlich verlossen haben müssen, weil wir nicht mehr als 23 989 Mann herausbringen können als nehmlich:

| | | |
|---|---|---|
| Im Lazareth zu Prag . . . . . . . . . | 10 203 | Mann, |
| Auf der Wahlstadt sind an Todte befunden | 5 243 | = |
| An Gefangene, worunter viele Blessirte . . | 5 143 | = |
| An Deserteurs . . . . . . . . . . . . . | 3 400 | = |
| so sich beträgt . . . | 23 989 | Mann. |

Es hieße wieder, als wenn der Feind hätte eine Sortie wagen wollen.

26. May. Bey Nacht wurden unsere Arbeyter an der großen Batterie von denen Pandouren vertrieben. Es kahm viele Ammunition zur Armee an.

27. May. Näherte der König seinen lincken Flügel der Stadt und sollte die Nacht darauf vor denen näher angerückten Bataillons neue Redouten angeleget werden. Die Arbeiter aber wurden von denen Pandouren vertrieben.

28. May. Wurden die Batterien mit der darzu destinirten Artillerie versehen.

29. May. Die Batterien wurden vollendet, und waren auf der langen Seite derer drey, davon die Erste mit 8 Mortiers und zwölf 12 Pfd. Canonen, die Zweite mit 6 Mortiers und zwölf 12 Pfd. Canonen, die Dritte mit zehn 24 Pfd. Canonen versehen.

Auf der kleinen Seite waren ingleichen 2 Batterien, davon die eine mit 8 Mortiers und die 2. mit zehn 24 Pfd. Canonen desgleichen einige 12 Pfd. besetzet. Es wurde bey der Parole befohlen, daß um Mitternacht eine Raquette auf dem Ziskaberge abgebrandt werden sollte, welche zum Signal vom Anfange des Bombardements dienen sollte.

30. May. Gleich nach Mitternacht sahe man vom Ziskaberge die Raquette steigen, worauf sogleich von allen Batterien das Bombardement anhub, und mit glühenden Kugeln die Stadt beschossen ward. Ohngefehr eine Stunde, ehe dieses anginge, wurden einige Häuser des Dorffes Braneck vom Blitz angezündet und in die Asche geleget. Es fiel auch zur selbigen Zeit ein starckes Ungewitter mit einem heftigen Regen ein, wovon die Moldau so starck aufschwoll, daß unsere beyde Brücken ihre Ancker aufhoben und zerbrachen. Sehr viele von die Pontons der Brücke zu Braneck wurden vom Strohm zur Stadt herein gerissen und daselbst aufgenommen. Doch gingen 10 durch die Stadt und folglich unter der Stadt Brücke, ohne daß der Feind sie arretiren konte. Diese aber wurden von den unsrigen wieder aufgefangen.

Gegen Mittag schwoll der Fluß, so durch Michle fliest und in der Moldau fällt, so sehr auf, daß niemand bis den 31. gegen Abend denselben ohne gröste Lebens-Gefahr passiren konnte, und waren Seine Majestet mit ohngefehr 8000 Mann in der Zeit von aller Communication so wohl mit den Rest seiner als der Keithschen Armee abgeschnitten, und wäre es also eine verwünschte Gelegenheit für denen Österreichern gewesen eine General Sortie zu wagen, da sie allen Vermuthen nach hätten reussiren müssen.

Des Nachmittages kamen vom Printzen von Bevern 50 feindtliche gefangene Husaren an. Die erste Stunde nach Anfange des Bombarde-

ments wurde uns aus der Stadt aufs heftigsten beantwortet, nach der Zeit aber keinen Schuß mehr gehöret.

31. May. Die Pandouren ließen sich des Morgens viel höhren. Es wurde eine große Anzahl Sturm-Leiter verfertiget.

1. Juny. Um 5 Uhr Morgens entstand an unsere lincken Flügel Lärmen. Es hatte sich auch ein starckes Corps, davon das meiste Cavallerie, sich zur Stadt herausgezogen und machte Mine, als wenn es uns hätte angreiffen wollen. Seine Majestet ließen gleich die Bataillons, so am näheſten, zwischen die Redouten anrücken, die Cavallerie gleichfalls anmarchiren und sich fertig halten.

Wie der Feind sahe, daß ihn zu empfangen alles parat stunde, zog derselbe wieder zur Stadt herein, und die Unsrigen kehreten wieder nach ihren Lager zurück. Es wurden die Pontons-Brücken wieder im Stande gesetzet, welches nicht vorhero wegen Mangel von Pontons geschehen können.

2. Juny. Des Abends geschahe vom Feinde ein Ausfall aus der kleinen Seite, alwo sie mit ein Corps 2 von unsern Bataillons anzugreiffen Mine machten, mit einem andern aber den Sabel in der Faust eine Redoute erstiegen und weil der Capitaine, so in selber das Commando hatte, nicht auf seiner Huht war, wurden viele gefangen und 2 zwölf Pfd. und 1 6 Pfd. Canon vom Feinde mitgenommen.

Der Officier, so in der Flesche detachiret war, hat sich sehr tapfer gehalten. Wie er aber übermannt wurde, zog derselbe sich nach der Redoute in der Hoffnung alldorten von seinen Capitaine souteniret zu werden, stutzete aber sehr, da er sie so wohl von Freunden als Feinden verlassen fand, zog sich deswegen zu dem darhinter stehenden Regiment zurück.

Es kahmen selbigen Tages 1500 Wagens mit Provision aus Schlesien unter Bedeckung von 1500 Mann und zwar unter Commando des General Lieutenants v. Schultz nebst seine Durchlauchten dem Printzen Carl von Bevern allhier an. Es wurden auch 2 Bataillons 2 Escadrons und 100 Husaren um die dasigen Gegenden von streifenden Partheyen zu reinigen detachiret.

3. Juny. Sandte der Printz von Bevern 2 gefangene Husaren wie auch die auf der Fouragirung genommene königliche Pack-Knechte, welche der Feldt Marechal Daun durch einen Trompetter zurück geschicket, hierin.

4. Juny. Der Capitaine, so sich bey Eroberung der oberwehnten Redoute so schlecht gehalten, wurde cassiret.

5. Juny. Kahmen wieder einige gefangene Husaren zum Haupt-Quartier an.

6. Juny. Nach Aussage zweyer Deserteurs aus der Stadt sollte in selber großer Mangel seyn, weil sie auf 5 Tage nur 4 Portiones Brodt

bekahmen und sich bereits des Pferde Fleisches bedieneten. Es sollte auch ihres Verlautens nach viel bleyernes und blechernes Geld rouliren.

Es traf die Nachricht ein, daß der Printz von Bevern die feindtliche Vorposten attaquiret, die Defilees bey Kolin passiret und vom Feinde 56 Huzaren gefangen genommen hatte, worauf der Feldt Marechal Daun mit seine Armee aufgebrochen und nach Haber marchiret, dem der Printz von Bevern mit seinem Corps auf dem Fuße nachgefolget.

7. Juny. Bey anbrechendem Tage hat der Printz von Bevern die feindtliche Vorposten attaquiret durch den General Lieutenant v. Ziethen, wobey 150 Österreicher niedergesäbelt und 78 Mann gefangen genommen worden.

8. Juny. Wurde der Feind, so auf der Glacies der Stadt fouragirte, durch unsere Canonade starck incommodiret. — Das Bombardement continuirte zwar, aber nicht mit der Vigeur wie anfangs, weil schon Mangel an Bomben vorhanden, deren wir nur überhaupt 5000 gehabt.

9. Juny. Wurde der General Lieutenant v. Treskow mit 1 Drag. Regiment und 4 Bataillons nach Bennischau detachiret, um den Streifereyen Einhalt zu thun.

10. Juny. Bey Nacht wurde die eine Batterie auf der Keithschen Seite, weil sie zu weit abgelegen, demoliret. Da aber vergessen worden, aus dem dabey liegendem Dorffe den darin befindlichen Vorrath erst abzuhohlen, wurde des Nachmittages der Obriste Angenelli mit seinem Frey-Bataillon nebst einige Huzaren von Seculi dahin geschicket um diesen Vorrath noch aus dem Dorffe, welches der Feind bereits mit Panduren und Grenadiers besetzet, abzuhohlen. Es gelung dem Obristen Angenelli nicht, und zwar weil die Huzaren ihre Devoir nicht gethan, sondern er mußte sich mit Verlust von 9 Mann Todte und 2 blessirten Capitaines zurückziehen.

11. Juny. Schickte der Printz von Bevern die bey Kuttenberg gemachte gefangene hieher, worunter 2 Proviant Officiere befindlich. Es wurden einige Häuser an unseren lincken Flügel und worinn die Panduren sich aufhielten in Brandt gestecket.

12. Juny. Rückten beym Feldt Marechal v. Keith die Regimenter Printz Friderich und Hansen im Lager ein, dahingegen vom Feldt Marechal das Roccoische Cavallerie Regiment, das 1. Bataillon Garde, die Regimenter Braunschweig und Bevern nach der langen Seite hinüber marchireten. Es kahm auch der Printz Mauritz von der andere Seite herüber, um beym Wegmarch Seiner Majestet das Commando zu übernehmen. Ingleichen lief das falsche Gerüchte, als wenn der Kayser bey der Armee von Daun angelanget wäre.

13. Juny. Um 4½ Uhr Morgens brachen Seine Majestet auf und marchirten mit 1 Eskadron Garde du Corps 5 Rochon und 1. Bataillon

erste Garde über Aursinover nach dem Letzten Fenning, wo allerhöchstdieselben dero Nacht Qwartier nahmen. Des Abends stieß das Regiment Alt Bevern und 1. Bataillon Anhalt, welches letztere einige Artillerie mit sich führte, zu der Escorte vom Könige, womit Seine Majesteten den March unternahmen um sich mit dem Prinzen von Bevern zu conjugiren ohne demselben davon vorhero avertiret zu haben.

14. Juny. Um 4½ Uhr trat dieses Corps wieder seinen March über Schwartz—Kosteletz an. Wie es durch das Dorf Tschanitz defiliret und in der Plaine von Maloteß avancirte wurde man jenseits dieses Dorffs einige kleine Troups Huzaren gewahr, hinter Zazmuk aber konte man eine ziemliche Anzahl regulierter Truppen sehen. Anfangs hielte man dafür, daß die Troups Huzaren, so jenseits Maloteß stunden, die Avant Garde vom General Lieutenant v. Treskow wären, so allhier mit seinem Detachement um 11 Uhr hätte seyn sollen um sich mit dem Könige zu conjugiren. Es wurde demnach sogleich eine Patrouille Husaren abgeschicket, um durch das Dorf zu reiten und weiter zu recognosciren. Sie wurden aber von einigen feindtlichen Panduren, so das Dorff besetzet, beschossen. Man merckte also, daß man sich geirret und weil die Klocke schon 1 Uhr war und man nichts vom General Lieutenant v. Treskow vernahm, glaubten Seine Majestet, daß er auf den Weg von Bennischau wäre coupiret worden, und deswegen ohne weiter die Stärcke des Feindes zu verkundschaften ließen sie die Bagage und Artillerie hinter Tschanitz wieder zurück marchiren. Die Infanterie marchirte gleichfalls zurück gegen ermeldtem Dorfe und machte daselbst Halte, die Cavallerie aber blieb in der Plaine halten, um den Feind zurück zu halten, falls dieselbe etwas hätte tentiren wollen.

Um 5 Uhr Nachmittages hatten Seine Majestet weder vom Printz von Bevern noch vom General Lieutenant v. Treskow die allergeringste Nachricht. Um dieser Zeit wurde von einer Huzaren Patrouille raportiret, daß der Feind lincker Hand von uns in 2 Colonnen über Kaurzim sich näherte. Diese Nachricht schiene sehr desagréable zu seyn. Ehe aber Seine Majestet solches glauben zustellen wollten, schickten höchstdieselben 2 Adjutanten hin, um einen zuverlässigen Rapport zu bringen, welche aber bey ihrer Zurückkunft die angenehme Zeitung brachten, daß die Armee, so man für feindtliche gehalten, die vom Printzen von Bevern wäre, welcher dem Feldt Marechal Daun, so sich Prag nähern wolle, beständig cottoyiret hatte. Um selbiger Zeit wurde man auch die Ankunft des General Lieutenants v. Treskow rechter Hand gewahr, welcher genöhtiget worden gantz langsahm zu marchiren, weil er stets von einigen feindtlichen Truppen harceliret worden.

Hierauf marchirten Seine Majestet wieder vorwärts nach Maloteß, welches Dorf die Österreicher verlassen. Seine Majestet nahmen daselbst dero Haupt Qwartier, und nachdem sich alles mit uns conjugiret hatte,

wurde das Lager in 2 Treffen aufgeschlagen, davon der rechte Flügel etwas über Malotetz ginge und der lincke sich gegen Kaurzim erstreckte.

15. Juny. War Rasttag und ward recognosciret, wobey man vernahm, daß die feindtliche Armee bey Gintitz sei.

16. Juny. Um 6 Uhr des Abends kahm der Printz Mauritz mit 6 Bataillons und 10 Escadrons aus dem Lager vor Prag an, bey dessen Wegmarch übernahm der Printz Ferdinand von Braunschweig das Commando von der Armee, so an der langen Seite stand. Wie die Brodt-Wagens von Nimbourg, so unter Escorte von 250 Mann, sich unserm Lager näherten, wurden dieselben gegen Abend von ohngefehr 2000 Mann Cavallerie angegriffen. Erst aber forderten sie den Majoren, so den Transport commandirte, mit seine Manschafft auf, welcher aber von keiner Übergabe höhren wollte, sondern sich so lange vertheydigte, bis der General Major v. Manstein mit 4 Bataillons und 1 Regiment Ziethen denselben zur Hülffe kahm, welcher einige Canonen Schüsse unterwegens that, um die Feinde dadurch abzuschrecken und den unsrigen zu erkennen zu geben, das der Succurs nicht weit entfernet war.

17. Juny. Des Morgens kahmen die Brodt-Wagens unter Bedeckung vom General Major v. Manstein daselbst an. Um 11 Uhr Morgens hatte die Armee Ordre marchfertig zu seyn, und war Seiner Majesteten Wille durch Kaurzim zu marchiren und nachdem über die Defilees nach Zazmuk zu. Wie aber Seine Majestet nach den lincken Flügel geritten, wurde dieselben das gantze feindtliche Lager gewahr, welches die Nacht war aufgeschlagen worden, so daß der rechte Flügel bey Bothorst und folglich vor unsere lincke Flanque, ohne daß jemand hievon dem Könige avertiret, da doch das gantze feindtliche Lager deutlich zu sehen war. Seine Majestet verenderten hierauf die March Route dahin, daß die Armee in 3 Colonnen lincker Hand von Karzim marchiren müste, die Artillerie aber auf Werbschan zu. Zwischen den unsrigen und feindtlichen Husaren, so sich dieseits Planiany aufhielten geschahen einige Schüsse. Die Stadt war mit Panduren besetzet und auf der andere Seite stand das Korps von Nadasti. Aus dem feindtlichen Lager sahe man viele Wagens ankommen, welches uns glauben machte, daß der Feind solche hieher geschicket, um einige hinterlassene Provision oder Bagage aus Planiany abzuhohlen. Wie sich unsere Husaren der Stadt näherten, kahmen aus selbige 2 Bataillons Ungarische Infanterie den Berg auf, welche gleich auf Seine Majesteten Svite, weil dieselbe ihnen am nähesten war, mit Canonen zu feuern anfingen.

Seine Majestet ließen den Gen. Major v. Manstein mit 6 Bataillons anrücken, um sie zu vertreiben, welches auch nach einigen gewechselten Canonen Schüsse bewerckstelliget wurde, wobey aber beyderseits einige geblieben. Unterdessen fuhren die Wagens wieder nach den feindtlichen

Lager, und das Corps von Nadasti zog sich gleichfals zurück, die Stadt aber blieb von Panduren besetzet, und die Österreichischen Husaren blieben auf einige Anhöhen halten.

Das Haupt Qw. war an dem Dorffe Werbschan, woran der lincke Flügel stieß, der rechte aber streckte sich gegen Kaurzim zu. Vor unserer Fronte lagen also die Defilees von Planiany. Durch diesen March kahmen wir für die recht Flanque des Feindes zu campiren.

18. Juny. An diesen Tage kan man den Wechsel des Glückes oder viel mehr die Hand des Herren durch Ziel und gantze Setzung menschlicher Absichten und Unternehmen deutlich ersehen. Um 3 Uhr Morgens wurde die Armee en Ordre de Bataille rangiret. Man konte aber des starcken Nebels halber vom Feinde gar nichts sehen, und glaubte man weil keine Zelter in sein gestriges Lager vorhanden, daß derselbe geweichen und nicht Stand halten wolle. Wie das Wetter aber klahr ward, bemerckte man, daß er nicht gewichen, sondern sich nur rechts gezogen hatte. Es war seine Position diese: Der rechte Flügel streckte sich gegen Kretzov, und waren zwischen diesem Dorffe und der Cavallerie vom rechten Flügel 3 Batterien auf der Anhöhe angeleget. Der lincke Flügel stieß an Bothorst, wo Tages vorhero der rechte gewesen. Die Armee war in 3 Treffen rangiret und occupirte einige gehle Anhöhen. Vor dem Centro in ein Defilé lag das Dorf Chotzemitz mit 6 Bataillons Panduren besetzet, welche die Eingänge verbarricadiret hatten.

Seine Majestet, gewahrnehmend, wie der Feind seine Stellung gäntzlich geendert, und daß er nicht en Fronte zu attaquiren wäre, beorderten den General Lieutenant v. Treskow mit der 2. Linie hinter Werbschan über das Defilé und gegen Planiany zu marchiren, um die Panduren aus der Stadt zu vertreiben. So bald ermeldeter General nahe genug marchiret, pflanzete er einige Canonen auf einem kleinem Berge, beschoß die Stadt damit, als wodurch die Pandouren vertrieben wurden. Alsbald wurde durch Planiani defiliret, die erste Linie Infanterie nebst der schwehren Artillerie durch die Stadt, die 2. Linie lincker Hand und die Cavallerie rechter Hand, und ging der March längs dem Kaysersweg nach dem Wirtshause Novinnisto, so lincker Hand am Wege lieget, wo Halte gemacht, und nachdem die Cavallerie ihren Posten auf den Flügeln eingenommen, setzte sie um 10 Uhr ab, und begaben sich Seine Majestet mit dero Generalitet in erwehntem Wirtshause, wovon allerhöchstdieselben am füglichsten die feindtliche Stellung ersehen und beuhrtheilen konnten, resolvirten demnächst die rechte Flanque des Feindes mit einer schrägen Linie zu attaquiren, und wozu die Ordres, wie folget, ertheilet wurden:

Daß nehmlich der General Major Hülsen mit 7 Bataillons und der schwehren Artillerie den ersten Angrif gegen die 3 Batterien machen und

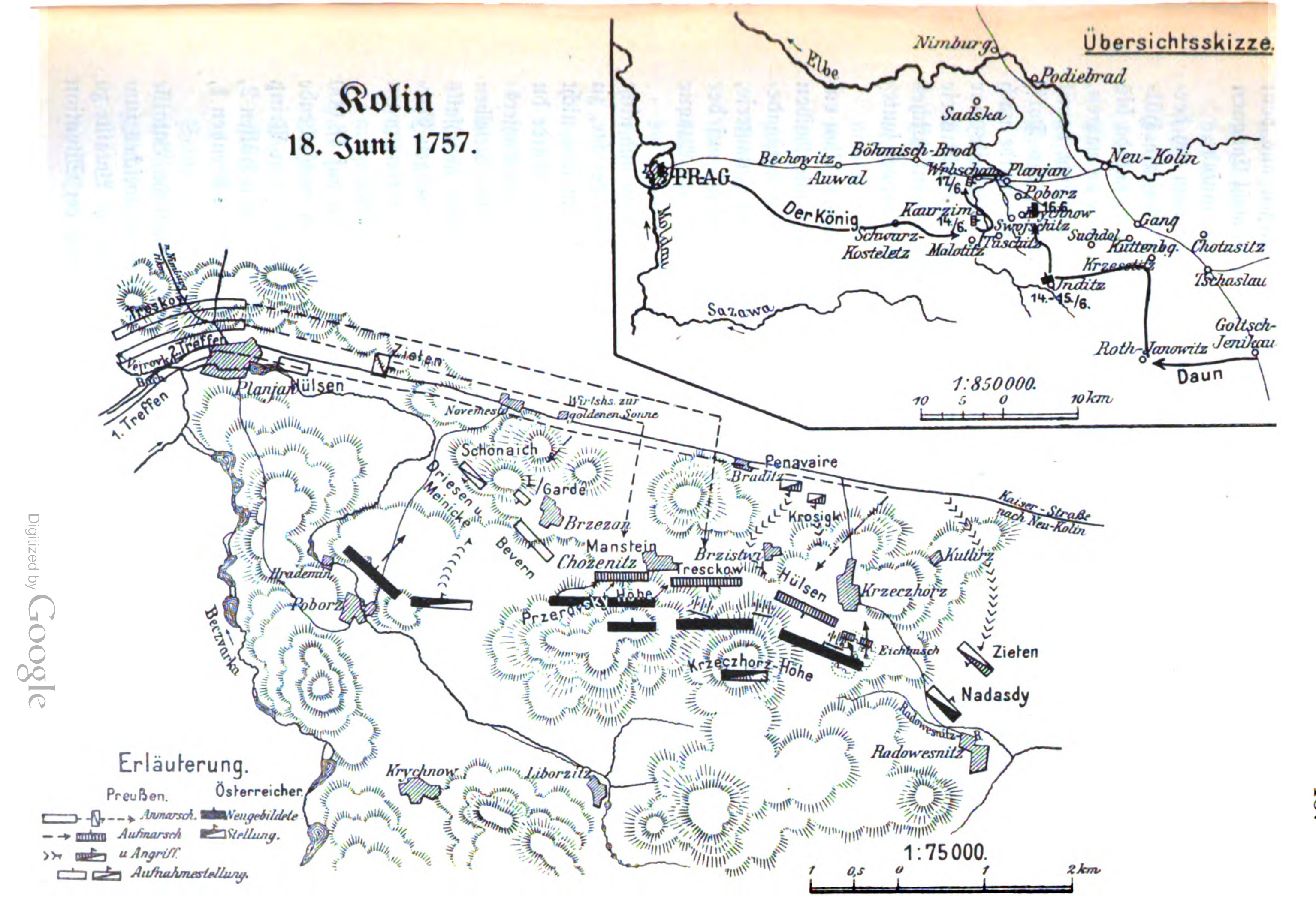
zu dem Ende längs dem Kayserswege vorausmarchiren, um die Anhöhen zu gewinnen und darauf rechts Fronte machen, damit er die Batterien en Flanque attaquiren konnte. Unterdessen sollte sich die Cavallerie des lincken Flügels hinter dem Corps von Hülsen halten um, so bald dieses die Batterien eingenommen, ihre Attaque gegen der feindtlichen Cavallerie machen zu können. Die gantze übrige Infanterie sollte stäts Fronte mit die 7 Bataillons halten, dabey durch Zurückhaltung des rechten Flügels die schräge Linie formiren und nur Ordre hatten ermeldte Bataillons zu soutenniren. 2 Cavallerie Regimenter unter Commando des General Lieutenants v. Pennavaire wurden von unsern rechten den lincken Flügel zu verstärcken detachiret. Um theils den bey der Bataille von Prag durch gar zu schleunigen Angrif gemachten Fehler zu redressiren, theils auch um die brennende Hitze in der Mittags Stunde zu evitiren setzete sich die Armee erst gegen 2 Uhr Nachmittages im March.

Der Feind wegen diesen langen Halt beym Wirtshause bekahm Zeit seinen lincken Flügel von so wohl Cavallerie, Infanterie als Canonen zu degarniren und solches ohnvermerckt hinter den Anhöhen nach seinen rechten Flügel hinzuschaffen, als wodurch die rechte Flanque ansehlich verstärcket worden. Man konte ebenfalls nicht absehen, daß der Feind in mehr als einem Treffen gestanden, da er doch derselben 2 ohne sein Corps de Reserve gehabt, wie man nach Ersteigung der Anhöhen gewahr ward.

Als die Armee in vorerwehnter Ordnung gegen den Feind anmarchirte, poussirten unsere Husaren einige Österreichische bis gegen Kretzov, wo das gantze Corps von Nadasti sich befand, welches auch auf die Bataillons von Hülsen einige Canonen Schüsse that, wovon die erste Kugel in gantz gerader Linie kurtz vor dem Pferde Seiner Majestet niederschlug und glücklicher Weise nicht wie gewöhnlich wieder aufschlug. Bey unserer Annäherung aber zog sich das Nadastische Corps hinter den Anhöhen.

Um dieser Zeit bemerckte man, daß die feindtliche Cavallerie ihre Fronte veränderte, daß sie einen rechten Winckel mit der Infanterie machte und dadurch Terrain gewonnen um die unsrige Tete bieten zu können. Die dadurch erstandene Lücke wurde mit Infanterie ersetzet, welche um so viel besser die Batterien soutenniren konnten.

Um 2½ Uhr fing der General Major Hülsen die Attaque an, vertrieb den Feind von der ersten Batterie, darauf avancirte derselbe gegen die 2., pflantzete auf eine Anhöhe bey dem Dorffe Kretzov seine mitführende Artillerie, so aus einigen 12 Pfd. Canonen und 2 Hautbitzen, und beschoß damit eine gute Weile die feindtliche Batterie, welches von denen Bataillons Stücken, so am näheßten waren, gleichfals geschahe. Das Dorf wurde in Brandt gestecket und gegen der Batterie starck avanciret, wovon auch der Feind mit Hinterlassung gleichfalls vertrieben ward.



Kolin
18. Juni 1757.
Übersichtsskizze.
Nimburg
Elbe
Podiebrad
Sadska
Neu-Kolin
Bechowitz
Auwal
Böhmisch-Brod
Planjan
Poborz
PRAG
Moldau
Der König
Kaurzim
Schwarz-Kostelez
Malotitz
Suchdol
Kuttenbg.
Gang
Chotusitz
Tschaslau
Jnditz
Sazawa
Goltsch-Jenikau
Roth-Janowitz
Daun
1:850000.
10 km
Treskow
2. Treffen
1. Treffen
Zieten
Planjan
Hülsen
Novemesto
Wirtshs. zur goldenen Sonne
Schönaich
Garde
Driesen u. Meinicke
Brzezan
Bevern
Manstein
Chozenitz
Brzistwi
Tresckow
Penavaire
Bradlitz
Krosigk
Kaiser-Straße nach Neu-Kolin
Kutlirz
Hülsen
Krzeczhorz
Hradenin
Poborz
Beczvarka
Przerovsky Höhe
Eichbusch
Zieten
Krzeczhorz-Höhe
Nadasdy
Radowesnitz
Krychnow
Liboritz
Erläuterung.
Preußen.
Österreicher.
Anmarsch.
Aufmarsch
u. Angriff.
Aufnahmestellung.
Neugebildete Stellung.
1:75000.
2 km

Während dieses starken Canonierens wie auch Schießen aus dem kleinen Gewehr konnte man deutlich sehen, wie der Feind so wohl Canonen als Ammunition nach seinen rechten Flügel in größter Eile hinfuhr.

So bald man sich der Canonen bemeistert, bedienete man sich derselben gegen dem Feinde. Um dieser Zeit ward der General Major v. Hülsen, dessen Corps sehr gelitten, durch 3 Bataillons verstärcket, und da bis dahin alles so glücklich gegangen und alle Anzeigen zur Victorie da wahren, als grif das Centrum, wie wohl ohne Ordre zu haben vielleicht damit desselben Anführer mit Antheil an der Gloire haben wollte, das Dorff Chotzemitz an, welches wie gemeldet starck besetzet war. Es wurde nach einem starcken Gefechte eingenommen und verbrandt. Mittlerweile war der General Major v. Hülsen mit der Attaque gegen die 3. große Batterie beschäftiget und war derselbe gantz nahe, wurde aber von so ein entsetzliches Canonen Feuer empfangen, daß da er von keinen frischen Truppen soutenirt, zum weichen genöhtiget wurde.

Mit den Angriff der übrigen Infanterie, so sich gegen den 1. Plan engagiret hatte, lief es auch nicht glücklich ab, sondern wurde allenthalben zur schleunigen Retirade gezwungen. Die Cavallerie, so vom ausgestandenem Canonen Feuer decontenenciret, anstatt die Retraite der Infanterie, weil es ohnedehm Plaine war, zu decken, begab sich gleichfalls auf der Flucht, ohngeachtet Seine Majestet in höchster Persohn selbige zur Attaque encouragirte.

Solchergestallt wurde das Ausrissen gegen 8 Uhr allgemein und nicht an einer 2. Attaque gedacht, noch viel weniger, laut einigen Berichte, zu 7 Mahlen attaquiret worden. Seine Majestet sehend, daß dem Übel nicht mehr abzuhelfen war, wollten unter Escorte von ein Escadron Garde du Corps und 30 Husaren den Weg nach Prag nehmen, allein da der Kaysersweg bereits von feindtlichen Truppen coupiret war, als eilten dieselben über die Fälder nach Nimbourg zu, wohin die flüchtige Armee gleichfalls ihre Retirade nahm und sich daselbst wieder setzte. Aus der hiesigen Garnison nahmen Seine Majestet 200 Mann mit und continuirten gegen Mitternacht die Route nach Prag die Elbe lincker Hand lassend.

Der Verlust Preusischer Seits beläuft sich zum wenigsten auf 18 000 Mann Todte, Blessirte, Gefangene und Vermiste, wie auch nachstehende Fahnen eingebüset worden, als nehmlich: von Alt=Bevern 8, von Printz Heinrich 5, von Printz Mauritz 3, von Wied 3, von Anhalt3, von Hülsen 2, von Manteuffel 2, von Munckow 2, von Schultz 2, Bornstädt 1, Kreutzen 1, Summa 32 Fahnen 1 Estandarte.

Es endigte sich also diese anfänglich zuscheinende glückliche Bataille auf eine so nachteilige Weisse für Seine Preußische Majestet, welches zum Theil daher zu leiten, daß die Infanterie, so aus der Ordre de Bataille zu ersehen, bey dieser Gelegenheit zu schwach gewesen um nach der Situation

vom Terrain am meisten gebraucht zu werden, da die Force der Armee in Cavallerie bestanden. Ins Besondere ist die Lehre daraus zu ziehen, daß wann einmahl eine gute Disposition zum Angriffe formiret, dieselbe nicht (wenigstens mit dem Gros der Armee) durch glücklichen Succès zu verändern sey, da diese Bataille allein durch dem, daß die 3. Batterie manquiret, verlohren gegangen, indem wann solche occupiret worden, derselben Canonen mit denen vorhero eroberten die gantze feindtliche Armee hätten flanquiren können, durch welche Vortheile der Sieg ohne Zweiffel Preußischer Seits geblieben wäre.

19. Juny. Morgens um 10 Uhr langten Seine Majestet zu Alt-Buntzlau an, passirten daselbst die Elbe und Brandeis und trafen um 4 Uhr Nachmittages zu Michle dero Haupt Qwartier bey der Armee vor Prag an, wo sogleich zur Aufhebung der Bloquade und zum Abmarch der Armee folgenden Morgens Ordre gegeben wurde, und zu dem Ende noch Abends die schwehre Artillerie über die Ponton Brücken zu der Armee des General Feldt Marechals v. Keith transportiret worden, als auch die Bagage nach Brandeis zu defiliren muste, als wohin Seine Majestet folgenden Morgens auf das eilfertigste mit der Armee, so auf der langen Seite gestanden, sich auf den Weg begaben, um das nach der Bataille überbliebene von Überwälltigung der Feinde zu degagiren. Noch Abends kahm ein Adjutant von Printz Mauritz von Dessau mit Bericht an, daß die geschlagene Armee, ohne vom Feinde in der Retraite oder bey Passirung der Elbe bey Nimburg mercklich gelitten zu haben, sich salviret hatte.

20. Juny. Des Morgens um 3 Uhr brach die gantze Armee, so auf der langen Seite gestanden, nachdem sie die Armee von Keith mit 3 Bataillons verstärcket, welche die Ponton Brücke bey Troya mitnahmen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf, und setzten sich gegen 4 Uhr in 4 Colonnen, die Feldt Artillerie und Bagage zwischen sich habend, in March Unter-Potschernik rechter Hand lassend nach Brandeis zu, allwo Halte gemacht, und hernach über die Elbe nach Alt-Buntzlau defiliret und allda Fronte gegen Alt-Buntzlau machend ward das Lager in 2 Treffen aufgeschlagen. In Brandeis blieben 4 Bataillons sowohl um die daselbst als zu Alt-Buntzlau befindtliche Blessirte zu decken. Auch nahmen Seine Majestet in letzterer Stadt dero Haupt Qwartier. Übrigens war dieser Tag sehr fatigant für die Armee, indem sie von 3 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends beständig unter Gewehr marchiren muste.

Gegen Mittag brach der Feldt Marechal v. Keith mit seine Armee auf. Seine Arriere Garde hatte ein sehr starckes Canonen Feuer auszustehen als auch von denen Panduren und Grenadiers sehr vieles gelitten, welcher Verlust auf 1100 Mann so wohl Todte als Blessirte geschätzet ward.

21. Juny. Brachen Seine Majestet um 6 Uhr auf und marchireten in 2 Colonnen, die Bagage und Artillerie à la queu der 2. unter Be-

deckung von 2 Bataillons habend, über die Iser, allwo Schiffbrücken von 6 Pontons gemacht waren, nach Lissau, allwo das Lager mit den rechten Flügel gegen Alt-Buntzlau oder den Weg, so wir gekommen, und mit den lincken auf einem Berge, auf welchem das Schloß von Lissau lieget, die Fronte gegen der Elbe machend in 2 Treffens aufgeschlagen wurde.

Hier traffen wir wieder die Meiste Blessirte von der letzten Bataille an. Dem Obristen v. Krockow wurde die Sorge aufgetragen die Blessirte zu Brandeis, so transportable waren, nach Melnik zu verschicken. Die aber nicht in dem Stande waren, blieben mit einem Trompetter im Schlosse zurück.

22. Juny. War allhie Rasttag. Es ward der General Major v. Kannacker mit 4 Bataillons detachiret um bey Nimburg ein Retranchement zu machen.

23. Juny. Wurden die gefangene Officiers zurückgeschickt, nachdem sie vorhero ihre Parole gegeben nicht, bevor ihre Auswechslung geschehen, gegen den König von Preußen zu dienen, doch sollten sie sich erst zu Leitmeritz 14 Tage aufhalten.

Um 11 Uhr Abends brach die Artillerie in aller Stille auf und marchirte ohne Bedeckung zu haben nach Alt-Buntzlau. Es passireten unter Commando des General Lieutenants v. Pennavaire 7 Regimenter Cavallerie vom Printz Mauritzschem Corps und nahmen gleichfalls ihren Weg nach Alt-Buntzlau, um dem Feldt Marechal v. Keith zu verstärcken, so bey Leitmeritz campirte, unter deren Bedeckung denn auch die an Lissau und Alt-Buntzlau befindliche Blessirten bis Melnik transportiret wurden.

24. Juny. Weil Seine Majestet entschlossen mit einem Theil der Armee aufzubrechen, so kahm der Printz Mauritz von Dessau von Nimburg um bey höchstderoselben Abmarch das Commando über den zurück bleibenden Theil zu übernehmen, überlieferte aber sein vorhero gehabtes dem Printzen von Bevern, so aus dem kleinen Überrest der bey Chotzemitz übel zugerichteten Armee bestand.

Um 4 Uhr Nachmittages brachen Seine Majestet mit 3 Escadrons Garde du Corps und 13 Bataillons nach Alt-Buntzlau auf. Über den Iser wurde eine Brücke geschlagen, so aber beym Übermarsch des 1. Bataillon Garde zerbrach, und kahmen Seine Majestet in höchster Gefahr, indem Sie auf dem Point waren, einzufallen. Weil hier also nicht überzukommen war, marchireten Seine Majestet über eine Schiffbrücke, so lincker Hand geschlagen worden und kahmen bey Sonnen-Untergange nach Alt-Buntzlau, allwo das Lager mit dem rechten Flügel an die Stadt und mit dem lincken gegen das Gehöltze geschlagen ward.

25. Juny. Morgens um 6 Uhr brach das Corps wieder auf. Die

Blessirte, so in Alt-Buntzlau waren, müsten folgen, und das Bataillon von le Noble blieb daselbst. Von 9 Uhr Vor- bis 4 Uhr Nachmittages ward in einem Dorffe Tschitz Halte gemacht, und langten wir Abends zu Melnik an, alwo das Lager mit dem rechten Flügel an die Stadt mit den lincken gegen die Weinberge und mit der Fronte gegen die Elbe geschlagen ward. Die beyden Huzaren Regimenter v. Werner und Seidlitz traffen wir hier an, musten aber gleich nach unserer Ankunft nach Jung-Buntzlau marchiren. Die Cavallerie ruckte bis Gasdorf an, ließen sich aber dicht vor der Stadt von 30 Husaren, so über der Elbe geschwummen, 100 Officiers Pferde und 14 Wagen mit Blessirten beladen nehmen, welche auch solche mit sich durch die Elbe nehmen wollten. Da es aber nicht vor den Strohm angehen konte, schmissen sie die Wagens um und versoffen die Blessirte.

26. Juny. Des Morgens um 4 Uhr brach das Corps von Melnik auf und marchirte wieder bis Gasdorf. Die Cavallerie passirte bei Leitmeritz die Brücke und rückte beym Feldt Marechal v. Keith im Lager ein. Das in Melnik gelegene Bataillon v. Wedel zog der König an sich. Es lief die Zeitung ein, daß der General Major v. Manstein nebst 10 gleichfalls blessirten Officiers, welche ins gesamt nach Dresden abgehen sollten, von denen feindtlichen Husaren gefangen. Ersterer aber, weil er sich nicht hat ergeben wollen, niedergesäbelt worden.

Der Flügel Adjutant Marquis v. Warenne, so der König nach Berlin geschicket, wurde bey dieser Gelegenheit auch blessiret und gefangen genommen, ist auch nachdem an seinen Blessuren gestorben und vom Könige, da er öfters als Negociateur gebraucht worden, sehr regrettiret. Die Zeitungen, so von allen Orthen einliefen, waren, wie sie nach einer verlohrenen Bataille pflegen, grösten Theils unangenehm.

27. Juny. Des Morgens um 4 Uhr marchirete das Corps von Gasdorf aus und traf bei Leitmeritz an, wo das Lager aufgeschlagen und das Haupt Qwartier in der Stadt auf dem Bischofshofe genommen ward. Das Huzaren Regiment v. Seidlitz stieß wieder zur Armee.

28. Juny. Passirte das Corps, so der König mitgebracht, die Elbe, und stieß zur Haupt Armee, welche hierdurch so wohl als ihrer schlechten Position wegen das Lager veränderte, so daß der rechte Flügel gegendoch vorwärts Lowositz erstreckte. In der Linie zwischen die Cavallerie und Infanterie vom rechten Flügel lag das Dorf Lukowitz, welches von denen 2en rechten Flanquen Bataillons gedecket und besetzet. Unser lincke Flügel erstreckte sich an dem Dorfe Kobitz, so von denen 2en lincken Flanquen Batail. besetzet. Der Parc d'Artillerie war etwas vor der Brücke zu Leitmeritz um zum Einschiffen nahe zu seyn. Das Qwartier des General Feldt Marechals v. Keith war zu Lukowitz.

Der General Major v. Bülow blieb jenseit der Elbe mit den beyden Regimentern Geist und Kleist stehen, und stieß noch zu demselben unter

Commando des General Major v. Meyer das Dragoner Regiment von Bayreuth.

Es wurde desgleichen der General Major v. Asseburg mit 6 Bataillons nach dem Boscopol detachiret.

29. Juny. Wurde der General Major v. Grumbkow mit 4 Bataillons in das Gebirge zu marchiren beordret. Man bekahm die Nachricht, daß 3 Postilions mit ihren Fell-Eisen in der Feinde Hände gerathen wären.

Der Prinz von Preußen und der General Lieutenant v. Schmettau wie auch der General Lieutenant v. Winterfeldt, 2 Bataillons vom Bülowschen Corps zur Bedeckung habend, ging nach der Armee des Prinzen von Dessau ab, um von demselben das Commando zu übernehmen, so vor seiner Persohn zu Seine Majestet dem Könige kommen sollte, tauschte, da sie sich rencontrirten, Escorte mit ihm.

Die Panduren nahmen 11 Schiffe, so von Dresden unterwegens weg. Die Commandanten der Escadrons des Draguner Regiments v. Normann, welches sich von der Cavallerie bey der letzten Bataille allein distinguiret, wurden zu Obrist-Lieutenants ernannt.

30. Juny. Brach um 2 Uhr Nachmittages das Grenad. Bataillon v. Kleist auf und marchirte nach Welmina. Es wurden annoch 2 Bataillons um die Passage der Elbe offen zu halten detachiret, und wurde auch angefangen die swehre Artillerie und Blessirte einzuschiffen.

1. July. Wurde von beyden Flügeln, der rechte nach Trebnitz und der lincke dieseits der Elbe gegen Zahortzahn und Pliskowitz unter Bedeckung von 2 Bataillons und 10 Escadrons fouragiret. Es gingen auch 23 Schiffe mit Artillerie und 3200 Blessirte und Krancke nach Dresden ab. Die höchstunangenehme Nachricht des Absterben Seiner Majestet der verwittweten Königin von Preußen lief ein, wovon das Königliche Haus in einer großen Betrübniß gesetzet ward.

2. July. Kahmen weder Seine Majestet der König noch die Königlichen Brüder zum Vorschein. Von die Armee des Printzen von Preußen lief die Nachricht ein, das selbe bey Jung-Buntzlau campirte; die feindtliche Armee aber sollte aus Mangel von Subsistance nach Kollin gezogen haben. Es wurde auch befohlen mit schwartzen Flohr Trauer anzulegen.

3. July. Gegen Abend wurde das Bataillon v. Kleist, so oben bey Welmina stunde, von etwa 5000 Mann Panduren und Husaren als auch regulirer Cavallerie nebst 6 Canonen angegriffen. Das Bataillon, weil es allenthalben umgeben, machte gleich ein Quarré, währete sich mit erstaunender Bravour und schoß so lange, als Ammunition vorhanden war, und erwartete hieauf mit gefälleten Bajonets ein trauriges Schicksahl, indem der Feind schon auf 20 Schritt nahe gekommen, aber nicht einbrechen dürfte, sondern immerweg schosse, als zum größten Glücke für ermeldetem

Bataillon, so schon starck geschmoltzen, der Major Zehler mit 100 Husaren von Ziethen es zu Hülffe kahm, worauf der Feind gleich Reisaus gegeben und von den Husaren nachgesetzet wurde, die keinen Pardon gaben. Man glaubet, daß der feindtliche Verlust ansehnlich gewesen, für gewiß aber nichts zu melden, weil sie ihre Blessirte und Todte mit fortgeschleppet. Der Verlust Preusischer Seits beläuft sich auf 300 Todte und Blessirte, Es lief die Nachricht ein, das der Feldt Marechal Braune an seinen Wunden gestorben wäre.

Seine Majestet detachirten noch in der Nacht den Flügel Adjutanten v. Stuttereihm mit das Draguner Regiment v. Meineke dem Bataillon zum Succurs.

4. July. Gingen wieder Schiffe mit Krancke und Blessirte ab. Es wurden auch die Brodt-Wagens nach Welmina abgeschicket um die Blessirte vom Kleistschem Bataillon abzuhohlen und kahmen gegen Abend wieder zurück.

5. July. Kahm der Printz Mauritz mit seiner Escorte an. Die letzten Nachrichten zufolge stunde die Armee des Printzen von Preußen bey Neuschloß, wovon man deutlich den Retraite-Schuß der feindtlichen Armee höhren konte. Die Pandouren nahmen 20 Pferde und Knechte weg, so zum fouragiren auf ihre eigene Hand ausgeritten.

6. July. Es kahm die Kriegs Casse unter Bedeckung von 1 Bataillon aus Dresden mit 1680 Reconvalescirte zur Armee an. So traf auch der Obriste Lieutenant v. Stuttereihm wieder ein. Das Bataillon von Finck wurde beordert in Lowositz Posto zu fassen, weil solches hinter unserm rechten Flügel, und die Panduren sich stäts darinn aufgehalten und die Armee davon beunruhiget hatten.

7. July. Fouragirte die Armee dieseits der Elbe bis Böhmisch Leipa. Zur Bedeckung waren von der Cavallerie 100 Pferde und von der Infanterie 2 Bataillons commandiret. Die feindtliche Panduren und Husaren attaquirten die Vorposten des General Majors v. Bülow, trieben dieselbe durch Zahorzahn, als unsere Feldtwache von Draguner ihnen zu Hülffe kahm und den Feind repoussirte. Gegen 7 Uhr kahmen sie in noch größerer Anzahl, fungen an, nocheinmahl unsere Vorposten zurück zu treiben und sich in dem Dorffe sowohl als in einem hohlen Wege zu postiren, allein der General Major v. Bülow ließ ein Par Infanterie-Feldtwachen mit ihren Canons anrücken und masquirte dieselbe hinter die Draguner Feldtwachten, so auch anrucken mussen. Wie sie nahe genug, schmuckten sie die Canonen rechts und lincks aus und vertrieben den Feind mit Verlust von 19 Todte. Des Nachmittages muste der Printz Heinrich mit 5 Bataillons über die Elbe und durch die Stadt nach dem General Major v. Bülow hinmarchiren, wo Seine Königliche Hoheiten das Commando übernahmen.

8. July. Mußte das Grenadier Bataillon von Billerbeck vorwärts in Zahorzahn einrücken, um dieses Dorff zu mainteniren. Es kahm die Nachricht, daß beyde feindtliche Armeen bey Lissau stunden. Gleichfalls vernahm mann, daß die Panduren ohnweit Dresden ein Vorpost von Huzaren attaquiret, daß erstere aber gezwungen wieder zurück zu weichen, da sie stäts von denen Huzaren sind verfolget worden bis an einem großen Walde. Wie die Huzaren nicht länger zu Pferde avanciren konnten, stiegen sie ab und verfolgeten die Flüchtigen mit den Sabel in der Faust. Es kahmen aus Dresden einige ledige Schiffe als auch der Oberst Lieutenant v. Treskow an.

9. July. Es lief Rapport ein, daß man ohngefehr 2 Stunden vom Printz Heinrichschem Corps den Feind anmarchiren kommen sahe. Des Nachmittages konnte man gar deutlich sehen, wie der Feind sich von uns 2 Stunds gelagert hatte. Es kahmen noch mehrere Schiffe an und wurde angefangen die Ammunition zur schwehren Artillerie als auch von der hiesigen Provision einzuschiffen.

10. July. Morgens um 3 Uhr marchirte der General Major v. Grabow mit denen Regimentern Forcade und Assebourg, Leibregiment Cuirassiers und Katt Draguner nach dem Corps von Printz Heinrich, so daß dieses aus 13 Bataillons und 20 Escadrons bestunde. Morgens ritten Seine Majestet die Feinde, so sich gestern sehen gelassen, zu recognosciren, wobey man deutlich ihr Lager gewahr ward.

Im 3 Tage hatte man keine Nachricht von der Armee des Printzen von Preußen gehabt.

Des Nachmittages, als der Printz Heinrich bey Zahortzahn recognosciren ritte, begegnete er auf gantz kurtzer Distance 2 Österreichische Generals, so in selbiger Absicht ausgeritten. Im Vorbeypassiren begrüsten Sie einander.

Bey Nacht wurde das 1. Bataillon von Braunschweig nach Linay detachiret.

11. July. Fuhren viele Wagens mit Blessirte hievon ab. Des Vormittages kahm vom General Feldt Marechal v. Lehwald ein Officier mit wichtigen Depeschen an.

12. July. Bey Nacht entstand in der Vorstadt ein großer Lärmen, und hieße es das 2000 Panduren das Hauptqwartier attaquiren wollten. Es wurden alle Anstallten gemacht um Ihnen mit der sich hier befindtlichen wenigen Mannschafft wohl zu empfangen. Es wurde auch eine starke Patrouille Huzaren ausgeschicket, so aber nichts gewahr ward.

Um der gleichen Lärmen vorzukommen und verhüten wurde 1 Bataillon beordert sich beym Ausgange der Vorstadt zu lagern.

13. July. Des Morgens gantz frühe geschahen in der Gegend von Zahortzahn zwischen denen unsrigen und feindtlichen Husaren viele Schüsse.

Mann erfuhr, daß der Printz von Preußen mit seiner Armee bey Leipa und Daun bey Munchengratz stunde.

14. July. Gegen Mitternacht thaten die Panduren wieder nach Zahortzahn einige Schüsse. Es wurde annoch viele geladene Schiffe nach Dresden abgeschicket.

15. July. Von denen Panduren geschahen wieder viele Schüsse auf das Grenadier Bataillon von Billerbech, so bey Zahortzahn campirte. Noch Abends defilirte etwas der schwehren Bagage vom Printz Heinrichschem Corps durch Leitmeritz nach der andern Seite über.

16. July. Folgte der Rest der Bagage. Die Desertion nahm tagtäglich zu. Die Brücke über der Elbe wurde rein gemacht, damit nichts dem Übermarch der Printz Heinrischem Corps hinderlich seyn mochte. Unter der Hand aber wurden Anstallten gemacht, daß sobald wie ermeldetes Corps übermarchiret war, die Brücke an einigen Orthen konnte abgebrochen werden und in Brandt gestecket.

17. July. Wie Seine Majestet die Mittags-Mahlzeit einnehmen wollten und sich schon an die Taffel gesetzet hatten, entstand im Hausse ein großes Feuer, welches doch wegen der guten Anstallt bald gelöschet ward. Es wurde angefangen den Weg, so der Mühle werbey gehet, mit Pallisaden zu sperren, und damit man die Stadt Thorn, wenn durchmarchiret worden, in Geschwindigkeit verriegeln konnte, wurden desgleichen Anstallten gemacht.

18. July. Man bekahm die unangenehme Nachricht, das Geldern mit dem sich darin befindtlichen Bataillon in der Frantzosen Hände gerahten. Des Vormittages kahm vom Printz von Preußen ein Huzar in Bauer-Kleyder verkleidet an und überbrachte, daß die Österreicher Gabel mit der Besatzung und allem weggenommen hatten.

Des Nachmittages ging das Regiment von Mauritz nach Dresden ab.

19. July. Bey Nacht wurde der annoch auf dieser Seite seyende Rest von Mehl Tonnen nach der Seite von Keith gebracht.

Es wurde befohlen, daß die Back-Ofens so wohl auf dieser als der Keith'schen Seite sollten abgebrochen werden, desgleichen daß die Generals Persohnen um 5 Uhr Nachmittages in Haupt-Qwartier sich einfinden sollten.

Des Nachmittages wurde das Tete de Pont demoliret.

20. July. Um 7 Uhr Morgens gingen Seine Majestet das 1. Bataillon Garde mit sich nehmend nach Lukowitz, wo das Qwartier vom Feldt Marechal v. Keith war, und wo höchstdieselbe pernoctirten. Des Nachmittages um 3 Uhr fing der Train d'Artillerie an hievon zu gehen, nachdem die Bagage unter Bedeckung von 2 Bataillons und 6 Escadrons den Weg über Ausig nach Linay genommen. Aus Preußen kahm wieder ein Courier an. Desgleichen arrivierten aus Dresden eine große Anzahl

ledige Wagens, so bey Nacht zu Likowitz mit Mähl beladen; 400 Tonnen aber, so übrig waren, wurden in der Elbe geworffen.

21. July. Marchirte das Corps von Printz Heinrich gantz frühe über die Elbe, stieß zu der Armee von Keith, welch sich unterdessen im March gesetzet um Lager zu verändern, so daß der rechte Flügel an Sulowitz und der lincke an die Elbe stießen.

Das Haupt=Qwartir war zu Sulowitz, und in Lowositz lagen 2 Bataillons.

22. July. Um 3 Uhr Morgens brach die Armee in 2 Colonnen Infanterie und eine Cavallerie auf. Seine Majestet führeten selbsten die erste, welche zur Arriere Garde 3 Bataillons unter Commando des General Major v. Rohr hatte.

So lange wie die Colonnen in der Plaine von Lowositz marchirten, blieben 2 Cavallerie Regimenter zurück in der Plaine halten. So bald wir uns aber in die Defilées begaben, devancirten beyde letztere Regimenter die Arriere Garde von Infanterie.

In der Gegend von Welmina geschahen auf dem Bataillon von Angenelli viele Schüsse von einigen Huzaren und Panduren, welche es 1/4 Meil Weges cotoyirten. Wie sie sich aber zu sehr näherten, lies der Obriste Angenelli mit Cartetschen unter ihnen feuern, davon auch einige geblieben. — Der March dieser Colonne ging über Welmina nach Rusolke, die von Keith marchirte über den Boscopol. In der Plaine von Linay stieß die Colonne Cavallerie zur 1. von Infanterie und passirte durch Linay durch und stieß zu dem General Major v. Asseburg, welcher schon allda campirte.

Das Lager wurde in 2 Treffen aufgeschlagen und das Haupt=Qwartir zu Linay genommen.

23. July. War Rasttag.

24. July. Brachen Seine Majestet mit einem Theil der Armee auf um gäntzlich aus Böhmen zu marchiren und nachdem sich mit dem Printzen von Preußen zu conjugiren und dem Verlauf nach eine 3. Bataille zu wagen. Weil aber denen Volontaires nicht erlaubet wurde bey dieser Gelegenheit gegenwärtig zu seyn, als höret hiebey mein Journal auf, da wir sämtlich die Armee verlassen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

# Die Schlacht bei Gettysburg
## am 2. und 3. Juli 1863.

Von
**K. v. Goßler,**
General der Infanterie à la suite des Kaiser Franz Garde=Grenadierregiments Nr. 2.

Mit vier Skizzen.



### Die Lage der nordvirginischen Armee am 30. Juni.

Unstreitig ist General Lee als Mensch und Feldherr eine der bedeutendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Bei Ausbruch des Sezessionskrieges hatte er sich als Virginier für die Partei der Südstaaten entschieden. „Der damalige Oberst Lee," schreibt Konstantin Sander, „wurde von seinen ehemaligen Vorgesetzten sowie vom Publikum im allgemeinen für den fähigsten und am meisten versprechenden unter den Offizieren gehalten. General Scott, der frühere Höchstkommandierende der Vereinigten Staaten=Armee, war enthusiastisch in seinen Ausdrücken der Bewunderung für den jungen Virginier und hat mehrfach die Absicht ausgesprochen, ihn als seinen Nachfolger zu empfehlen, wenn er zurücktreten oder zur »großen Armee« abberufen werden sollte. Es wurde von allen zugegeben, daß Lee ein Mensch von höchster Sittlichkeit des Charakters sei, und diesem Ruf hat er in seiner Laufbahn als General der südstaatlichen Armee vollständig entsprochen. Er hat sich einen Feldherrnruhm erworben, der ihm für alle Zeiten einen Platz unter den besten Namen sichert. Die wahrhaft väterliche Sorge, welche er für seine Soldaten bewies; das schöne Streben, die Leiden des Krieges nach Kräften zu mildern; sein echt christlicher Sinn und seine beinahe kindliche Frömmigkeit, welche er bei jeder Gelegenheit betätigte, lassen ihn auch als Menschen so erhaben und edel erscheinen, wie die Besten aller Zeiten." Der preußische Major Scheibert, welcher Lee in dem Bürgerkriege sah, schildert ihn: „Eine große stattliche Erscheinung, eine echt militärische Gestalt! Sein durch den Krieg gebleichtes Haar umrahmte ein edles, kraftvolles Gesicht, aus welchem ein Paar schöne, fast schwarze Augen offen herausblickten. Sein ganzes Auftreten war ruhig, wie er überhaupt wenig sprach. Nie sich auf Einzelheiten einlassend, kaltblütig und im Gleichgewicht bleibend, ruhte immer derselbe Zug wohlwollender Würde auf seinem Antlitz.... Schon die Nähe des Generals Lee, welcher alles veredelte, was er in seinen Gesichtskreis zog, entschädigte für alle Strapazen, und ein Verkehr mit

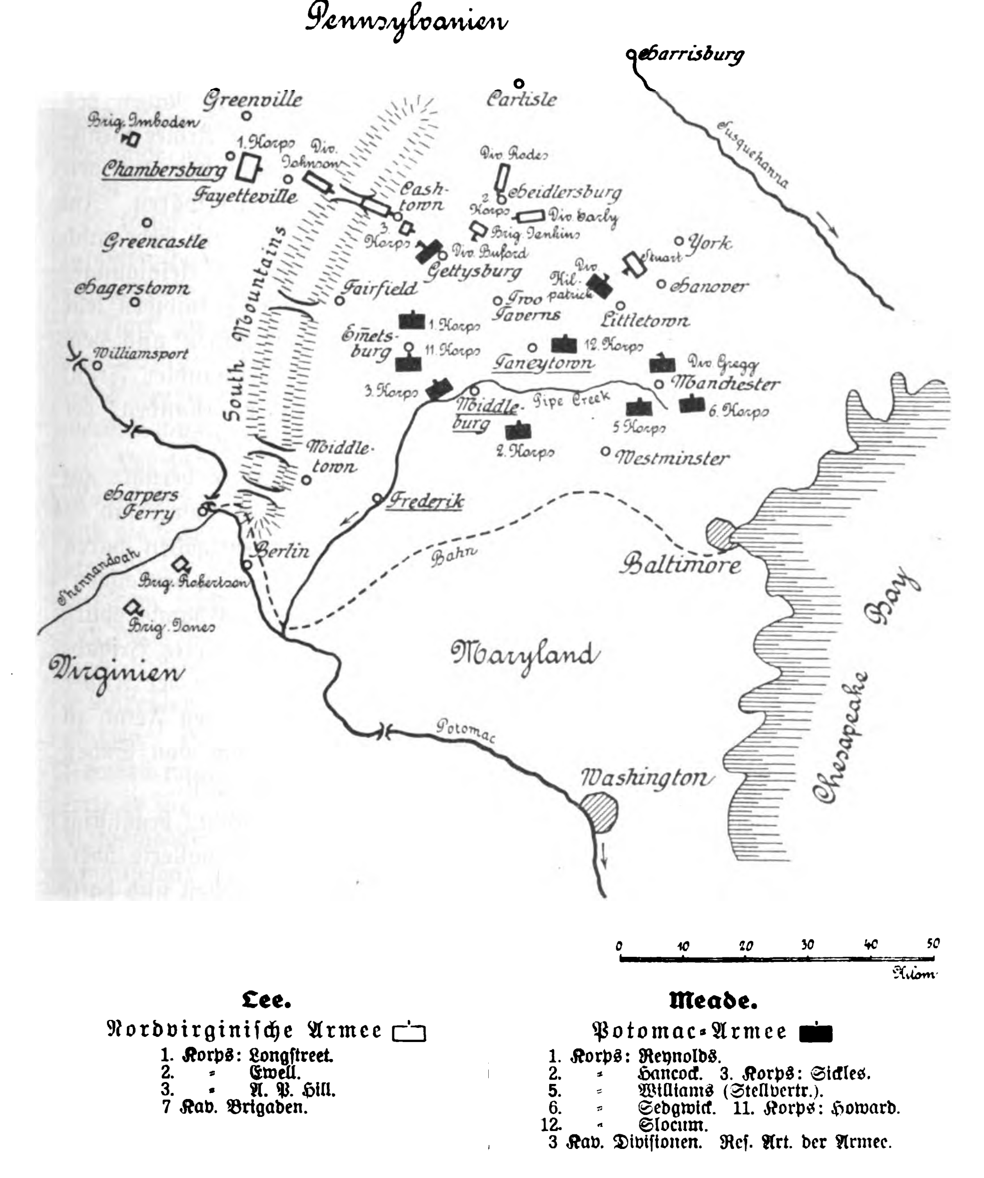
ihm hob jeden über die Alltäglichkeit empor." Im Luxus aufgewachsen, lebte er im Felde nur in einem Zelte, er war für seine Person in seinen Bedürfnissen höchst einfach. Sein Stab, die Armee vergötterten ihn. Cooke, der viel um ihn war, schreibt: „Die Truppe beurteilt ihre Führer mit instinktartigem Scharfsinn und mit erstaunlicher Richtigkeit. Sie bildet sich ihre Meinung selbständig nach den Haupteigenschaften jener, und Lee hatte mit seinen militärischen Eigenschaften den Untergebenen Bewunderung abgenötigt. Von dieser Empfindung zur persönlichen Hinneigung ist nur ein Schritt. Die freundliche, dabei ernste Haltung, das einfache, der Eitelkeit fremde Wesen machte Lee beliebt. Während des ganzen Feldzuges hat Lee nicht ein hartes Wort gesagt; sein Benehmen gegen Offiziere und Mannschaften war gütig, ohne nach Popularität zu haschen; er war immer vorne, ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr. Der gemeine Mann schaute mit Stolz und immer wachsender Hingebung zu ihm auf, zu ihm, dem in gerader Haltung so kriegerisch aussehenden Mann, in dem einfachen Feldanzuge mit den kaum sichtbaren Rangabzeichen, welcher auf dem Marsche und im Gefecht den gleichen Ausdruck ernster Würde und Ruhe bewahrte. Wie Lee das Kommando bei Richmond übernahm, kam ihm die Truppe mit Vertrauen entgegen; jetzt liebte sie ihn, und wenn er in die Biwaks ritt, liefen die Mannschaften heran und sagten von ihm zueinander: Seht, dort reitet unser Mister Robert oder der alte Onkel Robert, und laute Cheers erschallten bei seinem Vorbeireiten." Der Prinz von Ligne hat in seinen „Militärischen Urteilen und Phantasien" recht: „In den Biwaks am Abend nach der Schlacht, auf den Feldwachen und Piketten, auf den Märschen kann man hören, was jeder wert ist."

Weit über das eigene Feldlager ging Lees Einfluß hinaus. „Das ganze Volk der Südstaaten fühlte in allen Ständen, daß seine Sache durch die Person und den Charakter des Führers der bedeutendsten Armee würdig vertreten war. Während andere in ihren privaten oder öffentlichen Äußerungen dem Norden gegenüber heftig und verbittert waren, blieb Lee ruhig, gemäßigt und in würdevollem Schweigen jeder Aufreizung gegenüber. Ohne Ruhmredigkeit, Übertreibung und Aufgeblasenheit blieb Lee in seinen inhaltsreichen Gesprächen bescheiden und sachlich. Seine Berichte waren einfach, kurz und klar. Bei alledem war Lee nicht, wie es manchem schien, kalt und unempfindlich.... Kein Mensch fühlte tiefer und wärmer und empfand größeren Schmerz über das Eindringen des Feindes in den Süden als er. Das Volk hatte volles Vertrauen zu ihm, schätzte ihn als einen der größten Krieger aller Zeiten und bewahrte ihm seine Ergebenheit bis ans Ende."

Dies war der Feldherr, welcher, weit ab vom Heimatlande Virginien, in Feindesland, infolge einer in Chambersburg in der Nacht vom 28. zum

29. Juni erhaltenen Meldung, die entfaltete Armee nach der rechten Flanke, nach Gettysburg zusammenziehen wollte. (Vgl. Skizze 1. Als Übersichtskarte ist eine Atlaskarte der Vereinigten Staaten genügend.)

**Skizze 1.**
Lage am 30. Juni abends.




| **Lee.** | **Meade.** |
|---|---|
| Nordvirginische Armee | Potomac-Armee |
| 1. Korps: Longstreet. | 1. Korps: Reynolds. |
| 2. „ Ewell. | 2. „ Hancock. 3. Korps: Sickles. |
| 3. „ A. P. Hill. | 5. „ Williams (Stellvertr.). |
| 7 Kav. Brigaden. | 6. „ Sedgwick. 11. Korps: Howard. |
| | 12. „ Slocum. |
| | 3 Kav. Divisionen. Res. Art. der Armee. |

Es handelte sich um die Entscheidung des Krieges. Vicksburg am Mississippi war in Gefahr, in die Hände der Nordtruppen zu fallen. Nur

Lee war in der Lage, mit seinem erprobten Heere einen Umschwung herbeizuführen, indem er in Pennsylvanien das Hauptheer des Nordens schlug und Washington einnahm.

Er hatte vor vier Wochen die Gegend südlich Frederiksburg am Rappahannock verlassen und, dauernd von der feindlichen Armee mit einem Angriff bedroht, mit kühnem Flankenmarsch durch das Shennandoah-Tal gehend, den Potomac überschritten und am 28. Juni mit den Hauptkräften Chambersburg erreicht. Er wollte, in der festen Erwartung, daß sein bewährter Reiterführer Stuart ihm rechtzeitig das Nahen des Feindes melden würde, mit der weit auseinandergezogenen Armee Pennsylvaniens Hilfsmittel, vor allem die großen Städte, ausnutzen und den schon geschwächten Südstaaaten einen Teil der Kriegskosten ersparen. Im Falle des Heranmarsches des Feindes hatte er die Absicht, sein Heer rasch nach der bedrohten Richtung zu versammeln und in einer Verteidigungsschlacht die Entscheidung zu suchen. Dieser Entschluß war insofern sehr kühn, als er nach Aufgabe der Verbindungen mit Virginien und dem Shennandoah-Tal voraussichtlich die Schlacht mit verwandter Front schlagen mußte. In seinen Entschlüssen war Lee ganz ungebunden; der Präsident Jefferson Davis in Richmond ließ ihm freie Hand.

Die Ausgabe des Befehls zur Vereinigung der Armee beruhte auf dem rechtzeitigen Eingang der Meldungen Stuarts, aber damit sah es ohne Wissen Lees schlecht aus. Von den sieben Kavalleriebrigaden waren zwei südlich des Potomac geblieben, um das feindliche Heer zu beobachten; sie meldeten nichts; eine Brigade hatte die Gegend westlich Chambersburg unter Aufsicht, wo vom Feinde wenig zu spüren war; eine vierte Brigade ging nordöstlich gegen Harrisburg vor; in der rechten Flanke der Armee war Stuart mit drei Brigaden geblieben, mit dem Befehl, den Feind zu beobachten und sofort zu melden, wenn dieser den Potomac von Süden nach Norden, von dem rechten nach dem linken Ufer, überschritt.

Stuart war in der letzten Zeit nicht besonders vom Glück begünstigt gewesen. Drei Wochen vorher war er von feindlicher Kavallerie überfallen worden, hatte seine Dienstpapiere im Stich lassen müssen und hatte sich nur mit Hilfe einer Infanteriedivision des Anfalls erwehren können. Die Deckung des Flankenmarsches Lees durch das Shennandoah-Tal war ihm einigermaßen gelungen, aber er hatte doch einige nicht ganz glückliche Gefechte gehabt. Die Zeitungen der Südstaaten begannen ihm Vorwürfe zu machen. Er wollte durch eine glänzende Unternehmung seinen alten Ruf wiederherstellen; er hoffte mit der Deckung der rechten Flanke des nordvirginischen Heeres und der Beobachtung der feindlichen Potomac-Armee einen Raid verbinden zu können. Er erhielt von Lee leider die Erlaubnis, im Rücken der feindlichen Armee dicht westlich Washington den Potomac zu überschreiten, unter der Bedingung, sich dann sofort wieder

der nördlich des Flusses auf Chambersburg vormarschierenden Armee Lees anzuschließen. Dieser Anschluß mißlang. Als Stuart mit drei Brigaden westlich Washington über den Potomac ging, zog auch die feindliche Potomac-Armee über den Fluß, zwischen ihm und Lee. Sechs Tage lang konnte er keine Meldungen an Lee bringen und wurde gegen seinen Willen, immer mehr nach Norden, nach York zu abgedrängt. Lee glaubte, da er keine Meldungen erhielt, es sei alles in Ordnung, die feindliche Armee befände sich noch südlich des Potomac, als er in der Nacht vom 28. zum 29. Juni in Chambersburg durch einen Späher (Scout) die Meldung erhielt, der Anführer des feindlichen Heeres, Hooker, habe nordwärts den Potomac überschritten und mit dem Anfange die South Mountains erreicht. (Vgl. Skizze 1.)

Glücklicherweise hatte Lee das 1. und das 3. Korps noch dicht beisammen, das 1. Korps lagerte um Chambersburg, das 3. östlich davon bei Fayetteville; nur das 2. war entfernt und ganz auseinander, eine Division in York, zwei Divisionen mit der Kavalleriebrigade Jenkins dicht vor Harrisburg, drei und zwei Märsche von Chambersburg entfernt. Es war keine Frage, daß die nordvirginische Armee schleunigst zusammengezogen werden mußte; es fragte sich, in welcher Gegend.

Lee hielt die Meldung des Spähers, daß der Feind auf die South Mountains marschiere, für richtig; er glaubte, dieser würde sie durchschreiten und die Stadt Hagerstown, westlich der Berge, als Zielpunkt nehmen. Er hielt es für das beste, hiergegen die Verbindungen der feindlichen Armee mit dem reichen Baltimore und Washington zu bedrohen, da er wußte, daß man im Norden dafür sehr empfindlich war. Er entschloß sich, seine eigenen Verbindungen fürs erste vollständig aufzugeben und, wie er dem Präsidenten schrieb, die Armee östlich der Berge bei Gettysburg zu vereinigen. Er glaubte hierzu reichlich Zeit zu haben, da die Armee des Feindes nach seiner Ansicht einen großen Umweg machen mußte. Hierin irrte er sich; aus Mangel an Kavallerie erfuhr er nicht, daß die feindliche Potomac-Armee nicht nach Hagerstown, sondern mit dem linken Flügel unmittelbar auf Gettysburg marschierte. Dies war der Grund, daß Lee bei letzterer Stadt zu spät eintraf. In seiner Ansicht, Zeit zu haben, ließ sich Lee auch nicht dadurch stören, daß A. P. Hill vom 3. Korps ihm am 30. Juni nachmittags meldete, daß starke feindliche Kavallerie mit etwas Infanterie sich bei Gettysburg befände. Lee hoffte immer noch, zur Zeit zu kommen.

Die Befehle Lees, die nicht mehr erhalten sind, können nicht ganz klar gewesen sein. Ewell vom 2. Korps, der Carlisle mit zwei Divisionen erreicht hatte, erhielt den Befehl sehr früh, schon am 29. morgens. Der Befehl lautete: nach Cashtown, westlich Gettysburg, zu marschieren. Ewell faßte diesen Befehl falsch auf; mit einer Division marschierte er allerdings

dorthin; der Division Early bei York ließ er befehlen, den Rückmarsch so einzurichten, daß sie sich mit ihm auf der Westseite der South Mountains vereinigen könne. Der Division Johnson gab Ewell den unglücklichen Befehl, von Carlisle mit den Trains westlich der Berge über Greenville zu marschieren. Die Bewegung wurde dadurch noch einigermaßen eingerenkt, daß Ewell in Heidlersburg mit Early zusammentraf und den Befehl Lees vorfand, nach Gettysburg zu marschieren, so daß das 2. Korps nun wenigstens mit zwei Divisionen in die richtige Marschrichtung kam. Dem Irrtum, daß die Division Johnson weit ab hinter den Bergen marschierte, war nicht mehr abzuhelfen. Wahrscheinlich war ihre Straße die beste für die Trains. Aber ihr Marsch brachte den Nachteil, daß die einzige große, von Chambersburg nach Gettysburg führende Straße noch mehr belastet wurde.

Auch A. P. Hill mit seinem 3. Korps erhielt nicht die Anweisung, schleunigst Gettysburg zu erreichen, sondern das Korps wurde einfach im Marsch in Richtung Fayetteville—Gettysburg belassen, wozu es schon vor Umänderung der ganzen Lage, um York zu besetzen, den Auftrag bekommen hatte. Hill ließ sich Zeit, machte mit der vordersten Division in Cashtown einen Ruhetag und ließ am 30. Juni Gettysburg nicht einmal besetzen, als ihm dort die Anwesenheit feindlicher Kavallerie und schwacher Infanterie gemeldet worden war. Sein gemächliches Marschieren war um so schlimmer, als er dadurch auch die Division Johnson vom 2. Korps aufhielt, welche von Greenville aus hinter ihm hermarschierte und dadurch wieder das 1. Korps aufhielt. Dieses kam infolgedessen am 30. Juni überhaupt nicht mehr vorwärts und traf erst am folgenden Tage, am 1. Juli, spät abends 10 km westlich Gettysburg im Biwak ein, und zwar nur mit zwei Divisionen; eine, Pickett, war zur Deckung des Armeetrains bei Chambersburg geblieben.

Lee hielt sich am 30. Juni in dieser Stadt noch auf. Wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß ein Teil des Feindes sich schon so nahe bei Gettysburg befand, hätte er den Heranmarsch mit allen Mitteln beschleunigt. So wie die Lage war, konnte er für eine Besetzung dieser Stadt am 1. Juli nur auf fünf Infanteriedivisionen und eine Kavalleriebrigade rechnen. Drei Infanteriedivisionen verblieben im Anmarsch, eine Division war beim Armeetrain zurückgelassen und sechs Kavalleriebrigaden schwärmten, ohne Meldungen zu bringen, im Lande umher, zwei südlich des Potomac, drei unter Stuart südwestlich York und eine westlich Chambersburg. Lee schrieb später an den Präsidenten, da er von der Kavallerie keine Meldung bekommen hätte, habe er geglaubt, Zeit zur Versammlung zu haben; auch habe er die Truppen bei dem schlechten Wetter durch große Märsche nicht anstrengen wollen.

Der Erfolg dieser Maßnahmen war, daß Lee am 1. Juli höchstens

über die Hälfte der Armee bei Gettysburg verfügen konnte und am 2. auch noch auf einen erheblichen Teil verzichten mußte. Es war ihm nicht gelungen, die nordvirginische Armee — ungefähr 80 000 Mann, darunter 9500 Kavalleristen, mit 250 bis 260 Geschützen — rechtzeitig zusammenschließen zu lassen.

### Die Potomac-Armee unter Hooker und unter Meade.

In der Nacht vom 27. zum 28. Juni empfing Major-General Meade, der als Kommandierender des 5. Korps der nordstaatlichen Potomac-Armee in der Nähe von Frederik (50 km südlich Gettysburg) lag, folgendes, im Auszuge wiedergegebene Schreiben:

„Washington, 27. Juni 1863.

Sie empfangen hiermit den Befehl des Präsidenten, das Kommando über die Potomac-Armee zu übernehmen .... Sie werden von hier, aus dem Großen Hauptquartier, nicht durch die geringsten Anweisungen behindert werden. Sie haben für Ihre Armee volle Freiheit des Handelns. Indessen wollen Sie dabei in Erwägung ziehen, daß die Potomac-Armee sowohl Washington zu schützen, als auch gegen die in Pennsylvanien eingedrungenen Rebellen zu operieren hat. Sie haben daher so zu manövrieren und zu fechten, daß Sie sowohl die Hauptstadt, als auch Baltimore decken, soweit es die Umstände zulassen. Sollte General Lee auf einen dieser Plätze losgehen, so müssen Sie ihm zuvorkommen oder so zeitig eintreffen, daß Sie ihm die Schlacht anbieten .... Alles in allem, Herr General, Sie sind mit aller Machtvollkommenheit ausgerüstet, welche der Präsident, der Sekretär des Krieges und der Oberkommandierende aller Armeen, verleihen kann.

Halleck,
Oberkommandierender."

Warum der bisherige Führer der Potomac-Armee, Major-General Hooker, gerade in einer höchst kritischen Lage plötzlich seine Entlassung nahm, und ein bisheriger Untergebener an seine Stelle gesetzt wurde, das dürfte ein kurzer Blick auf die bisherigen Vorgänge in der Potomac-Armee erklären.

Sie war gebildet, um die nordvirginische Armee zu schlagen, Richmond einzunehmen und damit den Krieg zu beenden. Diese Absicht war mißlungen. Der Vorgänger von Hooker, Burnside, hatte durch sein sinnloses Draufgehen bei Frederiksburg, am Rappahannock in Virginien, im Dezember des vorhergehenden Jahres den moralischen Wert der Armee erschüttert; trotz größter Tapferkeit und größter Verluste wurde der Angriff abgeschlagen. „Die Glocke war gesprungen, sie gab keinen Ton mehr," schrieb ein höherer Offizier über den Geist der Armee; auch Hooker hatte

die Zuversicht der Soldaten nicht heben können. Die Führung in der Schlacht von Chancellorsville, Anfang Mai 1863, der übereilte Rückzug, das persönliche Benehmen Hookers erregten lauten Tadel. Die Regierung in Washington beließ ihn an der Spitze der Truppen in Virginien, weil sie ihres Wissens keinen Besseren besaß. Hooker hatte sich bis zur Übernahme seines Kommandos weniger durch Taten, als durch eine höchst abfällige Kritik der Maßnahmen anderer ausgezeichnet. Er hatte sich für die Wahl eines Diktators so laut ausgesprochen, daß der Präsident Lincoln hiervon Notiz nahm. Letzterer schrieb ihm, er könne sich, solange er Präsident sei, nicht für eine Diktatur erwärmen, gäbe ihm jedoch als Kommandierendem Vollmacht und erwarte von ihm, bei seiner großen Kenntnis der Fehler anderer, endlich den so ersehnten, entscheidenden Sieg. Am 2. und 3. Mai wurde Hooker von Lee bei Chancellorsville geschlagen. Vor Beginn der Schlacht fand Hooker die Lage höchst günstig, er äußerte: „Die Armee der Rebellen ist jetzt sicher in unseren Händen; sie mag jetzt aufpacken und nach Richmond gehen; ich werde hinter ihr her sein.“ Er beglückwünschte in einem Tagesbefehl die Truppen: „Der Feind muß entweder unrühmlich fliehen, oder aus seinen Befestigungen herauskommen und hier auf dem von mir gewählten Schlachtfelde fechten, wo er seiner Vernichtung gewiß ist.“ Aber die Meldung, daß Lee heranmarschiere, störte Hooker derartig in seinem Gleichgewicht, daß er die Geistesgegenwart verlor und seine Truppen von weit unterlegenen Kräften im Walde zusammendrängen und schlagen ließ. Er zeigte sich völlig apathisch, gab keine Befehle; eine Granate bewarf ihn am zweiten Schlachttage von einem Gebäude derartig mit Schutt, daß er das Kommando abgeben mußte. Er pries sich glücklich, die Armee wieder über den Rappahannock gebracht zu haben, und führte sie in die Biwaks nördlich Frederiksburg zurück. — Nicht allein durch Verluste war die Potomac-Armee geschwächt worden, ihre Zahl an Mannschaften verringerte sich auch dadurch, daß die für Geld engagierten Soldaten nach Ablauf ihrer Verpflichtung die Reihen verließen. Nur allmählich wurde die Armee wieder vollzählig; die Artillerie wurde verbessert; die Kavallerie hatte unter ihrem begabten Führer Pleasanton an Festigkeit gewonnen. Anfang Juni 1863 hatte die Potomac-Armee nach dem Rapport 99 735 Streitbare, darunter 9626 Kavalleristen, mit 410 Geschützen.

Mit dieser Zahl hätte sich den schwächeren Südtruppen gegenüber schon etwas anfangen lassen, aber die Zuversicht fehlte bei den leitenden Stellen; der Name Lees als Gegner lähmte die Entschlußkraft. Der Sekretär des Krieges, Stanton, der Oberkommandierende sämtlicher Armeen, Halleck, der Präsident Lincoln in Washington hatten den Glauben daran verloren, Lee besiegen und Richmond nehmen zu können. Der Erfolg sollte auf einem anderen Kriegsschauplatze langsam reifen, im

Mississippi-Tal bei Vicksburg und in Tennessee. In Virginien sollte sich Hooker still und ruhig halten, nur wenn nötig, sich regen.

Es galt, Niederlagen zu vermeiden, damit die Gegner Lincolns, die Demokraten, nicht ihr Haupt erhöben und den Frieden mit dem Süden durchsetzten, unter Trennung der Nord- und Südstaaten und darauf folgender Schließung eines Bündnisses. Hooker erhielt von Halleck den Auftrag, „stets die Sicherung von Harpers Ferry, am Potomac, und von Washington im Auge zu behalten, entweder unmittelbar oder durch Operationen, welche den Feind bedrohen, wenn er gegen diese Orte vorgeht". Von einem Angriff gegen Lees Armee, in Stellung südlich Fredericksburg, war nicht mehr die Rede.

Aber Lee war nicht gewillt, stehen zu bleiben. Frontal angreifen wollte er nicht; die Potomac-Armee stand gut gedeckt hinter einem Fluß. Aber er wollte sie aus Virginien heraus haben und nördlich in Maryland und Pennsylvanien auf Kosten der Nordstaaten leben. Daher begann er Anfang Juni seinen schon erwähnten Flankenmarsch durch das Shennandoah-Tal.

Zu der Zeit war Hooker gut mit Meldungen versehen. Am 4. Juni telegraphierte er an Stanton, der Feind südlich Fredericksburg setze sich in Bewegung; allerdings fügte er in einer zweiten Depesche an Halleck hinzu, man könne noch nicht erkennen, was der Feind vorhabe. Tags darauf versuchte Hooker, sich beim Präsidenten Rat zu holen, entweder wolle Lee auf den oberen Potomac zu marschieren oder seine Armee zwischen ihn und Washington schieben; er möchte wissen, was er tun solle, er wäre der Meinung, die Nachhut des Feindes bei Fredericksburg anzugreifen. Lincoln antwortete sachgemäß, er hätte die Anfrage an Halleck abgegeben, und fügte in seiner drastischen Weise hinzu: „Sie werden die Nachhut des Feindes in starken Verschanzungen finden, ihn nicht hinauswerfen können, und dann wird die Hauptmasse des Feindes Ihnen in den Rücken kommen; mit einem Wort, ich würde es nicht wagen, mit Heeresteilen über den Fluß zu setzen, gleichwie ein Ochse, welcher beim Springen über einen Zaun hängen geblieben ist und von vorn und von rückwärts von Hunden angefallen wird, ohne sich wehren zu können." An demselben Tage schrieb Halleck: „Wenn Lee sich nach dem Potomac zu bewegt, scheinen Sie mir in der vorteilhaften Lage zu sein, die Marschkolonnen der feindlichen Armee zu durchstoßen und ihre getrennten Teile zu schlagen." Da der Präsident von dem einen Vorschlage abriet, und der andere Vorschlag Hooker zu kühn war, tat dieser nichts und wartete ab, was der Feind weiter vornehmen würde. Einige Tage später war durch gewaltsame Erkundungen festgestellt, daß die nordvirginische Armee tatsächlich nach dem oberen Potomac marschiere. Hooker kam nun auf den absonderlichen Plan, die feindliche Armee ruhig marschieren zu lassen und

dafür die Hauptstadt der Südstaaten, Richmond, zu nehmen. Lincoln, dem dieses Vorhaben gemeldet wurde, telegraphierte umgehend zurück: „Ihre lange Depesche habe ich soeben erhalten. Was mich betrifft, so würde ich nicht auf das Südufer des Rappahannock gehen, wenn Lee nach Norden marschiert. Richmond können Sie nicht in 20 Tagen nehmen, unterdessen sind Ihre Verbindungen und Ihre Armee ruiniert. Meiner Meinung nach ist nicht Richmond, sondern Lees Armee Ihr Ziel. Geht diese nach dem oberen Potomac, fallen Sie ihr in die Flanke .... Greifen Sie an, wenn sich die Gelegenheit bietet; wo Lee auch stehen bleibt, fressen Sie ihn, fressen Sie ihn.“ Es ist schwerlich etwas Verständigeres zu sagen. Halleck schloß sich dieser Ansicht an, aber Hooker war zu keinem Entschluß zu bringen; es war, als ob er jede Begegnung mit Lee ängstlich vermeiden wollte. Endlich, am 13. Juni, entschloß sich Hooker, von Frederiksburg aufzubrechen, aber nicht gegen Lee, sondern nach Washington zu hinzumarschieren, da ihm die Deckung der Hauptstadt besonders ans Herz gelegt sei. Dies war jedoch nur ein Vorwand, da Hooker längst die Anweisung erhalten hatte, die feindliche Armee anzugreifen. Als Lincoln die Absicht Hookers erfuhr, schrieb er an den Führer der Potomac-Armee die klassischen Worte: „Washington, 14. Juni 1863. Soweit ich hier klar sehe, hat der Feind Winchester (im Shennandoah-Tal) und Martinsburg (am oberen Potomac) eingeschlossen. Wenn die Städte sich ein paar Tage halten könnten, würden Sie ihnen helfen können? Wenn der Kopf von Lees Armee bei Martinsburg sich befindet, und der Schwanz südwestlich Frederiksburg, so muß das Tier doch irgendwo dünn sein. Können Sie ihm nicht das Kreuz brechen?“ Der Präsident hatte mit seinem gesunden Menschenverstande gewiß recht. Es half nichts. Hooker blieb bei seiner Idee, nach dem unteren Potomac die Armee zu führen. Wäre er am 14. Juni, statt nach Norden, nach Westen aufgebrochen, so wäre er auf das vereinzelte 1. Korps der nordvirginischen Armee, Longstreet, gestoßen und hätte es voraussichtlich vernichtet.

Lincoln hatte das ewige Anfragen Hookers satt und schrieb ihm, er solle sich nur noch an Halleck wenden. Dieser hatte die Hoffnung aufgegeben, den Führer der Potomac-Armee zum energischen Handeln zu veranlassen; er beauftragte ihn nunmehr damit, unter allen Umständen Harpers Ferry, einen wichtigen Übergangspunkt am mittleren Potomac, zu schützen. Hooker wollte sich sogleich dorthin bewegen, aber Halleck schrieb ihm gereizt: „Ich habe Ihnen keine Anweisung gegeben, auf Harpers Ferry zu marschieren. Ich habe Ihnen nur befohlen, starke Kräfte nach Leesburg zu senden, um Longstreet in Schach zu halten und festzustellen, wie stark der Feind ist; und erst dann nach Harpers Ferry zu marschieren, wenn die Umstände es erfordern. Mit Ihren Hauptkräften haben Sie in einer Aufstellung zu verbleiben, welche eine Bewegung auf Harpers

Ferry erleichtert, außerdem haben Sie Ihre Kavallerie vorzutreiben, um endlich etwas Bestimmtes über den Feind zu erfahren. Sie haben das Kommando über die Armee und haben die erforderlichen besonderen Befehle zu erlassen. Ich werde nur die zu erreichenden Ziele angeben. Wir haben keine sichere Meldung, daß eine starke feindliche Kolonne Harpers Ferry bedroht, und wir können diese Meldung auch nicht haben, solange Sie nicht Fühlung mit dem Feinde nehmen und feststellen, wo er ist."

Der Konflikt spitzte sich dann immer mehr zu. Am 24. Juni hatte Hooker erfahren, daß die nordvirginische Armee den Potomac überschritten habe, er verlangte die Unterstellung der Milizen Pennsylvaniens und, da ihm dies nicht gewährt wurde, schrieb er an Halleck: „Was die Lage außerhalb des nächsten Bereichs der Potomac-Armee betrifft, so weiß ich nicht, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen stehe." Sein Hauptquartier war dicht bei Washington; Hooker wurde dorthin berufen und ihm befohlen, den Fluß sofort nordwärts zu überschreiten. Dies geschah zwischen dem 25. und 27. Juni. Der Führer der Potomac-Armee sah jetzt den Augenblick gekommen, in dem er sich mit Lee messen mußte. Es fiel ihm ein, daß seine erheblich stärkere Armee zu schwach sei; er verlangte eine Verstärkung durch die Besatzung von Harpers Ferry. Dies schlug ihm Halleck ab. Diesen Umstand benutzte Hooker, um dicht vor der Entscheidung, von Frederik aus, nördlich des Potomac gelegen, am 27. Juni sein Abschiedsgesuch einzureichen. Es lautet: „Meine mir gewordenen Anweisungen verlangen ausdrücklich, Harpers Ferry und Washington zu decken. Mir gegenüber befindet sich der Feind, viel stärker als ich. Ich gebe Ihnen mit aller Ehrerbietung, aber mit Bestimmtheit zu verstehen, daß ich nicht fähig bin, mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln meinen Auftrag auszuführen, und bitte um meine Ablösung."

Da Hooker, ohne dazu ermächtigt zu sein, sofort die Armee verließ, wurde er in Arrest gesetzt, was nicht ausschloß, daß ihm im Januar des folgenden Jahres der Kongreß für seine Operationen eine öffentliche Danksagung zukommen ließ.

Die Stimmung der Bevölkerung in Pennsylvanien war sehr erregt. Das Auftreten der südstaatlichen Korps am oberen Potomac rief die größte Bestürzung hervor. Die Regierung zog in Maryland, Pennsylvanien, Ohio, Westvirginien die Miliz zusammen. In den großen Städten Baltimore, Philadelphia, Pittsburg trat eine Panik ein, namentlich als Stuart seinen Raid durch Pennsylvanien unternahm. Alles rief nach General Mc. Clellan, er solle wieder den Oberbefehl übernehmen, da er ein Jahr vorher den Norden gerettet hätte. Aber Lincoln blieb taub gegen diese Bitten; Mc. Clellan war politisch zu gefährlich, denn er hätte einem Frieden zugestimmt, den Lincolns Regierung niemals gutheißen konnte.

In dieser verwickelten und kritischen Lage übernahm Meade den Oberbefehl über die Potomac-Armee. Er war über seine Ernennung höchst erstaunt; er war zwar einer der ältesten Generale, aber einige dem Dienstalter nach ältere Generale mußten sich ihm unterordnen. Das war für seine Ernennung kein Hindernis, denn der Kongreß hatte ausdrücklich beschlossen, die Wahl des Feldherrn sollte, ohne Rücksicht auf das Dienstalter, nur nach der Befähigung vor sich gehen. Auf Meade hatte man indessen in der Armee nicht gerechnet; viel eher hielt man General Reynolds vom 1. Korps zu dieser Stelle berufen.

Ganz klar war der Meade gewordene Auftrag nicht. Die verteidigungsweise Deckung der großen Städte, wie Washington und Baltimore, spukte noch immer in den Köpfen des Großen Hauptquartiers, statt Meade einfach zu befehlen, Lee aufzusuchen und zu schlagen.

Der neue Oberbefehlshaber begab sich sofort nach dem nahe gelegenen Frederik und ließ sich vom Generalstabschef Butterfield die Lage der Armee erklären. Diese war an und für sich gut, Hooker hatte die sieben Korps und die drei Kavalleriedivisionen zusammengehalten; sie standen bei und westlich Frederik; südlich des Potomac war nichts geblieben. Vom Feinde war bekannt, daß er vom 20. Juni ab den Potomac weit westlich Harpers Ferry in nördlicher Richtung überschritten hatte, und seine Vortruppen bis York und Carlisle vorgedrungen waren. Meade nahm richtigerweise die Hauptkräfte des Feindes bei Chambersburg an. Es ist zu erwähnen, daß sich Meade durch den Raid Stuarts, der in der Nacht vom 27. zum 28. Juni zwischen Frederik und Washington begann, nicht im geringsten stören ließ; er schickte zwei Kavalleriedivisionen hinterher; auf die Operationen hatte Stuarts Raid keinen Einfluß.

Was die Stärke der Potomac-Armee betrifft, so berechnete sie der Graf von Paris in seinem Buche auf 82 000 Mann mit 300 Geschützen und auf 11 000 Kavalleristen mit 27 Geschützen. Die Armee war mindestens so stark, denn zu ihr trat noch eine Besatzungsbrigade aus Washington. Meade selbst sagte am 2. Juli früh zu General Schurz: „Im Laufe des Tages hoffe ich etwa 95 000 Mann zur Verfügung zu haben; die sind, denke ich, für diese Sache genügend."

Am 28. Juni, 7° früh, antwortete Meade aus Frederik an Halleck: „Als Soldat gehorche ich; ich werde mein Bestes tun. Ganz unerwartet in diese Stellung gekommen und vollständig unbekannt mit dem genauen Zustande der Truppen und der Aufstellung des Feindes, kann ich jetzt nur sagen, es scheint mir, ich muß nach dem Susquehanna zu gehen, unter Berücksichtigung der Deckung von Washington und Baltimore. Treffe ich den Feind beim Überschreiten des Flusses, oder schlägt er die Richtung auf Baltimore ein, dann werde ich mich mit ihm messen." Das klingt schon viel bestimmter, als die erhaltene Anweisung besagt; Halleck war

mit dieser Auffassung einverstanden. Im Laufe des 28. Juni hatte Meade das Glück, daß eine höchst wertvolle Meldung eintraf. Ein Schmied in Hagerstown, südlich Chambersburg, kam als freiwilliger Aufklärer an und teilte folgendes mit: Ewell, Kommandierender des feindlichen 2. Korps, sei am 20. Juni in Hagerstown gewesen, nach zwei Tagen sei er mit der Division Rodes nach Greencastle abmarschiert (vgl. Skizze 1), und es hätten seitdem fortgesetzt Durchzüge stattgefunden; am 27. hätten Lee und Longstreet (1. Korps) in der Stadt im Quartier gelegen; Hill (3. Korps) wäre am 26. durchgekommen; die durchmarschierende feindliche Armee würde auf 80 000 Mann geschätzt, dabei 275 Geschütze und nur 2000 Reiter. Eine Meldung, wie sie besser gar nicht sein konnte! Meade ersah daraus, daß die Annahme, die Hauptkräfte des Feindes seien nach Chambersburg marschiert, richtig war; südlich des Potomac befanden sich, wie Halleck ergänzend telegraphierte, nur einige Tausend feindlicher Reiter.

Meade war in der angenehmen Lage, seine drei Kavalleriedivisionen dicht bei Frederik in erreichbarer Nähe zu haben; er schickte die Division Kilpatrick und die Division Gregg hinter Stuart her, die Division Buford sollte über Gettysburg auf Chambersburg aufklären.

Auch nach dem Eingang der persönlichen Meldung des Schmiedes aus Hagerstown kam Meade zu keinem anderen Entschluß, als wie er ihn in seinem Telegramm an Halleck am 28. früh niedergelegt hatte. Er meldete noch einmal, er würde die Armee vereinigt halten und sie am 29. in drei Kolonnen auf die Linie Westminster—Emmetsburg vorführen. Halleck billigte diesen Entschluß, der gewiß der beste war, denn hiermit näherte sich Meade dem Feinde.

Während des Rittes nach dem neuen Hauptquartier Middleburg oder schon von dort aus am 29. vormittags schickte Meade durch einen Meldereiter, da alle telegraphischen Verbindungen mit Washington durch Stuart zerstört waren, eine nähere Ausführung seiner Absichten an Halleck. Dieser Meldereiter wurde auf seinem Ritte durch Stuarts Reiter getötet, aber zum Glück nicht weiter durchsucht. Mannschaften der Potomac-Armee fanden in der Kleidung der Leiche das äußerst wichtige Schreiben Meades und brachten es am 30. früh in Hallecks Hände. In diesem Schreiben führte Meade folgendes aus: Er wäre im Begriff, den Marsch nach der Linie Westminster—Emmetsburg ausführen zu lassen. „Will Lee auf Baltimore marschieren, beabsichtige ich, mich zwischen ihm und der Stadt aufzustellen. Geht er über den Susquehanna, werde ich mich mit General Couch (dieser verteidigte den Fluß) verständigen, welcher Lee so lange aufhalten soll, bis ich diesem in den Rücken fallen und ihn zur Schlacht zwingen kann .... Während ich vorwärts marschiere, will ich den rechten Flügel auf die Straße Baltimore—Harrisburg setzen .... Mein Haupt-

ziel ist Lees Armee; ich bin glücklich, daß er über Hagerstown nach Chambersburg marschiert ist. Ich werde mich bemühen, meine Streitkräfte zusamenzuhalten, und hoffe, Lees Armee, wenn sie getrennt ist, anzufallen." Endlich war das große Wort gefallen: „Lees Armee ist mein Hauptziel."

In dieser Absicht marschierte die Potomac-Armee auch am 30. Juni weiter nach Norden. Die erreichten Marschziele sind aus der Skizze 1 zu ersehen. Vom starken linken Flügel (drei Korps) dehnte sich die Armee bis zur Straße Baltimore—Harrisburg aus, vor beiden Flügeln Kavallerie. Die Armee war bis auf zwei Märsche auseinandergezogen, was nicht ohne Gefahr war. Die drei Korps des linken Flügels (1., 3., 11.) waren unter den Befehl des Major-Generals Reynolds, Kommandierenden des 1. Korps, gestellt worden, unter dessen Schutz Meade später eine Linksschwenkung ausführen wollte.

Jedenfalls war ein Führer an die Spitze der Armee gekommen, der zu operieren verstand und sich nicht damit begnügte, ängstlich die Armee zwischen dem Feinde und der Hauptstadt Washington zu bewegen. Die Entscheidung sollte nicht gescheut, sondern gesucht werden. — Mit Nachrichten war Meade am 30. abends gut bedient; sein Hauptquartier war Taneytown. Es war ihm durch Meldungen der Kavalleriedivision Buford, die des Morgens bei Gettysburg auf eine Beitreibungen machende feindliche Inanteriebrigade gestoßen war, bekannt, daß das Korps A. P. Hill den Cashtown-Paß hielt. Longstreet und Ewell glaubte er mit ihren Korps verteilt, bei Chambersburg, Harrisburg, York. Meade beschloß, am 1. Juli die Armee in die Linie Hanover—Gettysburg vorzuschieben und für den 2. wegen Ermüdung der Truppen einen Ruhetag anzuordnen.

Lange danach, als der Befehl für den 1. Juli erlassen war, traf am 30. Juni, 11$^{30}$ nachts, aus Harrisburg über Washington eine entscheidende Meldung ein; sie lautet:

„Harrisburg, 30. Juni 1863.

Lee ist plötzlich aus der Gegend von Harrisburg zurückgegangen und vereinigt alle Streitkräfte. York ist vom Feinde verlassen, desgleichen Carlisle. Die Vereinigung scheint bei oder nahe Chambersburg vor sich zu gehen. Der Grund ist augenscheinlich eine plötzliche Bewegung gegen Meade, wovon dieser durch einen Boten sofort benachrichtigt werden sollte."

Meade beließ die Korps fürs erste am 1. Juli im Marsch auf die befohlenen Ziele. Am 1. früh telegraphierte er an Halleck: „Lees Sammelpunkt und die Natur des Geländes wird, wenn ich die Gegend seiner Vereinigung erfahren habe, mich bestimmen, ob ich angreife oder nicht." Um für den Notfall eine Stellung auszusuchen, ritt er nach dem Pipe Creek (vgl. Skizze 1). Unter Änderung seines ersten Gedankens schrieb Meade mittags: „Ich werde nicht vorgehen, sondern Vorbereitungen treffen, um Lees Angriff, wenn er einen solchen macht, abzuwehren. Ich

habe ein Schlachtfeld nach rückwärts zu ausgesucht, wohin ich die Armee rasch vereinigen kann, am Pipe Creek, zwischen Middleburg und Manchester.... Werde ich nicht angegriffen, und habe ich eine günstige Gelegenheit, selbst anzugreifen, so werde ich es tun...."

Dieser plötzliche Umschwung der Gedanken zur Einnahme einer Stellung in der Flanke ist nur durch den Umstand zu erklären, daß das 5. und das 6. Korps durch ihre Marschrichtung auf Hanover am 1. Juli nicht mehr an Gettysburg heranzuziehen waren. Es rächte sich das weite Auseinanderziehen der Armee, während sie hätte zusammenschließen müssen. Halleck war mit dem Plan einverstanden, machte jedoch mit Recht auf die Gefährdung des linken Flügels aufmerksam.

Lee wollte am 1. Juli eine Verteidigungsstellung bei Gettysburg erreichen, und Meade behielt sich vor, eine solche am Pipe Creek einzunehmen. Beide Absichten wurden durchkreuzt, da die Vortruppen aneinander gerieten.

## Das Gefecht der Vortruppen am 1. Juli.

Als Meade, der Führer der Potomac-Armee, am 1. Juli gegen 12° mittags von der Erkundung am Pipe Creek in das Hauptquartier Taneytown zurückkehrte, wußte er das feindliche Korps Ewell im Rückmarsch von York und Carlisle in Richtung Gettysburg und Hill, dahinter das Korps Longstreet, bei und westlich Cashtown. Trotzdem hatte er geglaubt, daß Reynolds ruhig mit dem 1. und dem 11. Korps — die Korps der Potomac-Armee waren ungefähr halb so stark wie die des Feindes — bis nach Gettysburg vormarschieren könnte, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Gegner in einen ungleichen Kampf verwickelt zu werden. Er glaubte, am 2. Juli noch Zeit zu haben, Reynolds ungefährdet nach dem Pipe Creek zurückziehen zu können. Jedenfalls kamen sich Teile der beiden Armeen doch schon so nahe, daß ihre Berührung jeden Augenblick erfolgen konnte, und bekannterweise ziehen Armeen sich an. Es wäre daher ratsamer gewesen, daß Meade sich am frühen Morgen des 1. Juli nach Gettysburg statt nach dem Pipe Creek begeben hätte. Die Stellung am Pipe Creek konnte jeder Generalstabsoffizier erkunden und bewerten. Meade blieb bis zum späten Abend in Taneytown; Reynolds indessen band mit dem Feinde an, kam nicht wieder los und gab dadurch den Beweggrund, später die ganze Potomac-Armee auf die Höhen südlich Gettysburg zu ziehen. Meades Verdienst ist es nicht, daß sich die Potomac-Armee hier schlug; er gab nur nach.

Viel Kavallerie hatten die Nordländer bei Gettysburg nicht. Westlich dieser Stadt standen in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli nur zwei Brigaden der Kavalleriedivision Buford: Gamble und Devin; die 3. war nach Süden entsandt und sprach nicht mit. Kilpatricks Kavallerie-

division, welche bei Hanover Stuart abgewehrt hatte, folgte diesem am 1., konnte ihn aber nicht mehr erreichen. Die Kavalleriedivision Gregg schlug zuerst die Richtung von Manchester nach Hanover ein, um Stuart zu fassen, bog dann aber nach Gettysburg ab, wo sie erst am 2. Juli, nach Zurücklassung einer Brigade am Armeedepot von Westminster, auf dem Schlachtfelde eintraf. Der Kommandierende der gesamten Kavallerie, Pleasanton, hielt sich in der Mitte des Aufklärungsbezirks, und zwar bei keiner Division auf.

Die beiden Brigaden Bufords, im Norden von der feindlichen Kavalleriebrigade Jenkins nur wenig gestört, brachten bis zum 1. früh gute Meldungen. Reynolds vom 1. Korps, in der Nacht 10 km südlich Gettysburg, war von allem unterrichtet: Lees Anwesenheit in Chambersburg war durch einen Kundschafter festgestellt, Hills Korps befand sich bei Cashtown; aus der Gegend nördlich Gettysburg war weiter nichts gemeldet, außer daß sich starke Kavalleriepatrouillen bei Heidlersburg befanden; ein gefangener Kurier Lees hatte ausgesagt, daß Ewell von Carlisle herankäme, und die Division Rodes sich nördlich Heidlersburg befände; Longstreet solle hinter Hill hermarschieren; Gerüchte gingen, der Feind wolle auf York vorgehen. Dies alles hatte auch Meade erfahren. An diesen schickte Buford um 10° vorm. noch folgende Meldung:

„Gettysburg, 1. Juli 1863.

Feindliche Kräfte (A. P. Hill) gehen gegen mich vor und treiben meine Feldwachen und Plänkler rasch zurück. Eine lange Kolonne zeigt sich bei Heidlersburg, die gleichfalls meine Feldwachen auf Gettysburg zurückwirft. General Reynolds ist im Vorgehen begriffen, seine vorderste Division mit dem Anfang 3 km von hier. Ich weiß bestimmt, daß Hill mit allen seinen Kräften vorgeht."

Diese Meldung muß Meade gegen 12° mittags nach Rückkehr von seiner Erkundung am Pipe Creek erhalten haben; sie veranlaßte ihn nicht, sich selbst nach Gettysburg zu begeben. An Major-General Reynolds gingen auch weiter keine Weisungen ab.

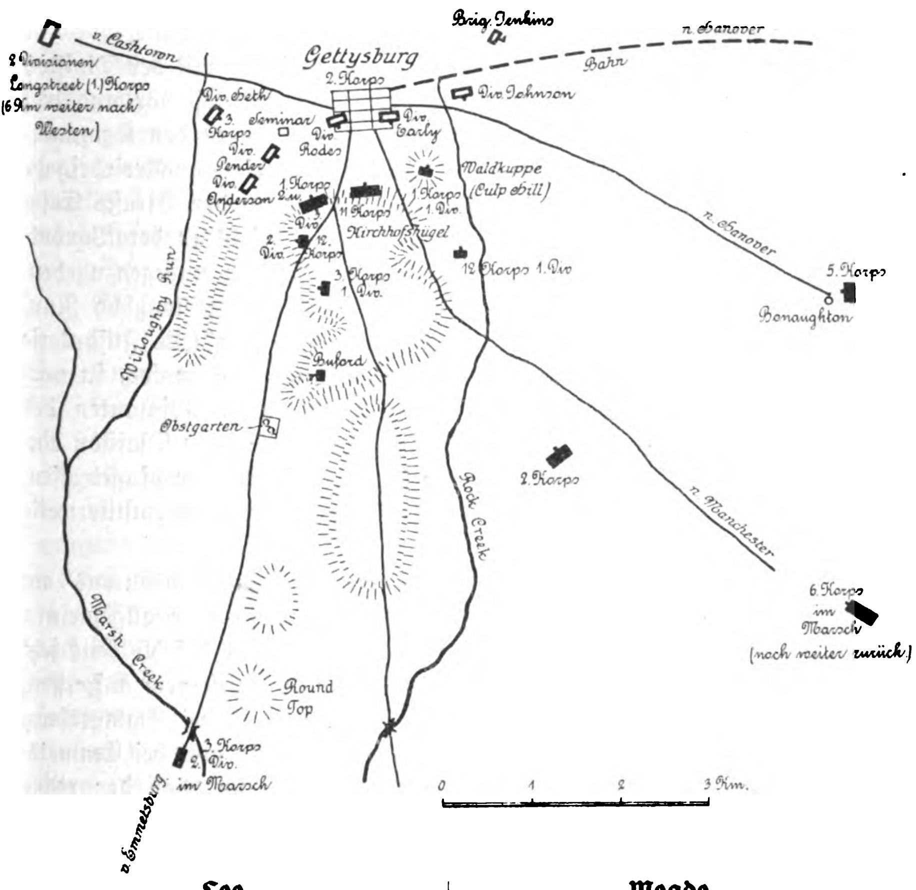
Während der ersten Stunden des Kampfes lag die ganze Last auf den beiden zum Gefecht zu Fuß abgesessenen Kavalleriebrigaden Gamble und Devin. Gamble hielt mit seinen 1600 Mann das Fortschreiten der Vorhut Hills zwei Stunden lang, bis zum Eintreffen des 1. Korps, auf, mit Hilfe einer Batterie; Devin hatte es nicht so schwer im Norden von Gettysburg, denn Ewell war noch fern; Devin hielt dort, bis das 11. Korps ihn ablöste; er hatte nur dadurch Verluste, daß Batterien dieses Korps die Brigade irrtümlicherweise beschossen.

Reynolds traf, vor der Spitze des 1. Korps, aus der Richtung von Emmetsburg her gegen 10° früh westlich Gettysburg ein. Er war aus

Pennsylvanien gebürtig, ein kühner Soldat, dem die Leiden seines engeren Vaterlandes tief zu Herzen gingen; er hatte schon einige Tage vorher geäußert, er sei des ewigen Zauderns müde und würde den Feind, wo er ihn fände, angreifen. Es ist nachträglich behauptet worden, der Kampf

**Skizze 2.**

Lage am 1. Juli abends.




**Lee.**

Nordvirginische Armee ▭

1. Korps: Longstreet (1 Div. in Chambersburg).
2. „ Ewell.
3 „ A. P. Hill.

Kavallerie: Stuart mit 3 Brigaden bei Carlisle.
2 Brigaden südlich des Potomac.

Brig. Imboden westlich Chambersburg. Zur Stelle nur Brig. Jenkins.

**Meade.**

Potomac-Armee ▬

1. Korps: Doubleday. 2. Korps: Hancock.
3. „ Sickles. 5. „ Williams.
6. „ Sedgwick. 11. „ Howard.
12. „ Slocum.

Kavallerie: Div. Kilpatrick halbwegs York—Carlisle.

Div. Gregg halbwegs Manchester-Gettysburg.
Zur Stelle nur 2 Brig. Div. Buford,
1 Brig. nach Süden entsendet.

sei infolge gewaltsamer Erkundungen entstanden; das ist nicht richtig; Reynolds wollte angreifen, und Hill wollte Gettysburg besetzen. Ein Zusammenstoß war also unausbleiblich. Wenn Meade zur Stelle gewesen

wäre, würde er sicherlich das Vorgehen Reynolds' über Gettysburg westlich hinaus verhindert haben. — Morgens um 7° im Biwak hatte Reynolds dem ältesten Divisionskommandeur des 1. Korps, Doubleday, gesagt, er würde mit der Division Wadsworth als Vorhut aufbrechen, Doubleday solle, nach Einziehen der Vorposten, mit den beiden anderen Divisionen folgen. Der Marsch ging vom Marsh Creek (vgl. Skizze 2) auf der Straße Emmetsburg—Gettysburg vor sich. Ehe noch Reynolds den hohen Kirchhofshügel südlich letztgenannter Stadt erreicht hatte, hörte er um 9° früh von Norden her Geschützfeuer; er bog sofort mit der Division Wadsworth in Richtung des Seminarhügels ab, ritt selbst vor und traf gegen 10° früh auf dem Kirchturm des Seminargebäudes den Kommandeur der Kavalleriedivision, Buford. Er sah, wie die Kavalleriebrigade Gamble langsam vor starker feindlicher Infanterie an der Straße Cashtown—Gettysburg zurückging. Kurz entschlossen befahl er der Vorhutdivision, über den Seminarhügel vor- und dem Feinde entgegenzugehen. Dicht vor dem Überschreiten des kleinen Wasserlaufs, Willoughby Run, traf die Division Wadsworth auf starke feindliche, entwickelte Infanterie und konnte in mühsamer Abwehr kaum sich halten. Reynolds, in vorderster Linie, vermochte nur noch dem heranreitenden Adjutanten des Generals Doubleday zu sagen, der General solle links seine Division einsetzen. Dann fiel er, durch ein Gewehrgeschoß in den Kopf getroffen, gegen 10³⁰ vorm. Die Kavalleriebrigade Gamble hatte sich mittlerweile hinter die Front gezogen.

Es scheint hier eine kurze Kritik der Handlungsweise Reynolds' am Platze. Dieser war über die Lage der Potomac-Armee im allgemeinen unterrichtet. Er hatte das 1., 3., 11. Korps unter seinem Befehl. Bis jetzt hatte er nur Verteidigungsstellungen eingenommen mit seinem äußersten, in der Flanke bedrohten linken Flügel der Armee, so bei Emmetsburg und am Marsh Creek. Das 3. Korps sollte auch heute noch bei Emmetsburg zur Abwehr aufgestellt bleiben. Reynolds wußte, daß der rechte Flügel der Armee zwei Märsche weiter nach Osten, bei Manchester, zu suchen war; er hatte aus der ganzen Lage ersehen, daß Meade am 1. Juli keinesfalls ein entscheidendes Zusammentreffen mit dem Feinde erwartete; auch war Reynolds bekannt, daß überlegene feindliche Kräfte in Richtung Gettysburg vorgingen. Als Marschziel war ihm für das 1. und das 11. Korps Gettysburg gegeben. Es war hiernach unzweifelhaft, daß Reynolds nicht über diese Stadt hinausgehen durfte, und dem Gelände nach der hohe Hügelrücken südlich der Stadt die Linie war, in der sich das 1. und das 11. Korps aufstellen mußten. Wenn Reynolds in seinem Drange, endlich an den Feind zu kommen, über die Stadt hinaus in westlicher Richtung dem Feinde entgegenging, so tat er dies ohne Berücksichtigung der strategischen Lage und setzte sich einer zu erwartenden Teil-

niederlage aus. — So wie jetzt nach dem Tode Reynolds' die Lage war, blieb seinem Nachfolger im Kommando, dem General Doubleday, gar nichts anderes übrig, als dem Befehle gemäß die schwer bedrängte Division Wadsworth zu unterstützen. Er setzte also vom Seminar aus eine Brigade der vordersten Division Rowley links und die andere rechts ein, zumal der rechte Flügel der Division Wadsworth beschleunigt zurückging. Bald nach 11° vorm. mußte er auch beide Brigaden der letzten Division Robinson kurz hintereinander gleichfalls auf dem rechten Flügel einsetzen, um dort das Gefecht herzustellen. So war binnen anderthalb Stunden das ganze 1. Korps, ohne noch Reserven zu haben, in vorderster Linie ausgegeben und mußte, in einer von 12 bis 1° währenden Gefechtspause, auch noch Front nach Norden mit zwei Brigaden nehmen, da Ewells Kolonnen von Heidlersburg her sichtbar wurden. Das 1. Korps stand infolgedessen auf seinem rechten Flügel sehr unglücklich, mit Teilen im spitzen Winkel.

Es kam endlich Hilfe. Major-General Howard, Kommandierender des 11. Korps, hatte von Reynolds den Befehl erhalten, um 8° früh von Emmetsburg nach Gettysburg zu marschieren.

Am Tage vorher hatte Howard abends den Major-General Reynolds in seinem Hauptquartier am Marsh Creek aufgesucht und erfahren, daß eine allgemeine Schlacht bevorstehe, deren Folgen entscheidend wären, und die von den Führern ungewöhnliche Anstrengungen erfordere. Der morgens ganz früh zu Reynolds gesandte Adjutant brachte nichts weiter als den Befehl zum Vormarsch nach Gettysburg. Howard kommandierte schon Anfang Mai das 11. Korps in der Schlacht bei Chancellorsville, auch Wilderneß genannt. Das Korps auf dem rechten Flügel hatte hierbei schweres Unglück gehabt, es war im Walde vollständig aufgerollt worden. Howard war, zum Teil mit Unrecht, dieses Mißgeschick in die Schuhe geschoben worden. Jedenfalls hatte der Ruf des Korps in der Armee gelitten, es wurde als wenig widerstandsfähig erachtet, eine Beurteilung, die sich auch auf die unteren Führer übertrug, die meistens aus Deutschen bestanden. Je eine Division wurde von v. Steinwehr und Schurz kommandiert, zwei Brigadekommandeure hießen v. Gilsa und v. Schimmelfennig, unter den Regimentskommandeuren gab es viele Deutsche, wie v. Einsiedel, Frühauff, v. Amsberg. v. Hartung, v. Mitzel, Schleiter, Krauseneck, Otto u. a. m. Das Korps hatte alle Veranlassung, sich in dem bevorstehenden Kampfe auszuzeichnen. Howard war ein schlanker junger Mann mit dunklem Bart, hatte gewinnende Manieren und war zweifelsohne ein tapferer Soldat, denn er hatte bereits in diesem Feldzuge einen Arm verloren. Er war ein Schüler von West Point, aber ohne fachmännischen Dünkel und kein kleinlicher Vorgesetzter. Er stand im Rufe, sehr religiös zu sein. „.... Ich hatte nicht," schreibt Schurz,

„den Eindruck großer Geistesstärke bei ihm; eine gewisse Entschlußlosigkeit zeigt sich in seinen Gesprächen, aber er konnte ja im Handeln anders sein.“

Zum Glück für die Sache des Nordens war dies am 1. Juli der Fall.

Howard brach um $8^{0}$ früh mit dem Korps in zwei Kolonnen auf. Die eine, linke, die 1. Division, bei der sich Howard befand, marschierte auf der großen Straße unmittelbar nach Gettysburg; die andere, rechte, 3. und 2. Division, nahm einen etwas weiteren Weg. Auf dem Vormarsch erhielt Howard gegen $10^{0}$ die Anweisung, wo er biwakieren sollte. Als er von Norden her heftiges Geschützfeuer hörte, ritt er weiter vor, gelangte in die Stadt und stieg auf den Boden eines hoch gelegenen Hauses. Von hier sah er gegen $11^{30}$ vorm. das 1. Korps in heftigem, zum Teil unglücklichem Kampfe gegen Westen, und im Norden in der Ferne den Anmarsch der Kolonnen des Feindes unter Ewell. Zugleich empfing er die Meldung von Reynolds' Tod. Howard war der älteste General und übernahm das Kommando. Er ritt zum Kirchhofshügel, südlich der Stadt, zurück, seinen Truppen entgegen und erkannte hierbei, daß dieser Hügel eine beherrschende Stellung nach Norden und Westen bot. Dem heranreitenden General Schurz (3. Division) befahl er, mit der 3. und 1. Division sofort durch die Stadt vorzugehen, sich rechts an das 1. Korps anzuschließen und auf einem nördlich der Stadt sich markierenden Höhenzug Front gegen Ewell zu nehmen. Er selbst blieb auf dem Kirchhofshügel und hielt hier die Division v. Steinwehr (die 2.) und von fünf Batterien drei an, um diesen Hügel zu halten.

Gegen $2^{0}$ nachm. hatte Schurz, mit der 3. Division links, mit der Division Barlow (1.) rechts die angewiesene Linie erreicht. Aber er focht nicht glücklich. Einmal hatte er den Anschluß an das 1. Korps nicht völlig gewinnen können, sodann ward sein rechter Flügel bald überflügelt. Den in zwei großen Schützenlinien hintereinander, mit Kolonnen dahinter, vorgehenden beiden Ewellschen Divisionen konnten die beiden Divisionen Schurz und Barlow nicht lange widerstehen.

Bei Gelegenheit dieses anscheinenden Mißerfolges darf der Entschluß Howards einer Beleuchtung unterzogen werden.

Aus eigenem Augenschein und aus Meldungen Bufords, die Howard um $12^{30}$ nachm. erhielt, konnte er ersehen, daß das 1. Korps sich in schwerem Kampfe gegen Hill nur noch gerade hielt; die Flucht einer Brigade des rechten Flügels des 1. Korps deutete auf eine erhebliche Erschütterung hin; um das 1. Korps einer Vernichtung durch Ewell zu entziehen, setzte er rasch zwei Infanteriedivisionen mit zwei Batterien ein. Ein Drittel des Korps mit drei Batterien behielt er bei sich auf dem Kirchhofshügel. Er stürzte sich also nicht, wie Reynolds, mit Übereilung in die Schlacht, sondern gab nur so viel aus, um den Widerstand in der

ersten Linie aufrecht zu erhalten; den Rest behielt er in weiser Voraussicht zurück, um den Rückzug zu decken und vor allem einen hervorragenden Punkt festzuhalten, welcher für des Oberfeldherrn Entschlüsse von höchster Bedeutung sein konnte. Er bewies durch den Entschluß, die Division v. Steinwehr und drei Batterien auf dem Kirchhofshügel zurückzubehalten, daß er ungewöhnlich hohe Eigenschaften für höhere Führung besaß. Daß die Niederlage des 1. und des Hauptteils des 11. Korps später wieder ausgeglichen und der Kirchhofshügel als Sammelpunkt der ganzen Potomac-Armee erhalten wurde, ist lediglich Howards Entschluß um 11⁰ vorm. zu verdanken.

Er tat dann noch viel mehr und überschritt damit eigentlich erheblich seine Befugnisse.

Kurz nach 12³⁰ nachm. sandte Howard, nachdem er eine ausführliche Meldung Bufords erhalten hatte, an das 3. Korps (Sickles) in Emmetsburg und an das 12. Korps (Slocum) in Two Taverns die Aufforderung, zur Unterstützung nach Gettysburg heranzukommen. Sickles, der außerdem gebeten worden war, die Sachlage an Meade weiterzumelden, leistete dieser Aufforderung wenigstens mit einer Division Folge; er tat sich auf diesen Entschluß viel zugute, obgleich er eigentlich einfach gehorchen mußte, denn Howard war an die Stelle Reynolds' getreten, der neben dem 1. und 11. Korps auch das 3. Korps unter seinem Kommando gehabt hatte. Slocum lehnte eine jede Hilfeleistung ab, da Meade ihn hierzu nicht ermächtigt habe. — Noch ehe Howard zum 1. Korps bis zum Seminar vorgeritten war und von dort sah, daß im Norden sich die feindlichen Kräfte immer mehr verdichteten, schickte er an Meade eine Meldung, worin er den Ernst der Lage darlegte. Meade muß schon vorher, vielleicht von Sickles, orientiert gewesen sein, denn schon um 1⁰ nachm. wußte er, daß Reynolds gefallen war. Bis gegen 3³⁰ nachm. traf jedoch von Meade kein Befehl ein; er hatte sich bis dahin jedes Einflusses begeben und blieb ruhig in seinem Hauptquartier Taneytown. — Indessen wurde die Lage des 1. Korps und der beiden Divisionen des 11. Korps schwieriger. Gegen 3⁰ schob sich der Feind in die Lücke zwischen dem 1. und 11. Korps ein und ging gegen letzteres mit überlegenen Kräften vor. Howard, der, wieder auf dem Kirchhofshügel befindlich, diesen unter allen Umständen halten wollte, schickte eine Batterie und eine Brigade der Division v. Steinwehr rechts zur Aufnahme des 11. Korps vor, konnte aber nicht verhindern, daß dieses geschlagen in die Stadt zurückflutete; auf Doubledays Bitte um Unterstützung für den gleichfalls überflügelten linken Flügel des 1. Korps konnte er nichts anordnen; er wiederholte nur noch einmal dringend den Hilferuf an das 3. und 12. Korps.

Der Rückzugsbefehl für das 1. Korps war gar nicht mehr nötig, es ging schon von selbst zurück. Wenn auch die versammelten fünf Batterien

des 1. Korps vom Seminarhügel aus den Rückzug mit Aufopferung deckten, so verlor doch das Korps viel, namentlich die zu spät zurückgehende Artillerie, die hierbei ein Geschütz einbüßte. In der Stadt Gettysburg trat eine große Verwirrung ein, da die Mannschaften beider Korps hier ineinander gerieten. Eine große Anzahl Gefangener fiel in die Hände des Gegners. Die Kavalleriebrigade Gamble erhielt von Doubleday den Befehl, auf dem linken Flügel zu attackieren, führte jedoch diesen Befehl nicht aus, da die hohen Feldeinzäunungen die Ausführung verhinderten, indessen ließ General Gamble zum Feuergefecht absitzen und hielt dadurch den nachdrängenden Feind auf.

Howard auf dem Kirchhofshügel ließ das 11. Korps rechts, das 1. links vom Kirchhof sammeln; er vermochte dies unter dem Schutz der intakten Division v. Steinwehr und vor allem mit Hilfe des halbstündigen Kartätschfeuers der beiden Batterien, die er mit kluger Voraussicht zurückbehalten hatte. Vor diesem Feuer wichen die Verfolger in den deckenden Rand der Stadt zurück. In seiner Not sandte Howard um 4° nachm. zum dritten Male zu dem nur 10 km entfernten 12. Korps. Slocum ließ sich endlich erweichen und schickte die eine seiner beiden Divisionen ab, nach einiger Zeit auch die andere; er selbst aber lehnte es ab, auf das Schlachtfeld zu kommen, da er die Verantwortung nicht übernehmen wolle. Er war dem Dienstalter nach älter als Meade.

In dem Augenblick der Krisis und der größten Unordnung traf Major-General Hancock, Kommandierender des 2. Korps, als Stellvertreter von Meade abgesandt, gegen 3³⁰ nachm. bei Howard ein. Dieser, als der ältere General, erkannte die Kommandogewalt Hancocks nicht an, ließ sich jedoch auf keinen Streit ein, sondern sagte, zum Reden sei keine Zeit, Hancock möge links das 1. Korps, er, Howard, würde rechts das 11. Korps sammeln. Letzteres war schwer erschüttert.

Hancock genoß in der Armee allgemeines Vertrauen. Schurz schreibt: „Das Erscheinen Hancocks vor der Front war ein sehr glückliches Ereignis. Alle kannten ihn, und seine kräftige Gestalt, seine stolze Miene und seine stramm militärische Haltung schien alles zu bestätigen, was die Fama von ihm verkündigte. Seine bloße Gegenwart war schon eine Verstärkung; jeder fühlte mehr Zuversicht, seit er da war." Hancock war nach einem kurzen Marsch um 11° vorm. bei Taneytown, dem Hauptquartier Meades, mit seinem 2. Korps eingetroffen und hatte bei dem Orte Biwaks beziehen lassen. Er hatte sich hierauf persönlich zu Meade begeben und von ihm erfahren, daß eine Entscheidungsschlacht beabsichtigt und die Befehle in der Vorbereitung seien Es konnte sich damals nur um die Stellung am Pipe Creek handeln. Einige Minuten vor 1° nachm. wurde Hancock zu Meade gerufen, um den Befehl zu erhalten, sofort nach der Front abzugehen, da Reynolds gefallen sei. Er schreibt in seinem

Bericht: „Ich bekam den Befehl, das Kommando über das 1., 3. und 11. Korps zu übernehmen .... Vollkommen unterrichtet von den Absichten des Oberkommandierenden, ward mir der Auftrag, nach meiner Ankunft an der Front die nötigen Befehle an die Truppen und die Trains zu geben zum Rückzuge auf die vom Oberkommandierenden gewählte Stellung, sofern ich das für gut hielt. War das Gelände günstig und erlaubten es die Umstände, war ich ermächtigt, den Aufmarsch für die Schlacht nach der Gegend von Gettysburg zu verlegen." Also ein Auftrag, wie er schwerwiegender von einem Oberkommandierenden einem Untergebenen gegenüber kaum gegeben werden kann!

Hancock will, nach Zurücklegung von 20 km, um 3⁰ nachm. bei Gettysburg eingetroffen sein. Wahrscheinlich ist es etwas später gewesen. Er übernahm nach seinem Bericht das Kommando und sah, wie bekannt, das 1. und das 11. Korps, verfolgt vom Feinde, im Rückzuge auf den Kirchhofshügel, wo Howard eine gut geeignete Aufnahmestellung gewählt hatte. Als Hancock die Schwierigkeit erkannte, das 11. Korps zu sammeln, ließ er die Division Wadsworth des 1. Korps eine bewaldete Höhe auf dem rechten Flügel besetzen, wohin er auch später als Rückhalt eine Division des allmählich eintreffenden 12. Korps dirigierte. Im übrigen wartete er sehnsüchtig auf das Herankommen der anderen Division des 12. Korps und des 3. Korps.

Howard hatte indessen nicht anerkannt, daß Hancock ihm etwas zu befehlen habe. Um 5⁰ nachm. sendet er selbständig eine Meldung an Meade: „General Reynolds griff den Feind sofort mit einer Division gegen $10^{15}$ an. Von der Stadt aus ging er etwa eine halbe Meile gegen ihn vor und traf dabei auf einen großen Teil von Hills Korps. Ich ging so rasch als möglich auf einer Parallelstraße vor und stellte mein Korps rechts vom 1. auf. Um $11^{15}$ fiel Reynolds. Ich übernahm das Kommando der beiden Korps und ersuchte Slocum und Sickles heranzukommen. Bis jetzt bin ich im Gefecht gewesen. Das 1. Korps ging zurück, da es links überflügelt wurde, in eine bessere Stellung, weswegen auch das 11. Korps dorthin zurückgehen mußte. Um 4⁰ nachm. erschien General Hancock und teilte mir seine erhaltenen Anweisungen mit. Ich halte die Stellung. Slocum ist nahe, will jedoch nicht das Kommando übernehmen."

An dieser Meldung ist auszusetzen, daß Meade hiernach unmöglich wissen konnte, wo die von Howard gewählte Stellung lag. Es wurde Howard später sehr übel genommen, daß er die Schuld des Zurückgehens auf das 1. Korps geschoben hatte. Jedenfalls war dieses Korps nach dem Rückzuge viel gefechtsfähiger als die beiden im Gefecht gewesenen Divisionen des 11. Korps.

Daß Howard gar nicht daran gedacht hatte, an Hancock das Kommando ohne weiteres abzugeben, beweist eine spätere Meldung an Meade: „Der

schriftliche Befehl, daß General Hancock den Befehl übernehmen soll, ist soeben, 7° abds., eingetroffen. Da General Slocum hier anwesend ist, habe ich diesem das Kommando übergeben.... Die zur Zeit eingenommene Stellung halte ich für gut. Der Befehl der Übergabe des Kommandos an Hancock hat mich schmerzlich berührt und setzt mein Ansehen herab. Sagen Sie mir offen, ob Sie meine heutige Führung mißbilligen, damit ich weiß, was ich zu tun habe." Es ist dem General Howard allerdings nicht zu verdenken, daß er aufs tiefste gekränkt war, weil ihm ohne Grund ein jüngerer General in der Gefechtsführung vorgesetzt wurde. Dem Takt Hancocks gelang es, einen schweren Konflikt zu vermeiden. Howard fand später dadurch eine besondere Anerkennung, daß der Kongreß ihm im Januar des folgenden Jahres für die Leistung am 1. Juli seinen Dank aussprach.

Als letzte Meldung schrieb Howard um 10° abds. noch an den Generalstabschef Major-General Butterfield: „Unsere Stellung ist für eine Entscheidungsschlacht sehr gut, sofern Sie nicht die Besorgnis haben, umgangen zu werden." Es wird zugegeben werden müssen, daß es allein Howards Verdienst war, wenn das 1. und das 11. Korps sich sammeln und den Kirchhofshügel halten konnten.

Hancock mußte nach dem ihm von Meade gewordenen Auftrage seine Einwirkung geltend machen und schrieb um 5²⁵ an Butterfield, daß die Stellung auf dem Kirchhofshügel gut, jedoch leicht zu umgehen sei; Slocum sei im Anmarsch, daher der rechte Flügel geschützt; den linken würde hoffentlich bald das 3. Korps erreichen; das 2. Korps, sein eigenes, würde am besten hinter der Stellung biwakieren. „Das Gefecht hat aufgehört. Ich denke, bis zur Nacht wird alles ruhig bleiben. Alle Trains habe ich zurückgesendet.... Meiner Meinung nach steht es uns frei, zurückzugehen oder hier zu kämpfen. In wenigen Minuten treffe ich Slocum und werde ihm das Kommando übergeben. Howard sagt, Doubledays Korps floh." So trat das merkwürdige Ereignis ein, daß der rangälteste General, Slocum, widerwillig das Kommando von zwei Generalen übertragen erhielt. Er hatte nichts mehr zu befehlen, um 7° abds. war die Krisis längst vorüber; außerdem hatte er jede Verantwortung abgelehnt. — Meade, in seinem Hauptquartier Taneytown, wurde nicht allein von Howard, sondern auch von Hancock weiter orientiert. Dieser sandte seinen Adjutanten, Major Mitchell, zu Meade, um ihn über die Lage aufzuklären und zu melden, daß die Stellung bis zur Nacht gehalten werden würde. Kurz darauf sandte Hancock noch einen anderen Adjutanten hinterher, welcher melden sollte, daß die Stellung bei Gettysburg eine sehr gute wäre, allerdings leicht zu umgehen; er überließe Meade die Verantwortung, ob dieser die Schlacht bei Gettysburg oder am Pipe Creek schlagen wolle.

Als Slocum zwischen 6 und 7° abds. das Kommando übernommen, und Hancock den General Sickles wegen des raschen Eintreffens einer Division des 3. Korps noch warm begrüßt hatte, begab sich Hancock bei Einbruch der Dunkelheit selbst zum Hauptquartier nach Taneytown. „Hier erfuhr ich, daß Meade schon Befehle für die Korps in zweiter Linie gegeben hatte, nach Gettysburg zu marschieren, und daß er selbst in Person nach dorthin auf dem Marsche war.“ Das 2. Korps (Hancock) hatte schon um 1³⁰ nachm. den Befehl erhalten, weiter auf Gettysburg vorzugehen, und bezog abends 6 km von der Stadt entfernt ein Biwak.

Es dürfte Zeit sein, sich dem Major-General Meade, dem Oberkommandierenden, zuzuwenden, um zu sehen, ob und welchen Entschluß er faßte. Es war ihm bis zum Nachmittage bekannt, daß zwei Korps (1. und 11.) ein schweres, nachteiliges Gefecht bestanden hatten, zwei Korps (3. und 12.), ohne ihn zu fragen, unmittelbar auf Gettysburg in Marsch gesetzt waren. Das 2. Korps war mit seiner Genehmigung dorthin gleichfalls in Bewegung. Die Stellung bei Gettysburg wurde von Howard für gut befunden; General Hancock hatte die gleiche Meinung. Es blieb General Meade eigentlich gar nichts anderes mehr übrig, als auch die weitab befindlichen Korps, das 5. und 6., nach Gettysburg zu dirigieren. „Ich beschloß,“ sagt er in seinem Bericht, „an dieser Stelle die Schlacht zu liefern, und beim Einbruch des Abends gab ich die Befehle aus, alle Korps bei Gettysburg zu vereinigen und die Trains nach Westminster zurückzusenden. Um 10° abds. brach ich von meinem bisherigen Hauptquartier in Taneytown auf und kam um 1° früh auf dem Gefechtsfelde an.“ An Halleck nach Washington hatte er am 1. Juli, 6° nachm., seine geänderte Auffassung gemeldet, er hoffe, bei Gettysburg nur Hill und Ewell sich gegenüber zu haben. „Ich sehe keinen anderen Rat, als eine entscheidende Schlacht zu wagen, wenn nicht in der Nacht irgendwelche Umstände meine Ansicht ändern.“

Als Meade am 2. Juli, 1° nachts auf dem Kirchhofshügel eintraf, waren die dort befindlichen Teile der Armee so aufgestellt, wie Skizze 2 sie wiedergibt. Die Verbände des 1. und des 12. Korps waren zerrissen; man sieht, daß die ankommenden Divisionen dort hineingeschoben worden waren, wo es gerade not tat. Das 5. und 6. Korps, eine Division des 3., mußten zum Heranschließen Nachtmärsche machen; diese Division kam am 2. Juli um 7° früh, das 5. Korps gegen 8° früh, das 6. erst um 2° nachm. an. Am 1. abends war eine Besatzungsbrigade aus Washington eingetroffen und dem 1. Korps zugeteilt worden.

Die Stimmung der Generale auf dem Gefechtsfelde war nach einem von Sickles im New York Herald inspirierten Bericht geteilt. Einige waren der Ansicht, man müsse nach dem Pipe Creek zurückgehen.

Die Verluste des 1. und 11. Korps waren schwer gewesen. Von

8200 Mann des 1. Korps waren nur noch 2450 Mann zur Stelle, es hatte allein an Gefangenen 2150 Mann eingebüßt. Die Stärkeverhältnisse der Streitenden waren allerdings sehr verschieden gewesen, 18 000 Nordländer gegen 32 000 Mann der feindlichen Armee.

Meade war nunmehr entschlossen, bei Gettysburg zu schlagen. Soweit er sich in der Nacht umsehen konnte, war der rechte Flügel durch einen Grund gut gesichert, desgleichen bot der Kirchhofshügel in Richtung der Stadt und gegen Westen eine vorzügliche Stellung; der linke Flügel war nicht angelehnt, zurzeit nur schwach besetzt. Aus Mangel an Truppen hatte abends Bufords Kavallerie durch Aussetzen von Posten den Anschein erwecken sollen, als ob diese Linie besetzt sei. Wenn das 5. und 6. Korps rechtzeitig herankamen, konnte ein kraftvoller Widerstand erhofft werden. An eine Offensive war nicht zu denken.

Wenn nachträglich zur Kritik geschritten werden darf, so lag der Fehler der strategischen Bewegungen schon in den Maßnahmen am 30. Juni, abends oder nachts. Als Meade erfahren hatte, daß der Feind sich auf Gettysburg zusammenzog, durfte er den für den 1. Juli befohlenen Vormarsch allgemein in nördlicher Richtung nicht mehr fortsetzen lassen. Schon in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli hätte sich das Armeehauptquartier entscheiden müssen, ob die Armee sich am Pipe Creek oder bei Gettysburg schlagen sollte. Was man auch wählte, die Armee mußte am 1. Juli zusammengezogen werden. Für die Stellung am Pipe Creek wird sich niemand erwärmen, da in ihr die Absicht der Offensive begraben wurde, und die linke Flanke der Stellung durch die Anmarschrichtung des Feindes äußerst bedroht war. Halleck hatte schon darauf hingewiesen und als Depotplatz nicht Westminster, sondern Frederik empfohlen. Schwer verständlich ist es, daß Meade bis zum späten Abend des 1. Juli im Hauptquartier Taneytown blieb. Erst nachdem ihm durch die Ereignisse die Verfügung über alle Korps bis auf zwei genommen war, gab er nach und trennte sich von seinem Gedanken einer Abwehrschlacht am Pipe Creek. Daß das 5. und 6. Korps viel zu weit ab standen, mußte er zu seinem Leidwesen erfahren. Da er über den Feind nicht genügend orientiert war, der größte Teil seiner Kavallerie Stuart nachjagte, so hätte es sich empfohlen, die Armee mehr zusammenzuhalten. — Indessen Meade hatte Glück, auf gegnerischer Seite wurden günstige Gelegenheiten nicht benutzt, und eine Reihe von Irrtümern stellte auf Seite des Südens den Erfolg in Frage.

Meade war außerhalb des 5. Korps, das er mit Auszeichnung kommandiert hatte, in der Armee so gut wie unbekannt. Äußerlich hatte er nichts Imponierendes. 48 Jahre alt, aus der Ingenieurwaffe hervorgegangen, „von einfachem, gemessenem Wesen, sehr zurückhaltend und schweigsam, aber mit einem treffenden Urteil und scharfen Verstande be-

gabt, von kaltblütiger Ruhe inmitten der Gefahr, war der bescheidene Mann mit dem mageren Brillengesicht in der Armee über die Grenzen seines Befehlsbereichs nicht bekannt geworden." Lee „hat unter allen seinen Gegnern, Grant nicht ausgenommen, keinen Führer höher geschätzt als Meade". General Schurz sah ihn am 2. Juli früh: „Es war, wenn ich mich recht erinnere, etwa 8° morg., als Meade in aller Ruhe auf dem Friedhof erschien. Er war zu Pferde und nur von einem Stabsoffizier und einer Ordonnanz begleitet. Sein hageres, bärtiges, von seinem breitrandigen, schwarzen Militärfilzhut beschattetes Antlitz war müde und sorgenvoll, als ob er die Nacht nicht geschlafen habe. Die Brille verlieh ihm etwas Gelehrtenhaftes, und es war in seiner ganzen Haltung und Erscheinung nichts, was Begeisterung bei den Leuten hervorrufen konnte, — kein herzerwärmendes Lächeln oder teilnehmendes Wort! Er war schlicht, ohne alle Pose. Sein Geist war offenbar ganz von einem schwierigen Problem erfüllt. Aber dieser kühle, geschäftsmäßige Soldat flößte das unbedingteste Vertrauen ein. Offiziere und Soldaten umringten ihn, wo sie konnten, betrachteten ihn neugierig und waren offenbar still befriedigt. Mit raschem scharfen Blick prüfte er unsere Stellung, die sich bekanntlich wie ein riesiger Angelhaken um die Hügel und die Stadt wand, und nickte anscheinend befriedigt. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich ihn, wieviel Mann er hier im Felde habe. Seiner Antwort erinnere ich mich gut; sie lautete: »Im Laufe des Tages hoffe ich etwa 95 000 zur Verfügung zu haben; die sind, denke ich, für diese Sache genügend.« Dann blickte er nochmals überall umher und fügte wie im Selbstgespräch hinzu: »Na, wir können die Sache ebenso gut hier ausfechten, wie anderswo.« Darauf ritt er ruhig davon."

Lee hatte zwar den Zusammenschluß der Armee nach Gettysburg für den 1. Juli befohlen, aber dieser Befehl, welcher die Dringlichkeit nicht betonte, wurde langsam ausgeführt und fand mannigfache Hemmungen. Zu allem Unglück brach Lee persönlich spät von Chambersburg auf, leider erst am 1. Juli morgens; er ritt, nach Angabe des Chefs der Artillerie, Pendleton, zuerst ziemlich langsam, bis er das Geschützfeuer aus der Richtung von Gettysburg hörte; östlich Cashtown sah er von einer Höhe zu seiner Überraschung nachmittags vor sich das Bild eines heftigen Gefechts; erst gegen 4° nachm. erreichte er das Gefechtsfeld. Kavalleriemeldungen waren nicht eingegangen; er war wenig orientiert. Stuart mit seinen drei Brigaden hatte noch immer nichts von sich hören lassen. Die beiden Kavalleriebrigaden, die unnötigerweise südlich des Potomac zurückgelassen waren, Robertson und Jones, hatten zwar Befehl erhalten, heranzukommen, trafen aber erst am 3. Juli ein und konnten nicht mehr viel helfen. Noch schlimmer war es, daß eine ganze Infanteriedivision,

Pickett, vom 1. Korps bei Chambersburg zur Deckung der Armeetrains zurückgelassen wurde. Diese wurde erst am 2. Juli früh von der Kavalleriebrigade Imboden abgelöst.

Als Lee am 1. nachmittags die Höhen südlich Gettysburg von feindlicher Infanterie besetzt sah, mußte er sich sagen, daß dort nicht feindliche, sondern seine Truppen bei etwas mehr angewendeter Energie hätten stehen sollen.

Als Lee um 4° nachm. bei Hill eingetroffen war, war die Hauptarbeit des Tages getan; er selbst brachte keine Truppen mit, denn alle Kolonnen, welche hinter ihm her marschierten, waren weit zurückgeblieben und konnten erst gegen Einbruch der Nacht eintreffen.

Hill, an diesem Tage leidend, war gegen 8° früh von Cashtown mit der Division Heth, dahinter Division Pender, angetreten, um dem Feinde Gettysburg wegzunehmen; es war ihm bekannt, daß Lee eine allgemeine Schlacht noch zu vermeiden wünschte. Heth entwickelte der Kavallerie Bufords gegenüber zwei Brigaden, ging mit ihnen bis auf 2 km an die Stadt heran und fand dort unerwartet am Willoughby Run entschlossenen Widerstand seitens Wadsworths Infanteriedivision. Um den Widerstand des sich allmählich entwickelnden feindlichen 1. Korps zu brechen, wurde die ganze Division Heth eingesetzt. Als gegen 2° nachm. vom 2. Korps (Ewell) die Division Rodes von Norden her eingriff, wurde die Division Heth entlastet; einen vollen Erfolg konnten die beiden Süddivisionen nicht haben, da nunmehr das 11. Korps der Potomac-Armee nördlich Gettysburg in den Kampf trat. Sehr glücklich für Süd erschien die Division Early, von York über Heidlersburg kommend, in der rechten Flanke des feindlichen 11. Korps und damit war gegen 3° nachm. der Sieg für Süd entschieden. Jetzt endlich setzte Hill auch die Division Pender ein, und zwar eine Brigade auf dem rechten Flügel; zwei andere gingen durch die Division Heth hindurch, da diese nach fünfstündigem Kampfe nicht mehr imstande war, den Angriff vorwärts zu tragen. Heth war verwundet.

Als Lee nach 4° nachm. eine Übersicht gewann, stand das Gefecht günstig. Der Feind war auf den Kirchhofshügel südlich der Stadt zusammengedrängt, nach schweren Verlusten; für ihn, den Feind, war das Gelände allerdings vorteilhaft. Vor sich sah Lee den steilen Abhang des Kirchhofshügels, von dem sich weiter nach Süden bis zum Round Top ein Bergrücken zog. Östlich des Kirchhofshügels lag eine bewaldete Bergkuppe, deren Besetzung die Stellung der nordstaatlichen Truppen flankiert und unhaltbar gemacht hätte. — Lee sah, daß der Angriff in der Front zurzeit keinen Erfolg versprach, denn die beiden Divisionen des Korps Hill schienen dazu nicht mehr gefechtsfähig genug; und die 3. Division, Anderson, war noch weit zurück. Er schickte daher seinen General-

adjutanten, Oberst Taylor, zu Ewell auf dem linken Flügel mit dem „Befehl, die Bergkuppe anzugreifen, wenn er es für ausführbar hielte, aber einen allgemeinen Kampf zu vermeiden, bis zur Ankunft der anderen Divisionen der Armee, welchen befohlen war, rasch vorwärts zu kommen. Ewell entschied sich dafür, die noch weit entfernte Division Johnson abzuwarten". Er hatte gerade die sich später als falsch herausstellende Meldung bekommen, daß von York her, aus nordöstlicher Richtung, feindliche Kräfte heranmarschierten. Lee hatte sagen lassen, daß, wenn Ewell nicht angreifen wollte, er sich rechts heran an Hill ziehen sollte. Ewell tat dies nicht, da er hoffte, Johnsons Division würde bald da sein; sie kam aber erst beim Einbruch der Nacht auf dem äußersten linken Flügel an. Sie hatte einen 50 km langen Marsch zurückgelegt, hatte sich vor Longstreets Korps geschoben und dieses lange aufgehalten. Auch hatte sie die eine Division von Hill, die Division Anderson, noch gekreuzt. Diese letztere mußte bei Cashtown deswegen längere Zeit liegen bleiben; sie hatte es allerdings verabsäumt, in Marsch zu bleiben, ruhte trotz des vorn erschallenden Geschützfeuers und wurde durch Johnsons Division vom eigenen 3. Korps abgeschnitten. Hinter diesem mußte Johnson dann auch noch wegmarschieren, bis er endlich auf dem linken Flügel seines 2. Korps ankam. Er sollte nunmehr seine ermüdeten Truppen zu einem Nachtangriff auf die Waldkuppe ansetzen; erkundende Abteilungen erhielten dort lebhaftes Feuer, und deswegen unterblieb der Angriff. Wie bekannt, hatte auf Befehl Hancocks die Division Wadsworth der Potomac-Armee diese Waldkuppe abends besetzt.

Als Lee von Ewell persönlich erfahren hatte, daß dieser die Kuppe nicht mehr nehmen würde, sah er von weiteren Maßnahmen ab und verschob den Angriff auf den folgenden Tag, er wollte Longstreets Divisionen, Mc. Law und Hood, abwarten, die heute abend 8 km westlich des Gefechtsfeldes biwakierten; die letzten Teile kamen erst um 12° nachts dort an.

Lee erkundete, solange es noch hell war, die anscheinend schwach besetzte Stellung des Feindes, welche sich südlich bis zu dem Obstgarten (vgl. Skizze 2) hinzog. Es schien ihm angängig, den linken Flügel des Feindes am 2. flankierend anzugreifen; eine verdeckte Annäherung war möglich. Er entschloß sich zur Angriffsschlacht. Er sagt in seinem Bericht: „Es war eigentlich nicht beabsichtigt, so fern von unserer Basis eine Entscheidungsschlacht zu liefern, außer wenn ich angegriffen wurde. Da ich aber unvermutet auf die ganze föderierte Armee gestoßen war, wäre es schwierig und gefährlich gewesen, mit unseren zahlreichen Trains durch die Berge zurückzugehen. Zugleich war es nicht ratsam, den Angriff des Feindes abzuwarten, da ich die Verpflegung in Gegenwart des Feindes nicht sicherstellen konnte; denn er hielt die Gebirgspässe mit Miliz und anderen Truppen besetzt. Eine Schlacht war infolgedessen

unvermeidlich, und der eben gewonnene Erfolg gab die Aussicht auf eine günstige Entscheidung."

Daß eine Entscheidungsschlacht bevorstand, wurde durch die Aussage von Gefangenen bestätigt, die bekundeten, daß Hooker durch Meade ersetzt wäre, bis jetzt zwei Korps im Gefecht gewesen seien, jedoch nunmehr sich die ganze Potomac-Armee zusammenzöge.

Es ist einem so bedeutenden Feldherrn wie Lee nicht entgangen, daß es sehr viel besser gewesen wäre, wenn er am 1. Juli 4° nachm. einen Angriff auf den Kirchhofshügel befohlen hätte. Er stand davon ab, weil die Truppen erschöpft und keine Reserven zur Hand waren. Der Feind war zwischen 4 und 6° nachm. auf dem Kirchhofshügel so erschüttert, daß ein entschiedener Ansturm sicheren Erfolg verbürgt hätte. Später war die Aussicht sehr zweifelhaft, da dann frische Truppen der Potomac-Armee herankamen. Zu einem Teilangriff auf die Waldkuppe fühlte Ewell sich nicht stark genug. — Daß Lee nicht noch zwei Divisionen mehr auf dem Gefechtsfeld hatte, war zum größten Teile seine Schuld. Andersons Division von Hills Korps hätte mindestens einen Tag, schlimmstenfalls eine Nacht, früher heranmarschieren müssen. Ewells merkwürdiger Befehl, daß die Division Johnson am Tage vorher einen viel zu weiten Weg westlich einschlug, ist mit auf die nicht ganz klaren Anordnungen Lees zu schieben. Wäre Lee früher zur Stelle gewesen, so hätte sich der Anmarsch Ewells für die Divisionen Rodes und Early noch so gestalten lassen, daß Johnson nicht auf den äußersten linken Flügel zu marschieren brauchte, wodurch er Stunden verlor. Wäre Ewell, statt mit zwei, mit drei Divisionen nördlich Gettysburg aufgetreten, war am 1. Juli ein voller Sieg gewiß. Jackson, sein Vorgänger im Kommando, hätte das sicher fertig gebracht. Leider war dieser energische General, ein Freund Lees, Anfang Mai gefallen. Zuerst Offizier und dann Professor der Mathematik, hatte Jackson, trotz seines bescheidenen Äußeren und seines schäbigen Anzuges, einen ungewöhnlichen Einfluß auf die Mannschaften. Lee sagte später, wenn er Jackson gehabt hätte, würde er den Sieg errungen haben. — Ewell machte, auf dem Pferde festgeschnallt, den Feldzug trotz Verlust eines Beines mit; seine persönliche Energie vermochte er jedoch nicht in besonderem Maße auf die Unterführer zu übertragen.

Die Gründe, warum Lee angreifen wollte, sind vorstehend angegeben; hatte er noch einen anderen Ausweg, um die Entscheidungsschlacht günstiger vorzubereiten? Eine leise Andeutung zu einem anderen Entschluß, als zu einem Angriff auf die Höhen von Gettysburg liegt in dem Ersuchen Lees an Ewell, wenn er die Waldkuppe nicht nehmen könne, sich rechts zu ziehen. Durch die Ausführung dieses Rechtsziehens, welches tatsächlich nicht geschah, hätte Lee das 2. und das 3. Korps mehr in die Hand bekommen, und hätte sich am 2. Juli früh noch entschließen können, ob

er angreifen sollte oder nicht. Das 1. Korps stand noch weit zurück und konnte nach den verschiedensten Richtungen in Marsch gesetzt werden. Longstreet, der Kommandierende des 1. Korps, war durchaus gegen einen Angriff. Er schlug angeblich mit aller Energie später vor, vom Angriff abzustehen, rechts abzumarschieren und eine Stellung nach Emmetsburg oder nach Stadt Frederik zu zu nehmen, da dadurch Washington bedroht wurde. Hierdurch wäre die feindliche Armee gezwungen, die Stellung anzugreifen. Longstreet hatte den richtigen Gedanken, daß die sonst tapferen Südländer zu einem Angriff gegen eine starke Stellung über die freie Ebene nicht befähigt wären. Auch war am 2. eine ganze Infanteriedivision (Pickett) nicht zur Stelle. Aber Lee hielt mit Hartnäckigkeit an dem Gedanken des Angreifens fest.

Ein Angriffsbefehl ist in den Berichten nicht enthalten. Es sind nur einzelne Anweisungen an die Korps ausgegeben worden, welche den bevorstehenden Angriff nicht zusammenhängend gestalten konnten und für Ort und Zeit erhebliche Unklarheiten ließen.

Am späten Abend des 1. Juli wurde den kommandierenden Generalen folgendes aufgegeben: Das 1. Korps (Longstreet) hatte 4° morg. aus seinem Biwak östlich Cashtown anzutreten und auf das Gefechtsfeld zu marschieren; Lee behielt sich vor, hier die weiteren Weisungen zu erteilen. Das 3. Korps (A. P. Hill) hatte fürs erste in seiner Stellung westlich des Kirchhofshügels und des südlich davon hinstreichenden Hügelrückens zu verbleiben. Das 2. Korps (Ewell) sollte sich in der Nacht ruhig verhalten; sowie es Geschützfeuer vom äußersten rechten Flügel hörte, sollte es vor der feindlichen Nordfront demonstrieren und, „wenn die Umstände es erlaubten," entscheidend angreifen. Stuart wurde nach dem linken Flügel heranberufen.

Bis zum späten Abend wurden Erkundungen gemacht. Gute Artilleriestellungen waren nicht vorhanden. Vor Hills und Ewells Front hatte der Feind freies Schußfeld; auf dem eigenen rechten Flügel, wo Longstreets Truppen hinkommen sollten, glaubte man günstige Annäherungswege gefunden zu haben. Der linke Flügel des Feindes wurde in Höhe des Obstgartens festgestellt; diese Erkundung stimmte später nicht, da der Feind sich während der Nacht verstärkte und seinen linken Flügel ausdehnte. Fast alle Südtruppen hatten entweder schwere Märsche oder Gefechte hinter sich; die Divisionen des 2. und 3. Korps schliefen Gewehr im Arm.

Lee wußte, daß die Division Pickett vom 1. Korps am 2. Juli nicht auf dem Gefechtsfelde eintreffen konnte; er hatte daher für diesen Tag auf eine bedeutende Überlegenheit des Gegners zu rechnen. Zu seinem Schaden wußte er nicht, daß eine Infanteriebrigade des 1. Korps außer-

dem noch entsendet war, zur Deckung der rechten Flanke des Anmarsches, und daß diese nicht vor 12° mittags eintreffen konnte.

Hätte Lee alles zusammengehabt und um 8° früh des 2. Juli angegriffen, und zwar auf der ganzen Linie, wäre ein Sieg wahrscheinlich gewesen. Denn erst um 2° nachm. war bei der Potomac-Armee alles zur Stelle. Aber Lee war in diesen Tagen nicht auf der Höhe seiner Feldherrngröße; seine Befehle waren nicht bestimmt, hingen von Voraussetzungen ab und ergaben nicht die Gestaltung eines geplanten Angriffes.

## Der 2. Juli.

### Bis 4° nachm.

In der Frühe des 2. Juli erkundeten Lee, Longstreet, Hill und Hood, Divisionskommandeur beim 1. Korps, gemeinsam mit Ferngläsern vom Seminarhügel aus die Stellung des Feindes. Dichte Schützenlinien lagen auf dem Westrande des Kirchhofshügels, dahinter stand zahlreiche Artillerie. Der Moment war verpaßt. Von einem Besetzen der Stellung ohne erheblichen Kampf, wie Lee und seine Umgebung noch zu hoffen gewagt hatten, war nicht mehr die Rede; es mußte angegriffen werden.

Der zu erklimmende Abfall des Hügelrückens vom Kirchhofshügel bis zum Round Top war an einzelnen Stellen steil, vom Feinde überall eingesehen; eine langgestreckte Geländewelle bot den zum Rechtsabmarsch bestimmten Teilen der Südarmee auf 2000 bis 2500 m vom Feinde Schutz; überhöhende Artilleriestellungen waren nicht vorhanden. Im großen und ganzen war das zu übersehende Angriffsgelände für das 1. und 3. Korps der nordvirginischen Armee wenig günstig. Man mußte hoffen, daß das 2. Korps, Ewell, in der rechten Flanke des Feindes die Hauptarbeit tun würde.

Mit Longstreet hatte Lee am Morgen erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Longstreet war in der Nacht von Lees Absichten nicht vollständig unterrichtet worden; er hatte erst um 8° früh von ihm erfahren, daß er auf dem rechten Flügel angreifen sollte. In einer im Jahre 1875 verfaßten Schrift erklärte Longstreet, daß er vom Angriff abgeraten habe; das scheint auch richtig, obgleich es der Generaladjutant Lees, Taylor, bestreitet. Wahr ist, daß Longstreet vorgeschlagen hat, um den linken Flügel der Potomac-Armee herumzugehen, die nordvirginische Armee zwischen Gettysburg und Washington aufzustellen und sich angreifen zu lassen. Er geriet mit Lee am Morgen des 2. in einen lebhaften Wortwechsel, den Lee mit den Worten beendete: „Dort steht der Feind, ich werde ihn angreifen".

Es war ein klarer, heißer Sommertag; die schöne, fruchtbare, mit einigen Gehölzen geschmückte Gegend lag bis zur Mittagsstunde ruhig

da: einzelne Gewehrschüsse unterbrachen die Stille. Niemand konnte annehmen, daß zwei Heere sich zum Kampfe anschickten.

Longstreets 1. Korps war aus der Gegend von Cashtown mit dem Anfange bald nach 3° morg. aufgebrochen, bis an den Willoughby Run marschiert und hatte hier einen längeren Halt gemacht. Nach vielfachen Erkundungen und Drehen der wieder angetretenen Marschkolonnen war endlich ein Gelände gefunden, das das 1. Korps beim Ziehen nach dem rechten Flügel den Blicken des Feindes entzog. Lee war unwillig über den langsamen Aufmarsch und wurde es noch mehr, als Longstreet darauf bestand, mit dem Angriff solange zu warten, bis die zum Schutz des Anmarsches am 1. Juli entsendete Infanteriebrigade Law der Division Hood eingetroffen wäre. Diese kam erst um 12° mittags am Willoughby Run an. Da die Division Hood auf dem äußersten rechten Flügel aufgestellt war, kam die ihr zugehörige Brigade Law erst um 4° nachm. auf ihren Platz. Der Feind hat reichlich Zeit gewonnen, sich einzugraben und das entfernte Korps, das 6., heranzuziehen.

Hätte nun wenigstens Lees gesamte Artillerie den Angriff vorbereiten können! Aber zum Unglück waren die Artilleriestellungen für den Angreifer schlecht.

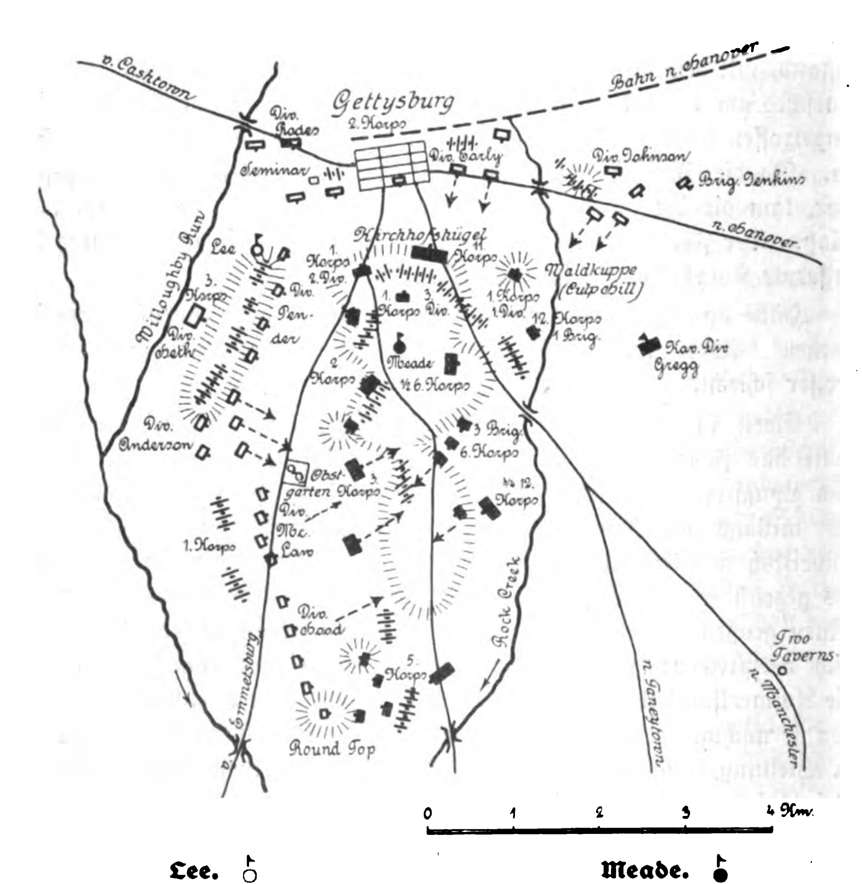
Ewell, im Norden von Gettysburg, verhielt sich still, seine Artillerie sollte das Feuer erst beginnen, wenn Geschützfeuer vom rechten Flügel, von Longstreet her, gehört würde. Beim 3. Korps (Hill) begann nach 12° mittags das Feuer aus 14 Batterien, welche vom Oberst Walker einheitlich geleitet wurden, aus einer Stellung von westlich Gettysburg bis gegenüber dem Obstgarten; vier Batterien wurden nicht vorgezogen. Einen großen Erfolg konnte man sich von dem Feuer dieser 14 Batterien nicht versprechen; Hill sollte fürs erste nur mit einem Angriff drohen und die Aufmerksamkeit des Feindes vom Rechtsabmarsch Longstreets ablenken. Um 4° nachm. hatte Longstreet acht Batterien südwestlich des Obstgartens in Stellung; acht andere Batterien waren noch einen Tagemarsch vom Gefechtsfelde entfernt, bei der Division Pickett in Chambersburg. Zu derselben Zeit waren auf dem linken Flügel, bei Ewell, westlich Gettysburg zwei, östlich der Stadt neun Batterien in Stellung gegangen; acht Batterien blieben in der Reserve. Auf dem Gefechtsfelde waren 15 Batterien untätig, acht fehlten; von 56 Batterien traten nur 33 in den Kampf. Wenn ein Teil der ausfallenden Batterien keine Stellung fand, war eben das Angriffsgelände unglücklich ausgewählt.

Um 4° nachm. setzten sich die beiden Divisionen Longstreets, Hood rechts, Mc. Law links, zwischen dem Round Top und dem Obstgarten in Bewegung zum Angriff auf den Höhenrücken. Eine Vorbereitung durch Geschützfeuer hatte nicht stattgefunden.

Um diese Zeit traf endlich von Stuarts Kavallerie wenigstens eine Brigade, die Brigade Hampton, bei Hunterstown, nordöstlich Gettysburg (vgl. Skizze 3) ein..

**Skizze 3.**

Lage am 2. Juli 5⁰ nachm.




| **Lee.** | **Meade.** |
|---|---|
| Nordvirginische Armee | Potomac-Armee |
| Inf. Div. Pickett im Anmarsch von Chambersburg. Stuart mit 2 Brig. im Anmarsch von Carlisle. 2 Kav. Brig. im Anmarsch von südlich des Potomac. Kav. Brig. Imboden bei Chambersburg. | Kav. Div. Buford vom linken Flügel nach Westminster. 3. Korps zurück; es kommen ½ Stunde später 5. Korps, ¾ 12. Korps, ½ 6. Korps nach dem linken Flügel. |

So waren drei Viertel eines langen Sommertages für den Angreifenden ungenützt entschwunden, und Longstreet mußte, wie der Kommandierende der Garde bei St. Privat, wenn er noch vor Einbruch der Nacht einen Erfolg erreichen wollte, rasch, ohne Vorbereitung durch Artillerie, auf die feste Stellung des Gegners zum Angriff antreten.

Es dürfte Zeit sein, einen Blick auf die Maßnahme des Gegners zu werfen. Besonders hoffnungsfreudig sah der Höchstkommandierende, General Meade, den Ereignissen nicht entgegen. Ein Augenzeuge schildert ihn „bleich, hohläugig, trübe blickend, angegriffen infolge Schlaflosigkeit, voll Besorgnis, gedrückt durch das Gefühl der Verantwortlichkeit".

Um 7° früh waren seine Sorgen über die rechtzeitige Versammlung der Armee gehoben, das 2., 5., der Rest des 3. Korps waren eingetroffen. Es handelte sich um ihre Aufstellung. Vernünftigerweise wurde die Mischung der Verbände möglichst beseitigt, das 12. Korps auf dem rechten Flügel zusammengezogen; das 1. Korps blieb geteilt; das 2. und 3. Korps wurden auf dem linken Flügel unter den gemeinsamen Befehl des Generals Hancock gestellt; das 5. Korps wurde zuerst auf dem östlichen Ufer des Rock Creek auf dem äußersten rechten Flügel belassen. Meade hielt diesen für am stärksten bedroht, er hatte die Anhäufung von feindlichen Truppen vor diesem Flügel — es war die Division Johnson — bemerkt. Von Lees Absicht, den linken Flügel außerdem noch umfassend anzugreifen, konnte Meade um 7° früh noch nichts wissen. Der Gedanke der Gefährdung des rechten Flügels blieb bis in den Nachmittag hinein bestehen, auch das um 2° ankommende 6. Korps wurde dorthingezogen.

Vom taktischen Standpunkte aus war die Wahl der Stellung eine eigentümliche zu nennen. Auf einem hohen Bergrücken waren beide Flügel zurückgebogen; der innere Raum war beschränkt; die Stellung forderte zu einer beiderseitigen Umfassung geradezu heraus. Die Kriegslehre warnt vor der Einnahme solcher Stellungen. Die Stellung an und für sich war stark, die Nordtruppen standen überhöhend und verdeckt, überall eingegraben; das Schußfeld war gut; der Gegner mußte an fast allen Stellen einzusehende Abhänge und Mulden durchschreiten. Artilleriestellungen, wenn auch etwas nahe an der Infanterielinie, waren genügend vorhanden. Die Flügel waren nicht sicher angelehnt. Die Bewegungsfreiheit innerhalb der Stellung zeigte sich als ausreichend vorhanden. Der im Falle einer Niederlage auf Westminster geplante Rückzug schien gewährleistet. Der Hauptvorteil dieser konzentrierten Stellung war der, daß binnen kurzer Zeit Truppen von einem Flügel zum anderen gezogen werden konnten. Dieser Umstand hat Meade vor einer vernichtenden Niederlage gerettet.

Ausgezeichnet unterstützt wurde Meade durch seinen Artilleriegeneral Hunt. Diesem gelang es, fast die gesamten Batterien, mit Ausnahme der des 6. Korps, einzusetzen. Die Organisation erleichterte seine Maßnahmen; die Korps konnten ihre fünf bis sechs Batterien gut verwenden; wo es fehlte, schob Hunt aus den 21 Batterien der Artilleriereserve solche vor. Er trat allmählich mit 47 Batterien den 33 des Gegners gegen-

über, welch letzterer seinen Überschuß, den einzelnen Generalkommandos unterstellt, nicht zu verwenden verstand.

Der Vormittag war ohne erhebliche Störungen seitens des Feindes vergangen. Nachmittags begannen feindliche Batterien von dem Hügelrücken östlich des Willoughby Runs zu feuern. Um 2° nachm. traf zur Freude Meades nach 17stündigem Marsch (64 km) das 6. Korps von Manchester tief ermüdet auf dem rechten Flügel ein und stellte sich neben dem 5. Korps auf; es war mit dem Anfang um 9° abds. aufgebrochen und mit dem Ende um 5° abds. zur Stelle. — Meade fühlte sich nunmehr beruhigt, wenn auch General Sickles, Kommandierender des 3. Korps, gegen 1³⁰ nachm. persönlich die Meldung machte, daß der linke Flügel nicht angelehnt sei, und der Feind sich vor diesem zu verstärken scheine. Meade legte auf diese Meldung keinen besonderen Wert, jeder General glaube, daß er auf der gefährdetsten Stelle stehe; er schickte den Artilleriegeneral Hunt hin, um sich die Lage anzusehen; dieser sagte zwar, er wolle seine Eindrücke an Meade melden; es wurde aber fürs erste weiter nichts angeordnet.

Zu 3° nachm. hatte Meade die kommandierenden Generale zu sich befohlen. Als Sickles verspätet ankam, sagte ihm Meade, die Besprechung sei zu Ende, er solle zurückreiten. Meade hätte ihm sagen sollen, daß er das 5. Korps, nach Eintreffen des 6., vom rechten nach dem linken Flügel ziehen wolle.

Wie Meade die Lage gegen 3° nachm. vor Beginn der Schlacht ansah, geht aus seiner Depesche an Halleck nach Washington hervor:

„Hauptquartier bei Gettysburg, 2. Juli, 3° nachm.

Ich habe heute meine Armee bei dieser Stadt vereinigt. Das 6. Korps ist soeben sehr ermüdet angekommen. Die Armee ist erschöpft. Bis zu diesem Augenblick habe ich den Angriff des Feindes in einer guten Verteidigungsstellung erwartet. Ob ich ihn angreifen werde, wird sich entscheiden, sobald sich seine Maßnahmen mehr übersehen lassen. Augenscheinlich entwickelt er sich gegen meine beiden Flanken. Genaueres anzugeben, ist schwer. Ich bin bis jetzt vom Angriff abgestanden, um das 6. Korps abzuwarten und die Armee ruhen zu lassen .... Werde ich nicht angegriffen, und ich kann eine günstige Gelegenheit finden, so werde ich angreifen. Scheint es mir zu gefährlich, oder setzt sich der Feind zwischen mich und Washington, so gehe ich auf Westminster zurück .... Ich fühle meine volle Verantwortlichkeit und werde mit Vorsicht handeln."

Aus dieser Meldung konnte Halleck noch nicht ersehen, was der Feind vornahm. Es war dies auffallend, denn Kavallerie hätte eigentlich am 2. genug vorhanden sein sollen. Allerdings waren am 2. früh auf dem linken Flügel die beiden Brigaden der Kavalleriedivision Buford fort-

genommen und nach Westminster geschickt worden, um dort das Armeedepot zu sichern; sie fielen für die brennend nötige Aufklärung gänzlich aus. Meade hatte sich mit dieser Anordnung jeglichen Mittels der Aufklärung auf seinem linken Flügel beraubt, was um so unverständlicher ist, als er dauernd einen Rechtsabmarsch des Feindes nach Frederik befürchtete. Greggs Kavalleriedivision traf, mit Ausnahme einer Brigade, mittags auf dem rechten Flügel der Armee östlich des Rock Creek ein und lenkte durch abgesessene Schützen eine feindliche Infanteriebrigade auf sich. Kilpatrick stieß mit seiner Kavalleriedivision abends, auf dem Anmarsch nach Gettysburg, östlich Hunterstown, auf die Stuartsche Kavalleriebrigade Hampton und drückte sie zurück. Nach dem rechten Flügel sammelte sich der größte Teil der nordstaatlichen Kavallerie, während der meist bedrohte linke Flügel von jeder Kavallerie entblößt wurde.

Der auf diesem Flügel kommandierende General Sickles war sehr erregt. Von der Besprechung im Hauptquartier nach 3⁰ nachm., ohne weitere Anweisung erhalten zu haben, nach dem linken Flügel zurückgekehrt, sah Sickles, wie er es befohlen hatte, die Infanterieschützenlinie weit über den Höhenrand bis zum Obstgarten vorgeschoben, den äußersten linken Flügel bis zum Round Top ausgedehnt, ohne diesen selbst zu erreichen. Das 3. Korps, fast ohne Reserven, weit vor- und auseinandergezogen, konnte einem kräftigen Angriff des Gegners in dieser Aufstellung unmöglich Stand halten. Sickles, ohne Kavallerie, hoffte auf Unterstützung. Unterdessen kam Meade gegen $3^{30}$ herangeritten und fragte: „Haben Sie sich nicht zu weit ausgedehnt? Herr General, können Sie diese Stellung halten?" „Ja!" antwortete dieser, „bis Verstärkungen herangebracht sind; greift der Feind an, brauche ich Hilfe." Meade vertrat die Meinung, daß die Aufstellung zu ausgedehnt sei, hielt es aber nicht mehr an der Zeit, eine Veränderung vorzunehmen; er sagte jedoch jetzt ausdrücklich, er würde das 5. Korps hersenden; Sickles solle sich im Notfalle an das 2., das Nachbarkorps, um Hilfe wenden und sich aus der Artilleriereserve Batterien geben lassen. „Die Zusammenkunft wurde dann plötzlich durch einen Hagel von Granaten unterbrochen, welche sichtlich auf die Gruppe der Offiziere gerichtet waren." General Meade ritt fort. Mit dem Beginn des feindlichen Artilleriefeuers kam zum Hauptquartier, südlich des Kirchhofshügels, vom Round Top eine Meldung der Signalstation, der Feind greife umfassend den linken Flügel an. Die Entscheidungsschlacht hatte begonnen.

## Bis zum Abend.

Es dürfte zu weit führen, die viel verschlungenen Bewegungen der einzelnen Regimenter der Nordtruppen zu verfolgen. Regimenter waren sie nur dem Namen nach, ihre Stärken schwankten zwischen 160 und

400 Mann. Die Truppen kamen auf dem linken Flügel der Stellung im Verteidigungskampfe außerordentlich durcheinander. Das 3. Korps wurde bald aus seiner zu weit vorgeschobenen Linie durch die angreifenden Massen Longstreets geworfen. Die vorstürmenden tapferen Texas- und Alabama-Regimenter hatten anfänglich, bis nach 5° nachm., Erfolg, aber oben, auf dem Rande des Hügelrückens, griff von links eine Division des 2. Korps der Nordtruppen ein, rechts schwenkte nordöstlich des Round Top das herangekommene 5. Korps gegen den rechten Flügel Longstreets ein. Meade ließ vom Rock Creek her noch fünf Brigaden des 12. Korps holen, die mit Teilen des führerlosen 3. Korps — Sickles war verwundet — den Feind in der Front angriffen. Schließlich wurden noch drei Brigaden des 6. Korps vom äußersten rechten Flügel nach dem linken in Bewegung gesetzt. Diesen Massen konnten die beiden starken Divisionen Longstreets nicht widerstehen, sie glitten abends den Abhang bis zu seinem Fuße, bis zum Obstgarten, hinunter. — Der Ingenieurgeneral Warren soll wesentlich zum Erfolge der Nordtruppen beigetragen haben; er besichtigte gerade beim Beginn des Angriffs die Signalstation auf dem Round Top, ritt dem 5. Korps entgegen und veranlaßte die vorderste Brigade des Korps zum Einschwenken gegen den rechten Flügel des Angreifers. Der Round Top kam eine Zeitlang in die Hände der nordvirginischen Streitkräfte; Artillerie konnte dort nicht aufgestellt werden, da die Oberfläche steinig, uneben und mit Bäumen bedeckt war. Um 10° abds. wurde die Höhe den nordvirginischen Schützen durch die nordstaatliche Brigade Fisher des 5. Korps und das 20. Maine-Regiment entrissen, eine Gefechtshandlung, die für den folgenden Tag von Bedeutung war.

Wenn auch Meade für den linken Flügel durch rechtzeitiges, rasches Heranziehen von Truppen vom rechten Flügel her gesorgt und die Stellung behauptet hatte, so war doch der rechte Flügel, welcher spät abends angegriffen wurde, erheblich geschwächt. Rechts von der 1. Division des 1. Korps, die den Culp Hill, südöstlich Gettysburg, dauernd besetzt hielt, stand nur noch die Brigade Greene vom 12. Korps; zwei Brigaden dieses Korps hatten sich verirrt und zogen nutzlos östlich des Rock Creek herum. Es blieb nur noch das durch den langen Marsch erschöpfte 6. Korps übrig. Hiervon hatte Meade drei Brigaden nach dem linken Flügel gesandt, die kaum mehr ins Gefecht kamen; der Rest war als Armeereserve südlich des Kirchhofs aufgestellt und wurde abends zum Teil zur Abwehr des Angriffs des Feindes, der von Gettysburg her und östlich davon erfolgte, verwandt. Dieser Angriff war so matt, daß das 11. Korps, die 1. Division des 1. Korps und die Brigade Greene eigentlich genügten, um ihn abzuschlagen.

Meade hatte zwar am Abend des 2. Juli das erhebende Gefühl, dem Angriff des Feindes standgehalten zu haben, aber er konnte seines

gelungenen passiven Widerstandes doch nicht recht froh werden, denn der Feind stand abends zum Teil dicht vor den Schützengräben; auf dem rechten Flügel, am Culp Hill, hatte er sogar einige in Besitz behalten. Meade fühlte sich in seiner konzentrierten Stellung eingeengt und wußte, daß die Truppen schwer gelitten, teilweise bis zu 50 v. H. verloren hatten und erschöpft waren. In seiner Besorgnis berief er nachts die kommandierenden Generale zu einem Kriegsrat zusammen.

An einen Rückzug hat er nach seiner Angabe nicht gedacht; dem entspricht auch seine am 2. Juli, 8° abds., an Halleck abgegangene Depesche: „Der Feind griff mich heute gegen 4° nachm. an und wurde nach sehr heftigem Kampfe überall zurückgeschlagen. Wir haben an Toten und Verwundeten viel verloren .... Ich werde morgen in meiner Stellung bleiben, aber ich bin mir noch nicht klar darüber, ob ich mich zur Verteidigung oder zum Angriff entschließen werde, da ich über den Zustand der Armee zurzeit nicht genügend unterrichtet bin." Um diesen Zustand kennen zu lernen, wurden nachts sämtliche kommandierenden Generale im Hauptquartier, einem Farmerhause, versammelt, im ganzen neun, denn Hancock und Slocum hatten ihre Korps abgegeben, um den gesamten linken bzw. rechten Flügel zu kommandieren; Howard (11. Korps) in der Mitte blieb selbständig. Nach den Erhebungen war das 3. Korps schwer erschüttert, auf dem äußersten rechten Flügel hatte der Feind die vorderste Linie der Verschanzungen der Brigade Greene genommen; der rechte Flügel des 11. Korps war etwas zurückgegangen. Der Chef des Generalstabes, Major-General Butterfield, hatte den Generalen folgende Fragen vorzulegen:

1. Ist es unter den dargelegten Verhältnissen für die Armee ratsam, in ihrer Stellung zu bleiben oder in eine andere Stellung zurückzugehen, welche den Verbindungen näher liegt?

2. Bleibt sie in ihrer Aufstellung, soll sie angreifen oder den Angriff des Feindes abwarten?

3. Wenn wir den Angriff abwarten wollen, wie lange?

Meade hat sich später energisch dagegen ausgesprochen, daß er einem Rückzuge zugeneigt gewesen sei. Indessen die Fragestellung zu 1 sieht doch sehr nach einer Erwägung, zurückzugehen, aus; er meint, daß nur eine Stellungsveränderung in Frage gekommen sei. Es wurde nunmehr mit dem jüngsten anfangend abgestimmt. Gibbon vom 2. Korps gab seine Stimme dahin ab, die Aufstellung der Armee zu verbessern, jedoch nicht zurückzugehen, auf keinen Fall anzugreifen, zu warten, bis der Feind abzöge. General Williams war derselben Meinung, wollte jedoch nur einen Tag noch warten; die übrigen schlossen sich im allgemeinen letzterer Ansicht an. Nur Hancock wollte angreifen, wenn der Feind nicht angriffe. Sedgwick war besorgt, weil nur noch 58 000 Mann unter dem Gewehr

ständen. Slocum, als ältester und letzter, bisher wenig hervorgetreten, sagte: „Stehen bleiben und die Sache ausfechten!“ Meade schloß den Kriegsrat mit den Worten: „Also gut! So ist es denn entschieden!“ Er beschloß, stehen zu bleiben. Größer hätte er dagestanden, wenn er diesen Entschluß selbständig gefaßt hätte. An einem der nächsten Tage sollte sich der Kriegsrat wiederholen, und dabei gewann denn die „timide“ Partei, wie Friedrich der Große sagt, „wie gewöhnlich“ die Oberhand.

Auf der Seite des Gegners, der nordvirginischen Armee, war der Entschluß und der Befehl zum Angriff allein aus Lees Seele entsprossen. Der Befehl für Longstreet auf dem rechten Flügel wurde bestimmt gegeben. Für die beiden anderen Korps hätten sich klarere und energischere Anordnungen empfohlen. Lee hielt sich während der Schlacht südlich des Seminarhügels auf; mit Hill zusammen auf einem Baumstumpf sitzend, sah er, wie immer, ruhig und gesetzt dem Verlauf der Schlacht zu; selten schickte er einen Befehl, an Longstreet nur einen, von dem er auch nur eine Meldung bekam. Bald nach 4° nachm., nachdem die acht Batterien des 1. Korps das Feuer eröffnet hatten, griff die Division Hood auf dem rechten Flügel nördlich des Round Top an; ihm folgte etwas später links die Division Mc. Law und dann angeblich mit erheblicher Verspätung die Division Anderson vom 3. Korps. Obwohl Hood, später verwundet, den linken Flügel des feindlichen 3. Korps mit glänzender Tapferkeit über den Haufen warf, mußte er doch am oberen Rande des Hügelrückens haltmachen, da er sich dort sehr überlegenen Kräften gegenüber sah, deren Widerstand er nicht überwinden konnte. Links war die Division Mc. Law zurückgeblieben, die Division Anderson, noch weiter links, soll bald zurückgegangen sein. Bis zum Einbruch der Dunkelheit wurde hier gefochten, ein Erfolg aber nicht errungen.

Von Ewells (2.) Korps auf dem linken Flügel wurde ganz links die Division Johnson eingesetzt, und zwar sehr spät. Pünktlich um 4° nachm. begann allerdings das Artilleriefeuer auf diesem Flügel, aber die Angriffsbatterien wurden niedergekämpft und mußten bis auf eine abfahren. Erst gegen 6° schickte Johnson zwei Brigaden gegen den Culp Hill und die südlich davon gelegenen Schützengräben vor; eine dritte Infanteriebrigade schwenkte gegen die feindliche Kavalleriedivision Gregg ein; eine vierte Brigade folgte in Reserve. Gegen 9° abds. hatte Johnson wohl einige Vorteile errungen, aber die an ihn Anschluß habenden Truppen kamen nicht mit; Early machte durch Gettysburg hindurch nur mit zwei Brigaden einen ziemlich matten Angriff; rechts davon die Division Rodes hatte überhaupt keine Lust vorzugehen, sie wartete auf Befehle, inzwischen wurde es dunkel und Earlys Brigaden waren zurückgeworfen. Die Division Pender vom 3. Korps fühlte sich, da die Nachbar-

division nichts tat, gleichfalls nicht genötigt, einen Angriff zu machen. Pender war schwer verwundet. Ewells Einfluß war nicht zu bemerken, es fehlte an entschiedenem Wollen, allerdings entschuldigt durch Lees Anweisung, zu demonstrieren und nur dann anzugreifen, „wenn die Gelegenheit günstig wäre". Hill hatte überhaupt nur den Befehl, mit einem Angriff zu drohen; daher sind die Leistungen seiner Divisionen Pender, Heth, Anderson schwach.

Early ließ es sehr an sich kommen, seine Division verlor während dieses Schlachttages nur 435 Mann; spät abends wurde von ihm eine Brigade auf Befehl an Johnson abgegeben, und damit hörte seine Tätigkeit ganz auf.

Für Lee blieb der Hoffnungsstrahl, daß Johnson auf dem äußersten linken Flügel etwas vorwärts gekommen war, im übrigen mußte er sich sagen, daß der geplante, gegen beide Flügel des Gegners angesetzte Angriff gescheitert war.

Stuart kam mit zwei Kavalleriebrigaden nachmittags in Heidlersburg (vgl. Skizze 1) an, griff aber nicht mehr ein.

Lee sagt in seinem Bericht: „Wir versuchten, den Feind aus seinen Stellungen zu drängen, und, obgleich wir einiges Gelände gewannen, waren wir doch nicht imstande, die Stellung zu nehmen." Die einzige frische Truppe, welche Lee abends noch hatte, war die Division Pickett, vom Korps Longstreet, welche von Chambersburg bis auf 10 km an das Schlachtfeld heranmarschiert war. Nach einer Zusammenkunft mit Longstreet und Hill entschied sich Lee, trotz Abratens des ersteren, am 3. Juli Longstreet mit der Division Pickett, einer Division und vier Brigaden des Korps Hill den Angriff erneuern zu lassen.

Major Scheibert schreibt in seinen Erinnerungen: „Der General R. E. Lee sprach sich einst offen gegen mich aus. Sie müssen unsere Verhältnisse kennen, sagte er, und sehen, daß meine Leitung in der Schlacht mehr schaden als nützen würde. Es wäre schlimm, wenn ich mich da nicht auf die Divisions- und Brigadekommandeure verlassen könnte. Ich sinne und arbeite mit meiner ganzen Kraft, um die Truppen rechtzeitig an die richtige Stelle zu bringen. Damit habe ich meine Pflicht getan."

Diese Grundsätze reichten für eine geplante Angriffsschlacht nicht aus. Das Loslassen der Unterführer ohne genau angegebene Ziele, Zeiten und Zwecke konnte in einer solchen Schlacht niemals sicher zu einem Erfolge führen. Abgesehen davon, daß nicht alles zur Stelle war, die Division Pickett und fünf Kavalleriebrigaden fehlten, abgesehen davon, daß Longstreet mit zwei Divisionen statt vormittags um 4° nachm. zum Angriff antrat, so war der Hauptgrund der Niederlage der Mangel an bestimmten Befehlen. Hätte Ewell auf dem linken Flügel statt mit zwei Brigaden Johnsons mit vier angegriffen, und hätte diesem Early noch zwei seiner

nutzlos zurückgehaltenen Brigaden mitgegeben, so war ein Erfolg zu erhoffen. Vor allen Dingen konnte Lees Gegner, Meade, wenn der rechte Flügel der Potomac-Armee am Culp Hill um 4° nachm. ernstlich angegriffen worden wäre, nicht beliebig Verstärkungen vom rechten nach dem linken Flügel ziehen. Dieser Mangel an Unterstützung seitens Ewells wirkte für Longstreet vernichtend. Lee hätte wohl seine klassische Ruhe unterbrechen sollen, um die matten Seelen der Führer auf dem linken Flügel durch Feuereifer zu entflammen. — Daß die Artillerievorbereitung ganz unzureichend war, ist schon erwähnt; von einer planmäßigen Infanteriefeuervorbereitung war nicht die Rede. Eine Reserve war vorhanden, die etwas mitgenommene Division Heth, welche am 2. General Pettigrew führte; die Reserve wurde nicht eingesetzt. So geschickt die Truppen zum doppelt umfassenden Angriff angesetzt waren, die Ausführung seitens der Führer war ungenügend; die Tapferkeit der Truppen allein konnte den Erfolg nicht verbürgen. Einen so großen Namen sich Lee als Feldherr in den Operationen gemacht hat, als Taktiker tritt er zurück. Die Feinheit seines Verstandes war nicht mit der Brutalität des unerbittlichen Willens gepaart.

## Der 3. Juli.

### Der Kampf auf den Flügeln.

Lee hatte sich während der Nacht von dem Entschluß, am 3. Juli noch einmal anzugreifen, nicht abbringen lassen. Longstreet sollte den Befehl in der Mitte übernehmen. Als einzige frische Truppe wurde ihm die noch rückwärts befindliche Division Pickett seines Korps überwiesen. Auf ihr Eintreffen wurde für 10° früh gerechnet. Außer den drei Brigaden dieser Division erhielt Longstreet noch acht Brigaden des 3. Korps unterstellt. Zugleich mit ihm sollte Johnson auf dem äußersten linken Flügel, unterstützt durch drei Brigaden, angreifen und die am 2. abends errungenen geringen Erfolge weiter vervollständigen.

Longstreet, der sonst mit Lee gut stand, war gegen einen Frontalangriff durchaus eingenommen. Es war dies um so bemerkenswerter, als er eigentlich wegen seiner Angriffsfreudigkeit berühmt war, und er deswegen in der Armee den Beinamen Bulldogge oder Kampfhahn erhalten hatte. Dieses Mal war er jedoch nur mit halbem Herzen bei der Sache und begleitete früh morgens verstimmt den Oberbefehlshaber bei der Erkundung. Lees Plan war, den Kirchhofshügel von zwei Seiten anzugreifen und damit die feindliche Armee zu durchbrechen. Zum Erfolg gehörte der gemeinsame Angriff Johnsons und Longstreets. Dieser wurde zum Schaden der Konföderierten nicht erzielt. Pickett stand mit seiner Division weiter ab, als Lee dachte; Longstreet hatte eine zu späte Auf-

bruchszeit befohlen; Trains behinderten den Anmarsch; sodann wurde eine mehrstündige Pause dadurch bedingt, daß erst langwierige Erkundungen angestellt wurden, um die Division Pickett hinter dem 3. Korps entlang ungesehen auf deren rechten Flügel zu führen. Kurz, es ergab sich, daß die Division statt um 10° vorm. erst nach 12° mittags an der gewählten Stelle aufmarschiert sein konnte. Erst dann sollte die Artilleriefeuervorbereitung beginnen. Um 9° früh war es klar, daß der Infanterieangriff gegen die Mitte nicht vor 1° angesetzt werden durfte, wenn Geschützfeuer ihn vorbereiten und die Truppen sämtlich zum Angriff entwickelt sein sollten.

Es wurde schleunigst zu Johnson, östlich Gettysburg, geschickt, er solle mit seinem Angriff warten, aber der Befehl kam zu spät. Johnson war schon im Kampfe begriffen. — Der Feind hatte dessen Angriff nicht abgewartet, sondern war schon bei Anbruch des Tages, um 4° früh, selbst vorgegangen. Vier Batterien fügten den Konföderierten schwere Verluste zu, da diese für ihre Geschütze keine Stellungen fanden. Die vordersten Brigaden Johnsons wurden allmählich aus den am Abend vorher genommenen Schützengräben hinausgeworfen; nach mehrstündiger Verteidigung ging Johnson mit sechs Brigaden zum Angriff vor, wurde jedoch nach 11° vorm. vom 12. Korps, der 1. Division des 1. Korps und der Brigade Greene zurückgeschlagen. Aus dem gleichzeitigen Angriff Longstreets und Johnsons war nichts geworden, ähnlich wie am 2. Juli. Johnson ging nach 1° nachm. in die in Skizze 4 bezeichnete Aufstellung zurück. Hier traf Stuart mit drei Brigaden ein, ihm hatte sich die Kavalleriebrigade Jenkins angeschlossen. Stuart hatte von Lee den Befehl erhalten, des Feindes rechte Flanke und Rücken zu beunruhigen. Er war mit den vier Brigaden aufgebrochen und, mit den Brigaden Chambliß und Jenkins an der Spitze, auf zwei Brigaden von Greggs Kavalleriedivision und die Brigade Custer von Kilpatricks Kavalleriedivision gestoßen. Von Greggs Division war eine Brigade noch in Westminster geblieben; die Brigade Custer sollte eigentlich zu Kilpatrick nach dem linken Flügel kommen, blieb aber bei Gregg, als Custer Stuart herankommen sah.

Stuart ließ die vordersten Brigaden zum Feuergefecht absitzen und schickte zu Hampton zurück, er solle mit den beiden anderen Brigaden herankommen. Letzterer ritt vor, fand aber Stuart nicht und sah, zurückkehrend, wie Fitz Lee beide Brigaden zur Attacke links vorführte; Hampton ritt die Attacke mit und wurde schwer verwundet. Obwohl Gregg zurückgedrängt wurde, so war er doch nicht entscheidend geschlagen, und Stuart konnte nicht, wie er gehofft hatte, die Trains des Feindes nehmen. Er wartete bis zum Abend, um den etwa auf dem Rückzuge befindlichen Feind zu attackieren. Da Meade aber die Stellung bei Gettysburg hielt, kam Stuart am 3. Juli nicht mehr zum Eingreifen.

Kilpatrick, von Meade nach dem linken Flügel beordert, hatte nur eine Brigade, die Brigade Farnsworth, bei sich; er nahm die Brigade Merritt, welche von der Aufklärung von Emmetsburg her herangekommen war, wenn sie auch zur Kavalleriedivision Buford gehörte, unter sein Kommando und ließ dieselbe gegen die feindliche Infanteriedivision Hood zum Feuergefecht absitzen, während Farnsworth auf Befehl glänzend, aber ohne Erfolg, attackierte. Farnsworth fiel. Ein Erfolg wurde allerdings dadurch erzielt, daß die konföderierte Infanteriedivision Hood den ganzen Tag über sich zum Flankenschutz berufen glaubte und am Entscheidungskampfe selbst nicht teilnahm. Ein Regiment der Kavalleriebrigade Merritt versuchte, die Trains des Feindes zu nehmen, wurde jedoch von der endlich herangekommenen Kavalleriebrigade Jones übel zugerichtet, die konföderierte Kavalleriebrigade Robertson kam nicht mehr zum Gefecht.

Um 1° nachm. wußte Lee, daß Johnsons Angriff auf dem linken Flügel mißglückt sei. Seinen Generalstab trifft die Schuld, daß Johnson zu früh den Angriff unternahm, und daß die Division Pickett mindestens zwei Stunden zu spät auf dem für sie bestimmten Punkte des Schlachtfeldes eintraf. Der grundlegende Gedanke, von zwei Seiten die Mitte des Feindes auf dem Kirchhofshügel anzugreifen, war kühn und versprach den größten Erfolg. Leider wurde der großartig angelegte Angriff zeitlich nicht in Einklang gebracht. Sehen wir, ob der nunmehr erfolgende große Frontalangriff, dessen Ausgang über das Schicksal des Südens entscheiden mußte, gelang.

## Die Entscheidung in der Mitte der Schlachtlinie.

Um 11° vorm. hatte das Geschützfeuer östlich Gettysburg aufgehört; es trat die große Stille auf dem Schlachtfelde ein, die dauernd allen Teilnehmern im Gedächtnis haften blieb. Nach all den Kämpfen am 1. und 2. Juli und dem Vormittage des 3. schien endlich eine Ruhepause einzutreten, allerdings wie die Schwüle vor dem Gewitter.

Der physische Zustand der beiden Armeen war wenig erquicklich. Battine schreibt: „Rings herum um die Biwaks war der Boden durch den zweitägigen Aufenthalt von vielen tausend Menschen beschmutzt und aufgewühlt. Auf den Stellen, an denen die letzten Angriffe geendet hatten, am Culp Hill und am Kirchhofshügel, sahen sich die Soldaten von Hunderten von Leichen umgeben, von denen viele Bajonettstiche hatten, und deren Gesichter noch im Todeskampfe vor Schmerz verzerrt waren. Das niedergetretene Gras war durchtränkt mit Blut, und ein ekelhafter Geruch erfüllte nach der Todesernte der letzten Tage die erhitzte Luft. Weiterhin auf den Abhängen lagen die Körper von Menschen und Pferden, und zeigten sich all die Spuren hartnäckigen Kämpfens. Auf der Seite der

Konföderierten waren Menschen zu sehen, welche wie Ameisen herumliefen; die Geschütze vieler Batterien zeichneten sich sichtbar im Gelände ab. Es schien gewiß, daß die Überlebenden die Schlacht erneuern wollten und Unheilvolles im Schilde führten .... Alle, ob reich, ob arm, welche niemals auf 24 Stunden die Bequemlichkeiten des täglichen Lebens entbehrt haben, können sich kaum einen Begriff davon machen, wie der Zustand der beiden Armeen bei Gettysburg war. Ein großer Teil der Truppen hatte seit vier Tagen schwere Märsche hinter sich, vom Mittwoch zum Donnerstag waren einige die ganze Nacht marschiert, um das Schlachtfeld zu erreichen und, zu ermüdet, um Nahrung zu sich zu nehmen, waren sie nach kurzer Ruhepause in den Kampf getreten." Indessen bis auf einige Truppenteile, die sehr schwere Verluste erlitten hatten, waren beide Armeen kampfbereit; ob zum Angriff, wird der Verlauf des Nachmittags des 3. Juli zeigen.

Meade sah die Lage als günstig an; er telegraphierte um 8° früh an Halleck: „An verschiedenen Stellen begann heute bei Tagesanbruch der Kampf von neuem. Der Feind hat bis jetzt keinen Vorteil gewonnen. Die ganze Armee ist in guter Stellung. Longstreets und Hills Truppen sollen nach Aussagen von Gefangenen gestern schwer gelitten haben, viele Generale sind beim Feinde gefallen. Wir haben bis jetzt 1600 Gefangene hinter die Front gesandt, eine kleinere Anzahl geht soeben noch ab;" und dann um 12³⁰ nachm.: „Augenblicklich ist alles ruhig. An einigen Stellen war heftiges Infanterie- und Artilleriefeuer; die Absicht des Feindes ist bis jetzt nicht zu erkennen. Meine Kavallerie befindet sich auf beiden Flanken des Feindes, um aufzupassen, ob derselbe eine Umgehung machen will."

Während der Gefechtspause gruben sich die Mannschaften der Potomac-Armee immer mehr ein. Der Chef der Artillerie, Major-General Hunt, sah, daß der Feind vor der Mitte zahlreiche Geschütze in Stellung gehen ließ; Hunt vermochte dagegen oben auf dem Hügelkamm 80 Geschütze aufzustellen, einige Batterien derartig, daß sie den Abhang flankierten.

Auf Seite der nordvirginischen Armee hatte der Artilleriegeneral Pendleton bis 10° früh 126 Geschütze vereinigt, 70 vom 1. Korps und 56 vom 3., und unter das Kommando des Obersten Alexander gestellt; die Ziele wurden angegeben, ein gemeinsames Feuer auf die Einbruchspunkte später jedoch nicht erreicht; die Batterien waren angewiesen, Salven abzugeben. Die Entfernungen betrugen 1200 bis 1500 m.

Nachdem Lee die Artillerielinie abgeritten hatte, wurde, verdeckt hinter einer der feindlichen Front parallel laufenden Geländewelle, die zum Angriff bestimmte Infanterie unter Longstreets Führung geordnet. Diese mußte zum Angriff teilweise durch die Artillerie hindurchgehen.

Longstreet erhielt von seinem Korps die am Morgen herangekommene Division Pickett zugewiesen, welche ganz aus virginischen Mannschaften bestand; außerdem sollte von der Division Anderson des 3. Korps die Brigade Wilcox den Angriff rechts und die Brigade Wright diesen hinter Pickett mitmachen; links von Pickett hatte die ganze Division Pettigrew (bisher Heth) und dahinter Major-General Trimble mit zwei Brigaden der Division Pender, sämtlich vom 3. Korps, vorzugehen. Außerdem waren die Truppen des 1. Korps angewiesen, „wenn sich die Gelegenheit böte", an dem Angriff teilzunehmen; Hill mit den ihm noch verbleibenden fünf Brigaden sollte auf den Flügeln der Artillerielinie bleiben.

Eingesetzt zum Angriff wurden, nach Abzug der bisherigen Verluste, ungefähr 15 000 Mann, zusammen elf Brigaden, von denen die Brigade Wright nicht zum Gefecht kam. Ein bestimmter Einbruchspunkt wurde nur dem Major-General Pickett, in Richtung der feindlichen Brigade Stannard, gegeben, deren Stellung im spitzen Winkel etwas aus der Linie heraussprang. Die Vorbereitungen waren erst um 1° nachm. beendet. Um diese Zeit begann die Artillerie der Konföderierten das Feuer (vgl. hierzu Skizze 4). — Der Artilleriekampf wurde von den 80 Geschützen der Potomac-Armee aufgenommen. Nach 1¾ Stunden ließ Hunt die Batterien des Verteidigers schweigen, um die Munition für den Sturm des Feindes aufzusparen und die Rohre abkühlen zu lassen; elf Protzen waren in die Luft geflogen, einzelne Batterien so beschädigt, daß sie aus der Reserve ausgewechselt werden mußten. Die Mannschaften der nordstaatlichen Infanterie litten wenig; versteckt hinter Erdwällen, gedeckt in Gräben, ließen sie den Geschoßhagel über sich ergehen; Meade mußte das als Hauptquartier gewählte Farmerhaus südlich des Kirchhofes räumen, sein Chef Butterfield wurde verwundet. Bei den Südländern fing nach zweistündigem Schießen die Munition an zu fehlen. Die Reserve-Munitionskolonnen sollten herangezogen werden, trafen aber zu spät ein. Lee, der körperlich nicht ganz wohl war, und Longstreet sahen von dem Rande eines westlich des Obstgartens gelegenen Gehölzes dem Kampfe zu. Longstreet äußerte: „Ich bin vom gemeinen Soldaten bis zu meinem Range emporgestiegen und möchte die 15 000 Mann sehen, welche diese Stellung stürmen können." Lee beharrte auf seinem Willen, er wies darauf hin, daß die ganze Division Anderson, also noch drei Brigaden, zum Angriff herangezogen werden könnten; auch erwartete er, daß die Divisionen Hood (Law kommandierte, da Hood verwundet war) und Mc. Law den Sturm mitmachen würden. Longstreet schwieg und gab weiter keine Anweisungen.

Als bald nach 2⁴⁵ nachm. das Feuer der Verteidiger aufhörte, glaubten die Angreifer hoffnungsvoll, daß die feindliche Artillerie niedergekämpft wäre. Es war auch die höchste Zeit, die Munition war fast ganz ver-

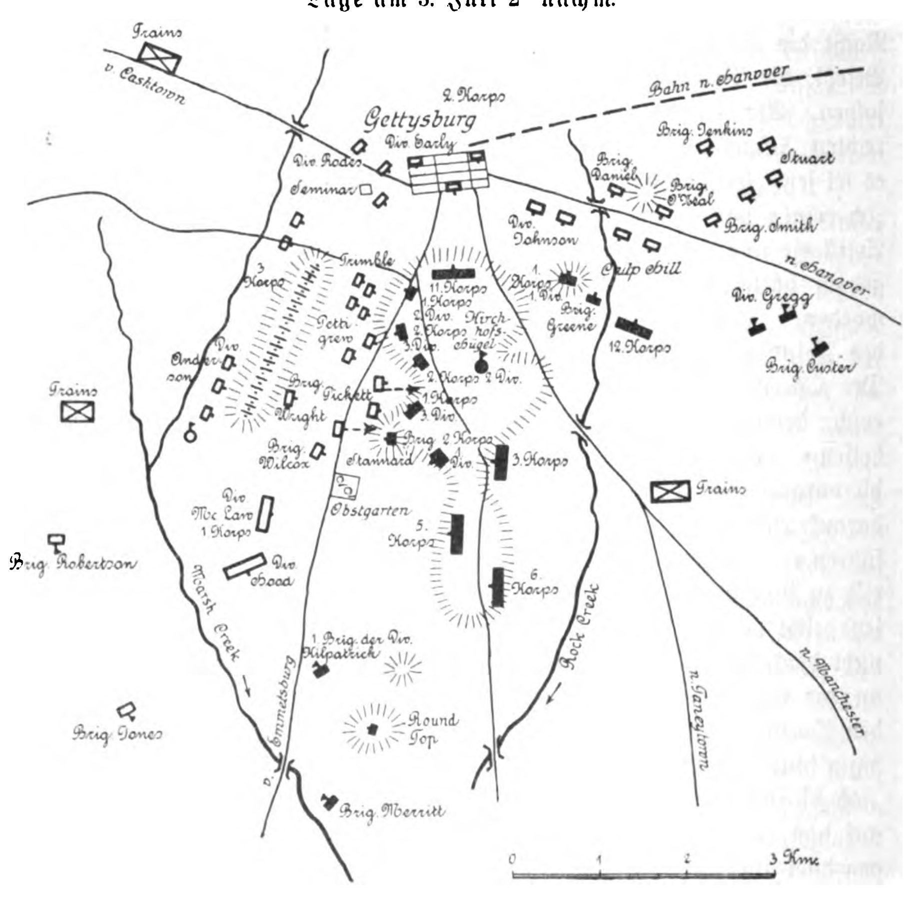
schossen. Longstreet berichtet: „Längere Zeit nach Eröffnung des Feuers ritt ich zu Major Dearings Batterien — dieselben standen ungefähr in der Mitte der Linie —. Es schien, daß der Feind neue Batterien vorbrachte, sobald eine oder die andere niedergekämpft war. Ich folgerte daraus, daß wir bald angreifen müßten, wenn wir vor Einbruch der Nacht die Schlacht beendigt haben wollten. Ich gab der Artillerie den Befehl, die Protzen zu füllen und sich vorzubereiten, der Infanterie zu folgen. Als ich zum Oberst Alexander ritt, — dieser befand sich auf dem rechten Flügel der Artilleriestellung, — traf ich ihn, wie er Pickett zurief, es sei jetzt Zeit, anzugreifen; ich gab daher Pickett den Befehl zum Sturm. Ich erfuhr dann, daß so wenig Geschützmunition vorhanden sei, daß die Artillerie nicht mehr feuern könne. Wenn ich die Entscheidung zu geben gehabt hätte, wäre von mir niemals der Befehl zum Angriff erlassen worden." Ein Augenzeuge berichtet: „Gegen 3° schwiegen die Geschütze des Feindes, und Pickett ließ fragen, ob es jetzt Zeit zum Angriff sei. Der Oberst Alexander ließ ihm sagen: »Um Gottes willen kommen Sie rasch, denn meine Munition wird nicht mehr genügen, um Ihnen zu helfen.« Pickett ritt dann zu Longstreet und fragte: »General! Soll ich vorgehen?« Longstreet murmelte etwas Unverständliches und nickte, darauf rief Pickett: »Herr! Ich werde meine Division jetzt vorwärts führen.« Oberst Alexander hatte aufhören lassen zu feuern. Longstreet ritt zu ihm und sagte: »Ich wünsche diesen Angriff nicht; ich wollte ihn jetzt nicht machen, aber der General Lee hat ihn befohlen. Ich kann mir nicht denken, daß der Angriff gelingen wird«." Unterdessen hatte Pickett an der Spitze seiner Division über das südliche Ende der Geländewelle den Vormarsch angetreten und begann, den zum Feinde gewendeten Abhang hinunterzusteigen. „Als er an mir vorüberritt," schreibt Longstreet, „sah ich ihn in seiner eleganten Haltung auf dem Pferde sitzen, die Mütze auf das rechte Ohr geschoben, mit seinen braunen Locken, welche wohlgeordnet ihm bis auf die Schultern herunterhingen. Er sah aus, als ob er zu einem Feste sich aufmachte".

Als auf der Seite des Verteidigers die Meldung von der Signalstation vom Round Top kam: „Angriff auf die Mitte!" sah die vorderste Linie des 2. Korps der Potomac-Armee die Angreifer über die Artillerielinie vorbrechen. „Ein Schrei der Erregung kam aus der Brust der hinter den Deckungen sich duckenden Verteidiger der bedrohten Stellung, als der Ruf durch die Reihen ging: Dort kommt die Infanterie! Für einen Augenblick weideten sie sich in stiller Bewunderung an dem herrlichen Schauspiel; alsdann stürzten sie auf ihre Posten. Meade und Hancock galoppierten die Linie entlang, um auf Ordnung zu sehen. Jedes Gewehr war geladen, das Bajonett aufgepflanzt. Die Fahnen wehten trotzig über den braven Kriegern, und die Adjutanten eilten, um Verstärkungen

an die bedrohten Punkte heranzuführen. Die Geschütze waren fertig zum Schuß, ihre Mündungen gesenkt, um in nächster Nähe den Sturm abzuwehren."

**Skizze 4.**

Lage am 3. Juli 2° nachm.




**Lee.** ♂ (hohl)

Nordvirginische Armee ▭

Longstreet: unter seinem Kommando Div. Pickett vom 1. Korps, Div. Pettigrew (früher Heth), Brig. Wright, Brig. Wilcox der Div. Anderson, 2 Brig. unter Trimble der Div. Pender vom 3. Korps = 11 Brigaden.

Johnson: unter seinem Kommando 4 Brig. seiner Div., Brig. Smith von der Div. Early, Brigaden Daniel und O'Neal von der Div. Rodes = 7 Brigaden.

**Meade.** ♂ (voll)

Potomac-Armee ▬

Beim 1. Korps eine Freiwilligen-Brigade aus Washington.

Von Div. Gregg eine Kav. Brig. in Westminster.

Kav. Brig. Custer gehört zur Div. Kilpatrick.

Kav. Brig. Merritt gehört zur Div. Buford; diese mit 2 Kav. Brig. in Westminster.

Entschlossen ging Picketts Division in die Mulde hinunter und machte unten an einem Graben halt, um Atem zu schöpfen. Vom Feinde fiel bis dahin kein Schuß. Die Division hatte Schützen vor sich, dahinter zwei hintereinander befindliche aufmarschierte Linien, zuletzt folgten einige

schwache Kolonnen, ganz in moderner Form. Links, etwas später, schloß sich die Division Pettigrew (Heth) an (vgl. Skizze 4), daneben dann Trimble mit zwei Brigaden. Die Brigade Wilcox marschierte als Echelon rechts, weit hinter Pickett kam die Brigade Wright.

Nachdem die Division Pickett kurze Zeit gehalten hatte, sprangen die Mannschaften auf, und es ging weiter. Durch eine geringe Linksschwenkung der Division entfernte sich diese von der gegen einen Flankenangriff rechts einschwenkenden Brigade Wilcox; es entstand eine Lücke. Auf 600 m fing der Feind an, mit Kartätschen zu feuern, auf 300 m begann das Gewehrfeuer des Verteidigers; 30 Geschütze und 4000 Gewehre waren Pickett gegenüber in Tätigkeit, die Infanterie stand zum Teil in Etagen übereinander. Rhodes berichtet: „Jetzt begann das feindliche Kartätschfeuer. Die Schlächterei war schrecklich. Der linke Flügel fing an zu flattern, aber ohne zu zaudern stürzten Pickett und, was von seinen 4900 Mann übrig geblieben war, weiter vorwärts. Die Division Pettigrew schloß sich an. Jetzt eröffnete die feindliche Infanterie das Feuer. Pickett hielt in der Feuerlinie und ließ eine Salve geben, dann stürzte er den Abhang hinauf. In der Nähe der Linie der Föderierten machte die Division Pickett noch eine kurze Pause im Vorgehen, um die Reihen zu schließen und die Truppen zum letzten Stoß zu versammeln. Beim letzten Sprung drängte sich die rechts etwas abhängende Brigade Armistead vor. Ihr Kommandeur sprang auf einen Steinwall, schwenkte seine Mütze auf der Spitze seines Degens und rief: »Gebt ihnen den kalten Stahl, Jungens!« dabei legte er seine Hand auf ein Geschützrohr." Dann fiel er tödlich verwundet nieder, nicht weit vor ihm stürzte der feindliche Batterieführer, Leutnant Cushing, tot zusammen, nachdem er aus dem letzten noch dienstbrauchbaren Geschütz den letzten Schuß abgegeben hatte. Schön sagt Battine, daß hier die Hochwassermarke der Sturmflut des Südens lag. Hier ist das Denkmal, zur Erinnerung an die Teilnehmer der regulären nordstaatlichen Truppen an der Schlacht, am 31. Mai 1909 im Beisein des Präsidenten Taft enthüllt worden. In mehrfachen Reden wurde betont, daß bei Gettysburg die Entscheidungsschlacht des vierjährigen Krieges geschlagen worden sei.

Am 3. Juli 1863 konnte alle Tapferkeit den südstaatlichen Truppen nichts helfen. Auf dem Kamme des Hügelrückens traten die Föderierten, vier bis fünf Glieder tief, zum Gegenangriff an. Ein Regiment der Vermont-Brigade, zugeteilt der 3. Division des 1. Korps, schwenkte gegen die rechte Flanke von Armistead ein, ein anderes Regiment derselben Brigade gegen die linke Flanke von Wilcox. Die paper collars, wie diese Regimenter, aus Washington neu angekommen, wegen ihres schönen Anzuges und wegen ihrer weißen Wäschekragen höhnisch genannt wurden, hatten sich damit ihre Stellung in der Potomac-Armee erworben.

General Pickett, unter dem das Pferd erschossen war, befahl den Rückzug. Reserven waren nicht zur Stelle, links hatte die Division Pettigrew (Heth) die feindliche Linie nicht erreicht und war im Zurückfluten. Der Angriff war gänzlich gescheitert.

Auf der anderen Seite waren vom 3. und 5. Korps die Unterstützungen rechtzeitig in der Verteidigungslinie eingetroffen. Die Verluste waren schwer. Der kommandierende General des 2. Korps, Hancock, führte, verwundet, liegend das Korps weiter; die Brigadekommandeure Gibbon und Webb, die Generale Doubleday und Stannard waren verwundet. Das 2. Korps verlor von einer Stärke von ungefähr 10 000 Köpfen 4323 Offiziere und Mannschaften.

Die Verluste beim Angreifer waren naturgemäß noch viel größer. Bei der Division Pickett waren die drei Brigadekommandeure tot oder verwundet, vom 3. Korps bluteten die Generale Pettigrew, Trimble und Lane. Pickett sammelte hinten bei den Batterien von seiner Division nur noch 1500 Mann, seine Brigade Garnett z. B. hatte von 140 Offizieren, 1287 Mann 941 Köpfe verloren, darunter allerdings viele Gefangene.

Ein großes Glück für Lee war es, daß der Feind nicht folgte; nur die Artillerie des Feindes begleitete den fluchtartigen Rückzug mit ihren Geschossen. Meade ließ später auf dem linken Flügel das 5. Korps vorrücken. Es machte aber halt, sobald es auf den Widerstand der Division Mc. Law stieß.

Eine Stunde lang war Lee in großer Sorge, daß der Feind auf die ungeordneten Trümmer nachstoßen würde. Später sammelten sich die Einheiten rasch; in der Artillerielinie wurde der Widerstand bald organisiert.

Lee ritt den Truppen entgegen, „sein Gesicht zeigte nicht die leiseste Enttäuschung, Sorge oder Beunruhigung,“ schreibt ein englischer Offizier, „für jeden Soldaten, den er traf, hatte er einige Worte der Ermunterung, z. B.: Das wird alles noch gut werden, wir wollen darüber später reden, aber jetzt müssen sich alle tüchtigen Männer sammeln; solche braven Männer brauchen wir jetzt. Verwundete kehrten darauf um und blieben im Gefecht.“ Als General Wilcox sehr erregt den Zustand seiner Brigade meldete, schüttelte Lee ihm die Hand und sagte ruhig und freundlich: „All das ist meine Schuld gewesen; ich habe die Schlacht verloren, und Sie müssen mir heraushelfen, so gut Sie können.“ Im Biwak abends äußerte Lee: „Es ist sehr schade! Wir müssen nach Virginien zurückgehen.“

Auf der anderen Seite, bei der Potomac-Armee, war die Stimmung eine gehobenere. Als Meade die Meldung erhielt, daß der Angriff abgeschlagen sei, machte er seinem gepreßten Herzen durch die Worte Luft: „Gott sei Dank!“ Um 8³⁵ telegraphierte er an Halleck: „Der Feind er-

öffnete um 1° nachm. mit 150 Geschützen das Feuer, ungefähr drei Stunden lang, gegen Mitte und linken Flügel. Danach stürmte er zweimal gegen den linken Teil der Mitte vor; es kam beide Male zum Handgemenge, wobei er nach schweren Verlusten und nach Zurücklassung von 3000 Gefangenen zurückgeschlagen wurde.... Die Armee ist in großer Begeisterung."

Meade, wie schon gesagt, verfolgte nicht, wenn auch der verwundete Major-General Hancock ihn von seinem Schmerzenslager schriftlich bat, dies zu tun. Meade war bei der Entscheidung der Schlacht in seinem Hauptquartier; die maßgebenden Generale in vorderster Linie, wie Hancock und Doubleday, waren verwundet; von den anderen ergriff niemand die Initiative.

So konnte sich die Armee der Konföderierten wieder sammeln. Ewell, mit dem 2. Korps auf dem linken Flügel, zog seine Truppen, welche den Angriff sämtlich nicht unterstützt hatten, abends aus der Gegend nördlich und nordöstlich Gettysburg unter Räumung der Stadt nach dem Seminarhügel zurück; ihm folgte in dieser Bewegung Stuart.

In seinem Bericht vom 31. Juli 1863 schreibt Lee: „In Anbetracht der starken Stellung des Feindes und der begrenzten Munition konnte eine Erneuerung der Schlacht nicht gewagt werden. Der Mangel an Lebensmitteln machte es unmöglich, länger zu bleiben.... Die Armee verblieb während des 4. Juli bei Gettysburg, und in der Nacht begann auf dem Wege nach Fairfield unter Mitnahme von 4000 Gefangenen der Rückzug."

## Die strategischen Folgen.

Wenn die Folgen des Ausganges der Schlacht auf die strategische Leitung ins Auge gefaßt werden sollen, so muß in erster Linie das Werkzeug in Betracht gezogen werden, mit dem die Armeen zu rechnen hatten. Die Armeen waren andere geworden, als sie vor der Schlacht gewesen waren. Die Verluste waren auf beiden Seiten schwer.

Die Potomac-Armee hatte nach den offiziellen Verlustlisten 23 049 Offiziere und Mannschaften verloren, darunter 5365 vermißte, welche größtenteils gefangen waren. Allerdings war die Zahl der sogenannten Drückeberger nicht unerheblich gewesen. Leute, welche sich nach Empfang des Werbegeldes einmal oder mehrfach zu neunmonatiger Dienstzeit verpflichtet hatten, legten keinen Wert darauf, sich in besonderer Weise der Gefahr auszusetzen. Ein Augenzeuge schätzt die Zahl der sich drückenden Mannschaften hinter der Armee auf 15 000. Nach der Schlacht trafen sie wieder ein. Am wenigsten gelitten hatte das 6. Korps; welches nur 242 Köpfe verloren hatte. Ihm gegenüber stand das 1. Korps mit einem Verlust von 6059 Mann, von denen 2162 als vermißt bezeichnet werden.

Daß die drei Kavalleriedivisionen nicht unwesentlich am Kampfe beteiligt waren, zeigt ihr Abgang von 852 Reitern.

Am 4. Juli sollen an Infanterie und Artillerie nur 56 139 Mann in den Reihen gewesen sein, mit der Kavallerie ungefähr 65 000; am 14. Juli jedoch war die Armee nach Heranziehung von Ergänzungen und Verstärkungen nach den Listen 98 932 Mann stark.

Anders stand dies bei Lee. Seine Armee hatte nach den Rapporten 20 451 Offiziere und Mannschaften verloren, darunter 5150 Vermißte. Stuarts Kavallerie war nur mit 240 Reitern beteiligt. Am schwersten hatte Picketts Division (2888 Mann Verlust) gelitten, während Earlys Division nur 1188 Offiziere und Mannschaften eingebüßt hatte. Nach Battine soll Lee nicht mehr als 40 000 Mann unter den Waffen gehabt haben, mit Kavallerie 50 000 Mann. Das ist wahrscheinlich zu niedrig gegriffen. Indessen hatte Lee nicht auf einen Mann Verstärkung zu rechnen.

Die Kriegsmacht war infolgedessen auf seiten der Nordpartei viel größer.

Auf beiden Seiten fehlte es in den ersten Tagen nach Beendigung der Schlacht an Patronen. — Wenn auch die Stimmung bei der Potomac-Armee eine gehobene war, so war doch eine tiefe körperliche Ermüdung eingetreten; die Bekleidung, namentlich das Schuhzeug, ließ viel zu wünschen übrig. — Bei der nordvirginischen Armee war die schwere Enttäuschung der Erneuerung eines trotzigen Selbstbewußtseins gewichen.

Da Meade am 3. Juli abends nicht die Gelegenheit ergriffen hatte, auf die geschlagene nordvirginische Armee loszugehen, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten, bis letztere abzog. In mehreren Depeschen meldete er am 4. an Halleck, daß er noch nicht wisse, was der Feind vorhabe, die Armee bedürfe der Ruhe, Verpflegung und der Munitionsergänzung. Abends spät sandte er die Meldung ab: „Seit 12° mittags nichts Neues. Morgen werde ich eine Erkundung machen lassen. Meine Kavallerie geht auf die South Mountains-Pässe vor. Sollte der Feind zurückgehen, so werde ich ihm auf seinen Flanken folgen." Am 5. früh war festgestellt, daß der Feind in der vorhergehenden Nacht abgezogen war, und zwar in Richtung auf Fairfield. Meade ließ das noch frische 6. Korps hinterhergehen. Da der kommandierende General Sedgwick die Höhen bis Fairfield stark besetzt fand, stand er von einem Angriff ab. Die Kavallerie unter Pleasanton war auf Cashtown, Emmetsburg, Frederik geschickt worden, ohne dem Feinde erheblichen Abbruch tun zu können. Am 6. setzte Meade die Armee zu einer Parallelverfolgung, wie er schreibt, auf Frederik in Marsch.

Lee hatte sich von dem siegreichen Gegner ungestört loslösen dürfen. Wenn Meade mit einem gewissen Selbstgefühl von einer Parallelverfol-

gung spricht, so ist das doch nicht ganz ernst zu nehmen. Ein Blick auf Skizze 1 genügt, um festzustellen, daß Meades Armee nicht verfolgte, sondern wie ein Echelon links zwei Tagemärsche hinter der feindlichen Armee her marschierte. Lee kam mit der Armee am 6. Juli abends und am 7. früh in Hagerstown an. Die Erschütterung der Potomac-Armee durch den Angriff der nordvirginischen Armee hatte auf die strategische Leitung der ersteren so eingewirkt, daß sie die unmittelbare Ausnutzung des Sieges aufgab und sich auf ein vorsichtiges Folgen seitwärts beschränkte. Es schien damit im wesentlichen die bisher geübte Strategie wieder in Ehren kommen zu sollen: Auf jeder Seite des Gebirges marschiert je eine der Armeen, ohne daß sie sich gegenseitig erheblich belästigen.

Lee hatte bei allem Unglück den Erfolg, daß er einen Tag lang seine Armee in Ruhe sammeln, die große Zahl der Trains über Cashtown nach Chambersburg abschieben und den Abmarsch der drei Korps über Fairfield nach Hagerstown in die Wege leiten konnte.

Der Rückzug war beschlossen, hieran ließ sich nichts mehr ändern. Die Schwierigkeit der Lage fand Lee ganz auf der Höhe seiner geistigen Kraft. Sein Rückzugsbefehl vom 4. Juli (Generalorder Nr. 74) ist einfach, klar, in Nummern geteilt, ein Befehl, wie er sonst selten in seinen Papieren zu finden ist. Die Kavallerie mit abgesessenen Schützen hatte den Rückzug zu decken, bei Emmetsburg die Brigaden Chambliß und Jenkins, bei Fairfield die Brigaden Robertson und Jones und bei Cashtown die Brigaden Fitz Lee und Baker, welcher für den schwer verwundeten Hampton die Stellvertretung erhalten hatte. Lee fühlte das Bedürfnis, sich nunmehr lebhafter mit dem Präsidenten Jefferson Davis auszusprechen. Seine Schreiben vom 4., 7., 8., 10. Juli beweisen dies. Er gesteht offen ein, daß der Feind ihn zum Rückzug gezwungen habe, und sagt, daß er bei Williamsport über den Potomac zurückgehen wolle. Als er am 8. wegen Hochwassers infolge mehrtägigen heftigen Regens den Fluß nicht überbrücken kann, schreibt er in sichtbarer Besorgnis: „Als ich den Potomac nach Maryland zu überschritt, hielt ich den Fluß während des Sommers für durchfurtbar, so daß ich nach Gefallen über ihn zurückgehen konnte, aber eine lange Regenzeit, welche nach meinem Eindringen in Maryland einsetzte, ließ den Fluß über die Ufer treten, und der gegenwärtige Regensturm wird diesen Zustand noch eine Woche andauern lassen. Ich bin daher gezwungen, wenn der Feind eine Schlacht anbietet, ob ich will oder nicht, diese anzunehmen, und, da der Ausgang in der Hand des Lenkers der Geschicke steht und nur ihm bekannt ist, werde ich alles tun, um nach meinen Kräften jeglichen Folgen vorzubeugen.“ Er bittet Jefferson Davis, rasch Streitkräfte am oberen Rappahannock sammeln und sie eine Diversion auf Washington machen zu lassen, und schließt: „Ich hoffe, Euer Exzellenz werden mich verstehen,

daß ich nicht im geringsten entmutigt bin, oder daß mein Vertrauen in die Obhut der allgütigen Vorsehung oder in die Tapferkeit der Armee erschüttert ist; aber wenn auch der Feind schwer gelitten hat, so weiß ich, daß er leicht Verstärkungen heranziehen kann, während wir das nicht können." Bis zum 12. Juli abends dauerte der Aufenthalt bei Williamsport am Potomac (vgl. Skizze 1), während welcher Zeit die feindliche Armee immer näher herankam und schließlich vor Lees Armee aufmarschierte. Endlich, nach sechstägigem Warten, konnte Lee nach Richmond melden, daß der Fluß gefallen wäre, eine Brücke im Bau sei, und die Armee am 13. übergehen würde.

Die Lage war eine solche, daß Lee strategisch völlig von dem Willen des Feindes abhing, er an keine weiteren Operationen denken konnte, als sich dem Feinde zu entziehen. Dies gelang ihm; Meade griff nicht an; in der Nacht vom 12. zum 13. Juli begann der Übergang Lees über den Fluß, welches Unternehmen bis zum Morgen des 14. dauerte und nur den Verlust einiger Mannschaften, Wagen und zweier steckengebliebener Geschütze verursachte, trotzdem die Potomac-Armee auf wenige Kilometer gegenüberstand. — So sehr Lee in der Schlacht in bezug auf seine taktische Begabung enttäuscht hatte, so hoch erhob sich seine Eigenschaft als Stratege, nachdem der Rückzug beschlossen war.

Meade schreckte der Name Lee noch immer. So glücklich der Ausgang der Schlacht für ihn gewesen war, dem verwundeten Löwen folgte er in achtungsvoller Entfernung, über Frederik, Middletown auf Williamsport. Am 7. Juli erhielt er durch Halleck vom Präsidenten Lincoln eine aufmunternde Depesche: „Wir haben die sicherer Nachricht, daß die Stadt Vicksburg sich am 4. Juli dem General Grant ergeben hat. Jetzt ist die Rebellion besiegt, wenn Meade seine so glorreich begonnene Aufgabe durch die Vernichtung von Lees Armee abschließen kann." Am 12. fand Meade die feindliche Armee trotz seines langsamen Folgens noch auf dem linken Ufer bei Williamsport. Wegen der Frage, ob er am 13. angreifen solle oder nicht, rief er die kommandierenden Generale zu einem Kriegsrat zusammen; fünf oder sechs sprachen sich gegen einen Angriff aus. „Unter diesen Umständen," berichtet er, „im Hinblick auf die Folgen einer Niederlage, fühlte ich mich nicht eher berechtigt, den Angriff zu befehlen, als bis eine genaue Erkundung der Stellung, der Stärke und der Befestigungen des Feindes erfolgt war". Diese Erkundung geschah am 13., an welchem Tage Lee in aller Ruhe seine Armee den Potomac überschreiten ließ. Der Sieg bei Gettysburg hatte Meades und seiner Generale Unternehmungsgeist nicht gestärkt. Hallecks Telegramm konnte nichts mehr ändern: „Halten Sie keinen Kriegsrat. Es ist sprichwörtlich, daß ein Kriegsrat niemals zum Fechten

rät.“ Lincoln war sehr ärgerlich, Halleck schrieb, daß der Präsident wegen des Entkommens der feindlichen Armee schmerzlich enttäuscht sei.

Nachdem Lee den Potomac nach Virginien zu überschritten hatte, war der Feldzug in Maryland zu Ende. Meade folgte, wieder seitwärts, über Brücken bei Harpers Ferry und Berlin (vgl. Skizze 1), östlich des Höhenzuges der Blue Ridge.

Anfang August stand die nordvirginische Armee am Südufer des Rapidan, die Potomac-Armee zwischen Warrenton und Culpeper, in ungefähr ebenderselben Lage, wie acht Wochen vorher. Lees Feldzug in Maryland und Pennsylvanien war gescheitert.

Der Ausgang der Schlacht bei Gettysburg hatte auf der südstaatlichen Seite die hochgeschwellten Hoffnungen auf einen Sieg zur Entsagung, zu einem vorsichtigen Zurückweichen vor den feindlichen Kräften herabsinken lassen; auf der Seite der Nordstaaten wurde die Neigung zum entschiedenen Draufgehen nicht höher gehoben.

Beide Feldherren waren mit sich unzufrieden. Meade reichte auf die Mitteilung der Mißstimmung Lincolns seinen Abschied ein, erhielt ihn aber nicht. — Lee schrieb am 8. August an den Präsidenten Davis, daß ihm bekannt sei, wie schwere Anschuldigungen wegen des Mißerfolges des Feldzuges in der Presse gegen ihn erhoben würden; er empfände, daß er seiner Stellung nicht mehr gewachsen sei, auch fühle er sich seit dem Frühling körperlich nicht wohl und sei nicht mehr felddienstfähig, desgleichen glaube er das Vertrauen der Truppe nicht mehr in dem erforderlichen Maße zu besitzen. Der Präsident antwortete ihm, er sei nicht imstande, eine Persönlichkeit zu finden, die höhere Eigenschaften zum Feldherrn besäße, und die größeres Vertrauen bei der Truppe genösse als Lee.

## Kritische Bemerkungen.

Es dürfte zu weit führen und ermüdend wirken, den ganzen Feldzug noch einmal zu beleuchten; es sollen nur einige Momente und charakteristische Merkmale der einzelnen Waffengattungen ins Licht gerückt werden.

Die K a v a l l e r i e, das Auge und Ohr der Armee, möge den Anfang bilden! Einzelne Schriftsteller behaupten, daß die damalige Verwendung der Kavallerie mit den modernen Ansprüchen wenig Zusammenhang habe. Allerdings, die geschlossene Attacke zu reiten, war der amerikanischen Kavallerie nicht geläufig, auch hatte sie keine Lanze und verschmähte meistens den Gebrauch des Säbels. Der amerikanische Kavallerist zog es vor, im Handgemenge sich des Revolvers zu bedienen. Die Führung legte, wie heute, auf die Treffentaktik keinen Wert; alle Gefechte wurden nach Kommandoeinheiten, meistens in Brigaden, geleitet. Die Attacke gegen Infanterie trat selten in die Erscheinung; es

wurde vorgezogen, zum Fußgefecht abzusitzen, und hierin eine ungewöhnliche Fertigkeit erlangt.

Die Aufklärung wurde mit Kavalleriedivisionen zum Teil weit vor der Front betrieben; die Offizierpatrouille wurde weniger verwandt als der einzelne Späher, welcher, oft verkleidet, sich durch die feindlichen Reihen hindurchschlich.

Eine besondere Erscheinung boten die beiderseits ausgeführten Raids, deren Wert von ihrem Erfolge abhing. Die anspruchslose Lebensweise der Pferde gestattete, hierbei mit einem sehr geringen Wagentrain auszukommen, die Pferde wurden auf Grasung angewiesen; die Mannschaften verpflegten sich vom Lande oder aus eroberten Magazinen. Verlockend waren die Resultate von Stuarts Raid vor Gettysburg nicht. Einige Trainkolonen des Feindes wurden genommen und zum Schaden der Beweglichkeit auch mitgeschleppt, außerdem wurden einige Kanalboote vernichtet und die Telegraphenlinien zerstört; aber das konnte alles nur im Fluge geschehen, da Stuarts drei Brigaden von zwei feindlichen Kavalleriedivisionen gejagt und immer mehr nach Norden abgedrängt wurden. Jedenfalls fehlte Stuart am 1. und 2. Juli bei der Entscheidung, und die Stimmung in der nordvirginischen Armee war derartig, daß die Ansicht laut wurde, die Verluste Stuarts auf dem Raid, gegen 140 Reiter, hätten in der Schlacht einen größeren Nutzen gebracht. Die vermögende Jugend der Südstaaten füllte die Reihen der glänzenden Kavallerie, sie scheute sich nicht, ihren Blutzoll zu zahlen, aber bei Gettysburg wurde sie schmerzlich vermißt, für die Aufklärung und in den beiden ersten Tagen des Fechtens.

So ruhmvoll der erste große Raid Stuarts Ende August des Jahres 1862 bei Manassas Junction ausfiel, sein zweiter brachte einen Mißerfolg. Auch der Raid der Russen im mandschurischen Feldzuge ladet zur Nachahmung nicht ein.

Eine merkwürdige Tatsache ist es, daß die Kavallerie nach der Schlacht nicht verfolgte; kaum jemals geschah dies während des ganzen vier Jahre dauernden Krieges; bei Gettysburg war die Verfolgung erschwert, weil das Gelände durchschnitten, mit Zäunen und Steinwällen bedeckt war; vor allem aber bei den Nordstaatlichen die Kavalleriebrigaden fehlten, welche die Trains bewachten.

Die F e l d a r t i l l e r i e, zum Teil mit gezogenen Geschützen, zum Teil mit Haubitzen ausgerüstet, spielte in dem meist bedeckten Gelände keine hervorragende Rolle. Bei Gettysburg indessen treten zum ersten Male bei der vorhandenen Schußfreiheit Artilleriemassen auf. Die Verteilung der gesamten Artillerie auf die Korps bei den Südländern erschwerte einigermaßen die schnelle Vereinigung einer großen Geschützzahl; erst am dritten Schlachttage gelang es Pendleton, vom 1. und 3. Korps

den größeren Teil der Geschütze zu vereinigen. Leichter hatte es in diesem Falle der Gegner, welcher seine starke Armee-Artilleriereserve (21 Batterien) schon am zweiten Tage einsetzen konnte. — Der Gedanke, erst die Artillerie wirken und dann die Infanterie angreifen zu lassen, erwies sich beim Angreifer als fehlerhaft; die angreifende Infanterie befand sich nach zweistündiger Artilleriewirkung einem unerschütterten Verteidiger gegenüber. Longstreets ausdrücklicher Befehl, daß die Batterien den Angriff durch Vorgehen begleiten sollten, kam aus Mangel an Munition nicht zur Ausführung. Das damals noch beliebte Kartätschfeuer erwies sich seitens der Verteidigung als höchst wirksam, desgleichen das Flankenfeuer einzelner Batterien.

Über die Taktik der Infanterie der Föderierten, der nordstaatlichen Truppen, ist nicht viel zu sagen. Sie hatte in früheren Schlachten bewiesen, daß sie in Masse tapfer angreifen konnte, aber ungeschickt, ohne jede Vorbereitung und Durchbildung; ihre Angriffe waren daher bis jetzt immer unglücklich gewesen. Hier, bei Gettysburg, war sie in ihrem Element, gedeckt hinter Steinwällen oder in Schützengräben. Das Überlaufen des erschöpft ankommenden Feindes auf kurze Entfernung mit Massen erforderte keine große taktische Gewandtheit.

Anders stand es mit der Infanterie der nordvirginischen Armee; sie hatte über die freie Ebene eine hoch gelegene Stellung anzugreifen und zeigte dabei einen ungewöhnlich hohen Ausbildungsgrad. Dichte Schützenlinien vor der Front, dahinter in zwei Linien aufmarschierte, dehnbare und bewegliche Unterstützungen, schließlich einige schmale Kolonnen, — so griff die Infanterie Lees an; sie hätten damit mehr erreicht, wahrscheinlich gesiegt, wenn hinter Picketts Division am 3. Juli Reserven zur Hand gewesen wären. Ein Blick auf die Skizze 4 genügt, um zu beweisen, daß, wenn Wright und die drei dahinter befindlichen Brigaden Andersons beim Einbruch Picketts dichtauf gewesen wären, der Sturm volle Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. An dem gemeinsamen Angriff von 15 000 Mann fehlte viel. Es war nur ein Richtungspunkt angegeben, den angreifenden Brigaden waren keine Abschnitte zugewiesen, eine Infanteriefeuervorbereitung fand nicht statt; der Sturm wurde nicht gemeinschaftlich ausgeführt, am Einbruchspunkt fehlten die Reserven. Tapferkeit und Schnelligkeit des Vorgehens konnten den Mangel an Übung und Überlegung nicht ersetzen. Ohne Unterstützung durch Artillerie, nur auf das Bajonett angewiesen, konnte diese tapfere Infanterie nicht siegen. Zu diesem Angriff hätten zwei Tage gehört, nächtliches Herangehen und Eingraben, langdauernde Infanteriefeuervorbereitung mit Unterstützung der Artillerie, sodann nächtlicher Angriff oder Sturm bei Tagesanbruch. — An Nachtangriffe waren Lees Truppen nicht gewöhnt; Ewell stand am

Abend des 1. Juli davon ab, und Rodes verzichtete am 2. Juli abends auf ein Vorgehen, da es dunkel geworden war.

Die Hauptschuld an dem Mißlingen des Angriffs am 3. Juli trifft die Truppenführung, welche nicht genügende Kräfte einsetzte und nicht die gesamte feindliche Front durch einen Angriff beschäftigte.

Es ist erstaunlich, daß auf Zeit geworbene Truppen diesen Angriff leisten konnten; aber es ist zu bedenken, daß die meisten dieser Südländer schon seit zwei Jahren unter den Waffen standen und, da man sie nach Ablauf ihrer Dienstverpflichtung nicht entlassen hatte, erfahrene Krieger geworden waren. — Im Norden war die Qualität der Truppen weniger gut; die Mannschaften verpflichteten sich nur auf neun Monate, zur Verteidigung von bedrohten Punkten oft nur auf hundert Tage; nach Gettysburg verfügte Lincoln eine allgemeine Aushebung, welche tiefe Erbitterung, in New York sogar einen blutigen Aufstand hervorrief.

Zum größten Nachteil beider Parteien kostete dieser Krieg mit geworbenen, unausgebildeten Mannschaften ungeheure Geldopfer. Der Norden hatte um die Mitte des Jahres 1863, nach zwei Jahren, über eine Milliarde Mark ausgegeben; der Süden war am Ende des Krieges völlig verarmt.

Hätte Lincoln bei Beginn des Krieges 30 000 Mann ausgebildeter Truppen gehabt, wäre die ganze Sezession im Keime erstickt worden.

Viel schlimmer als die improvisierte Ausbildung der neueingestellten Söldner waren die geringen militärischen Eigenschaften der Führer.

In den Nordstaaten waren für die Generalkommandos Offiziere des aktiven Dienststandes gewählt worden; jedoch an der Spitze der Divisionen standen vielfach Männer, welche niemals einen höheren militärischen Rang bekleidet hatten, wie Sigel, der in Europa Leutnant, und Schurz, welcher Student und zuletzt in Madrid amerikanischer Gesandter gewesen war. — Besser stand es auf seiten der Südstaaten, wo es allerdings an der gebotenen Unterordnung zu Zeiten fehlte. Longstreets Benehmen Lee gegenüber bei Gettysburg ist nicht zu entschuldigen; Stuart konnte sich zwar hinter die Unklarheit von Lees Befehlen verschanzen, hätte jedoch seinen Raid sicher nicht so ausgedehnt, wenn Lee ein strenger Vorgesetzter gewesen wäre. Der Generaladjutant Taylor schreibt über Lee: „Er war zu besorgt, die Gefühle der unter ihm stehenden Führer zu schonen, ihr Selbstgefühl und ihren Ruf zu verletzen. Er setzte deshalb oft unfähige Menschen nicht ab. Seine Gutmütigkeit verleitete ihn offen und insgeheim, die Verantwortung für Niederlagen, welche die Unfähigkeit, Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit anderer verschuldet hatten, auf seine eigenen Schultern zu nehmen.“ In der neuformierten nordvirginischen Armee fehlte es häufig in den Befehlen an der erforderlichen Bestimmtheit. Lee hat mehrfach befohlen, es sei so oder so zu handeln,

„wenn sich die Gelegenheit böte". Mit solchen Befehlen ist es schwer, einen gleichzeitigen Angriff an verschiedenen Stellen zu erzielen.

Was den großen Frontalangriff am Ende der Schlacht betrifft, so versagten Longstreet und die Unterführer gänzlich. Abgesehen davon, daß Longstreet elf ihm noch unterstellte Brigaden (vier von Hood, vier von Mc. Law, drei von Anderson) überhaupt nicht heranzog und einsetzte, war es seine Pflicht, als er sah, daß die Division Pickett nach vorn durchging, die Division Pettigrew und zwei Brigaden unter Trimble nicht mitkamen, und die Brigade Wright weit zurückblieb, hinzusprengen, die Division Pickett unten am Graben anzuhalten und den Rest der Angriffstruppen heranschließen zu lassen. Dann wäre der Angriff nicht stückweise erfolgt und nicht auseinandergefallen. Der Sturm bei St. Privat im August 1870 gelang trotz großer Mißverständnisse nur dadurch, daß der kommandierende General des Gardekorps und seine Unterführer die Sturmtruppen anhielten, um vor der Entscheidung noch Reserven heranzuziehen und eine Umfassung wirken zu lassen. Bei Gettysburg ließ Longstreet die Sache laufen; Lee war dabei und griff nicht ein.

Auf seiten der nordstaatlichen Armee war, dank der Energie Hallecks, der Befehlston bestimmter; indessen wechselte die Person des Führers der Potomac-Armee zu oft; bis Mitte 1863 sechsmal; es trat Unsicherheit ein; die meisten suchten bei verantwortungsvollen Gelegenheiten Hilfe in einem Kriegsrat.

Mit der Tätigkeit des Generalstabes sah es nicht besonders aus. Soldaten lassen sich nicht in wenigen Tagen ausbilden, noch weniger Führer und Generalstabsoffiziere. Letztere bei Lee, unter Oberst Marshall, versagten bei Gettysburg, und auch bei Nord auf dem Kirchhofshügel soll eine heillose Unordnung geherrscht haben; mehrere Brigaden verliefen sich und am 2. beim Gegenangriff auf Longstreet kam es zu heftigen Reibungen.

Wenn die persönliche Tätigkeit der Feldherren in der Schlacht ins Auge gefaßt wird, so ist es schwer zu verstehen, daß Lee sich nicht rascher auf das Gefechtsfeld begab und am 2. und 3. Juli nicht fester das Kommando in die Hand nahm, es vielmehr zum Teil Longstreet überließ. Er wollte am 2. im modernsten Sinne ein Kannä erzielen; dies mißlang, weil der rücksichtslose gleichzeitige Einsatz der Kräfte fehlte. Daß Meade bis zum späten Abend des 1. Juli im Hauptquartier, über 20 km von Gettysburg entfernt, blieb, ist nicht zu erklären. Das Vorsenden eines jüngeren Generals, Hancock, als Stellvertreter brachte auf dem Gefechtsfelde diesen in eine höchst unangenehme Lage. So modern die Gefechtsführung neuerdings durch Fernspruch erfolgt, so gibt es doch Lagen, in denen der oberste Führer selbst voran sein muß; am 1. Juli 1863 war dies für Meade der Fall, er mußte selbst sehen und befehlen.

Das Marschieren nach dem Kanonendonner war nicht in die Herzen aller Generale eingegraben. Slocum von der Potomac-Armee schickte seine Divisionen nur auf inständige Bitten nach dem nur wenige Kilometer entfernten Gefechtsfelde, auch Sickles vom 3. Korps bedurfte eines Befehls, um sich zu entschließen, wenigstens mit einer Division nach dem Schall des Kanonendonners zu eilen. Anderson von der nordvirginischen Armee wartete sogar angesichts des Kampfes noch auf Befehle.

Wenn noch ein kurzer Rückblick auf die Operationen gestattet ist, so muß zugestanden werden, daß die Niederlage Lee persönlich wesentlich verschuldet hat. So hoch sonst seine Begabung als Stratege steht, bei den Operationen zur Schlacht von Gettysburg hat er seine Feldherrneigenschaften nicht mit voller Ausdehnung und Energie angewandt. Er sowohl wie die ganze nordvirginische Armee waren in dem Gefühl der Unterschätzung des Feindes befangen. Ihrer Ansicht nach konnte Hookers Armee ihnen den Marsch auf Washington oder auf Baltimore nicht streitig machen. So wurde die sonst geistreiche Kombination der Versammlung nach der rechten Flanke mit einer gewissen Lässigkeit betrieben. Wollte Lee sichergehen, so war die Vereinigung seiner Armee bei Cashtown seitens des Feindes nicht zu hindern; wollte Lee Gettysburg als Versammlungspunkt wählen, mußte er mit aller Bestimmtheit, Schnelligkeit und Energie diese Operation ausführen. Langsamkeit, Unklarheit in der Wahl des Ortes der Vereinigung, persönliches Fernbleiben mußte die Gefahr, daß der Feind zuvorkam, stündlich wachsen lassen. Alles wäre noch in das rechte Geleise gebracht worden, wenn Lees taktische Führung hervorragend gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall. In dieser Kunst verließ er sich auf seine Untergebenen, und diese ließen ihn zum Teil im Stich; einesteils weil sie nicht die volle Energie und schnelle Auffassung zeigten; anderenteils weil sie, wie Longstreet, ganz entgegengesetzter Meinung waren. Daß am 2. Juli am späten Nachmittag zwei Divisionen gegen die angenommene linke Flanke des Feindes vorgingen, ohne daß die gesamte Armee an der Schlacht teilnahm, mag noch hingehen und einer irrtümlichen Beurteilung der Ausdehnung der feindlichen Front zur Last gelegt werden. Aber daß am 3. zwei Divisionen und vier Brigaden allein frontal angriffen, während zwei Divisionen und fünf Brigaden auf derselben Front dem Angriff tatenlos zusahen, ist schwer zu entschuldigen. Lee befand sich auf dieser Front und wenn Longstreet in der Führung versagte, mußte Lee eingreifen. Das persönliche scharfe Zufassen mit der gebotenen Rücksichtslosigkeit war Lees Charakter nicht gegeben.

Auf der nordstaatlichen Seite teilten sich verschiedene in den Erfolg. Meade wurde durch Untergebene und ungewollte Verhältnisse in die

günstige Lage geschoben. Nicht zum wenigsten ist es Hallecks Verdienst, daß die Absicht endlich durchbrach, Lee anzugreifen und zu schlagen. Der General Reynolds riß durch sein rücksichtsloses Ungestüm die Potomac-Armee aus ihrer Lethargie auf und brachte Meade dazu, alles einmal auf eine Karte zu setzen. General Howard nahm diesen Gedanken auf; ihm allein ist es zu verdanken, daß die Potomac-Armee sich bei Gettysburg versammeln konnte. Hancock war dann der tatkräftige General, welcher den besorgten Höchstkommandierenden veranlaßte, endgültig stehen zu bleiben; Hancock war das zähe Element in den drei Tagen; er sah nicht ängstlich nach rückwärts, sondern nach vorwärts; er faßte den Gedanken des Nachstoßens, der sofortigen Verfolgung; zum Glück für Lee prallten des verwundeten Hancocks Ratschläge erfolglos an Meade ab. Das spätere langsame seitliche Folgen war allem eher ähnlich als einer Verfolgung. Über eine gewisse Grenze geht die menschliche Kraft nicht, und nur wenigen ist es gegeben, aus der geistigen, körperlichen und seelischen Erschlaffung nach dem Entscheidungskampf noch den Trieb zur Verfolgung hervorzurufen. Ewell vom 2. nordvirginischen Korps versagte am 1. Juli abends in dieser Beziehung gänzlich. Am 3. hatte Meade noch ein ganz frisches Korps, und für die anderen, durch die geglückte Abwehr begeisterten Truppen hätte der Befehl zur Verfolgung, sofort gegeben, genügt, um den Sieg zur vollständigen Vernichtung des Feindes zu gestalten.

Der Erfolg bei Gettysburg hing, wie meistens bei den Operationen, vom rechtzeitigen Zusammenschließen aus der Entfaltung ab. Dem General Lee gelang das Zusammenschließen nicht nach Wunsch, dasselbe geschah zu spät und dann auch nur mit Teilkräften; Meade war hierin glücklicher. Die glänzendsten Beispiele dieser Kunst hat später der Generalfeldmarschall Graf Moltke gegeben. Napoleon I. zog es vor, in zweifelhaften Fällen frühzeitig, nicht in, sondern vor dem Gegner zusammenzuschließen.

Die Entscheidungsschlacht bei Gettysburg liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Der Leser wird in ihrem Entstehen und in ihrem Verlauf manche Vorboten für die Entwicklung der modernen Taktik und Strategie und sogar manche Vorbilder finden.

# Quellen.


Cecil Battine, The crisis of the confederacy. London 1905. Longmans, Green & Co.

John Esten Cooke, A life of general Robert G. Lee. New York 1871. Appleton.

Abner Doubleday, Chancellorsville and Gettysburg. New York 1898. Charles Scribner's Sons.

Cary Eggleston, The history of the confederate war. London 1910. W. Heinemann.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien. Berlin 1901. E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Großer Generalstab, Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1909. 3. Heft.

Andrew A. Humphreys, The Virginia campaign of '64 and '65. New York 1883. Charles Scribner's Sons.

Journal of the military service institution. July/August 1909.

Madame Lee-Childe, Le général Lee. Paris 1874. Hachette.

A. L. Long, Memoirs of Robert E. Lee. London 1886. Sampson Sons, Marston, Pearle & Rivington.

Loßing, Illustrierte Geschichte der Vereinigten Staaten. Bd. III.

A. Mahan, A critical history of the late americain war. London 1877.

F. Mangold, Der Feldzug in Nordvirginien im August 1862. Hannover 1881. Helwing.

Militär-Wochenblatt. Beiheft zum Jahrgang 1867. Der Nordamerikanische Krieg.

James Ford Rhodes, History of the United States. 1862—64. Band IV. New York 1902.

Konstantin Sander, Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. 1861 bis 1865. Bearbeitet von Mangold. Frankfurt a. M. 1876.

Derselbe, Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika. Frankfurt a. M. 1865.

J. Scheibert, Der Bürgerkrieg in den nordamerikanischen Staaten. Berlin 1874. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Carl Schurz, Lebenserinnerungen. Berlin 1907. Georg Reimer.

W. H. Taylor, Four years with general Lee. New York 1878. Appleton.

The war of the rebellion; official records; series I, vol. XXVII. Gettysburg 1889.


Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.



# Moltkes Werdegang bis zum Jahre 1857.



„Genie ist Fleiß!“

„Ein Sonntagskind“, am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren, konnte Helmuth Karl Bernhard v. Moltke in dem Tage seiner Geburt keineswegs eine gute Vorbedingung während der ersten Jahrzehnte seines Lebens erblicken. Im Elternhause kamen glückliche Zeiten nicht auf, Vermögensverluste und die Schrecken des Krieges häuften Sorge auf Sorge. In Lübeck, wohin die Eltern übergesiedelt waren, mußte der sechsjährige Knabe in dem Hause am Schragen, das er nie aus der Erinnerung verlor, die rücksichtslose Plünderung des alten Erbfeindes mitansehen, nicht ahnend, daß er einst berufen sein sollte, mit an erster Stelle zur vollen Tilgung der am Anfange des Jahrhunderts seinem Vaterlande angetanen Schmach beizutragen. Gewiß hat der Knabe noch nicht das volle Verständnis für die Ereignisse um sich besitzen können, doch Soldatenblut rann in seinen Adern, und so mag er, wenn auch zunächst unbewußt, die Greueltaten eines unersättlichen Feindes tiefer empfunden haben als manches andere in seinen jungen Jahren. Die Moltkes hatten in verschiedenen Heeren Dienste geleistet, so einer, Gebhard Moltke, unter Wallenstein; von ihm sagte eine Inschrift:

„In dissen schweren Tiden
Däden de Moltkes das Beste.“*)

Auch der Vater war Offizier gewesen und der Onkel sollte den Soldatentod an der Beresina finden.

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß ein anderer großer Feldherr, Blücher, gerade bei Lübeck in jenen Tagen des Oktober 1806 die Waffen strecken mußte, ein Soldat, dessen äußere Lebenswege denen unseres Helden im Anfange ähnlich sahen. Auch Blücher war Nichtpreuße, in Mecklenburg geboren, auch er hatte vor Übertritt nach Preußen in einem ausländischen Heere gedient.

Die ersten Anzeichen militärischen Interesses bei Helmuth v. Moltke stammen aus Hohenfelde in Holstein, wohin der Vater aus pekuniären Gründen die beiden ältesten Söhne zum Pastor Knickebein gebracht, und wo in freien Stunden der Bau einer kleinen Festung den zweiten lebhaft

*) Moltke an Dr. Wiggers in Schwerin am 26. Mai 1879.

beschäftigte.*) Doch der Ernst des Lebens unterbrach bald die harmlosen Spiele der Jugend und von 1811 ab machte Moltke eine Schule in der Kadettenanstalt zu Kopenhagen durch, die für seine ganze Entwicklung, als Mensch und als Soldat, von maßgebendem Einfluß wurde. Er selbst bewahrte den dort zugebrachten Jahren kein zu freundliches Andenken**), zwar erkennt er an, daß nur tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgegangen seien und daß alle ein wahres Kameradschaftsgefühl fürs Leben verbunden habe, aber die Behandlung sei doch viel zu streng, von Liebe und Teilnahme sei keine Spur vorhanden, eher ein oft zutage tretendes Mißtrauen bemerkbar gewesen. Moltke klagt wiederholt, noch in späten Jahren, über die Wunden, die diese Behandlung bei ihm gezeitigt habe. Er habe keinen Charakter bei sich ausbilden können***), da er keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten habe; der Braut schreibt er, sie möge verzeihen, wenn er oft verschlossen, eine freudlose Jugend habe die Gabe austauschenden Gemütslebens in ihm verkümmert; und ein anderes Mal, die langjährige Unterdrückung, in der er aufgewachsen, habe sein Gemüt niedergedrückt, seinen Stolz geknickt; spät erst habe er angefangen, aus sich selbst wieder aufzubauen, was eingerissen war†).

Bei einem unbefangenen Blick der Nachwelt auf jene Lehrjahre wiegt indes das Gefühl der Anerkennung vor, die den damaligen Erziehungsgrundsätzen auf der Land-Kadettenanstalt der dänischen Hauptstadt gezollt werden muß. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Entwicklung des Selbstbewußtseins beim jungen Moltke durch die jahrelange Unterdrückung jedes freien eigenen Willens sehr gehemmt wurde, ja man muß zugeben, daß erst die Erfolge des ersten von ihm selbständig geleiteten Feldzuges, des gegen Österreich, in ihm jenes dem Feldherrn so unbedingt notwendige Selbstvertrauen aufkommen ließen, auf der anderen Seite aber sind die Früchte, die der jugendliche Kadett in der spartanischen Schule für das Leben ernten sollte, doch so bedeutende, daß die Epigonen den Erfolg jener Erziehungsmethode nur preisen können.

Vor allem lernte Helmuth v. Moltke, die Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten als das höchste Gebot im Leben anzusehen und ihr jedes Opfer zu bringen. Moltkes Entwicklung in seinen Jugendjahren hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Friedrichs des Großen. Auch Friedrich lernte — durch strenge Behandlung —, was es heißt, seine Pflichten erfüllen; durch sie eignete er sich Willenskraft und Selbstbeherrschung an, sie stählte seinen Charakter.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 15. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) A. a. O. I. Band, S. 249.

***) A. a. O. I. Band, S. 237.

†) A. a. O. VI. Band, S. 2, 63.



Das Urteil über den jungen Kadetten ist von Anfang bis zum Ende der Kopenhagener Zeit ein äußerst günstiges. Neben lebhaftem Drang nach Erweiterung seines Wissens, neben klarer Auffassung alles dessen, was ihm begegnete, bewies er ein hohes Maß von Bescheidenheit. Es ist bemerkenswert, daß General v. Krauseneck im Jahre 1845*) zu einem ähnlichen Urteil über den gereiften Mann kommt, und bestätigt das Zeugnis eines langjährigen Freundes**), daß Moltke sich in seinem Wesen im Laufe der Jahre fast gar nicht verändert habe. Diese Eigenschaften, die am Jüngling gefielen und den Mann auszeichneten, sind auch dem Greise nicht verloren gegangen; sie sind es, die wir bewundernd auch dem siegreichen Feldherrn nachrühmen dürfen. Begreiflich erscheint es, wenn selbst ein französischer Kritiker des siegreichen deutschen Marschalls sein Urteil über den Schüler in den Worten zusammenfaßt***): Au fond, c'est déjà un ambitieux, mais un ambitieux de haut vol et de bonne marque, ambitieux du devoir scrupuleusement accompli . ., begreiflich auch, daß bei solcher Lebensauffassung die freien Stunden mit nützlichen Arbeiten ausgefüllt wurden. Moltke bevorzugte allgemeingeschichtliche und kriegshistorische Studien†), die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Fritz v. Hegermann-Lindencrone, dem späteren Gegner von 1864, betrieb, und ist dieser Bildungsrichtung Zeit seines Lebens treu geblieben. Der Feldmarschall gesteht zu††), daß der Verkehr mit den edlen feingebildeten Mitgliedern der Familie seines Freundes auch im allgemeinen auf seine ganze Entwicklung gewirkt habe.

Aus dem Abgangszeugnis von der Anstalt, als deren Bester Moltke nach siebenjährigem Aufenthalte schied, tritt eine besondere Begabung für Mathematik hervor†††), während es in den Fächern, wo Moltke sich schon wenige Jahre darauf auszeichnete, in Geschichte, Felddienst und Freihandzeichnen, weniger gute Nummern aufweist.

Nach einem Jahre Hofpagendienst Leutnant in Rendsburg, widmet er sich die nächsten Jahre mit Eifer dem Frontdienst und wird 1820 zur Regiments-Jägerkompagnie versetzt, was als Auszeichnung galt. Bei seinen Kameraden stand er nach dem Urteile seines damaligen Regimentskommandeurs*†) in einem gewissen Respekte; er wußte dies auch, machte aber niemals von seinem Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig

*) Conduite, Abschrift in der Zentralabteilung des Generalstabes.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 259 (General v. Gliszczynski).

***) Le maréchal Moltke. S. 13. Paris 1888.

†) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. V. Band, S. 244.

††) A. a. O. I. Band, S. 22.

†††) A. a. O. I. Band, S. 31.

*†) A. a. O. I. Band, S. 34.



und mitteilsam im Verkehr, ernst und zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, besaß er einen unermüdlichen Diensteifer.

Auf die Dauer indes konnte einen jungen Mann von dem Ehrgeiz und den Eigenschaften Moltkes der Frontdienst in dem kleinen dänischen Heere kaum befriedigen. Die Aussicht, dort vorwärts zu kommen, war gering, auch das Gehalt sehr unbedeutend. In einer Denkschrift vom Jahre 1834 über die dänischen Heeresverhältnisse*) meint Moltke, die Einnahme des Leutnants sei wenig höher als der gesetzliche Lohn der Gesellen mehrerer Zünfte in Kopenhagen. In Preußen war die Leutnantsgage allerdings auch nicht glänzend, aber die Einnahmen stiegen wenigstens schneller, während ein General in Dänemark nicht höher als ein preußischer Major bezahlt wurde. Das Avancement bis zum Oberst blieb im Regiment, das höchste Gehalt, das man erreichen konnte, hatte der Regimentskommandeur, der den Titel General führte, aber gleichzeitig Kompagniechef geblieben war. Daher war es nicht befremdlich, daß die Offiziere gern aus der Armee ausschieden und sich nach den untersten Stellen des Zivildienstes drängten.

Moltke war natürlich zu sehr Soldat und zu gebildet, um derart unterzugehen. Dazu kam, daß schon die Erhebung Preußens 1813 und die Siege der Befreiungskriege mächtig auf das Gemüt des heranreifenden Knaben wirken mußten. Sie erregten immer brennender in ihm den Wunsch, einem Heere anzugehören, das solche Erfolge erzielt und Männer wie Scharnhorst, Blücher, Gneisenau zu den Seinen zählte, und von dem er Teile auf einer Urlaubsreise in Berlin (1821) gesehen. So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um den Gedanken zur Tat umzuwandeln. Die unmittelbare Veranlassung wurde ein „hochstehender" älterer Verwandter in Preußen**), doch vor der Einreichung des Abschiedsgesuches fragte Moltke den alten Gönner, General Hegermann, um Rat. Erst dann entschied er sich endgültig.

Das neue Examen in Preußen schreckte ihn nicht, er bestand es ehrenvoll. In Frankfurt a./O. beim Leib-Regiment war seines Bleibens aber auch nicht lange, für die Front schien Moltke von Anfang seiner Laufbahn an nicht bestimmt, denn schon nach wenig über Jahresfrist erhielt er die Erlaubnis, die Kriegsschule (Kriegsakademie) besuchen zu dürfen, nachdem seine Sorge, ob seine Arbeiten unter 68 zu den 50 besten gehörten, glücklich gehoben war***). Von diesen Arbeiten ist eine erhalten, die in Geographie; sie behandelt den physischen Charakter der Oberfläche der Skandinavischen Halbinsel†). Wenn auch anzunehmen ist, daß

*) II g 31 Kriegsarchiv. S. 10.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. V. Band, S. 245.

***) A. a. O. IV. Band, S. 6.

†) Kriegsarchiv IX. 17.



Moltke diesen Aufsatz aus Büchern zum großen Teil zusammengeschrieben hat, soweit die rein geographische Seite in Betracht kommt, so sind doch die kriegshistorischen Betrachtungen darin zweifelsohne bereits Zeichen eines verständigen militärischen Urteils des 22jährigen. Bei Besprechung der Wasserstraßen wird darauf hingewiesen, daß besonders im Falle eines Krieges mit Dänemark dank der Seen und Kanäle die Schärenflotte von einer Seite des Reiches auf die andere gebracht werden könne. Die Grenzen veranlassen die Bemerkung, daß nur solche, wie Schweden sie habe, einen Staat mit so geringer Bevölkerung und so wenig Reichtum vor dem Schicksal retten konnten, ein Raub mächtiger Nachbarn zu werden. Nur Dänemark und Rußland seien Schweden gefährlich, ersteres vor Peter dem Großen der furchtbarere Feind gewesen. Das Verhalten beider Staaten bei Operationen gegen die Skandinavische Halbinsel wird schließlich an Beispielen erläutert und auf die Wichtigkeit der Flotte für den Erfolg, welche Partei es auch sei, hingewiesen.

Die Arbeit gab dem jugendlichen Soldaten, zum ersten Male wahrscheinlich, Gelegenheit, über Zusammenwirken von Armee und Flotte nachzudenken; mit dieser sich spezieller zu beschäftigen, fand er ein Jahrzehnt später im Generalstabe und in der Türkei noch Gelegenheit; vier Jahrzehnte darauf aber verlangte der mit Dänemark drohende Krieg wohlüberlegte Vorbereitung und reife Beurteilung, inwiefern die Mitwirkung der Flotte auf beiden Seiten zur Sprache kommen könne. Man dürfte nicht fehl mit der Ansicht gehen, daß Moltke durch die so frühzeitige und wiederholte Beschäftigung mit dieser Frage, bei der ihm zweifellos auch die in dem Seestaate selbst zugebrachte Zeit zu Hilfe kam, eingehender orientiert war, als viele seiner Kameraden gleicher Stellung in der Armee. Heutzutage beschäftigt sich gewiß jeder einigermaßen wissensdurstige junge Offizier auch mit der Flotte und versucht, deren Zusammenwirken mit der Landarmee zu verstehen, denn wir besitzen eine eigene Flotte; damals, und noch 1848/49 in dem Deutsch-Dänischen Kriege*), hatten wir keine Flotte, und so war auch in der Armee das Interesse an der Verwendung einer solchen ein äußerst geringes.

Nächst der Kopenhagener Kadettenzeit gehören die drei Jahre auf der militärischen Bildungsanstalt in der preußischen Hauptstadt unter Leitung eines Clausewitz zu den grundlegenden in Moltkes Werdegang. Moltke selbst erwähnt nie, daß Clausewitz ihn unmittelbar beeinflußt habe, wohl aber kommt er wiederholt auf dessen Lehren zurück und seine Taten beweisen, daß er den Krieg im Sinne seines früheren Direktors auf-

*) Von Moltke bearbeitet 1862 bis 1877. Erschienen 1893 in: „Moltkes militärische Werke“ (herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes), Gruppe III, 1. Teil: Geschichte des Krieges gegen Dänemark. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

faßte. Von den Stunden fesselten ihn am meisten Kriegsgeschichte, Geographie und Physik, in denen Kanitz, Ritter und Erdmann die ausgezeichnetsten Lehrer waren*). Daß Moltke außer in Mathematik und in der Theorie des Aufnehmens irgendwie auf der allgemeinen Kriegsschule hervorgetreten sei, läßt sich nicht nachweisen**). Die guten Zeugnisse zeigen allerdings, daß sein Fleiß und sein Streben gebührende Anerkennung fanden, ließen aber keineswegs eine eminente Begabung annehmen. Dieselben guten Nummern konnte bei stetem Arbeiten auch ein mittelmäßiger Kopf erreichen und erreicht sie auch heute, ohne daß in ihm ein militärisches Genie, ein Feldherr, vermutet zu werden braucht. Im Gegenteil, gar oft erweist sich ein fleißiger Akademiker bei der Truppenführung auf der anschließenden Übungsreise ganz unfähig, die Theorie nunmehr in der Praxis anzuwenden; alles Wissen ist für ihn umsonst. Das wußte Moltke sehr wohl, denn er äußerte später in Kleinasien bei einer Unternehmung gegen die Kurden***): „Fest anfassen ist oft mehr wert als alle Gelehrsamkeit". Ihn unterstützte in seinen Handlungen ein angeborenes Verständnis für Strategie und Taktik, so daß bei ihm die Gefahr nicht aufkommen konnte, über alle Theorie und alles Wissen das Praktische zu übersehen. Sehr empfand er es in späteren Jahren, daß seine Tätigkeit im Frontdienst einen so frühen Abschluß gefunden hatte, viele Zufälligkeiten kamen dabei zusammen. Um so fester hielt Moltke an leitender Stelle an dem von Reyher zuerst aufgestellten Grundsatze, die Generalstabsoffiziere abwechselnd im Generalstabsdienst und Frontdienst auszubilden, ein Grundsatz, der mit vollem Recht heute und in Zukunft gilt; denn nur in der Vereinigung beider kann eine sachgemäße Vorbildung der höheren Führer für den Kriegsfall erreicht werden. Moltkes praktische Tätigkeit bei der Truppe war in der Hauptsache mit dem Frühjahr 1827 beendet; denn kurze Dienstleistungen bei seinem Regiment 1830 und beim Regiment Alexander 1835 sind kaum zu rechnen. Die nächste und letzte Gelegenheit, eine Truppe zu exerzieren, fand sich erst in Kleinasien — bei den türkischen Horden.

Moltke war im Herbst 1826 von der Akademie zu seinem Regiment zurückgekehrt, tat im Winter Frontdienst und kam im März 1827 zur Divisionsschule in seine Garnison Frankfurt a./O.†).

Die neue Tätigkeit gab dem jugendlichen Lehrer willkommene Anregung, durch Mitübernahme des Unterrichts im Feldmessen und Zeichnen auch für die eigene Vervollkommnung in diesem seinem Lieblingsfache zu sorgen. Die gewonnenen Erfahrungen sind in einem leider verloren

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 22.
**) A. a. O. I. Band, S. 37.
***) A. a. O. VIII. Band, S. 275.
†) A. a. O. IV. Band, S. 13.



gegangenen „Kompendium über die militärischen Aufnahmen“ niedergelegt worden, das er für seine Schüler verfaßte. Die Resultate seiner Lehrerperiode müssen gute gewesen sein, denn wider Erwarten erfolgte bereits ein Jahr später die Einberufung zum topographischen Bureau des Generalstabes. Mit dieser Einberufung begannen die Beziehungen Moltkes zu der Behörde, die unter seiner Leitung nach Jahrzehnten sich in einer die Augen der ganzen Welt auf sich lenkenden Weise entwickeln sollte, und stellten ein geistiges Band zwischen beiden, dem Generalstabe und seinem genialen Chef, her, das auch der Tod nicht zu lösen vermochte, das vielmehr bestehen wird, solange es einen preußischen Generalstab gibt. In der Topographie, diesem „Bindegliede zwischen militärischer Praxis und historischer Wissenschaft“*), war Moltke in seinem Elemente. Sie konnte keinen eifrigeren Förderer und keinen bedeutenderen Kenner haben als den damaligen Chef des Generalstabes der Armee, General v. Müffling, „einen der Offiziere“, wie Moltke selbst sagte, „dessen man sich sein Leben lang mit aufrichtiger Hochachtung erinnert, wenn man das Glück gehabt hat, mit ihm in nähere Berührung zu kommen“. Wie Müffling legte auch Moltke später den Aufnahmearbeiten große Bedeutung als Vorbildungsstufe für den Generalstabsdienst bei, ja er war eine Zeitlang geneigt, sie als unbedingt notwendig für die Aufnahme in den Generalstab zu verlangen**). Die immer größere Entwicklung dieser Behörde zwang dann naturgemäß, von derartigen Forderungen abzusehen. Es kann ja in der Tat nicht geleugnet werden, daß eine richtige Würdigung und Auffassung des Geländes zur sachlichen Lösung einer strategischen oder taktischen Aufgabe zweifellos nötig ist; immerhin findet der junge Offizier heutzutage, auch ohne spezielle topographische Ausbildung, bei der Truppe, beim Kriegsspiel, im Manöver, auf Kriegsakademie, in den anderen Abteilungen des Generalstabes usw. Gelegenheit, sich die notwendigen Kenntnisse für eine richtige Geländeauffassung anzueignen. Wie noch heute wurden auch damals die kommandierten Offiziere durch taktische Arbeiten geprüft, die sie in lebhafte Spannung versetzten***). Gefordert wurde nicht nur eine richtige, sondern auch kurze und präzise Lösung. Auch in dieser Beziehung ist Moltke den Grundsätzen Müfflings als Chef treu geblieben; was den Stil betrifft, stellte er in erster Linie die Forderung der Klarheit und Knappheit an sich selbst. Von früh auf gewohnt, alles, was er sah und dachte, schriftlich niederzulegen, um es vor Augen zu sehen, liebte er noch bis in die spätesten Jahre, an seinen Arbeiten herumzufeilen, bis Knappheit des Stiles und Logik der Gedanken ihn befrie-

*) Belger, Moltkes Verdienste um die Kenntnis des Altertums. Preußische Jahrbücher 1883. Band 1.

**) Akten.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 23.

digten, und das, trotzdem der schriftlichen Aufzeichnung eine reiche Gedankenarbeit vorausging. Moltkes Neffe, Burt, geht so weit*), die oft recht peinliche Schweigsamkeit des Feldmarschalls zum Teil darauf zu schieben, daß er alles, was er niederzeichnen wollte, nicht allein stofflich, sondern auch der Form nach durchdachte. Müffling ist ohne Zweifel auf die Präzision und Logik seiner Arbeiten von entscheidendem Einfluß gewesen, und Buffons Wort: „Le style, c'est l'homme même" trifft in erster Linie bei Moltke zu.

Auf v. Müffling folgte 1826 General v. Krauseneck, unter dem Moltke drei Jahre später endgültig in den Generalstab aufgenommen wurde. Auch der neue Chef legte auf die taktische Ausbildung der kommandierten Offiziere großen Wert, Moltke war ihm mehrfach dabei und durch seine topographischen Leistungen aufgefallen, die auch die Aufmerksamkeit des Prinzen Wilhelm von Preußen erregten. Der Prinz hatte seinen nachherigen Ratgeber zuerst beim Vorbeimarsch des Leibregiments gesehen und auf die Frage nach dem großen und hageren schließenden Offizier die Antwort erhalten, „das ist ein Herr v. Moltke, der kürzlich aus der dänischen Armee zu uns übergetreten ist", worauf er erwiderte: „Da scheinen wir keine besondere Akquisition gemacht zu haben"**). Anders nach zehn Jahren, wo die Aufnahmen der Befestigung von Kopenhagen, von einer Urlaubsreise stammend, den Beifall des Prinzen finden und er auf diesen Offizier, „der so dünn ist wie ein Bleistift", aufmerksam macht, den entdeckt zu haben nach Jahren seinen Stolz bildet***). Krauseneck gebührt das Verdienst, den Übertritt des jungen Offiziers in die höchste wissenschaftliche Werkstatt der preußischen Armee überhaupt ermöglicht zu haben, er wäre beinahe aus Geldgründen unmöglich gewesen. Es handelte sich um ein zweites Pferd, da half Krauseneck aus†). Geldsorgen spielen im Leben Moltkes eine Rolle, er mußte sich oft durchschlagen. Von Hause nur selten unterstützt, gibt er in Frankfurt a. O. zeitweise Privatstunden, in Berlin soll u. a. die nicht vollendete Übersetzung von Gibbons Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaiserreichs (vgl. Mil. Wochenblatt Nr. 73 1913) Geld bringen (1832††). Moltke ist stets ein weiser Ökonom, Schulden kennt er nicht. In Zeiten, wo er ganz ohne Zulage ist und auch durch Schriftstellerei keine Nebeneinnahmen sind, erübrigt er noch genug für Sprachunterricht, so (1828) für Russisch, seine fünfte Sprache, das damals schon als sehr wichtig angesehen wurde, denn „Rußland ist jetzt das merkwürdigste Land für Preußen

---

*) Mitteilung des Oberstleutnants v. Burt.

**) Mitteilung des Oberstleutnants v. Burt.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 262 (Erzählung der Gräfin Oriolla nach 1870).

†) A. a. O. V. Band, S. 254 ff.

††) A. a. O. IV. Band, S. 61.



und seine Sprache nur wenigen bekannt"*). Außerdem hörte er einen **cours de littérature française** „gratis" sowie Kollegien über neuere Geschichte und über Goethe, endlich über Nationalökonomie, „obwohl ihm die eigene genug zu schaffen" mache (1833). Überhaupt beschäftigt sich Moltke in den Jahren 1828 bis 1835, also während seiner ersten Generalstabszeit, außer Dienst mit allem anderen, nur nicht mit dienstlichen Sachen. Man liest nie, daß er für den Dienst habe zu Hause arbeiten müssen, daß er sich privatim mit strategischen oder taktischen Aufgaben befaßt habe; immer sind es andere Dinge, die er treibt, am liebsten Geschichte. Er hat in späten Jahren selbst gesagt, wenn er seiner Neigung habe folgen können, so würde er sich mit archäologischen oder geschichtlichen Studien beschäftigt haben und voraussichtlich Professor der Geschichte geworden sein**). Man habe ihn aber, ohne gefragt zu werden, ins Kadettenhaus gesteckt, und damit sei sein Beruf ihm vorgeschrieben worden. Im Dienst muß Moltke sehr rasch gearbeitet haben, denn es findet sich eine große Zahl Aufsätze von seiner Hand vor, auf die näher eingegangen werden wird. Zunächst beschäftigen uns die allgemeinhistorischen Studien aus dem Anfang der dreißiger Jahre, deren Bedeutung darin liegt, daß sie gleichsam die Vorbereitung für die dem Chef des Generalstabes der Armee obliegenden politisch-militärischen Arbeiten bilden sollten. Das Jahr 1830 brachte in dem benachbarten Frankreich starke Umwälzungen, deren Wellen auch in Deutschland bemerkbar waren. Leutnant v. Moltke beschäftigt sich rege mit den laufenden Tagesfragen; er verfolgt aber nicht nur die Ereignisse, sondern geht den Dingen auf den Grund. Die Staatenrevolutionen konnten nicht von heute auf morgen kommen, sie mußten einen tieferen Ursprung haben. Dem nachzuforschen, reizte den talentvollen Offizier, der hierdurch die Grundlage für ein allgemein geschichtliches Wissen und für die richtige Beurteilung der Staatenbildung und Entwicklung sowie für deren Beziehungen untereinander legte, was sich ihm nach Jahren an der Spitze des Generalstabes nutzbringend erwies. Moltke war aus dem Holze, das man für solche Stellen brauchte. Wir dürfen mit vollem Rechte gerade in den Privatarbeiten Moltkes den Beweis finden, daß nicht nur die rein dienstlichen Leistungen und Eigenschaften ihn befähigten, den 1857 ihm übertragenen verantwortlichen Posten nicht nur glänzend auszufüllen, sondern auch auf eine unerreichte Höhe zu bringen. Die ersten derartigen Arbeiten***) sind gleichsam Kinder ihrer Zeit, hervor-

---

*) A. a. O. IV. Band, Seite 28.

**) Mitteilung des Obersten v. Moltke, jetzigen Chefs des Generalstabes der Armee.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 1 ff. „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I." sowie die „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen".

gerufen durch die Revolutionen in den Nachbarstaaten. Sie weisen bereits ein reifes politisches Verständnis des erst Dreißigjährigen nach. Über 1000 Seiten in Quart und 4000 in Oktav liest er durch, um sich Klarheit über den Ursprung des Hasses zwischen Belgien und Holland zu verschaffen, der ihm um so rätselhafter war, als beide Völker eines Ursprungs und eines Landes sind. In ihrer Geschichte findet er die Erklärung, schreibt sie nieder und veröffentlicht sie. Militärisch interessant ist die Bemerkung, daß der Prinz von Oranien in zwei Feldzügen das spanische Heer zum Operationsobjekt gemacht habe. Auch in Briefen geht Moltke auf die belgische Frage näher ein; im Februar 1831 gewannen die Aussichten auf einen Krieg zu seiner Freude immer mehr an Wahrscheinlichkeit und riefen eine schriftliche Äußerung hervor, die in ihrem Schlußsatze sich wiederholt, so u. a. an der Spitze des im Greisenalter geschriebenen Werkes über den Deutsch-Französischen Krieg*), wiederfindet: „Heutzutage sind es nicht mehr allein die Kabinette, die über Krieg und Frieden entscheiden, sondern es sind an vielen Orten die Völker, die die Kabinette leiten, und so ist ein Element in die Politik hineingebracht, das freilich außer aller Berechnung liegt."**)

Der Aufstand in Polen veranlaßt Preußen, vier Armeekorps unter Gneisenau an der Ostgrenze bereitzustellen. Moltke findet, daß Preußen in dieser Zeit der einzige Staat in Europa gewesen sei, der, der Stimmung des Landes sicher, mit einer vorzüglichen Armee habe die Offensive ergreifen können. Bei den Betrachtungen über die inneren Verhältnisse Polens kommt er zu dem Schluß, daß der Niedergang des Landes angesichts der traurigen Regierung sehr begreiflich sei, daß nur bei gesunden Verfassungsverhältnissen und guter Regierung ein Staat blühen könne***).

In dienstlicher Beziehung war Moltkes Tätigkeit in den ersten Generalstabsjahren eine recht mannigfaltige. Geländeaufnahmen†) führten ihn in die Mark, nach den Provinzen Schlesien und Posen, Erkundungen und Generalstabsreisen in die Lausitz, nach Sachsen, nach der böhmischen Grenze, in das Riesengebirge, in den Harz und nach Thüringen. Für seine militärische Zukunft trugen die verschiedenen Aufträge in normaler Weise bei, er wurde eben beschäftigt, wie heute der zum Topographieren kommandierte Leutnant und spätere junge Generalstabsoffizier. Eine besondere Bedeutung hatten die Reisen für ihn, die nach Sachsen und der

*) A. a. O. III. Band.

**) Am 14. Mai 1890 sagt Moltke im Reichstag ähnlich, nur bestimmter: „Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns; wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg". Vgl. Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 404.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 61.

†) Moltke nahm folgende Platten auf: 1828 Öls, Gr. Zöllnig; 1829 Zerkow (westliche Hälfte), Robackow (zum Teil), Gora; 1830 Schwersenz, Miloslaw.

schlesisch-böhmischen Grenze führten; sie machten ihn zuerst bekannt mit dem Einmarschgelände Friedrichs des Großen in Böhmen, dessen Kenntnis er mit Nutzen bei der Vorbereitung des Krieges von 1866 verwenden konnte. Nur in dieser Beziehung kann auch der Beschäftigung mit dem Kriegsjahre 1762, die ihn eine Zeitlang dienstlich in Anspruch nahm, ein gewisser Wert beigemessen werden, weniger in strategisch-taktischer, da die Operationen des Siebenjährigen Krieges bereits in den letzten Zügen lagen. Äußerst lehrreich muß dagegen der Besuch des Schlachtfeldes von Kulm (1813) gewesen sein, zu dem er sich durch Studium der Schlacht und der oft verwickelten Bewegungen vorzubereiten hatte.

Die Kenntnis der allgemeinen Operationen des Jahres 1813 kam außerdem Moltke bei einer Erkundung der Elblinie im Jahre 1845 zustatten.

Von den Erkundungsberichten ist eine Charakteristik des Thüringer Waldes deshalb erwähnenswert, weil dort ausgeführte Gedanken sich in einer taktischen Übungsaufgabe des Jahres 1869 ins Praktische übersetzt wiederfinden. Es handelt sich um eine Verteidigung der westlichen Hälfte des Waldgebirges. Überhaupt liebte Moltke in diesen Aufgaben, ihm bekannte, lieb gewordene Gegenden aufzusuchen; so spielt gleich die erste 1858 in der Provinz Sachsen, die er erst vor wenigen Jahren verlassen; die zweite zwischen Koblenz und Trier, wo er vor seinem Aufenthalt in Magdeburg geweilt. Aufgaben in diesen beiden ihm bis dahin am nächsten stehenden Provinzen wiederholen sich, die Mark und Schlesien kommen dazu, seltener eine der anderen Provinzen. Nach 1870, unter dem Einflusse des Krieges, spielen einige Aufgaben in Elsaß-Lothringen.

Von der Beschäftigung mit den „neuesten Befestigungsarbeiten in Österreich, Tirol und Italien" (1833*) hatte Moltke den Vorteil, nicht ganz unvorbereitet an der Spitze des Generalstabes die Heeresbewegungen 1859 in Italien verfolgen und auch vor 1866 die Chancen eines österreichisch-italienischen Feldzuges richtiger beurteilen zu können; auch kann man in dem Aufsatze die Grundlage seiner Kenntnisse über die deutsch-österreichischen Festungen im allgemeinen sehen, wenngleich nur Linz und Brixen eingehender behandelt werden. Über die Bedeutung des österreichischen Festungsvierecks (Quadrilatere) in Italien (Verona, Peschiera, Mantua, Legnago) verfaßte Moltke Ende 1860 einen Aufsatz, der mit den erst erwähnten Notizen den gleichen Gedanken bringt, daß die Verteidigungslinie des Mincio, gestützt auf die Festungen Peschiera, Mantua und Verona zwar außerordentlich stark sei, jedoch einen Nachteil besitze: eine nachdrückliche Behauptung derselben werde immer dadurch beeinträchtigt, daß die Rückzugslinien der Österreicher — selbst die südlichste

*) V. 797 Kriegsarchiv.



über Udine — ganz auf dem äußersten rechten Flügel ihrer Stellung am Mincio liegen.

Bei Beurteilung der strategischen Bedeutung von Linz kommt zum ersten Male das Wort „Eisenbahn" in einer Moltkeschen Arbeit vor, indem auf die Wichtigkeit dieser Stadt als „Eisenbahnsperrpunkt" hingewiesen wird. Moltke geht aber auf die neue Erfindung hier noch nicht näher ein; immerhin ist dieser Hinweis bemerkenswert, er dürfte die erste Hervorhebung der Festungen als Eisenbahnsperrpunkte sein, die überhaupt existiert. Dies erkannt zu haben, und noch dazu so frühzeitig, bleibt an sich ein Verdienst. Für die Befestigung von Brixen*) zeigt sich Moltke in hohem Grade eingenommen und weist an historischen Beispielen nach, daß Tirol durch einen Angriff von einer einzigen Seite her nicht erobert werden könne, sondern nur durch gleichzeitigen Einmarsch von Bayern und Italien aus; hier erscheine nun Brixen in seiner ganzen Wichtigkeit, indem eine Aufstellung dort die beiden feindlichen Heere trenne und ihr Zusammenwirken hindere, zugleich aber die Vorteile einer „Flankenstellung" mit völlig gesichertem Rückzug in das Pustertal dem eigenen Heere biete. Der „Flankenstellung" begegnen wir hier zum ersten Male, indes wie bei der „Eisenbahn", die Linz berührt, geht der jugendliche Verfasser noch nicht näher auf das Ausschlaggebende bei der Wahl einer derartigen Stellung ein; erst 1845 bei der Elbeerkundung finden sich einige Worte darüber; dagegen kommt später der Chef des Generalstabes der Armee wiederholt auf Flankenstellungen, deren Bedeutung er zwar nicht unterschätzt, vor deren Überschätzung er aber gleichzeitig warnt.

Betrachtungen über die großbritannische Militär-Verfassung**) enthalten ein Urteil über den Seekrieg, das sich natürlich heute nicht mehr in jeder Beziehung aufrechterhalten läßt. Moltke hebt die große Einfachheit des Krieges gegenüber dem Landkriege hervor. Unabhängig von Operationslinien, Nachschub, Magazinen usw. suchen sich die gegnerischen Flotten auf, es kommt zum Kampf, der gewöhnlich in wenigen Stunden beendet sei. Auf gute artilleristische Ausbildung werde in der englischen Marine deshalb wenig Wert gelegt, weil bei der Schwierigkeit und Unsicherheit des Einrichtens der Geschütze das Treffen mehr ein Glücksfall sei. In dieser Beziehung haben sich die Zeiten allerdings geändert.

Die Flotte spielt auch eine Rolle in den „Nachrichten über die dänische Land- und Seemacht"***), die Moltke auf einer Reise nach Kopenhagen (1834) gesammelt hatte, die an Allerhöchster Stelle vorgelegt werden und

*) 1833 bis 1838 wurde Franzensfeste an der Stelle der alten Brixener Klause neu befestigt.

**) II i 33 Kriegsarchiv. S. 53 ff.

***) II g 31 Kriegsarchiv.



in einer besonderen Kabinettsorder die Anerkennung König Friedrich Wilhelms III. finden. Sie geben das wieder, was damals an maßgebender Stelle in Dänemark über eine durchgreifende Reform im Verteidigungswesen des Landes für zweckentsprechend gefunden wurde.

Eigene Ansichten bringt Moltke also hier nicht; aber trotzdem kann der Arbeit eine Bedeutung deshalb nicht abgesprochen werden, weil der Gedanke einer Landung auf Seeland ausführlicher behandelt wird, ein Gedanke, den Moltke am Ende des 1864er Feldzuges wieder auffaßte, dessen Ausführung indes der Wiener Friede verhinderte. Nach der damaligen Ansicht (1834) konnte Dänemark einer Landung von 32 000 Mann auf Seeland nicht widerstehen; 1864 beabsichtigte man das ganze II. Armeekorps dorthin überzusetzen, was etwa der erwähnten Stärke entsprochen hätte. Merkwürdig ist, daß die Danewerke bei der Verteidigung des Landes gar nicht zur Sprache kommen; der Schwerpunkt des Widerstandes wird vielmehr in einem verschanzten Lager von Fredericia gesehen, dort könne das Verteidigungsheer alle Truppen an sich ziehen, die bisher auf den Inseln verteilt waren, und dann zur Offensive übergehen. Ein Übergang des Gegners nach Fünen wird nur dann befürchtet, wenn das dänische Heer beim Rückzuge Fredericia rechts (östlich) liegen lasse und nach Jütland gehe. Moltkesch klingen allgemeine Betrachtungen über den Seekrieg, bei dem es sehr selten sei, daß die Minderzahl über die Mehrheit siege, was zu Lande vorkomme. Ein zusammengeraffter Haufe von Menschen könne bei tüchtigem Willen als Infanterie nützlich werden, schwieriger schon würde er sich als Kavallerie oder Artillerie brauchen lassen, wo seine Wirksamkeit von Pferden und Maschinen bedingt werde. „Der Seemann aber begibt sich ganz in die Abhängigkeit seines Materials, er wird von demselben fortgeführt. In der Seeschlacht entscheidet das Moralische in der Person eines Einzigen — beim obersten Befehlshaber — und die Kunstfertigkeit, die Vertrautheit mit dem Element, die Kenntnis von dem Gebrauch der Segel, des Steuers und der Geschütze bei allen übrigen.“

Über die Persönlichkeit Moltkes in dieser Periode äußert Major v. Kameke, der mit Moltke im topographischen Bureau kommandiert war, daß er nur wenig Verkehr gehabt habe, auch sehr verschlossen gewesen sei. Sein innerer Mensch spiegelt sich in verschiedenen Briefen wieder, in denen es aber an Widersprüchen nicht fehlt. Mit seinem äußeren Lebensgang war er anscheinend ganz zufrieden, denn im August 1828 möchte er um keinen Preis in sein altes Verhältnis nach Dänemark zurück und noch nie hat er bereut, um die Anstellung in Preußen sich bemüht zu haben, wo seiner Ansicht nach weit weniger abstrakte Gelehrsamkeit als praktische Tüchtigkeit, Gewandtheit und Lebensklugheit erforderlich sind. Und 1832 heißt es in dem Briefe an den ältesten Bruder: „Dankbar

wollen wir drei ältesten anerkennen, daß unsere Bestrebungen uns mehr und mehr eine bessere, selbständigere Existenz erwerben, von der wir ohne Dünkel sagen dürfen, daß wir sie nächst Gott und Deiner und Vaters Unterstützung uns selbst verdanken". Indes die hypochondrische Natur kommt immer wieder zum Vorschein. Moltke selbst meinte, daß seine freudlose Kindheit und seine an Entbehrungen reiche Jugend ihre Schatten auf sein ganzes Leben geworfen hätten. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß er den letzten Sommer seines Lebens seinem Arzte im Verlaufe eines Gesprächs über die Unsterblichkeit der Seele sagen konnte: „Wenn der Glaube der Inder an eine Seelenwanderung wahr sein sollte, so möchte ich wenigstens nicht wieder als Mensch geboren werden, denn eigentlich besteht das menschliche Leben nur aus Enttäuschungen". Bismarck, dem dies erzählt worden, äußerte etwas drastischer, aber in der Sache seinem großen Mitarbeiter ziemlich ähnlich: „Ach was, ich sitze bald im Himmel und spucke auf das ganze Menschengetümmel".

Der Herbst des Jahres 1835 bedeutete einen Wendepunkt in Moltkes militärischer Tätigkeit! Nachdem die Aussicht, in Paris als Militärattaché verwendet zu werden, sich nicht verwirklicht hatte, nahm Moltke im Oktober einen sechsmonatigen Urlaub nach Konstantinopel, Griechenland und Italien.

Wandertrieb war es wohl vor allem, der ihn hinaustrieb, die Welt zu sehen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, Länder und Völker persönlich kennen zu lernen, von denen er gelesen, den Spuren einer Vergangenheit an Ort und Stelle zu folgen, die schon oft sein lebhaftestes Interesse erweckt, sein Sinnen und Denken angeregt hatte.

Von Konstantinopel beabsichtigte Moltke an der kleinasiatischen Küste entlang über Alexandrien oder Griechenland nach Italien zu gehen und von dort im Frühjahr heimzukehren; das Schicksal wollte es anders! Und gewiß in mancher Beziehung zu seinem Glück und zum Vorteil für seine ganze Entwicklung!

Schon die Hinreise wurde in gewohnter Weise zu geschichtlichen Betrachtungen ausgenutzt. Nachdem Pest Gelegenheit gegeben, über die in dem Magyarenreiche allein noch vorhandene Herrschaft des Adels nachzudenken, die Donaufahrt ihn zu der Bemerkung veranlaßt, daß in alten Zeiten der Strom ein größeres Hindernis gewesen als heute, und in der Tat eine lange Reihe von Jahren die zivilisierten und barbarischen Völker getrennt habe, während er jetzt anfange, sie zu verbinden, nachdem Bukarest ihn aufgeklärt über die Zustände in der Wallachei, glaubt im Geiste der junge Reisende Ende November von Rustschuk aus in der Ferne zum ersten Male das Land seiner Träume — Asien, der Völker Geburtsland — zu sehen; er sieht die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif sich hinzog.

Welche Gedanken stürmen ein auf den empfänglichen Geist; vorüberziehen an ihm die Gestalten eines Xenophon, Darius, Alexander, dessen Spuren folgend ein Napoleon trachtete, nach Niederwerfung Europas auch ganz Asien sich untertan zu machen! Äußerlich kein Feuergeist, empfand Moltke um so tiefer, feuriger im Innern. Ihn reizte nicht nur zu wissen, hier wirkte ein Alexander, dort siegte er über Darius, auch die Beweggründe zu erforschen und zu erfassen, die den Feldherrn der Vergangenheit in jenen Tagen leiteten, ihn beeinflußten, seinen Entschluß zeitigten. Und er fühlte mit den Großen jenes ruhmreichen Altertums, deren Taten ihn entflammten und entzückten, als sei er selbst Zeuge ihres Ruhmes gewesen*). Noch ahnte Moltke nicht, daß es ihm vergönnt sein sollte, im Innern Kleinasiens jene Stätten selbst zu sehen und an Kriegszügen dort teilzunehmen. — Er, der junge preußische Hauptmann, der dereinst wenn nicht gleich, so doch nahe einem Napoleon als Feldherr geschätzt werden sollte!

Entscheidend für Moltkes Aufenthalt im Türkenreiche wurde die Bekanntschaft mit dem Seraskier Mehemed Chosref Pascha, dem er Mitte Dezember zu erklären hatte, was Kriegsspiel sei, und dabei unter Zugrundelegung einer Generalidee ein kleines Gefecht von Kavallerie gegen Infanterie vor einem Defilee vorführte. Der Seraskier erkannte, welcher Unterschied zwischen dem in allen Zweigen der Kriegswissenschaft gebildeten preußischen Offizier und den militärischen Abenteurern niederen Ranges herrschte, die bis dahin in der Türkei gewirkt hatten. Für Annahme der Aufforderung, vorläufig in Konstantinopel zu bleiben, sprachen auch ökonomische Gründe mit, die schon so häufig im Leben Moltkes eine Rolle spielen mußten und entschieden zur Vertiefung seiner allgemeinen und auch militärischen Ausbildung beigetragen hatten. Wenn man auch durchaus nicht sagen kann, daß ohne die pekuniären Nöte aus Moltke nichts geworden wäre, so ist doch zu beachten, daß sie einen Sporn bildeten, die in Moltke schlummernden Wissenstriebe noch reichhaltiger zu entfalten, daß sie ihn anregten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die sich später als sehr nützlich für seine Laufbahn erwiesen. Moltke wäre gewiß auch ohne Geldsorgen ein tüchtiger Mann geworden, ein Mann von solchem umfangreichen, gründlichen Wissen kaum.

Aus dem sechsmonatigen Urlaub nach dem Orient wurden vier Jahre. Allmählich erst entwickelte es sich so. Anfangs auf unbestimmte Dauer gefesselt, erhielt Moltke mehrfache Aufträge seines Gönners, durch deren Ausführung seine militärischen Kenntnisse und seine Auffassungsgabe willkommenen Boden zur Erweiterung fanden. Es war ein reiches, an-

---

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, Einleitung S. LVI und 246.

regendes Arbeitsfeld, das sich ihm unerwartet eröffnete; in erster Linie traten Reorganisations-, dann topographische, schließlich Befestigungsfragen an ihn heran, daneben war natürlich nach Berlin zu berichten. Daß da oft neun Stunden des Tages zu tun war, kann nicht wundernehmen. Moltke empfahl Einführung des preußischen Landwehrsystems, gleichzeitig aber, behufs Deckung des Offiziersersatzes, junge Leute auf preußische Militärschulen zu schicken. Ein sofortiger Erfolg war nicht zu erwarten, das wußte Moltke im voraus, aber ein Schritt zu einer verständigen Umbildung des osmanischen Heeres war geschehen, das Interesse in den maßgebenden Kreisen Konstantinopels geweckt worden. Die topographischen Aufnahmen der alten Kapitale der Osmanen, der Dardanellen und des Bosporus folgten, peinlich gewissenhaft ausgeführt wie alle Arbeiten des jungen Frankenhauptmanns, der Plan von Konstantinopel war überhaupt der erste genaue, den man kannte. Der mit dem Topographieren verknüpfte Auftrag, die Dardanellenplätze und die Festung Varna zu besichtigen, führte ebenso wie eine Reise im Gefolge des Sultans durch Rumelien und Bulgarien, mit Aufnahmen von Schumla, Silistria, Rustschuk und Varna, zu interessanten Berichten über den Wert der festen Plätze im Osmanenreiche. Den Festungen in der Türkei schreibt Moltke eine größere Bedeutung zu als in irgendeinem anderen europäischen Staate. In einem so wenig angebauten, wegearmen Gebirgslande könnten überhaupt keine sehr großen Heere auftreten und selbst diese würden von bloßen Requisitionen sich nicht ernähren können. Kleine Armeen aber und solche, die ihren Bedarf aus Magazinen auf einigen wenigen Straßen wegführen, könnten unmöglich offensiv in ein feindliches Land vorgehen, solange die Festungen in ihrem Rücken nicht genommen oder wenigstens durch überlegene Kräfte eingeschlossen seien. In der Tat hätten die türkischen Festungen trotz ihrer schlechten Beschaffenheit stets eine sehr wichtige Rolle gespielt*).

Moltke schwebt bei diesem Urteil augenscheinlich der Russisch-Türkische Feldzug 1828/29 vor, mit dessen Verlauf er sich Anfang der 40er Jahre, angeregt durch seinen Aufenthalt in der Türkei, eingehend beschäftigte und dessen Studium ihm die selbst gewonnenen Erfahrungen in hohem Grade erleichterten. Die Zukunft hat Moltke nicht in allen Beziehungen recht gegeben, denn 1877 rückten bedeutend größere Massen in der Türkei ein, als Moltke annehmen zu dürfen glaubt; dagegen bleibt Moltkes Behauptung zu Recht, daß die Verpflegung in jenem Lande stets große Schwierigkeiten machen und die Rolle der Festungen stets eine große sein wird. Unverständlich erscheint dem jungen Kritiker, daß man bei

---

*) Über die Entwicklung der Militärverhältnisse des Osmanischen Reiches 1837. II z 27 Kriegsarchiv. S. 5/6.



den Neuanlagen in Varna, als Sperrpunkt der wichtigsten über den Balkan führenden Straße von doppelter Bedeutung, offenbar an Herstellung eines befestigten Lagers gedacht habe, das man schon in Schumla besaß. In Varna sich mit wenigem zu halten, in Schumla mit vielen aufzutreten, darin liege die Quintessenz. Moltke schlägt als zweckmäßig zunächst die Verstärkung der Befestigungen von Silistria und der Dardanellen vor, und zwar nach folgenden Grundsätzen: geringe Ausdehnung, einfache Trace und starkes Profil, freilich das Gegenteil von allem, was man in Varna ausgeführt hatte. Er beruft sich bei seinen Vorschlägen auf Clausewitz' Wort*), daß „alles im Kriege höchst einfach sei, aber das Einfachste höchst schwierig". Das gelte auch von den Mitteln, die dort anzuwenden seien. Für die Dardanellen im besonderen käme es darauf an, die Verteidigung zu konzentrieren, das heißt, statt an vielen weniger günstigen Stellen eine schwache Gegenwehr zu leisten, dies sehr nachdrücklich an einem einzigen Punkte zu tun. Moltke hatte die Genugtuung, daß diese Ansicht von einem Fachmann (Mühlbach) nachher bestätigt wurde**). Auf Einzelheiten in den Festungsfragen einzugehen, hatte er keine Veranlassung, empfahl vielmehr gesprächsweise dem Seraskier Heranziehung eines Ingenieuroffiziers. Diese gelegentliche Äußerung hatte schließlich die Mission von noch drei preußischen Offizieren (Vincke, Fischer, Mühlbach) zur Folge; sie war allerdings in der Hauptsache mit Rücksicht auf die Möglichkeit neuer kriegerischer Verwicklung, sei es mit Rußland oder mit dem rebellischen Mehemed Ali von Ägypten, erbeten worden. Moltke überließ die Entscheidung, ob er bleiben solle, seinem Chef. Mit dem Erfolge seiner bisherigen Tätigkeit konnte er wohl zufrieden sein, die Türken und die preußischen Vorgesetzten erkannten sie voll an, Krauseneck lobt die „Sachkenntnis und klaren gesunden Ansichten". Damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Moltke brachte das im Frühjahr 1837 beginnende gemeinsame Wirken mit den preußischen Kameraden vielfach in bekannte Gegenden und vertraute Aufgaben: Mit Vincke die Besichtigung und Aufnahme der Küstenplätze Burgas, Sisebolu, Anchialo, Misivri (heute Festung), Varna (dies zum dritten Male), für die keine permanente Befestigung als nötig, sondern Batterien, für den Kriegsfall zu erbauen, als genügend erachtet wurden; entsprechend Moltkes schon vorher ausgesprochener Ansicht sollte Schumla (heute bulgarische Festung) nur provisorisch befestigt werden und die Verteidigung des Balkans am Südfuße ebenso zu bewirken sein. Die Rückreise ging über Hirsova, Matschin, Isaktschi (alle drei heute bulgarische Festungen), Tultscha, Köstendsche (bulgarische

*) Clausewitz. Vom Kriege. I. Band, VII. Kapitel.
**) II w 43 Bericht Vinckes. S. 12.

Festung), Punkte, die alle keiner permanenten Befestigung wert erschienen, Tschernawoda und den Trajanswall. Reisen in die Dardanellen, ein Ausflug nach Troja und Abfassung der Berichte füllten den Rest des Jahres. Ein vom Januar des folgenden Jahres stammender Vorschlag Moltkes*) zur Einführung eines Lehr-Infanteriebataillons nach preußischem Muster, ein sprechender Beweis dafür, daß der Verfasser auch in den Truppenausbildungsfragen bewandert war, fand bei den Türken nur taube Ohren. Das Projekt bezweckte, möglichst schnell eine Anzahl von Lehrern zu bilden, die in dem von Vincke und Moltke ausgesuchten Lager bei San Stefano die Übungen nach ein und demselben System leiten sollten. Moltke war selbst bereit, die Oberaufsicht zu übernehmen.

Aber in anderer Weise gingen Moltkes Wünsche in Erfüllung: Das neue Jahr brachte ihm die längst ersehnte Gelegenheit, an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen, zwar nicht mit dem eigenen Heere, wo das Herz voll beteiligt ist und Gut und Blut doppelt freudig hingegeben werden, aber immerhin mit Truppen, an denen er bereits ein gewisses Interesse hatte. Wenn Moltke sein Leben in den nächsten Monaten wiederholt mit kühnem Wagemute einsetzte, so trieb ihn dazu wohl in erster Linie der ihm innewohnende Pflichteifer, die ihm gewordenen Aufträge nach besten Kräften zu erfüllen; auch mochte es ihm eine Genugtuung sein, den Türken zu zeigen, was deutscher Mut und Ausdauer zu leisten vermögen. Am 24. Februar 1838 erhielten Moltke und Mühlbach Befehl, sich zur Taurus-Armee, unter Hafiz Pascha, nach Karput zu begeben, während Fischer erst im April zu Hadschi Ali Pascha und Vincke im Dezember zu Izzet Pascha nach Konia bzw. Angora kommandiert wurden.

Moltke kannte Land und Leute, die Schwächen und auch die wenigen guten Seiten der türkischen Soldaten und Heereseinrichtungen, und war hierdurch jedenfalls am meisten geeignet, sich beim Oberkommandierenden „so nützlich als möglich" zu machen**). Einen bestimmten Auftrag bekamen beide Offiziere nicht, jeder hatte sich seine Stellung selbst zu schaffen. Die Schwierigkeiten, die ihnen bevorstanden, waren keine geringen, Unterstützung bei den türkischen Offizieren kaum zu erwarten, vielmehr ein Kampf gegen Vorurteil und Unwissenheit, Trägheit und Fahrlässigkeit. Sie mußten, wie sich bald herausstellte, neben der obersten Leitung auch das kleinste Detail besorgen, einmal Generalstabsdienst, dann Schreiberarbeit tun, oder wie Laue, den Moltke nachkommen ließ***), Chef der

*) II W 44 10. Beilage. Bataillon d'instruction. 20. Januar 1838.

**) II W 43: Die militärische Sendung usw. Bericht Moltkes über „Die Sendung zu Hafiz Pascha — Kurdenkrieg 1838 — Feldzug 1839". S 1. Ähnlich in II W 47 Darstellung des Türkisch-Ägyptischen Feldzuges 1839. S. 3.

***) Hauptmann a. D., in den Dardanellen beschäftigt.



Artillerie und zugleich Feuerwerker sein. Sie fanden das Heer als „eine unorganische Masse von Bataillonen, Eskadrons und einzelnen Geschützen"*) vor, der Regimentsverband bildete nur eine ökonomische Einteilung, Brigaden bestanden kaum dem Namen nach, in gemischten Waffen war noch nie manövriert worden. Derart war das Heer, das im Frühjahr 1838 in Kleinasien verteilt stand, die Masse wegen der aufrührerischen Kurden auf dem linken Flügel der strategischen Aufstellung, während der verwundbarste Punkt auf dem rechten lag, da, wo die geradeste und gangbarste Straße aus Syrien und Adana über den Kulek Boghas auf Konstantinopel führt. Der Hauptzweck der Heeresversammlungen in dem asiatischen Teile des Türkenreiches war eben nicht die Niederwerfung der Kurden, sondern der jahrelange Zwist mit dem Vizekönig von Ägypten, dem es nach dem Siege von Konia (1832) gelungen war, seinen Großherrn zur Abtretung von Syrien und Kilikien im Frieden von Kutaja zu zwingen, eine Schmach, deren Tilgung seitdem Sultan Mahmud als Lebensaufgabe betrachtete, und die ihn antrieb, die bereits früher angebahnte Heeresreform mit größerem Eifer zu betreiben. War auch vorerst der Krieg nicht von neuem erklärt worden und die Niederwerfung der Kurden das nächste Ziel, so deutete doch alles darauf hin, daß der Sultan die erste beste Gelegenheit ergreifen oder vom Zaune brechen werde, mit dem übermütigen Pascha abzurechnen.

Ein Jahr sollte nach Ankunft Moltkes bei der Taurus-Armee vergehen, ehe der Krieg gegen Ibrahim, Mehemed Alis Stiefsohn, der in Syrien stand, begann. Diese Spanne Zeit war mit militärischen Aufgaben und Expeditionen mannigfaltiger, oft interessanter, meist beschwerlicher Art verbunden.

**Die beiden Reisenden****) waren zu Schiffe bis Samsun, von dort über Amasia und Siwas am 17. März im Hauptquartier Karput eingetroffen und fanden in Hafiz einen verhältnismäßig gebildeten Mann, der selbst um einen preußischen Offizier gebeten hatte. Moltke fand zunächst Gelegenheit, für richtige Auffassung bei den türkischen Führern über die Beschaffenheit des Geländes zu sorgen. Hafiz schickte ihn nämlich bereits wenige Tage nach seiner Ankunft zur Erkundung zwischen den türkischen Kantonierungen und der syrischen Grenze ab. Über Malatia, Marasch, Adiaman und Gerger, zum Teil auf gefährlichen und schwindligen Pfaden erreichte er den Euphrat, dessen Erkundung ebenso wie die der Tauruspassagen für den bevorstehenden Feldzug von Bedeutung war. Er stellte eine fahrbare Straße — wie sich später herausstellte, die einzig fahrbare in diesem Teile des Gebirges — fest: Von Malatia, dem bei dem Feld-

*) II W 47. S. 3.

**) Für die folgende Darstellung vgl. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band. Kriegsarchiv II W 43 (Sendungen), II W 47.

zuge allein in Frage kommenden Ausgangspunkt, über Erkenek, Tut, Adiaman nach Biradschik; ferner konstatierte er, daß der Euphrat bei Samsat, Rumkaleh und Biradschik überschritten werden konnte: Letzteres, als Knotenpunkt der Straßen von Aleppo und Aintab und als einziges Bindeglied zwischen Assyrien und dem Mittelländischen Meere der strategisch wichtigste Punkt, Urfa, über das Moltke nach Diarbekr, dem neuen Hauptquartier, zurückritt, nur schwach besetzt. Es ergab sich ferner, daß Hafiz' Heer nicht, wie man in Konstantinopel erzählt hatte, 70 000, sondern nur 25 000 Mann stark war und auf eine Landstrecke von 40 Meilen Ausdehnung durch hohe ungangbare Gebirge und den Euphrat getrennt lag. Die zweite Rekognoszierung, diesmal mit Mühlbach, ging auf Flößen den Tigris hinab nach Mossul. Auf dem Rückwege nahm Moltke an einer Unternehmung gegen den Kurdenhäupling Said Bey teil, wobei er sich durch Kühnheit bei Erkundung des Schlosses, durch praktische Ratschläge für Aufstellung der Geschütze und Anlage einer Mine (die aber nicht gebraucht wurde, da sich das Schloß ergab) auszeichnete. In seinem Berichte ist von Interesse, daß in dem nach seiner Anweisung abgesteckten Lager die Türken ihren Pferden statt der Halfter Fesseln an die Füße legten, die hinten an einer langen Leine angebunden werden, so daß man für je eine halbe Eskadron nur zwei Pikettpfähle brauchte. Moltke erwärmte sich dabei für Wiedereinführung der Zelte in der preußischen Armee, denn zu Biwaks gehöre ein Himmel, „wie der, den wir jetzt unter den grünen Bäumen dieses Gebirges (Kasan-Dagh) haben und selbst hier bauen sich die Truppen aus Zweigen wundervolle Baracken". Das Zelt vermehre allerdings den Train, aber man erhalte dadurch Tausende von Soldaten schlagfertig. Die Türken brauchten für je ein Bataillon 16 bis 20 Maulesel oder vier Kamele zum Tragen. Dieser Ratschlag ist bekanntlich erst spät in der preußischen Armee befolgt worden, allerdings dann auch in noch zweckmäßigerer Weise, d. h. ohne Vermehrung der Bagagen. Moltke hebt ferner*) als praktisch hervor, daß das Brot im Lager gleich mit der Mahlzeit bereitet wurde: das gelieferte Brot wird zu einem dünnen Fladen ausgeknetet und auf Eisenplatten schnell gebacken. „Bedenken wir nur, wie bei der früheren Magazinverpflegung selbst die unternehmendsten Feldherren an eine fünf Märsche lange Kette gefesselt waren, die ihre Bäcker ihnen anlegten und über die hinaus keine Möglichkeit mehr war!"

Auch die sich der Kapitulation des Kurdenschlosses anschließende Wegnahme des Dorfes Papur war im wesentlichen Moltke zu danken, der an der Spitze von zwei Kompagnien Tirailleure durch Umgehung in den Rücken des Feindes drang. Befriedigt aber konnte ein preußischer

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 292.

Hauptmann auf diesen von vielen Leiden, Entbehrungen und vor allem Abscheulichkeiten begleiteten Zug im Kasan-Gebirge nicht zurückblicken; derartige Kriegführung ist zivilisierten Soldaten unverständlich, auch war es klar, daß militärisch von Lernen nicht viel die Rede sein konnte. Mit mehr Passion konnte Moltke die erneute Euphrat-Erkundung daraufhin übernehmen, ob er in seinem oberen Laufe geeignet sei zum Gütertransporte; wo es Gefahren zu überwinden galt, die fast keiner vor ihm bestanden, da war Moltke stets der erste zur Hand. Wie auf dem Tigris, ging die Reise auf Flößen von Schläuchen*) in fünf Tagen von Palu bis Samsat, an 100 Meilen; 300 Stromschnellen wurden, begünstigt durch einen mittleren Wasserstand, ohne Unfall überwunden. Trotzdem konnte Moltke nicht raten, größere Transporte auf dieser Strecke gehen zu lassen, da, auch unter den vorteilhaftesten Umständen, wahrscheinlich ein Teil der Flotte verloren gehen würde; kleinere Geschütztransporte wären wohl möglich, jede Munition aber müsse durch die Nässe leiden. Über Abdulharab zurückkehrend, stellte Moltke fest, daß dieser Weg für Geschütze zu gebirgig war; so blieb also einzig fahrbar die bei der ersten Reise erkundete Straße. Hafiz ging auf Moltkes Vorschläge: Stromregulierung des Euphrat und Ausbau der letzt erwähnten Straße, ein, immerhin ein Erfolg für türkische Verhältnisse; mit der Ausführung ging es allerdings weniger rasch.

Nicht minderen Erfolg hatte, äußerlich wenigstens, die im Oktober unternommene Rekognoszierung der Verbindungen zwischen Hafiz und Hadschi-Aly, deren Zusammenwirken gegen Ibrahim beabsichtigt war, ohne daß vorläufig ein gemeinsamer Oberbefehl bestand — sehr zum Nachteil des Ganzen, wie Moltke mehrfach hervorhebt. Über Kaisarieh—Konieh erreicht Moltke den kranken Fischer an den kilikischen Pässen und setzt durch, daß dessen Vorschläge auch ausgeführt werden: Sperrung der von Ak-Köpri nach Kaisarieh und Konieh führenden Straßen. Bei Ak-Köpri gabelte sich die einzige für Ibrahim benutzbare Straße nach Konstantinopel.

Der Winter 1838/39 war der praktischen Ausbildung der nunmehr bei Malatia versammelten Hauptkräfte der Taurus-Armee gewidmet. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß Moltke das einzige Brigadeexerzieren, das er leitete, mit Türken in Kleinasien auszuführen hatte. Er selbst hat später (1855) betont, wie notwendig gerade für ihn, nachdem er Jahrzehnte aus der Front, eine Brigade sei; wohl weniger meinte er damit das Brigadeexerzieren als die Beschäftigung in der Front überhaupt; und 1864 bezweifelt er die Richtigkeit der Kombination, die ihm

*) Aufgeblasene Hammelfelle, die unter ein leichtes Gerüst von Zweigen fest aneinander gebunden waren.

das VII. Korps zusprach: „Ich bin zu lange aus der Truppe und habe zu wenig Auge für Detail, daß ich ein Korpskommando annehmen dürfte. Ich kann keinen besseren Abschluß (meiner Laufbahn) finden als jetzt nach einem glücklichen Krieg und mit der vollen Zufriedenheit meines Königs".

Die zum türkischen Heere kommandierten preußischen Offiziere verfuhren bei der Truppenausbildung nur nach Zweckmäßigkeitsgründen*). Von dem Grundsatze ausgehend, nirgends zu zerstören, ließen sie das französische Reglement in Kraft, vereinfachten es aber, indem alle nicht unumgänglich notwendigen Evolutionen unterblieben. Hinzugefügt wurde nur das Brigadeexerzieren nach preußischem Muster. Vorträge über taktische Übungen im Vorposten- und Lagerdienst, Sorge für Vervollständigung des Kriegsmaterials nahmen die Stunden des Tages voll in Anspruch. Ihre Bemühungen wurden für den Augenblick von Erfolg gekrönt; was aus dem Stoff zu machen war, wurde gemacht. Aber der Stoff ließ sich nicht ändern. „Das Heer glich einer Klinge, nach allen Regeln der Kunst, nur nicht von Eisen, sondern von Blei geschmiedet, und sie zerfloß, als sie im Feuer der Erfahrungen gehärtet werden sollte**).

1839 wurde es Ernst mit dem syrischen Feldzuge. Moltkes und der anderen Offiziere wiederholte Vorschläge, einen gemeinsamen Oberfeldherrn für die getrennten vier Heere***) zu ernennen, fanden in der Osmanenhauptstadt keine Würdigung. Persönliche Rücksichten, die Feindschaft der Paschas unter sich um das Geheimnis, das man bis zum letzten Augenblick bewahren wollte, wirkten hindernd.

Trotz der in Konstantinopel herrschenden Entschlußunfähigkeit konnte es nach Moltkes Überzeugung auf die Dauer so nicht weiter gehen: Kurdistan und Syrien wurden ausgehungert „durch zwei Ringer, die sich seit sieben Jahren gegenüberstanden"; dazu kam, daß beide Provinzen die Waffen des Gegners zu ihrer Befreiung herbeiriefen; war durch Vermittlung der Mächte eine Abrüstung beider Parteien nicht möglich, dann mußte es zum Schlagen kommen.

Hafiz entschloß sich denn auch auf Moltkes Rat, Anfang April aus Verpflegungsrücksichten seine Truppen in ein Übungslager bei Karakaif zu verlegen; vorangegangen waren zwei, wie immer mit Aufnahmen verbundene Erkundungen: Ende Februar auf noch nicht bekannter Straße über den Taurus nach Urfa und Biradschik, um auch die dortigen Truppen (1 Brigade, 6 Eskadrons, 1 Batterie) „manövrieren" zu lassen; Ende März die zweite Euphratfahrt (dritte Rekognoszierung), diesmal bei höherem Wasserstande und durch die zu Wasserfällen angeschwollenen

*) Vgl. Berichte in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 292.

**) Bericht Moltkes 1840. Kriegsarchiv II W 43.

***) Außer den drei erwähnten Osman Pascha in Kaisarieh.



Stromschnellen, die aber nur zwölf Meilen vordringen lassen und für Artillerie-Material-Transport ein total negatives Ergebnis haben. Immerhin imponiert der Wagemut des kühnen Deutschen den verweichlichten Osmanen, die anfangen, in Moltke einen Dali — einen sagenhaften Helden — zu sehen, der mit höheren Mächten in Verbindung stehen muß.

Über die Operationen waren Moltke und Vincke im großen und ganzen einer Ansicht*): beide hielten angriffsweises Verfahren für das zweckmäßigste; eine Differenz bestand nur darin, daß Moltke Hafiz' Armee von Malatia aus zweimal — bei Samsat und Biradschik — den Euphrat behufs Vormarsches auf Aleppo überschreiten lassen wollte, während Vincke den Vormarsch allein auf dem rechten Ufer über Behesne—Biradschik vorschlug. Wenngleich Moltke dieser Ansicht im Prinzip beistimmte, erklärte er sie doch wegen des unwegsamen Geländes auf dem rechten Flußufer für unausführbar. Vincke gab nach und gestand zu, daß natürlich derjenige zu entscheiden habe, der das Gelände kenne.

Von Ibrahim nahm Moltke**) als am wahrscheinlichsten an, daß er die Operation über Konieh jeder anderen vorziehen werde, und setzte dabei als natürlich voraus, daß er sich zuvor durch eine kurze kräftige Offensive gegen Hafiz Luft machen werde, ohne die ein Unternehmen auf Konstantinopel unausführbar erschien. Daß Ibrahim etwa zwischen Hafiz und Hadschi vordringen würde, schien schon durch das Terrain — teils Hochgebirge, teils Sandwüste, mit nur einer fahrbaren Straße — ausgeschlossen.

Die preußischen Offiziere hüteten sich aber wohl, zu einem Kriege zu raten, dessen Ausgang sich nicht vorhersehen ließ; sie wußten nichts Bestimmtes von den Absichten des Großherrn, die eher einen defensiven als offensiven Eindruck machten. Als Hafiz nun — anscheinend jetzt im offensiven Sinne — sich zur Verlegung seines Korps nach Karakaik entschlossen hatte und die Truppen antraten — von Diarbekr, von Süwerek, die Masse von Malatia, diese in drei Kolonnen, die erste (Artillerie und Kavallerie) über Erkenek—Behesne—Sübürgisch und auf dem Euphrat, nach Biradschik; die zweite über Sürghy—Tut nach Karakaik, die dritte über Abdulharab—Adiaman nach Karakaik — begleitete Moltke anfangs die letztere Kolonne auf dem schwierigsten Wege, ritt dann nach Karakaik voraus, während Hafiz selbst nach Biradschik ging, sich „in die dortige Stellung verliebte" und plötzlich den Sammelplatz der unter sich getrennten Kolonnen „unter den Bart des Feindes" verlegte***). Moltke, in Karakaik,

*) II W 43. Bericht Vinckes, S. 76/77.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 373. Vgl. die Berichte Moltkes aus II W 43 und II W 47.

***) A. a. O. VIII. Band, S. 386.

war machtlos gegen den unerwarteten Befehl. Wieder bewährte sich sein Wort, daß den Türken gegenüber die besten Ratschläge verschwendet seien. Selbst wenn diese plötzliche Umänderung mit einer Geheimorder des Großherrn zusammenhing, so beweist doch die befohlene Heranziehung auf den nächsten Wegen den Mangel jedes taktischen Verständnisses, da Hafiz das Ergebnis der Erkundungen Moltkes bekannt war. So kam der türkische Pascha Anfang Mai 1839 in die unangenehmste Lage, die man sich vorstellen kann: mit der Infanterie zu beiden Seiten des Euphrat, mit der Artillerie in einem 20 Stunden langen Defilee, der Vereinigungspunkt all der Kolonen nur sieben Meilen vom Feinde, dort, in Biradschik, nur eine Brigade und zehn Geschütze. „Jetzt war der Moment, wo Ibrahim hätte angreifen müssen", ruft Moltke aus, „er kannte unsere Lage!" Nur die eigene schwierige Situation (seine Truppen mußten durch Zwangsmittel zusammengehalten werden) habe ihn daran verhindern können.

Dank der Untätigkeit des Ägypters gelingt es Hafiz, seine Truppen, die Geschütze von Samsat aus auf dem Euphrat, allmählich bei Biradschik auf dem rechten Flußufer zu versammeln.

In strategischer und taktischer Beziehung hält Moltke die Stellung für vorzüglich. Strategisch bedroht sie, eine normale Flankenstellung, alle Verbindungen des Feindes, taktisch entsprach sie nach Breite, Tiefe und Verstärkungen allen Anforderungen. Für europäische Augen allerdings hatte die Stellung einen großen Fehler, sie wurde rückwärts durch einen großen Fluß begrenzt, über den keine Brücke führte. Moltke ist sich wohl bewußt, daß die „schulgerechte Kritik" dies tadeln wird. Indes „eine Brücke unmittelbar hinter dem Schlachtfelde würde nur den Ausreißern nützlich werden", jetzt wisse jedermann, „daß er stehen oder verderben muß". Und Laue meint, der Euphrat seien die Kanonen, die Karl XII. und andere Feldherren hinter ihre Schlachtordnung auffahren ließen, und womit sie jedem Flüchtling Tod und Verderben drohten. In dem moralisch schlechten Heere lag eben das Grundübel. Alle Mannschaften waren unzuverlässig, sie stammten bei der Taurus-Armee größtenteils aus Kurdistan, d. h. aus eben erst besiegten Feinden eines anderen Stammes und einer anderen Sprache, die mit Gewalt und für immer ihrer Heimat entrissen waren. Für sie war eine verlorene Schlacht der erste Tag der Befreiung.

Und so kam es in der Tat.

Wie für die Kurden, so war auch für die geborenen Türken eine derartige Stellung, ohne Rückzug, allein am Platze. Ein Plewna gleichsam voraussehend, äußert Moltke in seinem Berichte über die Sendung der vier Offiziere, daß die Kriegsgeschichte reich sei an Beispielen, wo Türken sich in Festungen, verschanzten Lagern und starken Stellungen aufs tapferste verteidigt hätten; sie stelle aber kaum einen einzigen

Fall auf, wo ein einmal geschlagenes osmanisches Heer sich zu neuem Widerstande gesammelt habe, vielmehr sei wildeste Flucht immer das Resultat einer Niederlage. Nach Nisib würde das Korps Hafiz Paschas, bei ebensoviel Chausseen wie Gebirgspässen hinter sich, nichtsdestoweniger sich zerstreut haben. Die Rückzugslinien seien überhaupt in dieser Kampagne von geringstem Werte gewesen; ein jeder habe gefühlt, daß das Schicksal beider Armeen an einem Tage in einer Stunde entschieden sein werde.

Für die Wahl der Stellung kam ferner in Betracht, daß bei der Beschaffenheit der Kommunikationen in Kleinasien das versammelte Heer nur in der Nähe eines Stromes ernährt werden konnte, der das Heranbringen der Vorräte aus entfernten Magazinen ermöglichte. Stellte man sich links des Euphrat auf, so würde es äußerst schwer gewesen sein, den breiten reißenden Strom angesichts des Feindes zu überschreiten, und man hätte auf die Möglichkeit einer Offensive ganz verzichtet. Die geistige Freiheit Moltkes ist auch hier auffallend, die von allem Schulverstand frei das den Verhältnissen, nicht der Theorie nach Richtige zu erfassen weiß.

Gegen Moltkes und der anderen Herren Rat wird die den orientalischen Verhältnissen entsprechende starke Stellung bei Biradschik verlassen und eine weniger günstige bei Nisib bezogen. Hätte man wenigstens Verstärkung abgewartet; so aber wurde eine Katastrophe heraufbeschworen, als Izzet noch in Kaisarieh und Hadschi untätig (Fischer war abberufen worden) in Konieh standen, so daß Ibrahim die kilikischen Pässe fast entblößen und sich gegenüber Hafiz verstärken konnte.

Moltke ist es stets peinlich, immer abzuwehren, der Hemmschuh für alle Unternehmungen zu sein, immer auf die Ankunft der übrigen Korps hinzuweisen. Es blieb ihm, um seinen „Kredit" zu retten, nur übrig, den tätigsten Anteil an solchen Expeditionen zu nehmen, deren Ausführung zu hintertreiben ihm nicht gelungen war. Endlich wird Hafiz Oberkommandierender in Kleinasien (14. Juni), aber drei Monate zu spät.

Gegen den Rat der drei Preußen greift Hafiz am 22. Juni die Avantgarde Ibrahims nicht an, die, weil getrennt von ihrem Gros, zu einer Umgehung ausholt; „damals oder nie war der Moment zur Offensive".

Auch nach Biradschik zurückzugehen weigert sich der Pascha; vergebens stellt Moltke ihm vor, es handle sich nicht um einige Kilo Mehl, nicht um Aintab und einige Dörfer, sondern um die höchsten Interessen und die Erhaltung des Heeres. Alle Nebendinge, selbst Syrien, fielen dem zu, der Ibrahim in einer Schlacht besiege. Hierzu biete die Stellung von Biradschik die meiste Garantie. Moltke steht für den Angriff Ibrahims ein, der nicht mehr zurück könne, weil er sonst alles verliere. Moltke will sich die rechte Hand abhauen lassen, wenn Ibrahim nicht angreift.

Es ist alles umsonst, die Mollahs, die Gelehrten in der Umgebung von Hafiz, auf deren Rat er hört, siegen.

Moltke legt seine Stellung als Ratgeber nieder, hilft aber schließlich doch bei der Wahl einer neuen Front. Es kommt zur Schlacht am 24. Juni. Wie Moltke prophezeit, ist in kurzer Zeit das ganze Heer zersprengt. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls will es, daß Moltkes Siegeslaufbahn mit einer Niederlage — allerdings ohne seine Schuld — beginnt, wie einst König Friedrich sein Feldherrnleben mit dem Flucht-Ritt von Mollwitz eröffnete.

Der Nutzen, den Moltke in strategisch-taktischer Beziehung aus den kleinasiatischen Expeditionen gezogen hat, ist nicht zu unterschätzen; lehrreich für ihn waren besonders die Erkundungen, bei denen auch die Energie, die Kühnheit und der militärische Blick des Mannes zur Geltung kamen. Es mag ihm vor allem klar geworden sein auf seinem Flucht-Ritt nach Nisib: der Wert der sittlichen Kräfte in einem Heere, die Macht der Disziplin, und nur mit Unwillen blickt er zurück auf die Greuel, die er dort sehen mußte, dankbar empfindend, einem zivilisierten Heere anzugehören.

Moltkes Wirken hat in der Türkei seine Spuren hinterlassen, trotz des äußerlich ungünstigen Abschlusses. Das Andenken des „chevalier sans peur et sans reproche“, wie Vincke Moltke nannte, lebte noch 50 Jahre später, als der junge Deutsche Kaiser der Osmanenhauptstadt einen Besuch abstattete. Dem Einfluß eines wahrhaft großen Charakters konnte sich selbst der indolente Orientale nicht entziehen.

Ende des Jahres 1839 war Moltke wieder in Berlin und sammelte in der nächsten Zeit die in Briefen niedergelegten Erfahrungen, dann aber ging er an die Bearbeitung des Türkisch-Russischen Feldzuges 1828/29, die begreiflicherweise sein besonderes Interesse in Anspruch nahm. Vorteilhaft erwies sich die genaue Kenntnis des Kriegsschauplatzes und des osmanischen Heeres; so waren Vorbedingungen erfüllt, die nicht jedem Historiker zu Gebote standen und stehen. Das Werk — damals wenig beachtet — ist noch heute in Rußland maßgebend. Die Russen haben viel aus ihm lernen können, vor allem, die Eigenart des Gegners zu beurteilen, indes nicht immer haben sie, sehr zu ihrem Schaden in den späteren Kriegen gegen die Türkei, die Lehren befolgt, so bei Plewna, trotzdem Moltke wiederholt darauf hinweist, daß in der Verteidigung die Stärke des türkischen Soldaten liege. 1828/29 wirft Moltke den Russen mit Recht vor, den Feldzug, zu dem sie sieben Jahre gerüstet, zu spät unternommen zu haben, bis Konstantinopel seien es von der Grenze 100 Meilen. Den Grund möchte die Politik vertreten, die in der Tat diesen Feldzug häufig beeinflußt hat. Dann seien sie mit ungenügenden Mitteln vorgegangen. Als großen strategischen Fehler aber bezeichnet Moltke das Abgehen von

dem ursprünglichen Operationsplan, auf Varna vorzugehen, und das wegen mangelnden Belagerungsmaterials. Man habe die Initiative aufgegeben und den Gegner auf dem Felde seiner Virtuosität, hinter dem verschanzten Lager von Schumla, aufgesucht, gleichsam magnetisch von dem feindlichen Heere angezogen. „Erfolg hier war nur mit großen Opfern möglich, mit geringen dagegen, wenn man den zum Entsatz von Varna vorrückenden Feind im freien Felde schlug. Varna in den Händen der Russen war ein positiver Erwerb und die Basis für weiteres Fortschreiten, der Besitz des ausgedehnten Lagers nur ein negativer Vorteil. So unzureichend die Angriffsmittel also auch waren, so mußte doch eine zeitige und völlige Einschließung die förmliche Belagerung, wie sie später möglich wurde, vorbereiten." Eine derartige Kritik kann natürlich nur den damaligen Türken gegenüber aufrecht erhalten werden. Einem zivilisierten Heere gegenüber würde das Verfahren der Russen einwandfrei erscheinen.

Nicht ganz einverstanden aber kann man sich damit erklären, wenn Moltke aus dem Operationsplan der Russen 1828 allgemein gültige Operationspläne für zukünftige Kriege zwischen Rußland und der Türkei aufstellt — die bereits durch den nächstfolgenden Feldzug wiederlegt wurden: die Russen wollten 1828 mit einem Korps durch die Dobrudscha gegen die Linie Varna—Schumla marschieren, um von dort später die Richtung auf Konstantinopel zu nehmen, die Flotte sollte diese Operation begleiten; die beiden anderen Korps hatten rechte Flanke und rückwärtige Verbindungen zu sichern. Moltke meint nun, dieser Plan sei durch die Verhältnisse vorgezeichnet und müsse in seinen allgemeinen Umrissen bei jedem nächsten russischen Feldzuge durch Rumänien wieder geltend gemacht werden. Indes weder 1853/54 noch 1877/78 handelten die Russen ähnlich. Obwohl 1877 die Verhältnisse im Schwarzen Meere — Unterstützung durch und Basierung auf die Flotte — denen von 1828 sehr ähnlich waren, befanden sich nur verhältnismäßig schwache Truppen in der Dobrudscha, während die Hauptkräfte von Sistowo auf Schumla, ein Korps auf Tirnowa, eins auf Nikopolis gingen. Im Jahre 1853 dachte Kaiser Nikolaus I. zwar eine Zeitlang an eine Offensive durch die Dobrudscha, in Verbindung mit einer Landung in der Nähe von Konstantinopel. Die Unternehmung unterblieb aber, da der Kaiser sich zu der Ansicht bestimmen ließ, lediglich die Besetzung der Donau-Fürstentümer werde die Türkei zur Nachgiebigkeit zwingen. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Als dann im März 1854, nach dem Donauübergang bei Braila und Galatz, ein matter Offensivstoß gegen den Trajanswall unternommen wird, hat Rußland bereits die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere verloren. Auch Moltke würde wohl im Hinblick auf diesen Umstand seine Ansicht entsprechend geändert haben; sagt er

doch Ende Dezember 1853 selbst in einem Briefe, wenn Nikolaus nicht Herr des Schwarzen Meeres wäre, würde er nicht leicht über den Balkan gehen; so wie die Verhältnisse 1854 lagen, war jedenfalls eine Operation durch die Dobrudscha verfehlt. Überhaupt scheint diese unwirtliche Gegend zwar für die Offensive kleiner Heere gegen die türkische Hauptstadt brauchbar, für einigermaßen beträchtliche Streitkräfte aber wenig geeignet.

Die Türken kommen in der Beurteilung Moltkes fast in jeder Beziehung schlecht weg. Daß der Großherr bis in den Spätsommer 1828 den größten Teil seiner Streitkräfte bei der Hauptstadt zurückhielt, während zwar die Donaufestungen besetzt, der Balkan, Varna und Schumla aber lange Zeit fast ohne Verteidiger blieben, läßt sich eben nur dadurch erklären, daß die Landung eines russischen Heeres in unmittelbarer Nähe von Konstantinopel nicht für unmöglich gehalten wurde.

Um in der Tat Konstantinopel einzuschließen*), sind nach Moltkes Ansicht zwei Heere in Europa, ein drittes in Asien und eine Flotte im Marmara-Meer nötig, diese allerdings unter Voraussetzung der erfolgten Vernichtung der türkischen Marine, so daß einer der beiden Zugänge zur Hauptstadt, die Dardanellen oder der Bosporus, forciert worden ist. Große Städte von einer halben Million würden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, sondern fielen von selbst. Nur wenn die Bevölkerung gänzlich entartet, wie die byzantinischen Römer des 15., oder durch Parteimeinung geteilt sei, wie die Pariser im Anfang dieses Jahrhunderts, würde ein feindliches Heer in sie einzudringen wagen; ähnlich äußert sich Moltke bei Besprechung der Lage des Generals Diebitsch vor Adrianopel, mit dessen Führung er sich übrigens überall einverstanden erklärt, daß die militärische Besetzung sehr großer Städte ohne vorherige Übereinkunft ein Problem sei, für dessen Lösung die Kriegsgeschichte nur wenige Vorgänge liefert. Auch in der Denkschrift von 1868/69**) bezweifelt Moltke, daß die Österreicher mit schwachen Kräften in eine Stadt von einer halben Million (Berlin) einrücken würden, solange noch ein Kern bewaffneter Macht zum Anschluß ihres Widerstandes zur Stelle sei.

Moltke ist bis heute mit den Ansichten über Eroberung und Besetzung großer Städte im Recht geblieben. Als er im September 1870 seiner eigenen Überzeugung untreu wurde und mit kurzer Beschießung die französische Hauptstadt zur Kapitulation zu zwingen vermeinte, mußte er bald einsehen, daß er sich getäuscht habe, daß seine ursprüngliche Ansicht die richtige sei: Paris konnte nur von selbst fallen, es mußte ausgehungert werden. Trotzdem stand er nicht an, die Vorbereitungen für eine Beschießung zu treffen, die er als äußerstes Mittel stets im Auge behielt. Paris wurde

*) Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 376.

**) Moltkes militärische Werke. Gruppe I. Die militärische Korrespondenz 1870/71. 4. Teil, S. 111.

schließlich beschossen, aber es fiel nicht durch das Bombardement, sondern in erster Linie durch sich selbst, durch seine Größe.

Auch beim Einzug wurde mit der von Moltke bereits drei Jahrzehnte vorher empfohlenen, auf den Erfahrungen der Geschichte beruhenden Vorsicht verfahren.

An Einzelheiten tadelt Moltke*), daß man 1828 den russischen Infanteriedivisionen gar keine Kavallerie zugeteilt, diese vielmehr nur als besondere Divisionen verwandt habe, die ja an sich gewiß als brauchbar anerkannt werden. Ebenso fehlerhaft war die Mitnahme nur eines Belagerungstrains, trotzdem zwei Belagerungen gleichzeitig bevorstanden, und das trotz der langen Kriegsvorbereitungen. 1864 und 1870 machte sich derselbe Fehler auf preußisch-deutscher Seite ebenfalls fühlbar, 1864, trotzdem Moltke vor dem Feldzuge auf mehr Belagerungsgeschütze gedrängt hatte. Moltke lobt das russische Artilleriematerial, die Hauptwaffe gegen alle Orientalen, mit denen im Kampfe überhaupt wenig Truppen und besonders wenig Artillerie in Reserve zu stellen sei, am vorteilhaftesten spiele man alle Trümpfe sogleich aus, eine Erinnerung an die kleinasiatischen Erfahrungen. Auf diese kommt er bei Schilderung der Schlacht von Kulewtscha direkt zurück, wo den Türken eher die Fähigkeit dreist vorzugehen, zugesprochen wird, als daß sie im Angesicht des Feindes den Rückzug antreten würden. In diesem Gefühle habe auch Hafiz lieber den Angriff der Ägypter in einer schlechten und umgangenen Stellung bei Nisib abwarten, als einen Rückzug von nur zwei Meilen in ein fast uneinnehmbares Lager unternehmen wollen.

Strenger Gehorsam selbst in den mißlichsten Lagen bildet eine der ersten militärischen Tugenden der Russen; trotz des abgeschlagenen Angriffs auf Kurt-Tepe sei der moralische Eindruck auf den Gegner durch die Bravour der Russen groß gewesen und habe in seinen Folgen wesentlich zum Gelingen des Feldzuges beigetragen. Im übrigen, schreibt Moltke, habe, wie bei allen getrennten Unternehmungen, der Keim des Mißlingens darin gelegen, daß die Ausführung nicht durch denselben Willen geleitet worden sei.

In dem Urteile über das Einzelverhalten der Türken in strategisch-taktischer Beziehung ist der ruhige Kritiker, als den wir Moltke kennen, teilweise kaum wiederzufinden. So bezeichnet er die vollständige Verschanzung der im übrigen zweckmäßig gewählten Stellung von Kurt-Tepe um so mehr als „strategischen Unsinn", als die von dieser Höhe strahlenförmig auslaufenden Ravins für den Fall eines Angriffs ohnehin Flügelanlehnung gewährten. Ferner tadelt er die elf Tage lange Untätigkeit Omers nach abgeschlagenem russischen Angriff, eine Passivität, die sich jeder

*) Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 35 ff.

wissenschaftlichen Kritik entziehe — doch „ganz andere Gründe als strategische mögen das Verfahren Omers damals bestimmt haben".

Eine Eigenschaft Moltkes tritt erneut in diesen Betrachtungen über die orientalische Kampfweise hervor — er klebte nicht an strategischen oder taktischen Grundsätzen, sobald er den Charakter und das Wesen der türkischen Kampfart erkannt hatte: wie er die Stellung von Biradschik ohne Brücke im Rücken bei der Unzuverlässigkeit der orientalischen Horden als einzig richtig anerkannt, trotzdem er sich vom europäischen Standpunkte aus ihres Fehlers bewußt ist, so lobt er Diebitschs Vorgehen 1829: Daß er angesichts eines solchen Feindes tollkühn auftritt, wo sonst, zivilisierten Heeren gegenüber, Vorsicht geboten wäre. Moltke zeigt einen offenen Blick, er richtet seine Taktik nach dem Feinde, hierdurch stellt er sich über die Massen. Insofern ist seinen damaligen Studien und dem vorhergehenden Aufenthalte im Türkenreiche eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen: Moltke lernte seine Ansichten den jedesmaligen Verhältnissen anzupassen. Er ist ganz unabhängig von den gerade allgemein herrschenden Ansichten, vielmehr stets schöpferisch selbständig im Urteil, während die meisten Menschen der Beeinflussung unterworfen sind. Diese Eigenschaft wurde unschätzbar, als er an leitender Stelle im Kriege über Armeen verfügte, sie machte ihn fähig, die Operationen nach den Umständen zu führen, nicht nach einem Systeme. Insofern dürften in dem „Russisch-Türkischen Kriege 1828/29" die bereits während des Feldzuges in Syrien hervortretenden Anzeichen einer großen Auffassung von dem Wesen des Krieges in verstärktem Maße zu finden sein.

Veranlaßt durch den Aufenthalt im Orient wurden noch mehrere kleinere Aufsätze, u. a. „Deutschland und Palästina",*) der deshalb merkwürdig ist, als er eine Auffassung über den ewigen Frieden wiedergibt, die sich mit späteren Äußerungen des Feldmarschalls nicht in allen Punkten deckt. Moltke bekennt sich hier anfangs als Anhänger des ewigen Friedens, während er vier Jahrzehnte später den ewigen Frieden als einen Traum erklärt. 1841 schreibt er: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden?" Dann aber sagt er: „Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie bereits über die Maßen teuer geworden sind, positiv durch das, was sie kosten, negativ durch das, was sie versäumen lassen. . . Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung, nicht das Gegenteil des Schauspiels

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten (1841). II. Band, S. 275.

erleben, das heute Frankreich gibt, welches seinen Rock verkaufen will, um sich seinen Harnisch anzuschaffen?" Allerdings bestehe die Gefahr, daß, wenn es keinen Krieg mehr gebe, die Menschheit ihre moralische Energie einbüße, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion ihr Leben zu opfern verlerne. Das stehe fest, je seltener Krieg, desto mehr werde nötig, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Tätigkeit zu suchen; wie England und Frankreich es tue, so müsse auch Deutschland handeln, „begierig zugreifen, wenn sich ihm eine Möglichkeit biete, deutsche Gesittung und Tatkraft, Arbeitsamkeit und Redlichkeit über die deutschen Marken hinaus zu verbreiten".

1880 nennt Moltke*) den ewigen Frieden einen Traum, aber nicht einmal einen schönen Traum. „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst, der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung. Der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich in Materialismus verlieren." Moltke hofft an anderer Stelle ganz wie 1841, daß der Krieg immer seltener werde, aber ganz darauf verzichten könne kein Staat.

Merkwürdiger Wandel! Der tatkräftige Mann, der eben noch die Schrecken des Krieges erlebt, gibt sich der Illusion eines ewigen Friedens hin, der Greis, der Sieger in drei Feldzügen, erklärt den Gedanken an ewigen Frieden für einen Traum! Der Greis wird recht behalten. Sieg und Niederlage können beitragen, einen Staat zu heben: Deutschland entfaltet sich seit 1870 zu immer größerer Blüte, Frankreich hat die Schäden seiner Armee entdeckt und steht kräftiger als vor dem letzten Feldzuge da. Durch Gebot irdischer Gewalt sind die Kriege nicht auszurotten, „der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung".

Anders als er es sich gedacht, ist Moltkes Wunsch in Erfüllung gegangen, daß auch Deutschland sich über seine Grenzen ausbreite. In erster Linie durch die Kriege trat Überproduktion ein und machte Absatzgebiete jenseit des Meeres notwendig, Deutschlands Weltstellung gewinnt von Jahr zu Jahr durch seine Kolonien.

Der warme Patriot, dem Deutschlands Macht und Deutschlands Ruhm am Herzen liegt, spricht ebenso aus dem Aufsatze „über die westliche Grenzfrage".**) Auf das energischste vertritt Moltke hier die Rechte seiner angestammten Heimat. Entschieden weist er die Ansprüche der Franzosen auf das linke Rheinufer zurück, die gerade damals in Paris wieder aufgetaucht waren. Moltke hatte schon 1830 die Vorgänge hinter

*) A. a. O. V. Band, S. 194.

**) A. a. O. (1841). II. Band, S. 171.



den Vogesen genau verfolgt und darauf hingewiesen, daß Preußen immer bereit sei loszuschlagen. So war es auch jetzt, so 1848, 1851, 1859, wie Moltke in einer Denkschrift von 1860 genau nachweist, als es sich darum handelte, die Bundesheer-Organisation neu zu gestalten. Der Aufsatz von 1841 gehörte recht eigentlich an die Spitze aller den Krieg 1870/71 vorbereitenden Denkschriften, obwohl er weit vor der Zeit des Chefs des Generalstabes der Armee liegt und ganz Privatarbeit ist. Wenn er auch keinen Aufmarsch oder Operationsplan gibt, so enthält er doch den historischen Nachweis, daß alle Ansprüche der Franzosen, den ganzen Rhein als Grenze zu besitzen, unberechtigt sind, im Gegenteil, nur wir haben von Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen, Frankreich dagegen hat nichts zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum: Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom — nicht Deutschlands Grenze, das muß der Nation klar sein, und an der zu verzweifeln sieht Moltke keinen Grund. Zwar liegt es in der Natur des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt, indes, wie 1813 gezeigt, wenn es mal in Zorn gerät und aufsteht in Masse, muß Frankreich zittern und wenn es zehn Napoleons hätte. — Das solle jedenfalls nicht wieder vorkommen, daß, wie 1812, alle Deutschen einem fremden Herrscher untertan, was seit zwei Jahrtausenden, seit man deutsche Geschichte kennt, nicht vorgekommen.

Dienstlich wurde Moltke nach seiner Rückkehr aus der Türkei fünf Jahre beim Generalkommando des IV. Armeekorps mit dem Sitz in Berlin beschäftigt, von 1842 an als Major. Seiner Stellung entsprechend, sind bemerkenswerte dienstliche Arbeiten aus dieser Periode nur in geringer Anzahl vorhanden. Überlastet scheint er nicht gewesen zu sein, Zeugnis legen die besprochenen Privataufsätze und Werke ab. Daß der kommandierende General Prinz Carl von Preußen oder der Generalstabschef Reitzenstein bemerkbar auf seine militärischen Ansichten und seine Ausbildung gewirkt hätten, läßt sich nicht nachweisen; von letzterem spricht Moltke in Briefen wiederholt mit großer Achtung, ihn bezeichnet er*) auch als den mutmaßlichen Nachfolger Reyhers, der er dann selbst wurde. Bemerkenswert ist eine Äußerung über Einführung der Potsdamer Bahn in die Festungsumwallung von Magdeburg**). Moltke hatte den Verhandlungen darüber als Kommissar beigewohnt. Der Elbbrücke wird als freier und gesicherter Kommunikation zwischen Werken des linken und rechten Ufers für die Verteidigung ein erheblicher Vorteil beigemessen; auch erscheint die Durchführung der Bahn durch die Turmschanze unter Sicherungsanlagen geschützter gegen Zerstörung, als wenn die Bahn auf

*) Nach dem 9. Oktober 1857. A. a. O. VI. Band, S. 353.

**) Aus den Akten des Generalkommandos in Magdeburg.



einem ausgedehnten Pfahlwerke südlich um die Schanze geführt würde. Endlich wird auf den Vorteil hingewiesen, durch Ausweichen große Militärtransporte, ohne die Stadt zu berühren, direkt nach dem Rheine zu befördern. Heute werden diese Ansichten weiter nicht auffallen, damals war man sich über die Bedeutung des strategischen und allgemein militärischen Wertes der Eisenbahnen keineswegs schon überall klar. Moltke gebührt das Verdienst, als der ersten einer, wenn nicht als der erste im preußischen Heere, den militärischen Wert des Schienennetzes erkannt zu haben. Wenn auch aus den dreißiger Jahren nur jene eine Bemerkung über Linz als Bahnsperrpunkt bekannt ist, so muß Moltke sich doch, allerdings im Orient wegen Zeitmangels kaum, aber jedenfalls bald nach seiner Heimkehr mit der Eisenbahnfrage bis ins Einzelne beschäftigt haben, das verrät sein Aufsatz:*) „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" In ihm zeigt der Verfasser eine so genaue Kenntnis des Bahnbaues, des Betriebes, daß nur ein längeres Studium vorausgegangen sein kann; und das in einer Zeit, wo „viele und denkende Männer die Eisenbahnen für ein Symptom der krankhaften Unruhe und der nervösen Ungeduld unserer Zeit hielten" oder als ein „notwendiges Übel, unvermeidlich wie die Einführung der Spinnmaschinen bei uns, nachdem der Nachbar sie eingeführt hat". Dies frühzeitige Interesse, dieser Seherblick trugen ihre Früchte, sie ließen Moltke als Chef des Generalstabs der Armee rechtzeitig Sorge tragen, die Eisenbahnen für die militärischen Interessen auszunutzen und ihren Ausbau zweckentsprechend zu gestalten.

Mehrfach zieht Moltke die Bedeutung der Eisenbahnen bei einer „Erkundung der Elbe von Riesa bis unterhalb Magdeburg"**) in den Kreis seiner Betrachtungen. Er bedauert, für den Fall einer Elbverteidigung gegen die aus Südwesten vordringenden Franzosen, daß die Bahn Wittenberg—Roßlau nicht auf dem rechten Ufer nach Magdeburg sich fortsetzt; aber auch so noch und trotz des großen Umweges werde es möglich sein, Truppenverstärkungen von Magdeburg über Potsdam und Berlin nach Wittenberg, von Wittenberg über Jüterbog auf der Riesaer Bahn und mittels eines kurzen Marsches nach Torgau und endlich auf eben diesen Umwegen nach Magdeburg binnen 24 Stunden zu transportieren.

Diese Arbeit ist auch als Vorstudie zu verschiedenen Denkschriften der Korrespondenzen 1866 und 1870/71 aufzufassen, denn hier zuerst beschäftigt sich Moltke mit der Bedeutung der Elblinie nach Osten und Westen, insbesondere mit den Festungen Torgau und Wittenberg. Die damals gewonnenen Erfahrungen verwertete er später an leitender Stelle, als es sich darum handelte zu erwägen, welche Aussichten ein Vorgehen

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten (1843). II. Band, S. 229.

**) 1845. Kriegsarchiv E X 1.





der Österreicher auf Berlin haben werde, und kam zu der Überzeugung des Wertes einer Flankenstellung hinter der Elbe zwischen den beiden Festungen, an der der Feind unmöglich vorbeimarschieren könne, ohne seine Verbindungen ernstlich zu gefährden. Bei einem historischen Rückblick in der Studie von 1845 kommt Moltke auch, aber nur mit einigen Worten, auf Flankenstellungen zu sprechen: Die Elblinie*), die heute (1845) den stärksten Abschnitt zwischen den Rheingrenzen Süddeutschlands und Berlin bilde, habe 1806 gar keinen Einfluß auf die Operationen gehabt, aber der Grund liege darin, daß die Preußen sich die Schlacht in einer Stellung**) aufdringen ließen, in der sie bereits von der Elbe abgeschnitten waren. „Flankenstellungen müssen immer sehr große Entscheidungen herbeiführen, die nicht ohne sehr großes Wagnis erkauft werden." Hätten die Preußen gesiegt, so wäre Napoleon — abgesehen von dem moralischen Zustande beider Heere — in eine höchst bedenkliche Lage gekommen. So kam es umgekehrt.

Die Stärke der Elblinie beweist Moltke daraus, daß sie 1813 fast zwei Monate die Basis der französischen Operationen blieb, die fünf große Schlachten herbeiführten, und daß die Franzosen sich noch dort hielten, als die Hauptmacht der Verbündeten schon auf dem linken Elbufer stand (vgl. Kulm). Nur Blüchers Energie und die Tüchtigkeit seiner Truppen führten endlich ein Aufgeben dieser Linie herbei.

Angesichts dieser Fülle von Gedanken, dieser Arbeitskraft, dieses steten Vorwärtsstrebens, dieser hervorragenden Leistungen klingt Moltkes Dienstzeugnis vom 30. Dezember 1845***) recht bescheiden: „Geistreich, wissenschaftlich, besonders für seinen Beruf gründlich gebildet. Voll Eifer sich für höhere Leistungen gescheidt zu machen, schon jetzt ein recht brauchbarer Offizier des Generalstabes ......" Also das Zeugnis eines recht brauchbaren Generalstabsoffiziers! In der Tat kann man aus dieser Beurteilung auf keine allzu glänzende Zukunft schließen. Die Conduite macht etwas den Eindruck des Schablonenmäßigen, Moltkes besondere Sprachkenntnisse, sein Zeichentalent werden auffallenderweise nicht erwähnt. Moltke befand sich entschieden schon damals — und das würde auch heute noch der Fall sein — wegen seiner allgemeinen Bildung und des sicheren militärischen Urteils über dem Durchschnitt seiner Kameraden.

1846 weilte er mit seiner jungen Gemahlin als Prinzenadjutant in Rom. Der Einfluß der Gattin ist ein mildernder auf sein Inneres. Die bitteren Ausfälle auf die freudlose Jugend hören allmählich ganz auf und

*) Militärische Werke. Gruppe IV: Kriegslehren. I. Teil, S. 117 ff., Kapitel V. Operationsbasis.

**) Jena und Auerstaedt.

***) Zentralabteilung des Großen Generalstabes. (Abschrift.)

kehren erst im Greisenalter wieder, nachdem die Freude seines Lebens, seine Gehilfin auch in dienstlichen Arbeiten, ihm entrissen. Wenn Verstimmungen ihn in der Zeit seiner Ehe befallen, so ist der Grund meist in der Politik zu suchen.

Daß der Aufenthalt in Rom Moltkes militärischer Ausbildung irgend nützlich gewesen, kann man nicht behaupten, man müßte denn die Aufnahmen der Stadt und Umgegend dazu rechnen, die sein König und Alexander v. Humboldt später lobend anerkennen (1849)*). Moltke war aber bereits und nicht zum mindesten durch die Aufnahmen im Orient, ein so vollendeter Topograph, daß die Karten, übrigens die ersten wirklichen der Gegend von Rom, höchstens als neue Marksteine seines Könnens aufzufassen sind. Allgemein militärisches Interesse gewann der Stadtplan drei Jahre darauf, als Rom von Oudinot angegriffen wurde. Wunderbar würde es berühren, wenn ein Moltke, stets vorbereitet durch Studien der Vergangenheit und befähigt, deren Lehren auf die Gegenwart anzuwenden, auf seinen Wanderungen durch die Campagna neben dem Sinne für die bezaubernde Natur und für die durch Niebuhr ihm bekannte Geschichte dieses klassischen Bodens nicht auch auf Schritt und Tritt sich mit militärischem Auge umgesehen hätte. So ist ihm die Lage von Foligno sehr interessant: Die Stadt ist mit guten Mauern umschlossen und könnte durch ein Truppenkorps wohl behauptet werden. Aber einen eigentlichen Sperrpunkt bilde sie nicht. Ein anderes Mal stellt Moltke fest, daß während der Kriege der Republik die Bevölkerung der Campagna abgenommen habe, der Ackerbau vernachlässigt und das Korn von fern nach Rom geführt worden sei. Fidenae und seine Streitigkeiten mit Rom, die schon unter Romulus begonnen und drei Jahrhunderte gedauert, kennt Moltke durch Livius, dessen Beschreibung der Belagerung beweise, daß die Burg innerhalb der Stadtumwallung gelegen habe, und aus dem auch die Darstellung der Unterwerfung und Plünderung der Stadt geschöpft ist. Das Vorgehen des Diktators Mamertus Ämilius auf Fidenae ähnelt gewissermaßen dem auf Papur 1839, und die den Untergang Fidenaes beschleunigende Umgehung des Quinctius Pennus der Moltkes bei jenem Dorfe im Kasan-Dagh. Auf dem sagenhaften Platze des Kampfes der Horatier und Kuriatier ruft er aus: „Von all den vielen Trümmern, die jetzt diese Gegend umstehen .... war damals nichts vorhanden, und das freie ebene Feld zwischen beiden Lagern mochte ganz geeignet sein, zum Schauplatze des Kampfes, der über Albas (Albalongas) Schicksal entschied“.

Auch hier ist Moltke der Ansicht treu geblieben, daß erst durch die Aufnahme eine Menge geschichtlich interessanter Lokalitäten sich angeben, die Richtungen der alten Straßen (namentlich aus den Gräbernummern)

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 159 ff.

nachweisen und die meist poetischen Überlieferungen der früheren römischen Periode auf ihren wirklichen Wert zurückführen lassen, denn die Örtlichkeit bilde sozusagen den fossilen Knochenrest, aus dem eine längst vergangene Begebenheit nachzukonstruieren möglich sei.

Nach dem Tode des Prinzen Heinrich und nach einer kurzen Reise durch Spanien und Frankreich kam Moltke zum Generalkommando des VIII. Armeekorps nach Koblenz. Über die kommandierenden Generale, erst Thile, dann Brünneck, sowie über den Generalstabschef Höpfner liegen Urteile nicht vor, letzterer soll einmal Moltkes Ablösung wegen Unfähigkeit beantragt haben. Das muß vor dem Herbst 1847 gewesen sein, denn am 30. Oktober äußert Moltke,*) er finde seine dienstliche Stellung angenehm und rechne darauf, Chef des Generalstabes eines Armeekorps zu werden. Höher will er nicht und dann abgehen. Der Gedanke, zurückzutreten, findet sich wiederholt in den Briefen des nächsten Jahres, augenscheinlich nicht sowohl der Mißstimmung über die politischen Verhältnisse in Preußen entspringend und besonders darüber, daß es nach langen Friedenszeiten nicht zum Kriege kam, als auch der Unzufriedenheit mit dienstlichen Zuständen. Man darf demnach Worte wie: „er habe nichts gegen eine andere Hemisphäre", „er sei bereit, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, da er ohnehin die Fähigkeiten zu einer größeren Wirksamkeit nicht besitze", „er sei bereit, nach Adelaide auszuwandern" — nicht zu tragisch nehmen. Sie waren im vertraulichen Briefe und in gedrückter Stimmung geschrieben, die bereits Ende September 1848 sich hebt, als nur der leiseste Hoffnungsstrahl auf Besserung der politischen Lage sich bemerkbar macht. Wohl manches Patriotenherz hat zu jenen Zeiten dieselben Absichten im Innern gehabt, manchem mögen die heimatlichen Zustände schier unerträglich erschienen sein. Derartige Erwägungen können daher nur natürlich erscheinen; ebenso müssen die in den 50er Jahren wiederkehrenden Abschiedsgedanken auf ihren begreiflichen Ursprung zurückgeführt werden. Moltke war Zeit seines Lebens die Bescheidenheit selbst, als Leutnant derselbe wie als Marschall. In der militärischen Stufenleiter emporklimmend, erwog er vor jeder Beförderung die Aussichten, wann sie zu erwarten, in höheren Stellungen, vom Major ab, ob auf sie überhaupt zu rechnen sei. Das wird jeder verständige Offizier tun. Darum braucht es weiter nicht aufzufallen, wenn er 1855 bereit ist, auf die leiseste Andeutung zu gehen, oder in seiner rührenden Bescheidenheit sagt, es sei möglich, daß er bereits das erreicht habe, was er leisten könne. Moltke ist Zeit seines Lebens nie überschätzt, in der ersten Hälfte seiner Laufbahn ist er wohl als tüchtiger, wissensdurstiger Offizier gewürdigt, nie

*) A. a. O. IV. Band, S. 116ff.

als hervorragend begabt angesehen. Seine Vorgesetzten kannten wohl meist nur seine rein dienstlichen Leistungen, so konnten sie das allgemeine Wissen und die militärisch richtigen Anschauungen, die sich in seinen Privatarbeiten zeigten, nicht beurteilen. Doch Moltke gehörte zu den Tüchtigen, und nur sie haben in der Regel auf die Dauer Glück. Er war ein Genie, aber ein langsam nur sich entwickelndes, schon frühzeitig abgeklärt im Innern durch eine harte Schule der Jugend, tüchtig nach außen von Anfang seiner militärischen Laufbahn an. Diese Tüchtigkeit erkannt zu haben, wenn auch nicht im vollen Umfange, gebührt seinen drei Chefs, deren letzter, Reyher, ihn im Mai 1848 als „Abteilungsvorsteher" nach Berlin berief und nach drei Monaten die Chefstelle in Magdeburg übertrug.

Von der Koblenzer Zeit wissen wir wenig, sie war nur kurz; erwähnenswert ist, daß Moltke durch Mobilmachungsarbeiten gezwungen ist, zu Hause zu arbeiten, zum ersten Male anscheinend dienstlich, — bemerkenswert ein „Bericht über eine Aufstellung bei Trier auf beiden Ufern der Mosel",*)

„1. um Saarlouis und Luxemburg mittelbar zu decken,
2. auf die Verbindungen des Feindes zu wirken, wenn derselbe direkt auf Mannheim, Mainz oder Koblenz vorgehe,
3. um den Feind auf Trier zu ziehen, es als Flankenstellung zu respektieren oder direkt anzugreifen,"

ebenfalls eine Vorarbeit für die Denkschriften zum Kriege mit Frankreich. Auf Grund der Geländeerkundung verwirft Moltke den Gedanken, in Trier längeren Widerstand zu leisten, denn nur wenn die Stadt Festung wäre, könnten ein bis zwei Korps den Feind längere Zeit aufhalten. So wie die Verhältnisse aber lagen, konnte davon nicht die Rede sein. Die Kenntnis dieser Gegend erleichterte es Moltke, in der Denkschrift von 1860**) den Vorschlag, bei Trier die preußische Armee in einer uneinnehmbaren Flankenstellung zu versammeln, eingehend zu beleuchten. Er weist nach, daß Bedingung hierfür und für ein offensives Vorgehen von dort die Neutralität Belgiens wäre, die aber damals sehr unwahrscheinlich war; auch wäre es ohnehin kaum möglich, die Armee rechtzeitig dort zu versammeln. Auch in den nachfolgenden Denkschriften kommt Moltke wiederholt auf die Stellung bei Trier zurück.

Die sieben Jahre in Magdeburg***) an der Spitze des Generalstabes eines Armeekorps bildeten die gründlichste Vorbereitung für den höchsten Posten, besonders aus dem Grunde, weil sie mit der praktischen Ausführung der Mobilmachung wiederholt verknüpft waren und Moltke da-

*) Kriegsarchiv XV. Seite 49.
**) Militärische Korrespondenz 1870/71. S. 22 ff.
***) Akten in Magdeburg.



durch eine Vorstellung gewann von all den zu überwindenden Schwierigkeiten; eine Zeit, von der er selbst zugesteht, sie sei eine Probe für die Brauchbarkeit der Chefs gewesen. Die aus dieser Periode herrührenden Schriftstücke gewähren vollen Einblick in die Gründlichkeit, mit der der Generalstabschef in allen an ihn herantretenden Fragen vorging, insbesondere in denjenigen, die ihm bisher ferngelegen hatten. Um z. B. Auskunft über den im Bereiche des IV. Armeekorps vorhandenen Pferdebeschlag zu bekommen, wandte sich Moltke nicht nur an die betreffenden Instanzen, sondern direkt an die Majore, Rittmeister oder Leutnants der Kavallerie, die bei einer Mobilmachung der Landwehr hierüber Erfahrungen gemacht haben konnten. Die Ergebnisse dieser Mitteilungen legte er in einer farbigen Zeichnung nieder, alter Gewohnheit treu, überall klar zu sehen und alles vor Augen zu haben. Weitere Schreiben gaben Zeugnis von dem großen Interesse, das er der Mobilmachungsremontierung entgegengebracht hat. Bis in die kleinsten Einzelheiten wünschte er Auskunft. An verschiedene Truppenteile wandte er sich vor deren Mobilmachungseingaben persönlich mit der Bitte um Mitteilung, ob der neue Mobilmachungsplan Schwierigkeiten hervorrufe, die er beseitigen könne, um den Truppenteilen Mühe zu ersparen. Unablässlich ist er bemüht, die Mobilmachung zu vereinfachen. Für die eingegangenen Berichte verfehlte er selten, noch seinen besonderen Dank auszusprechen. Gute Gedanken trug er unter Nennung des Berichterstatters dem kommandierenden General vor.

Wie Moltke bestrebt war, auch über den Rahmen der eigenen Dienststellung hinaus die gemachten Erfahrungen nutzbringend zu verwerten, geht aus einem Schreiben an die Stabschefs des Garde-, II. und III. Armeekorps hervor. Der jetzige Geschäftsgang lasse sich auf mobile Verhältnisse gar nicht übertragen. Trotz strenger Anweisung an die Divisionen, innerhalb ihrer Kompetenz selbständig zu verfügen, gingen in vier Wochen bei dem Generalkommando, das aus Magdeburg ausgerückt war, über 1000 Nummern ein, diese erforderten 15 000 Expeditionen. Die Korrespondenz wird durch zwei Generalstabsoffiziere, vier Adjutanten und die vierte Sektion geführt; der Chef muß den Einklang und das richtige Ineinandergreifen vermitteln. Außerdem sind sechs Schreiber an Sonn- und Werktagen vor- und nachmittags tätig. Das alles ließe sich bewältigen, wenn das Generalkommando vier Wochen an einem Orte bleibt. Treten aber ernstere Verhältnisse ein, soll das bisher nur schreibende Personal auch marschieren und operieren, so sei mit Gewißheit anzunehmen, daß die Gewalt der Umstände diesem ganzen Schreibwesen ein Ende machen werde. Es sei aber vorherzusehen, daß dann mit den minder wichtigen auch die wirklich nötigen Eingaben ausfallen werden. Moltke ist daher für unbedingte Vereinfachung des Geschäftsbetriebes, ganz besonders des

Rechnungswesens, und für Verminderung der Terminaleingaben. Die gewonnenen Erfahrungen der Magdeburger Zeit kamen nach 1857 der Armee zunutze und dürften dadurch zu der beispiellos präzise verlaufenden Mobilmachung der letzten Kriege nicht in letzter Linie beigetragen haben.

Mit den vorerwähnten Stabschefs trat Moltke wiederholt in Verbindung, so 1850 wegen Aufstellung des IV. Korps gegenüber der französischen Grenze. In der Berechnung der Truppenstärken findet sich genau Art und Stil der Vorarbeiten für die letzten Feldzüge; für 1866 konnte Moltke außerdem diese Erfahrungen beim Aufmarsch wertvoll verwenden. Das dafür in Frage kommende Gelände war ihm zum großen Teil durch Erkundungen und Generalstabsreisen, sowie durch die erste Kommandierung beim IV. Armeekorps bereits vor seinem Eintreffen in Magdeburg, wie wir gesehen haben, bekannt. Hierdurch wurden ihm auch die Manöveranlagen während der Chefzeit wesentlich erleichtert. Im Jahre 1853 liegen der gemeinsamen Generalidee für „Korps- und Feldmanöver" im wesentlichen die Verhältnisse des November 1757 zugrunde, unter Voraussetzung, daß das Korps des Prinzen Soubise aus Cölleda an der Saale angelangt war, der Prinz von Hildburghausen dagegen noch über Dornburg erwartet wurde, während auf der preußischen Seite die Versammlung bei Leipzig noch nicht vollendet war, ein Korps derselben aber von Lundstedt aus die Vereinigung des Gegners hindern soll.

Mit König Friedrich beschäftigt sich Moltke in Gedanken häufig, so ruft er im Februar 1851 aus: „Vierundzwanzig Wochen war das Armeekorps mobil. Was für eine Truppe! Hat Friedrich der Große je solch Material gehabt!" Moltke spricht zwar nur einmal, Anfang der dreißiger Jahre, wie erwähnt worden, aus, daß er sich mit einem der Feldzüge des Großen Königs beschäftigt habe; das mehrfache Zurückkommen auf seine Taten, vor allem aber die Denkschrift des Jahres 1862 über ein Vorgehen gegen Sachsen mit dem Vergleiche desjenigen von 1756, legen Zeugnis von der stillen Arbeit Moltkes ab, der, wenn auch vielleicht unbewußt, sich Friedrichs Worte zu eigen machte: que les faits passés sont bons pour nourrir l'imagination et meubler la mémoire, que c'est un répertoire d'idées que le jugement doit épurer.

Die Ergebnisse des Korpsmanövers von 1853 wurden dem König Friedrich Wilhelm IV. berichtet und Beibehaltung dringend empfohlen, sowohl der Schulung der höheren Führer wie der Truppen wegen. Man stand zu jener Zeit noch auf dem heute veralteten Standpunkt, daß die Bewegungen im voraus bezeichnet waren; ein markierter Feind erschien dem Generalkommando höchst unzweckmäßig, da er sich doch immer rascher als die Truppe bewegte, ein supponierter genügte.

Wenig zufriedenstellend erwiesen sich bei der Gelegenheit die Leistungen der Landwehrkavallerie, die immer bei den Bewegungen nachhinkte.

Moltke empfiehlt, in Erinnerung anscheinend an die Türkenzeit, für die Infanterie längeres Beziehen eines Zeltlagers, überzeugt, daß bei einer strengen Beachtung der Lagerordnung, gehöriger Aufmerksamkeit und energischer Handhabung der Disziplin gerade ein Lager das wirksamste Mittel sein wird, um die Truppen in kürzester Zeit auf einen dem Kriegszweck entprechenden Standpunkt der Ausbildung zu bringen. Moltke erweist sich hier als Förderer einer Idee, deren Verwirklichung und Ausdehnung auf die ganze deutsche Armee er nicht mehr erlebte. Der Vorschlag charakterisiert ihn als einen Mann von praktischem Verständnis für die Bedürfnisse der Truppe. Er war kein Mann des Stillstehens, des Ausruhens auf den Traditionen, er ging mit dem Jahrhundert vorwärts und sann auf Besserung des Bestehenden, freudig jede Neuerung, die an ihn herantrat, begrüßend, er war immer ein moderner Soldat. Ein Beleg dafür möchte auch das ersichtliche Interesse sein, das Moltke 1849 der Bewaffnungsfrage der Infanterie widmet und das er von Jahr zu Jahr weiter betätigte, auch an der Spitze des Generalstabes der Armee. Moltke verfolgte genau, nicht allein im eigenen Heere, die Neuerfindungen im Waffenwesen und suchte, zunächst in Magdeburg von verhältnismäßig untergeordneter Stelle aus, nach seinen Kräften beizutragen, daß das preußische Heer auf der Höhe blieb und nicht gegen die Nachbararmeen ins Hintertreffen kam. Es handelt sich 1849 um Einführung der leichten Perkussionsgewehre (Zündnadel) auch bei der Landwehr. Moltke betont, daß die Bewaffnung der ganzen Infanterie damit zweifellos eine Überlegenheit über eine feindliche, nicht mit diesem vortrefflichen Gewehr ausgerüstete Armee geben würde. Dem steht entgegen die durch die Kriegserfahrungen noch keineswegs ganz beseitigte Besorgnis vor zu großem Munitionsverbrauch, ferner die Erwägung, „daß durch die beste Waffe ein schlechter nicht zu einem guten Schützen gemacht wird, daß eine Auswahl, wie für die Füsilierbataillone bisher, dann nicht mehr stattfände; endlich aber hauptsächlich die Zeit und die enormen Kosten“. Moltke schlägt vor, wie bisher ein Drittel Linie so auch ein Drittel Landwehr mit der Waffe auszurüsten.

Seine reorganisierende Tätigkeit auf dem Gebiete des Generalstabsdienstes ist in ihren ersten Anfängen in Magdeburg zu suchen, wo er, nach allem zu urteilen, unter beiden kommandierenden Generalen, Hedemann und Radziwill, besonders unter diesem, sehr große Selbständigkeit genoß, die ihm aber besonders wohl tat, wenn der erstgenannte verreist war — es ging dann alles rascher. Sein Chef in Berlin, Reyher, setzte ein unbedingtes Vertrauen in Moltke, der seinerseits ihm hohe Verehrung zollte. Reyher war ein sehr natürlicher Mann, der den Generalstabsreisen und der Ausbildung der Generalstabsoffiziere eine große Sorgfalt angedeihen ließ und bei den Entschlüssen besonders auf Selbständigkeit

und Vermeiden aller Künsteleien hielt. Müffling hatte die Reisen eingeführt, Krauseneck und Reyher auf ihnen aufgebaut, Moltke war es beschieden, sie mustergültig auszugestalten, festhaltend an den Grundsätzen seiner beiden letzten Vorgänger: Einfachheit des Entschlusses und Selbständigkeit der Unterführer. Allgemeine Bestimmungen, die er 1854 den ihm unterstellten Generalstabsoffizieren für Abfassung strategisch-taktischer Aufgaben gab, stellen die Gesichtspunkte fest, die er berücksichtigt wissen wollte: kurze und bestimmte Befehle; Weitergabe an die zunächst untergebenen selbständigen Kommandos; Orientierung über Lage und Absichten, soweit nötig, um nach eigenem Ermessen einzugreifen; Ausschließung aller Räsonnements, wobei Motivierung, aber in Anlage, unbenommen; über etwaigen Rückzug nur das unbedingt Notwendige; Vermeiden von Anordnungen für Eventualitäten, deren Eintreffen zweifelhaft, sowie alles dessen, was Selbständigkeit der Unterführer beschränkt usw. In diesen Grundsätzen liegt gleichsam das Programm des späteren Chefs für die Ausbildung aller Generalstabsoffiziere. Noch kurz vor seiner Versetzung von Magdeburg regte Moltke angesichts der Wichtigkeit der Verpflegungsfrage bei den Operationen die Mitnahme eines höheren Verwaltungsbeamten zu den Übungsreisen an, auch hierin bahnbrechend für zweckmäßige Ausnutzung aller Kräfte und zur Erhöhung des Lehrreichen solcher Reisen beitragend.

Wie dienstlich, so waren auch politisch die Magdeburger Jahre eine schwere Zeit für den Generalstabschef. Die Vorgänge von 1830 wiederholten sich in Paris, Österreich und Deutschland wurden unterwühlt von revolutionären Ideen. Moltke verfolgt die Ereignisse mit gespanntem Blicke, schmerzlich empfindet er den Mangel an Kraft bei den Behörden in Berlin. Die Schwätzer in Berlin und Frankfurt a. M. sind ihm in der Seele zuwider, alles erhofft er von einem Preußen an der Spitze Deutschlands*). „Deutschland mußte sich überzeugen, daß, um als geeignete Macht in der Welt zu gelten, andere Mittel in Anwendung zu bringen waren, als die Volksbeschlüsse in der Paulskirche (9. September 1848). .... Ich hoffe zu Gott, daß Vernunft und Recht siegen (17. Dezember 1848)." Freudig begrüßt er den Drang nach Vereinigung (27. September 1849), der sich offenbar kundgab, und vertraut darauf, daß die Ordnung wiederkehre, denn „aus der Ordnung ist zuweilen, wie richtig bemerkt worden ist, die Freiheit, noch nie aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen". „Schläft man freilich bei der Ordnung ein, dann wird sie auch nicht von langer Dauer sein." Anfang des Jahres 1850 klagt er, Preußen stehe ganz allein in Europa, höchstens

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. IV. Band. Briefe an die Brüder.

Napoleon sei sein Freund, und einige Zeit darauf (21. März 1850) begrüßte er es freudig, daß man nur an einen auswärtigen Krieg denke. Österreich sei nicht kriegsfähig, eher Rußland zu fürchten. Die Pandorabüchse aber sei **la belle France** mit ihren neuesten Wahlen. Von dort könne ein Raubanfall über Nacht kommen und leider Sympathien im südlichen Deutschland finden. „Der Friede von Olmütz geht dem heißen Patriotenherz nahe, über Politik mag er nichts mehr schreiben, doch Preußens unwürdige Rolle kann nicht dauern, diese Hoffnung bleibt, denn ein schimpflicher Friede hat noch nie Bestand gehabt. Die schlechteste Regierung kann die Preußen nicht zugrunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutschland kommen." In jedem Briefe wechseln so Klage und Hoffnung, Freude und Trauer, bis im Innern Preußens allmählich die Wogen sich glätten, allerdings um bald neuen Sorgen, durch die Orientwirren hervorgerufen, Platz zu machen.

Hand in Hand mit der Sorge um die Entwicklung der Dinge in Preußen-Deutschland war die um das Schicksal seines alten Heimatlandes Schleswig-Holstein gegangen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß das Land, in dem er zuerst gedient, Dänemark, und das mit diesem Staate verknüpfte Herzogtum Schleswig-Holstein in Moltkes Leben eine derartige Rolle spielen, auch nachdem er in preußische Dienste übergetreten war. Seine Gedanken waren an Dänemark gefesselt, da der Vater in dänische Dienste übergetreten war und die Brüder sich der schleswig-holsteinschen Sache gewidmet hatten. Moltke selbst hatte die eindrucfähigsten Jahre in Kopenhagen geweilt, hatte später (1834) Land- und Seekraft des Landes studiert, stand in regelmäßiger Verbindung mit den Verwandten, hatte aus Holstein die inniggeliebte Gattin heimgeführt, dort auch manche Urlaubszeit zugebracht; so ist es nur zu natürlich und begreiflich, daß er den holsteinschen Wirren 1848 und in den folgenden Jahren ein warmes Interesse entgegenbringt. Immer aber bleibt er der deutsche Patriot, in erster Linie ist für ihn Deutschland maßgebend. Bei dem durchaus antigermanischen Standpunkt, den Dänemark seit 60 Jahren einnimmt, kann er nur engeren Anschluß der Herzogtümer an Deutschland wünschen, noch besser wäre, daß Dänemark selbst sich an Deutschland inniger anschließe, das wäre die wahre Politik (13. Januar 1848). Immer wieder betont Moltke, daß Preußen in erster Linie seine eigenen Interessen wahren müsse, die ihm unbedingt am nächsten stehen, nicht die Schleswig-Holsteins, und am 9. Juli ruft er in diesem Gedankengange: „Wie würde es Holstein ergehen, wenn ein Krieg, sei es gegen Ost oder West, Preußen in die Lage setze, für seine oder Deutschlands Existenz zu Felde zu ziehen!" Er zweifelt, daß die in Schleswig-Holstein mitwirkenden 15 000 Preußen dann noch dort bleiben, und befürchtet, daß die Bedingungen des Friedens den gebrachten Opfern nicht entsprechen

werden. Im August 1848 hebt Moltke hervor, daß Preußen den Kampf dort oben nur im deutschen und ganz und gar gegen sein eigenes Interesse führe. Als bald darauf der Waffenstillstand abgeschlossen wird, verteidigt er Preußens Haltung. Verwerfung desselben wäre Bruch mit Deutschland gewesen, für Preußen kämen höhere Interessen in Frage, es habe im eigenen Lande genug zu tun, dort Macht nötig.

Beinahe wäre Moltke persönlich in die holsteinschen Wirren hineingezogen worden; man hatte ihm angeboten, in die Armee einzutreten, doch zerschlug sich die Sache. Unwillkürlich lenken sich die Gedanken auf die Möglichkeit eines Übertritts Bismarcks in hannoversche Dienste (1853), und nicht unberechtigt erscheint die Frage, wie würde sich die Zukunft Preußen-Deutschlands wohl gestaltet haben, wenn seine beiden größten Männer in den Dienst der Kleinstaaten übergetreten wären? Ein günstiges Schicksal hat es zu Preußen-Deutschlands Heil anders gefügt.

Das Jahr 1849 brachte die schleswig-holsteinschen Angelegenheiten von neuem in Fluß, die Feindseligkeiten brachen wieder aus, von Moltke nicht nur mit anhänglichem, sondern auch mit militärischem Interesse verfolgt. Unparteiisch erkennt er den dänischen Ausfall aus Fredericia Anfang Juli als eine gut eingeleitete Operation vom strategischen, als eine glänzende Waffentat vom taktischen Standpunkte aus an; unbegreiflich aber ist ihm, wie die Dänen mit so bedeutender Macht bei hellem Mondschein unbemerkt landen konnten. — In jeder anderen Beziehung erscheint die feindliche Unternehmung indes als ein verwerflicher Racheakt, als ein nutzloses Hinschlachten von Freund und Feind, als ein politischer Fehler, der sich an den Urhebern rächen dürfte. Frieden jetzt wäre eine Demütigung (Dänemarks), diese aber die erste Trophäe der versuchten Einigung Deutschlands.

In den Denkschriften vor dem Feldzuge 1864 weist Moltke wiederholt auf die 1848/49 gewonnenen Erfahrungen hin und in einer kurzen Übersicht des erstgenannten Krieges auf den auffallenden Parallelismus beider Feldzüge: In beiden überraschendes Vorgehen gegen Schleswig, in beiden Räumung der Danewerkstellung, sobald ihr linker Flügel gefährdet ist; hitzige Nachhutgefechte auf dem Wege nach Flensburg, Erlahmung der Verfolgung über diesen Punkt hinaus und exzentrischer Rückzug der Dänen nach Alsen und Jütland.

Im Frühjahr 1850 mehren sich die Anzeichen eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten. Moltke bezeichnet in dieser Zeit den Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinschen Armee, General v. Willisen, zwar als einen geistreichen Mann, aber auch als Theoretiker. Mit seinen Operationen ist er gar nicht einverstanden. Moltke hatte geraten, daß Willisen nicht über Flensburg hinausgehe, sondern dort mit versammelten Kräften den Angriff in guter Defensivstellung erwarte; statt dessen ging er unter

Detachierung vor und verlor die Schlacht aus Mangel an ein paar Bataillonen. Auch damit, daß Willisen sich nach Idstedt mit allen Kräften bei Rendsburg verschanzte, kann Moltke nicht übereinstimmen. Vorteilhafter erscheint ihm ein Vorgehen über Flemhude—Kleinhordsee, um bei Gottorf eine starke Defensivstellung, Front gegen Ost oder West, je nachdem der Gegner oberhalb oder unterhalb über die Eider ginge, zu besetzen.

Während der Orientkrisis 1853/55 halten bei Moltke die politischen und militärischen Interessen sich die Wage, erstere gewinnen beinahe die Überhand. Höchst aufmerksam verfolgt er das Verhalten Napoleons, dessen Kaisertum immer mehr den Charakter großartigen Schwindels annehme.... Die Franzosen würden des Abenteurers bald müde sein, der es schwieriger finden werde, Kaiser zu bleiben als zu werden. Ohne Siege könne er sich kaum behaupten, und ob er selbst Feldherr sei, und zwar im Stile des Onkels, müsse sich erst zeigen. „Selbst muß er aber Schlachten schlagen, denn sein Feldherr würde Kaiser sein." (21. Januar 1853.) Im März sind die Aussichten friedlicher. Die Orientkrisis scheint zwar keineswegs beendigt, aber vertagt. Das Wichtigste dabei ist die Haltung Napoleons. Hätte er Kriegsabsichten, so war damals dort für ihn die günstigste Chance, mit England vereint aufzutreten — was später auch eintraf —, augenblicklich scheine er aber wirklich Frieden zu wollen. Die Frage ist nur, wie lange er das der Armee und dem Inlande gegenüber kann. Moltke empfiehlt Einigung Preußens mit Österreich. Da keine der beiden Großmächte sich zur alleinigen Hegemonie hat aufschwingen können, ist einstweilige Verständigung empfehlenswert; hierdurch würde nach außen wenigstens der Vorteil gewonnen, daß nicht mehr die eine Hälfte Deutschlands die andere paralysiert, wie während der schleswig-holsteinschen Händel. Nur durch eine allgemeine Erhebung der deutschen Nation kann Holstein zurückgewonnen werden, „aber noch kreisen die Raben um den Kyffhäuser und der alte Rotbart schläft noch".

Anfang 1854 erscheinen die politischen Verhältnisse kritisch. Die deutschen Mächte spielen eine traurige Rolle. Offenbar wäre ein neuer Machtzuwachs Rußlands ihnen am gefährlichsten, und doch überlassen sie es den Westmächten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. „Man wird uns das nicht vergessen und unser Ansehen in Europa wird dadurch nicht wachsen."

Mit regem Interesse hat Moltke die kriegerischen Ereignisse inzwischen verfolgt und bewundert das Verhalten der Türken, denen wohl klar geworden sei, daß es sich um ihre Religion und staatliche Existenz handle: „Sie schlagen sich über Erwartung und sogar offensiv. In der **Bataille rangée** werden sie dennoch unterliegen, aber es wird schwer sein, sie dahin zu bringen. Vor Juni könnten die großen Operationen dort nicht beginnen, aber je weniger Rußland die Herrschaft des Schwarzen Meeres

habe, desto leichter könne der Kampf vielleicht auf einen ganz anderen Kriegsschauplatz überspringen". (Vgl. S. 285/86.) Moltke bezieht sich augenscheinlich auf den Erfolg der Türken über die Russen bei Kalafat (6. Januar 1854).

Am 27. März erklären England und Frankreich den Krieg an Rußland, nachdem ihre Aufforderung, die Donaufürstentümer zu räumen, gar nicht beantwortet worden war. Die Aufteilung der Türkei war offenbar die innerste Absicht des Kaisers Nikolaus gewesen, als er im Herbste 1852 zum Kriege schritt. Moltke vergleicht die Teilung mit der eines Brillantringes, wo es sich fragt, wer den kostbarsten Solitär, Konstantinopel, besitzen, wer sich mit dem wertloseren Rest, mit weiten Landstrecken, von halbbarbarischen Völkern bewohnt, begnügen werde*). Der Kaiser habe denn auch bald eingesehen, daß Europa den Besitz Konstantinopels selbst mit der leidenschaftlichsten Friedensliebe nicht gestatten könne, und wäre wohl am liebsten von seiner Absicht zurückgetreten, wenn er nicht so starrköpfig sei (Dezember 1853, April 1854).

Über die Dauer des Widerstandes von Sebastopol täuschte sich auch Moltke. Bereits im Oktober 1854 nimmt er an, daß es in wenigen Tagen fallen werde, was aber erst im September 1855 eintraf. Den Anfang März 1855 eintretenden Tod des Kaisers Nikolaus bezeichnet Moltke als eins von den Ereignissen, „wo man das Walten der Vorsehung mit Augen zu sehen glaubt". Am 5. März glaubt er nicht an einen Sturm. „Mit aller Bravour kann man nicht eine Wand hinauf laufen. Die Entscheidung im freien Felde ist, aus Mangel an Kavallerie der Alliierten, sehr zweifelhaft." An einen Sturm war damals allerdings noch nicht zu denken. Auffällig ist, daß Moltke den Mangel an Kavallerie als Hinderungsgrund für einen Entscheidungskampf vor Sebastopol annimmt!

Im Mai 1855 macht er dieselbe Bemerkung, nirgends aber wird dieser Mangel sonst betont. Die Engländer gingen sogar recht verschwenderisch mit der ihrigen um. Es war mit dem Mangel auch gar nicht so schlimm. Abgesehen von den Türken, über die nähere Angaben fehlen, hatten anfangs Engländer und Franzosen auf 72 Bataillone 11 Schwadronen, d. h. auf 12 Bataillone fast 2 Schwadronen. „Daß man die Sache von den drei Enden Kertsch, Balaklava und Eupatoria anfasse, werde nichts helfen." „Omer werde sich nicht opfern, um die Verbündeten zu befreien." 21 000 Türken unter Omer lagen in Eupatoria, die allerdings die russischen Verbindungen, vollends nach dem Erfolge von Eupatoria, bedrohen konnten. Moltke vermutet aber sehr richtig,

*) Deutschland und Palästina. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 283.

daß Omer sich hierzu nicht entschließen werde. Im übrigen faßt er wohl die Lage der Alliierten zu pessimistisch auf. Wenn er ferner Eupatoria allein als eine Basis zum Vorgehen wie zum Wiedereinschiffen bezeichnet, so erscheint das fraglich. Man hatte Eupatoria als Basis wohl nicht ohne Grund mit Balaklava vertauscht.

Der Hauptfehler der Verbündeten ist, wie Moltke sehr treffend sagt, die Nichtausnutzung des Sieges an der Alma gewesen. „Man werde nun die Sache noch einmal von Eupatoria anfangen müssen", das unterließen die Verbündeten aber wohl mit gutem Grunde schon zu Anfang, als die Verhältnisse unmittelbar nach der Schlacht an der Alma weit günstiger lagen. „Besser als alles wäre eine Operation von der unteren Donau durch die überaus fruchtbaren Landstriche gegen Kiew, aber dazu gehörten die Österreicher. Sind diese nicht in Bewegung zu setzen, dann bleibe nur übrig Frieden zu schließen." So schlimm war die Lage der Verbündeten (Ende Mai 1855) nicht; im Gegenteil setzten sie damals Sebastopol heftig zu. Die Operation ist, wie Moltke selbst sagt, nur für die Österreicher denkbar.

Über die Führung der Russen äußert sich Moltke*) (4. November 1855) sehr tadelnd, und mit Recht. Vor allem ist die Oberleitung des ganzen Feldzuges unverständlich.

Die Frage war nun, was aus der Krim werden solle, ob sie den Türken, Engländern oder Franzosen zuzusprechen sei: „Die Krim ist nicht ein Punkt, den man wie Gibraltar oder Malta unbedingt festhalten kann. Die Türken sind zu schwach für ein solches Geschenk, ebenso wie Schweden für Finnland. Wollten die Alliierten die Krim dauernd behalten, so setzt das eine dauernde Kriegsrüstung voraus. Ich sehe daher die Halbinsel wie ein Faustpfand an, das Rußland beim Frieden einzulösen haben wird....", Ansichten, die vollkommen zutreffen. Sie stammen bereits aus einem neuen Lebensabschnitt des Obersten v. Moltke, der am 1. September 1855 zum Ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt wurde. Vorangegangen war eine Generalstabsreise in den Harz, bei der er Zeit findet, in freien Stunden Walter Scott, Herodot und „Müller und Schulze in Paris" zu lesen, eine Gewohnheit, der er auch in den spannendsten Momenten der späteren Feldzüge treu geblieben ist, hierin ähnlich einem Friedrich. In Magdeburg hatte er in wenigen Mußestunden 1852 Rankes Geschichte der Päpste in bezug auf Rom studiert, dann von Ritters Erdkunde Palästina, und speziell Jerusalem, das aufzunehmen einer seiner Lieblingsgedanken bleibt. Während der Kommandierung beim späteren Kronprinzen beschäftigt ihn Droysens Geschichte der preußischen Politik und Riehls Naturgeschichte des Volkes.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. IV. Band. Briefe an den Bruder.

Nach den anstrengenden letzten Jahren konnte Moltke sich im Hofdienst etwas erholen, die Zeit war eine äußerst anregende in geselliger und auch sonstiger Beziehung, Reisen nach England, Frankreich und Rußland gaben ihm Gelegenheit, fremde Staaten und Armeen kennen zu lernen, seine Menschenkenntnis zu erweitern, die ja nicht zum geringsten Teile eine Eigenschaft des Feldherrn sein muß. Eine Parade in Sandhurst und Übungen im Lager von Aldershot befriedigen Moltke nicht, ebenso wenig zwei aus der Krim heimgekehrte Kavallerieregimenter (Sommer 1856) und 1857 die Parade in Paris. Auf der Fahrt zur Krönung nach Moskau interessiert ihn Kronstadt in hohem Grade, das nach der Belagerung von Sebastopol zu Betrachtungen gewiß Anregung gab.

Moltke hält die Geschütze dort besser auf niedrigen Batterien placiert statt in den Riesenschlössern. Die hohen Mauerflächen böten den Schiffen ein nie zu fehlendes Ziel, und es frage sich, ob man sie nicht aus sehr großer Ferne in Bresche schießen könne.

Die Zerstörung Sebastopols sei schon sehr schmerzhaft für Rußland gewesen, „wenn aber eine Flotte Kronstadt passierte und Petersburg verbrenne, so wäre das ein tödtlicher Streich. Unermeßliche Reichtümer, fast der ganze Handel würden zerstört, und es wäre denkbar, daß der Sitz der Regierung noch einmal nach Moskau zurückgedrängt würde. Kein Preis kann je zu hoch sein, das zu hindern".

Moltke war nur wenig über zwei Jahre bei dem Prinzen, seit Januar 1857 in Breslau, wo letzterer ein Regiment führte. Dies Kommando, die Reisen und sonstige Zerstreuungen ließen zu wissenschaftlichen Studien dem zukünftigen Thronfolger wenig Zeit. Moltke wäre hierzu der geeignete Leiter gewesen; außer im Herbst 1855, wo er Vorträge über die Krimfrage dem Prinzen hielt und dazu Rüstow sowie die Generalstabsberichte benutzte, scheint Moltke in allgemein- oder militärwissenschaftlichen Dingen nicht gewirkt zu haben. Wie weit er persönlich auf den Prinzen gewirkt hat, ist noch nicht festzustellen. In taktischer Beziehung war die Ausbildung, ebenso wie die seines Vetters, des Prinzen Friedrich Karl, von Reyher beeinflußt worden, unter dem beide Generalstabsreisen mitmachten, deren eine 1854 Moltke in Reyhers Beisein leitete.

Prinz Friedrich Karl soll später geäußert haben, er habe von Reyher alles gelernt*).

In einer Beziehung indessen war Moltkes Kommando von ganz hervorragender Bedeutung für ihn und für die Armee, ja für ganz Preußen-Deutschland: es brachte ihn häufig in nähere Berührung mit dem Prinzen von Preußen, den wohl in erster Linie das einfache Wesen, die schlichte Bescheidenheit dieses Mannes angezogen hat, in

*) Vgl. Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preußen. Band 1, S. 135.

dem er viele seiner eigenen Persönlichkeit verwandte Züge wiederfand. Sein richtiger Blick hatte ihn bereits als den würdigen Erzieher des Thronerben erkoren. Als nun im Herbste 1857 General v. Reyher starb, wählte der Prinz-Regent Moltke zu dessen Nachfolger. Der spätere König Wilhelm I. ist zu allen Zeiten weise in der Wahl seiner Ratgeber gewesen, er bestätigte in der Ernennung des Generals v. Moltke, daß er in dieser Hinsicht Hohenzollernblick geerbt hatte. Auf Moltke folgte die Wahl Roons, dann die eines Bismarck!

Als der Prinz-Regent Moltke mit der Führung der Geschäfte eines Chefs des Generalstabes der Armee beauftragte, kannte er ihn, abgesehen von seiner Person als Mensch, auch dienstlich nur von den besten Seiten: ein gewissenhafter Arbeiter, der in allen Stellungen Gutes geleistet hatte, ein vielseitig gebildeter Mann, der neben den dienstlichen auch wissenschaftliche Interessen hat. Diese Vorzüge, im Verein mit den vorzüglichen Charaktereigenschaften, ließen ihn geeignet erscheinen, einen so verantwortungsvollen Posten zu übernehmen. Die volle Bedeutung Moltkes hatte der Prinz indessen wohl kaum schon damals erkannt, ebenso wenig wie Krauseneck und Reyher: die immense Arbeitskraft, die Tiefe des Wissens, den Reichtum an Gedanken. Moltkes Interesse von früh auf für Geschichte und Archäologie, sein großes Interesse für Politik, sein richtiges Urteil über die kulturellen und politischen Beziehungen der Völker untereinander hätten ihn ebenso befähigt, Professor der Geschichte — wie er bei freier Wahl gewählt —, Direktor eines archäologischen oder Völkermuseums oder Minister des Auswärtigen zu werden, dies ist ihm in der Tat in der Konfliktszeit einmal angeboten worden. Moltke war ein Universalgeist! Der Regent sah und mußte in erster Linie auf die dienstlichen Leistungen sehen; die Wahl war die glücklichste, die er treffen konnte. Als ob ein innerer Seherblick ihn erleuchtet und die kommenden Ereignisse ihm gezeigt hätte, fand er den Mann, der durch seine militärischen Kenntnisse und Stellungen, durch seine ganze Laufbahn der geeignetste war, die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 vorzubereiten, aber auch den Mann, der diese Auszeichnung am meisten verdiente, denn er verdankte sich und seinem Fleiße alles. „Hilf dir selbst, dann wird dir auch von anderen geholfen werden“, diesem Grundsatze war er seit seiner Jugend treu geblieben. Er hatte ihn auf die Höhe des Lebens gebracht und sollte ihn weiter führen!

---

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.
Kochstraße 68—71.

# Mainz und die Römerherrschaft auf dem rechten Rhein-Ufer

Drei im Kameradenkreise gehaltene Vorträge

von

**Otto Wahle**
Generalmajor z. D.



Mit drei Skizzen, zwei Tabellen und einer graphischen Darstellung

---

Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

# Quellenangabe.

Cohausen, A. v., Der römische Grenzwall.
Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst. II. Teil: Die Germanen.
Domaszewski, A. v., Die Fahnen. Abhandlung des archäologischen epigr. Seminars der Universität Wien. IV. 1883. — Truppensold der Kaiserzeit. Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang X. — Rangordnung des römischen Heeres. Bonner Jahrbücher. 1908. — Die römischen Kaiser. Leipzig 1909. — Die Religion im römischen Heere. Westdeutsche Zeitschrift. XIV. 1895. — Die Prinzipia des römischen Lagers. Neue Heidelberger Jahrbücher. IX.
Fabricius, E., Der Limes vom Zentrum aus. Mainzer Zeitschrift. 1907. — Das römische Heer in Rätien. — Die Entstehung der römischen Limesanlagen. Trier 1902.
Jacobi, H., Führer durch das Römerkastell Saalburg. 1912.
Jähns, M., Geschichte der Kriegswissenschaften.
Klein, K., Das römische Mainz. Gymnasialprogramm in Mainz. 1869.
Lehner, H., Die Standarte der ala Longiniana. Bonner Jahrbücher. 1908.
Marquardt, J., Römische Staatsverwaltung. Leipzig 1881.
Mommsen, Die römischen Lagerstädte. Hermes. Berlin 1873. VII. Band.
Reichs-Limeskommission, Der obergermanische rätische Limes von v. Sarwey und Fabricius. Heidelberg.
Schumacher, K., Das römische Mainz. Mainzer Zeitschrift. 1906.
Zangemeister, K., Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit. Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang III.

# Vorwort.

Bis dahin hatte ich meine Geschichtskenntnisse im großen ganzen als genügend bewertet; erst ein Besuch der Wetterau und des Taunus im Sommer 1912 sollte mir den Beweis liefern, daß ich mein Wissen arg überschätzt hatte.

Wie es den Römern glücken konnte, sich im rechtsrheinischen Obergermanien häuslich einzurichten und dort, im Gegensatz zu Niedergermanien, solange zu halten, darüber vermochte ich weder mir, noch anderen Wissensdurstigen Rechenschaft zu geben.

Als ich dann zu Hause die bedauerliche Lücke zu füllen eilte, ergab sich die überraschende Tatsache, daß ich für meine krasse Unwissenheit nicht voll verantwortlich zu machen war. Zufällig hatte ich eine Geschichtsperiode herausgesucht, von der selbst Fachgelehrte entsagungsvoll bekennen: „Hier läßt uns die Überlieferung gänzlich im Stiche!“

Ganz so schlimm steht es denn nun doch nicht! Eben jenen Herren, die so klagen, verdanken wir die wertvollsten Aufschlüsse über die Jahre 70 bis 260 n. Chr.! Versiegten auch die römischen Quellen über diesen Zeitabschnitt und schwiegen die Menschen, die wieder an das Tageslicht beförderten Steine haben eine sehr vernehmliche Sprache für diejenigen zu reden begonnen, welche sie verstehen.

Glücklicherweise gibt es gelehrte Herren, die das können! Einer unter ihnen, der die ihm von den Steinen verratenen Geheimnisse in mehreren wertvollen Arbeiten niederlegte, ist A. v. Domaszewski in Heidelberg. Aus der Zusammenfügung der Trümmer, welche uns vom Bau des römischen Heeres in den Steinen überliefert wurden, macht er uns dessen Organisation begreiflich.

Ich fürchte, daß gerade seine „Rangordnung“ der Mehrzahl jener unbekannt bleiben wird, die eigentlich für dieses Thema das regste Interesse haben dürften, nämlich meinen alten und jungen Kameraden! Die wenigen, die von dem Schatze überhaupt Kenntnis erhalten, werden aber teilweise auch noch Bedenken tragen, sich durch die gelehrte Arbeit ganz durchzulesen. Ihr reichlich mit lateinischen Belegen und allerlei Hinweisen durchsetzter Text wird nicht jedermanns Geschmack entsprechen.

Diese Erwägungen drückten mir die Feder in die Hand. Versuchen will ich, die uns durch die Steine bekannt gewordene Organisation des römischen Heeres, welche den Römern das Festhalten des rechtsrheinischen Obergermaniens solange ermöglichte, im Zusammenhange zu schildern. Sollte dieser oder jener gelegentlich an den alten Ben Akiba erinnert werden, so kann es der Sache selbst nur förderlich sein.

Wenn ich mich dabei in die Zeit des folgenschweren obergermanischen Besuches Hadrians zurückdenke, vermag ich gleichzeitig die Römer auf dem Höhepunkte des von ihnen auf deutschem Boden zurückgelegten Weges zu zeigen. Von jenem aus sei es erlaubt, das bisher Erreichte zu überblicken und in die Richtung vorauszuschauen, in welcher es nun langsam, aber sicher bergab weitergehen wird. Als Führer auf dieser Reise habe ich E. Fabricius folgen zu müssen geglaubt.

Beide Herren, A. v. Domaszewski und E. Fabricius, sind bekanntlich von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in diesem Frühjahre durch eine Einladung nach der Saalburg ausgezeichnet worden.

Falls es meinen Erzählungen gelingen sollte, im großen Kameradenkreise und besonders bei jenen Herren Interesse zu erwecken, die die Taunusbäder aufzusuchen gezwungen sind, würde ich dies meinerseits als Abtragung einer Schuld an genannte Herren betrachten für die vielen genußreichen Stunden, welche ich ihren gründlichen Studien verdankte.

Dresden, Frühjahr 1913.

**Otto Wahle,**
Generalmajor z. D.

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

Seite

# I. Mit Kaiser Hadrian bei den Kameraden in Mainz.

„Wenn Menschen schweigen,
werden Steine reden!"

Der Kommißstiefel hat auch bei den Römern eine große Rolle gespielt! Der caliga verlieh nicht nur seinem Träger bei der Infanterie den Namen caligatus, sondern drückte sogar den drei untersten Chargen den Stempel ihrer Herkunft durch die Bezeichnung omnia officia in caliga auf.

Der Gemeine der römischen Infanterie war ein vom Kommißdienst jeder Art stark in Anspruch genommener Mann. Alles, was Wach-, Arbeits- und Lagerdienst verlangten, mußte der Fußsoldat leisten. Gelegentliches Aufbäumen dagegen im Laufe der Zeiten hat daran nie etwas zu ändern vermocht. Deshalb belegte ihn gegen Ende des 3. Jahrhunderts der weit besser gestellte Reitersmann, der an sich schon den Unteroffiziersrang besaß und deshalb auch den silbernen Fingerring tragen durfte, halb spöttisch, halb mitleidig mit dem Spitznamen munifex!

Der eques hatte aber auch Grund, sich aufzuspielen! Standen ihm doch, wie es selbst Hadrian offiziell zugab, ein vortrefflicher Gaul, höhere Löhnung, glänzendere Bewaffnung und zur eigenen Bedienung ein besonderer Boy zu. Ein Sklave, der nicht nur das Pferd wartete, sondern auch, wie es noch heute bei Burschen Berittener vorkommen soll, trotz anhaftendem, unverfälschtem Stallgeruch bei Tische seinem Gebieter servierte. Das verrieten die Grabsteine der Reiter zur Genüge!

Wer mag es da diesem braven Fußsoldaten verargen, daß er sich nach Erleichterung seines Dienstes sehnte und „los vom Arbeitsdienste" wollte!

Glückte dies nun wirklich dem oder jenem dadurch, daß er angenehm aufzufallen und es infolgedessen zum immunis zu bringen wußte, so winkte ihm auch der Unteroffizier, principalis, aus nicht mehr gar zu nebelhafter Ferne. Und, wer weiß, lächelte Fortuna weiter, blühte ihm vielleicht gar noch einmal der centurio!

Auch in der Kaiserzeit gliederten sich die Frontunteroffiziere bei Infanterie und Kavallerie von unten nach oben in: tesserarius, optio und signifer. Diese Unteroffiziersdiensttuer bezeichnet man wohl auch als die „taktischen Chargen".

Der tesserarius oder ständige Gefreite vom Tagesdienste trug die Befehle in die contubernia, um sie dem dort bei seiner Korporalschaft

befindlichen decanus — vermutlich einem immunis — zu übermitteln. Der optio war der Gehilfe und berufene Stellvertreter des häufig abkommandierten Hauptmanns, mithin unser Feldwebel. Der dritte im Bunde trug bei der Infanterie das alte Manipelsignum, bei der Kavallerie die Schwadronsfahne. Die Regimentsstandarte, auch das brachte neuerdings ein Stein an das Tageslicht, führte beim Kavallerieregimente, der ala, ein vexillarius, der also bei den Reitern dasselbe vorstellte, wie der aquilifer bei der Legionsinfanterie.

Letzterer und die signiferi gingen dem optio und tesserarius vor und waren im Nebenamte Verwalter der Truppenkassen, wobei sie von Applikanten, discentes, unterstützt wurden. Diese den „taktischen Chargen" vorgeordneten Unteroffiziere mußten außerdem als Vertrauensleute die Vermittlung zwischen Offizieren und Soldaten übernehmen.

Die in der Kaiserzeit erscheinenden imaginiferi, die die Kaiserbildnisse trugen, rangierten zwischen aquilifer und Fahnenträgern.

Der optio spei, oder ad spem ordinis, auch candidatus genannt, war der rangälteste Unteroffizier der Legion. Er hatte den Centurio in der Tasche und am Finger den Goldring, das Offiziersabzeichen.

Ebensowenig wie die Soldaten durften Unteroffiziere und Centurionen verheiratet sein.

Die taktische Bedeutung der officia in caliga beruhte auf dem noch heute gültigen Grundsatze: keine Abteilung, sei sie noch so schwach, ohne einen Führer aus den unteren Chargen! Disziplinelle Gründe und die Absicht, den Leuten bei Zeiten die schwere Kunst des Befehlens beizubringen, hatten dabei zur Richtschnur gedient. So erklärt sich auch der weitere Grundsatz: Niemand hat auf Beförderung oder Versetzung zur Garde zu rechnen, der nicht wenigstens eine der drei Kommißchargen bekleidet und dadurch seine Qualifikation als Befehlshaber dargetan hat.

Übrigens gehörten zu den Frontunteroffizieren mit taktischem Beigeschmack auch die Rittmeister des Reiterregiments und der Stabswache des Statthalters. Diesen decuriones folgten im Range: der duplicarius oder Doppelsöldner und diesem wieder der sesquiplicarius, der Empfänger des einundeinhalbfachen Löhnungssatzes. Eine ala könnte man infolgedessen als eine Gemeinschaft von Unteroffizieren bezeichnen, die ein Oberst, der praefectus alae, kommandierte.

Unser caligatus, als Anwärter auf den Centurio, brauchte also nicht unbedingt alle Frontchargen durchzukosten. Er konnte auch den eleganteren Weg über die höheren Stäbe einschlagen. War er als „geeignet für die höheren Stäbe" auf die betreffende Liste gesetzt und weitergegeben worden, so konnte ihm der beneficiarius nicht entgehen.

Die höheren Herren werden vermutlich den Bedarf für ihre Amtsstuben aus der umlaufenden Liste — natürlich secundum ordinem — haben decken dürfen. Der Erkorene hatte mithin von dem, der ihn gewählt, eine Wohltat empfangen, wofür er dankbarst dadurch quittierte, daß er seiner Benefiziarcharge noch den Titel des betreffenden Wohltäters hinzusetzte. Findet sich also irgendwo ein beneficiarius consularis, so weiß man, daß dieser Mann das Glück gehabt, beim konsularischen Statthalter unterzukommen.

Wir werden später in den Bureaus, officia, Unteroffiziere in mannigfachster Verwendung und unter den eigenartigsten Benennungen kennen lernen. Vergegenwärtigen wir uns dann, daß nach A. v. Domaszewski alle diese Bezeichnungen nur Differenzierungen der Charge des beneficiarius sind, so können wir nicht in Verlegenheit geraten.

Ein anderer Weg, auf dem der strebsame caligatus der Front nicht entfremdet wurde, führte zunächst zum Exerziermeister bei der armatura oder zum Waffenmeister, dem armorum custos. Bezeichnenderweise errichteten die Exerziermeister außer dem Kriegsgotte auch der Göttin der Kunst ihren Altar. Ich verzichte auf billige Anspielungen und will nur einer eigentümlichen römischen Einrichtung bei dieser Gelegenheit gedenken.

Die Exerziermeister, wie alle Unteroffiziere gleicher dienstlicher Bestimmung zu einem Verein zusammengeschlossen, gehörten der Vereinigung der armaturarum an. Eine solche ruhte auf einer durch Gehaltsabzüge gebildeten Grundlage und segelte unter sakraler Flagge. Das Heiligtum eines Unteroffiziervereins hieß schola. Der Name stammte von einer im äußeren Hofe der Principia gelegenen Nische mit darin aufgestelltem Altar. In der schola armaturarum müssen also zwei Altäre gestanden haben. Ein ähnlicher Fall ist auch im numidischen Lambäsis festgestellt worden. Diese Nischen waren dem Range ihrer Mitglieder entsprechend angeordnet, und versammelte sich jeder Verein bei feierlichen Gelegenheiten vor seiner schola im äußeren Hofe, während der innere des Zentralbaues, eben jener Principia im Standlager, wo auch die Fahnen standen, nur von Offizieren betreten werden durfte.

Auch diese Aufklärung verdankt man dem bereits genannten Heidelberger Gelehrten, der uns über den Zweck dieser Unteroffiziersvereine noch dahin aufklärt, daß aus deren Kassen pekuniäre Beihilfen bei Reisen, Entlassungen, Beförderungen, Stellungsverlust oder Todesfall gewährt worden seien. Mit den Begräbniskassen darf diese Einrichtung jedoch nicht verwechselt werden, denn solche bestanden außerdem noch bei jeder Legion.

Ein neu in die schola aufgenommenes Mitglied mußte sich durch eine gewisse Geldsumme einkaufen oder demjenigen eine Abstandssumme zahlen, an dessen Platz es einrückte. Ehrenvoll Entlassene bekamen Reisegeld und Beförderte durften auf Equipierungsbeihilfe rechnen. Angehörige verstorbener Vereinsgenossen müssen eine recht ansehnliche Unterstützung erhalten haben, andernfalls würden sich kaum so viele mit mehr oder weniger künstlerischem Bildschmuck versehene Grabsteine vorfinden, auf denen der übliche Schluß der Widmung lautet: »H(eres) P(osuit)«.

Diese Vereinsgelder wurden im Standlager zusammen mit den Truppenkassen und Mannschaftsdepositen in dem aerarium, einem Keller unter dem sacellum genannten Fahnenheiligtume, aufbewahrt. Der Posten, den die den Dienst in Principiis versehende Stabswache von ihrem excubitorium oder Wachlokale aus vor dem sacellum aufstellte, galt nicht den Fahnen — den Römern waren Ehrenposten unbekannt —, sondern lediglich dem Schutze der Schätze!

Wenden wir uns wieder dem caligatus zu. Dieser konnte auch optio der Spielleute, also Exerzierfeldwebel der tubicines, cornicines oder bucinatores werden. Künstlerisch dressierte diese jedoch ein Sachverständiger vom Metier, der Stabstrompeter oder princeps tubicinum. Letzterer hatte außerdem auf Befehl des Legaten das Signal für die ganze Legion zu blasen, wird sich also bei der Person des Kommandierenden befunden haben, wie bis 1866 der berittene Signalist der sächsischen Infanteriebrigaden oder die heutigen Flaggenträger der höheren Stäbe.

Neigte aber unser Freund mehr einer beschaulichen Tätigkeit zu, mußte er in die Verwaltung flüchten; aufstrebende Talente fanden auch dort ihr gutes Auskommen. Sie verkrochen sich sozusagen „ins Ruhende"! Da gab es Lazarett-Rechnungsführer, optiones valetudinarii; pequarii, Tierhüter; librarii, Schreiber; capsarii, Lazarettgehilfen, die auch als Aufsichtführende in den Bädern Dienste taten, und Lazarettgehilfen-Lehrlinge oder discentes capsariorum. Die medici zählten nur als immunes; die Truppenärzte aber waren keine Soldaten und meist Griechen.

Damit sind jedoch die bequemen Posten noch nicht erschöpft! Aus der großen Zahl nenne ich nur noch: im Proviantamte den mensor; im Garnisonbauamte den architectus mit seinem discens und einem mensor; im Magazin, horreum, die Magazinschreiber, librarii horreorum. An der Militärarrestanstalt führte ein optio custodiarum mit Hilfe der Schließer, clavicularii, ein scharfes Regiment und seitens der Garnisonverwaltung wurden die Exerzierhalle und die Reitbahn

durch den custos basilicae in Ordnung erhalten. Schließlich war der horologiarius auch ein wichtiger Mann, denn er regulierte die Lageruhr und damit den Tagesbetrieb der Garnison.

Alle diese Verwaltungsmänner unterstanden dem praefectus castrorum, dem wir noch öfter begegnen werden.

Ehe wir den gregarius miles verlassen, muß noch der evocatus genannt werden. Dieser italische Gardist aus Rom war ein Universalgenie; besonders aber fand er bei den Legionen der Provinzen als Überwacher der Exerziermeister Verwendung. Noch heute wandern bei uns Unteroffiziere und Mannschaften unter Subalternoffizieren zum Lehrbataillon nach Potsdam; damals wurden die Exerziermeister der Legion gleich ins Haus geschickt, um eine Gewähr für die Gleichmäßigkeit der Ausbildung in allen Legionen des weiten Reiches zu besitzen. Der evocatus, welcher die bei der Garde erprobten Normen beherrschte, rangierte zwischen den Unteroffizieren und den Legionscenturionen, trug den goldenen Fingerring und führte den Dienststock, vitis, der Centurionen. Bei der Legion, zu welcher er kommandiert war, rückte er in die nächste frei werdende Hauptmannsstelle ein und bildete das Mittel, durch welches, trotz der von Trajan ins Werk gesetzten Provinzialisierung der Legionen, in diesen ein nationalrömisches Offizierkorps und der römische Geist erhalten blieben. Erheiternd dürfte natürlich das Erscheinen eines neu eintreffenden evocatus in der Legion kaum gewirkt haben, denn er war und blieb für alle Centurionen-Anwärter ein Einschub. Dagegen ließ sich nichts tun, als in Geduld weiter warten und einstweilen zu genießen, was die Gegenwart beschied. Das aber war gar nicht so knapp! Ja man kann den Sold, stipendium, sogar äußerst anständig nennen.

Bezeichnet man die Gemeinenlöhnung mit Klasse I, so fielen in Klasse II die „taktischen Chargen“, die immunes aus dem officium des Statthalters und diejenigen aus dem Bureau des Legionslegaten mit dem einundeinhalbfachen Löhnungssatze. In Klasse III befanden sich die Doppelsöldner, also die beneficiarii. Zur IV. Klasse, in der die Glücklichen dreifache Gemeinenlöhnung bekamen, gehörten die Rechnungsräte aus der statthalterlichen Amtsstube, die optiones ad spem, der aquilifer, der decurio alae, die Centurionen und Dekurionen der Auxilia und — der evocatus.

Die Höhe der jährlichen Löhnung hat gewechselt. Während der Republik betrug sie 120, seit Cäsar 225 und von Domitian an — also seit etwa 81 nach Chr. — 300 Denare oder rund 260 Mk. Die Aspiranten für das Centurionat nahmen demnach 782 Mk. jährlich ein. Da die Verpflegung umsonst geliefert wurde, haben die Unteroffiziere also

manchen Groschen auf die hohe Kante legen können und waren auch imstande, das hohe Eintrittsgeld in ihre schola ohne Schwierigkeiten zu bezahlen.

Noch besser stand sich der Caligat unter Commodus, welcher dem Gemeinen 326 Mk. jährlich bewilligte. Septimius Severus überbot ihn aber und zahlte 435 Mk; Caracalla übertrumpfte auch diesen und steigerte die Löhnung „seiner lieben Kameraden" auf 625 Mk.! Hierdurch wurde die dem Staate auferlegte Last derartig drückend, daß eben jener Caracalla, wollte er sich beim Gemeinen nicht höchst unbeliebt machen, oder durch Herabsetzung der Löhnung womöglich gar das Leben riskieren — die caligati jener Zeit waren bekanntlich recht üble Burschen geworden, die keinen Spaß verstanden —, soviel Unteroffizierstellen eingehen lassen mußte, als es das Gleichgewicht des Budgets verlangte. Ein für den Augenblick gewiß sehr praktischer Ausweg!

Außer dem Solde füllten das Guthaben der Soldaten noch die Donativa. Eine Erinnerung an diese bildet noch heutigen Tages unser „Revuegeschenk". Jene Unteroffizieren und Gemeinen gelegentlich des Regierungsantritts eines neuen Kaisers bewilligten Geldgeschenke haben bekanntlich nach und nach gleichfalls eine bedeutende Höhe erreicht und bei den Kaiserausrufungen eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Den zufällig von 67 bis 92 n. Chr. bei den Fahnen befindlichen Mannschaften mußten, abgesehen von den etwa noch zur Verteilung kommenden Beuteanteilen glücklicher Feldzüge, die Donativa von fünf Kaisern gutgeschrieben werden. Dabei hatten die Leute noch Pech! Eigentlich hätten sie von sechs Kaisern Geld erhalten sollen. Der sechste aber war Galba, und der gab nichts. Die Überlieferung dieser Tatsache auf unsere Tage zeigt, daß sie ein Unikum war und blieb.

Ein anderer Trost für den auf Beförderung Harrenden waren die dona, Orden und Ehrenzeichen, die den davon Betroffenen innerhalb der Unteroffizierschargen einen Schritt vorwärts brachten, unter Umständen also auch eine Solderhöhung bedeuten konnten. Die Unteroffiziere erhielten entweder torques oder armillae, d. h. silberne oder goldene Halsketten oder Armbänder.

Nach 25jähriger Dienstzeit empfing der Legionar — bei den Auxilia bestand die gleiche Vorschrift —, falls er nicht ausnahmsweise als emeritus oder veteranus weiterdiente, die honesta missio, die in einer auf dem Forum in Rom ausgestellten Entlassungsurkunde ausgesprochen war. Diese zählte truppenweise, dem Range nach alle zur Entlassung gelangenden missici auf und verzeichnete dabei die praemia militiae, welche den Betreffenden in Gestalt von Geld, Ackerland, Bürger- und Verheiratungsrecht zuteil wurden. Einen durch sieben Zeugen beglaubigten Auszug dieser Urkunde bekam jeder Beteiligte als

Militärdiplom ausgehändigt. Solche sind bis auf uns gekommen, da sie in dem Keller des aerarium einen sicheren Aufbewahrungsort gefunden hatten.

Diese missio erstreckte sich auch auf die aus der Truppe hervorgegangenen Centurionen, da sie gleichfalls zu den milites zählten. Ihre Laufbahn war nach Erreichung des 25. Dienstjahres ebenfalls zu Ende. So verschwanden die hervorragendsten Hauptleute spurlos im Privatleben, wo sie dann meist in kleineren Städten der Kolonien die Rolle der durch Dotationen und Beuteanteile wohlhabend gewordenen Honoratioren spielten. Nachträglich wurden manche von ihnen vom Kaiser noch in den Ritterstand erhoben, oder sie erlebten diese Ehrung noch an ihren Kindern.

Der centurio legionis — nur von ihm soll jetzt die Rede sein — wurde vom Kaiser selbst ernannt. Sollte sich also ein candidatus aus der IV. Löhnungsklasse den Goldring, das Aufrücken in die V. Gehaltsklasse und das Recht auf die albata decursio, das weiße Paradekleid der Offiziere aus dem Ritterstande erwerben, so mußte

**Tabula centurionum der Kaiserzeit.**

| Centuria | Beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | Centurie |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Cohors I | primus pilus [1] | primus pilus [2] | princeps [3] | hastatus [4] | princeps posterior [5] | hastatus posterior [6] | — | I. Kohorte |
| " II | | pilus prior [7] | princeps prior [8] | hastatus prior [9] | pilus posterior [10] | princeps posterior [11] | hastatus posterior [12] | II. " |
| " III | | pilus prior [13] | princeps prior [14] | hastatus prior [15] | pilus posterior [16] | princeps posterior [17] | hastatus posterior [18] | III. " |
| " IV | | pilus prior [19] | princeps prior [20] | hastatus prior [21] | pilus posterior [22] | princeps posterior [23] | hastatus posterior [24] | IV. " |
| " V | | pilus prior [25] | princeps prior [26] | hastatus prior [27] | pilus posterior [28] | princeps posterior [29] | hastatus posterior [30] | V. " |
| " VI | | pilus prior [31] | princeps prior [32] | hastatus prior [33] | pilus posterior [34] | princeps posterior [35] | hastatus posterior [36] | VI. " |
| " VII | | pilus prior [37] | princeps prior [38] | hastatus prior [39] | pilus posterior [40] | princeps posterior [41] | hastatus posterior [42] | VII. " |
| " VIII | | pilus prior [43] | princeps prior [44] | hastatus prior [45] | pilus posterior [46] | princeps posterior [47] | hastatus posterior [48] | VIII. " |
| " IX | | pilus prior [49] | princeps prior [50] | hastatus prior [51] | pilus posterior [52] | princeps posterior [53] | hastatus posterior [54] | IX. " |
| " X | | pilus prior [55] | princeps prior [56] | hastatus prior [57] | pilus posterior [58] | princeps posterior [59] | hastatus posterior [60] | X. " |

er das auf dem etwas umständlichen und nicht ganz mühe- und gefahr losen Umwege über Rom tun. Deshalb empfahl er sich, versehen mit dem Reisegelde seiner schola, dem Juppiter redux und pilgerte über die Alpen. So bald sollte er seine alte Legion nicht wiedersehen, da die Hauptleute bei jedem Aufrücken grundsätzlich Legion und Provinz wechseln mußten, damit die Gleichartigkeit der Offizierkorps erhalten blieb.

Zum Verständnis des Rangverhältnisses der Centurionen untereinander und um die Art ihres Aufrückens innerhalb der Charge übersichtlich zu machen, möge hier zunächst ein Verzeichnis der 60 Legionscenturionen folgen.

In dem vorstehenden Verzeichnisse ist der Hauptmann der 6. Centurie der X. Kohorte, also Nr. 60, der jüngste, die ältesten Hauptleute der Legion sind die Nummern 1 bis 6 der I. Kohorte, der Ranghöchste ist der mit Nr. 1 bezeichnete primus pilus ohne Centurie oder, wie wir sagen würden, „beim Stabe". Der Rang der Centurionen wird demnach durch die Kohorte bestimmt, in der sie gerade dienen. Die Hauptleute der VIII. Kohorte waren also Vordermänner derjenigen, die sich in der IX. und X. befanden. Welches Altersverhältnis zwischen den Centurionen der I. Kohorte bei der V. Legion und jenen derselben Kohorte bei der XXII. Legion, also zwischen den beiden gleichwertigen Stufen, bestand, konnte nur beim Militärkabinett in Rom bekannt sein. Ob dieses

| Legio | V. Macedonica. | | | | | | | I. Italica. | | | | | | | I. Minervia. | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Centuria | beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. |
| | Hauptleute Nr. | | | | | | | Hauptleute Nr. | | | | | | | Hauptleute Nr. | | | | | | |
| Cohors I | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — |
| „ II | | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 |
| „ III | | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 |
| „ IV | | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 |
| „ V | | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 |
| „ VI | | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 |
| „ VII | | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 |
| „ VIII | | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 |
| „ IX | | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 | | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 | | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 |
| „ X | | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 |

Centurio A = 57 Centurio B = 58 Centurio C = 56
Centurio D = 59 Centurio E = 60 Centurio F =



Ranglisten, ähnlich den sogenannten Militärdiplomen, herausgab, weiß ich nicht. Es wendete aber dreierlei Arten der Beförderung an:

Die Herren der Garde und Leute, die schnell vorwärts sollten, ließ man staffelweise avancieren, wobei sie, ohne jede einzelne Centurie in der Kohorte abgrasen zu müssen, meist die Centuriennummer behielten und nur die Kohortennummer der I. näherrückten. Wenn also der princeps posterior der IX. Kohorte Staffelavancement erfuhr, wurde er princeps posterior bei der VIII. Kohorte, oder er rückte aus Nr. 53 auf Nr. 47.

Waren die Verdienste des zu Befördernden jedoch besonders große, so daß es wünschenswert schien, ihn bald in der I. Kohorte landen zu lassen, dann konnte das staffelweise Avancement dadurch gesteigert werden, daß der „Staffelsprung“ gleich über mehrere Kohorten hinweg führte. Der 53. Hauptmann konnte dann sofort 35. Centurio werden, hatte also die Nummern 47 und 41 übersprungen.

Der dritte, mühsamste Weg, den der von der Pike auf dienende Caligat in der Regel zu wandern pflegte, führte von Centurie zu Centurie. Diese „stufenweise“ Beförderung schloß es völlig aus, daß in einer 25jährigen Dienstzeit eine der ersten Kohorten erreicht werden konnte. Langsam schleppte sich der Unglückliche von Nr. 60 über 59, 58, 57, 56 und 55 der X. Kohorte in die betreffenden Nummern der IX. Kohorte,

| XX. Valeria Victrix. | | | | | | | IX. Hispana. | | | | | | | VII. Claudia. | | | | | | | Legion |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | beim Stabe | 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | Centurie |
| Hauptleute Nr. | | | | | | | Hauptleute Nr. | | | | | | | Hauptleute Nr. | | | | | | | |
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | — | I. Kohorte |
| | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | II. " |
| | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | III. " |
| | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | | 19 | 20 | 21 | 22 | 23 | 24 | IV. " |
| | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | | 25 | 26 | 27 | 28 | 29 | 30 | V. " |
| | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | | 31 | 32 | 33 | 34 | 35 | 36 | VI. " |
| | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | | 37 | 38 | 39 | 40 | 41 | 42 | VII. " |
| | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | | 43 | 44 | 45 | 46 | 47 | 48 | VIII. " |
| | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 | | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 | | 49 | 50 | 51 | 52 | 53 | 54 | IX. " |
| | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | | 55 | 56 | 57 | 58 | 59 | 60 | X. " |

Anmerkung. Centurio A beginnt bei A. v. Domaszewski mit der 6. Centurie X. Kohorte, desgleichen Centurio E. Da sich dies graphisch nicht übersichtlich darstellen ließ, erlaubte ich mir die Abänderung. Der Verfasser.

die er aber nicht mehr verlassen sollte, da der müde Wanderer gewöhnlich in ihr das Zeitliche segnete oder nach Hause geschickt wurde.

Hiernach werden wir vorstehende, von A. v. Domaszewski überlieferte Avancements verstehen können:

Centurio A (vgl. Tabelle S. 320/21) erhielt bei der V. Legion die 3. C./X.; bekam bei der I. Legion staffelweise die 3. C./IX.; desgleichen die 3. C./VIII. bei einer dieselbe Nummer führenden anderen Legion; die 3. C./VII. bei der XX. Legion; sprang von da in die 3. C./IV. derselben Legion, um über die 3. C./III. bei der IX. Legion und der 3. C./II. bei der VII. Legion durch stufenweises Aufrücken bei der 2. C./II. ebenda zu enden.

Centurio B hatte die Nummer 58 bei der X. Kohorte und starb als Nr. 28. Er ist mithin bei fünfmaligem Wechsel der Legion fünfmal staffelweise befördert worden.

Centurio C besaß Nr. 56, war also bei der 2. C./X.; avancierte staffelweise über 2. C./IX. nach 2. C./VIII.; übersprang dann vier Staffeln und endigte in 2. C./III. mit Nr. 14. Ein an sich schönes Avancement, das den Caligaten aber doch nicht in die I. Kohorte führte.

Centurio D wurde von Nr. 59 staffelweise Nr. 53, springt drei Staffeln bis Nr. 29 und rückt dann stufenweise nach Nr. 28, wo ihn der Atem verließ.

Centurio E in 6. C./X. Kohorte wechselt fünfmal die Legion und hat zum Schlusse erst 6. C./IX. erreicht. Pechvogel! Hier erkennt man das Niederschmetternde des stufenweisen Fortkommens deutlich, nur Nr. 55 hat er überspringen dürfen.

Der evocatus F erscheint gleich in der 2. C./II. Kohorte, rückt staffelweise nach 1. C./II. und gelangt von da stufenweise sogar bis in die 1. Centurie der I. Kohorte. Dieser Gardist zeigt uns, wie es gemacht wurde, wenn in Rom gewünscht worden war: „der Mann muß schnell vorwärts!"

Diese Beispiele bestätigen die Annahme, daß bei den Römern auch ein Militärkabinett in der Hauptstadt die Beförderungen geregelt haben muß. Dasselbe brachte die eingegebenen, sich in Rom das Patent holenden Kandidaten, falls sie Caligaten waren, bei der X. Kohorte derjenigen Legion unter, die unter den Nummern 55 bis 60 eine Vakanz zeigte.

So bekam Centurio A die 57. Stelle in der V. Legion, weil vermutlich deren bisheriger Inhaber gerade gestorben war; ebenso gut hätte er die 59. oder 60. Stelle erhalten können, falls dort gerade freie Centurien gewesen wären. Da man A staffelweise fortzubringen beabsichtigte, spielte die Nummer der Centurie in der X. Kohorte bei seiner Unterbringung gar keine Rolle.

Centurio C rückte vielleicht für einen missicus ein, den während seines stufenweisen Avancements das vollendete 25. Dienstjahr noch in der untersten Kohorte überrascht hatte. So ein Durchschnittscenturio, wie der Entlassene gewesen sein dürfte, stieg schrittweise der Nummer nach von Centurie zu Centurie auf. Im Beispiele heißt der Mann E, welcher in Nr. 60 erscheint. Es ist Zufall, daß er die 60. Stelle hat; er konnte, wie schon gesagt, ebenso gut in Nr. 55, 56 oder 57 erstmalig auftauchen, in diesem Falle hätte er dann in den Stellen 49, 50 oder 51 der VII. Legion enden müssen. Festzuhalten bleibt, daß in der Regel der Eintritt bei der X. Kohorte erfolgt, daß die Nummer der Centurie aber gleichgültig ist. Wenn unser E aber ausnahmsweise zum Schlusse von Nr. 56 auf 54 springt, 55 also ignoriert, so darf das als Achtungserfolg bezeichnet werden; man wollte wohl den alten Herrn nicht noch in der jüngsten Kohorte sterben lassen.

Hatte sich aber ein Mann wie Centurio A einen Namen und bei den Vorgesetzten beliebt zu machen gewußt, dann konnte man in Rom auch anders! Staffelweise Beförderung mit Staffelsprüngen brachten solchenfalls den Hauptmann sogar bis in die II. Kohorte, freilich nur damit auch dieser sich körperlich und militärisch in jener zu Tode avanciere, bevor er die primi ordines, die sechs ersten Hauptmannsstellen, erreicht haben konnte.

Beim evocatus F war so etwas ausgeschlossen. Dieser auf Allerhöchsten Befehl einzurangierende Gardist setzte überhaupt dort erst ein, wo sein Kollege A geschlossen hatte. Daß Herr F derartig nicht allzu lange auf den „beim Stabe" zu warten hatte, dafür sorgte das Militärkabinett.

Also nur vorzüglich qualifizierte Leute aus der Garde und, wie ich vorgreifend bemerke, die mit kaiserlicher Erlaubnis auf Beförderung dienenden jungen Herren aus dem Ritterstande, die sich zeitweilig ihrer Standesvorrechte begeben hatten, von Rom aus aber wohlwollend im Auge behalten wurden, durften auf die sechs ersten Hauptmannsstellen der Legion rechnen.

Wollte sich hiernach ein Ranglistenspezialist die Mühe nehmen und für die 25 oder 30 Legionen eine Tabula anfertigen, in welcher die angenommenen Vakanzen und daneben eine Liste der Anwärter ersichtlich wären, könnte er sich leicht ein Urteil über die vom Militärkabinett geforderte Arbeitsleistung bilden. Ich glaube, nach dem Gesagten wird es ihm nicht schwer fallen, durch Schiebungen von Legion zu Legion, durch staffelweise Beförderung, Staffelspringen und stufenweises Kletternlassen eine korrekte Rangliste der Centurionen sämtlicher Legionen herauszugeben, vorausgesetzt, er hat sich die zu einem Jahrgang gehörenden

missici oder die Abgänge an Toten vorher in den Legionen kenntlich gemacht. Ich lasse es bei sechs Legionen bewenden.

Hiermit verlassen wir die Klasse der Hauptleute, um uns den Stabsoffizieren zuwenden zu können.

Die Karriere derselben, tres militiae equestris, war dem Ritterstande reserviert. Junge Herren aus diesem, die dem Munizipaladel Italiens, der Westprovinzen oder den Kolonien entstammten, wählten seit Hadrian die militärische Laufbahn zu ihrem Lebensberufe. Sie durften ihn nur als primus pilus beim Stabe beginnen, der dem Kommiß-Centurio verschlossen blieb. Sie standen dann lediglich zur Verfügung des Legionslegaten und gehörten zum Generalstabe der Division, natürlich nur als „zuhörendes" Mitglied!

Die strenge Gliederung des römischen Offizierkorps nach Ständen verbot jungen Rittern in eine der unteren Centurionenstellen einzutreten. Nur nach eingeholter kaiserlicher Erlaubnis war das möglich und dann auch nur bei Verlust der bisherigen Kaste. Die Sache scheint jedoch nicht so schlimm gewesen zu sein wie sie klingt. Hoffnung auf gutes Avancement, das nicht vor den primi ordines haltzumachen brauchte, auf schönes Gehalt, spätere Ehren und einträgliche Prokuratorenstellen ließen die zeitweise Erniedrigung verschmerzen. Ritterrang und Ritterzensus konnten nämlich, falls nur der bekannte Staffelsprung seine Schuldigkeit tat, schnell zurückerdient werden.

Vom primus pilus beim Stabe pflegte der Ritter zum praefectus cohortis bei den Auxilia zu steigen. Im Gegensatz zum ehemaligen caligatus, der nur zur Führung einer 480 Mann starken Auxiliarkohorte abkommandiert werden konnte, wurden dem primus pilus 960 Leute anvertraut. Hatte er diesen Posten erledigt, folgte der tribunus legionis mit dem schmalen Purpurstreifen, angusticlavius. Auf den Listen standen bei der Legion sechs Tribunen, deren ältester der Stellvertreter des Legionslegaten war. Dieser, welcher einen breiten Purpurstreifen am Staatskleide trug, laticlavius, war aber senatorischen Standes und gewissermaßen hors de concours. Außerdem befand sich ein Tribun bei dem Statthalter kommandiert, der sexmestris, und ein oder der andere Tribun bekleidete vorübergehend andere Posten im exercitus der Provinz, z. B. die Stelle des Reiterobersten als praefectus alae.

Der unter Titus 79 n. Chr. beim Ausbruche des Vesuvs um das Leben gekommene Plinius der Ältere, der Flottenchef von Misenum, scheint ein früherer primus pilus gewesen zu sein; er hatte vor seiner seemännischen Würde eine ala am Rheine befehligt. Vom Reiteroberst zum Admiral war ein netter Sprung, der aber auch seine Analogie bei uns gefunden hat.

Schließlich konnte ein vom primus pilus durch die tres militiae equestris gegangener Ritter, der den praefectus cohortis, tribunus legionis und den praefectus alae absolviert hatte, noch praefectus castrorum werden. Damit aber war er auf einen reinen Verwaltungsposten gelangt und am Ende der Laufbahn für Ritterleute angekommen. Übrigens finden wir, daß ehemalige Primipili auch als Primipilares in Rom im Armeegeneralstabe gewünscht wurden. In Kriegsfällen sind aus dessen Kapazitäten einige zu den in Frage stehenden Legionen kommandiert worden.

Die Stellung des primus pilus beim Stabe erwies sich aber auch am Gagetage als eine recht einträgliche. Während die Kommiß-Centurionen den fünffachen Löhnungssatz als Gehalt empfingen, strichen die primi ordines der ersten Kohorten das Zehnfache ein und die primi pili beim Stabe bekamen sogar das Zwanzigfache. Für die jungen Ritterleute war also auch pekuniär nicht schlecht gesorgt!

Und bei den Orden, dona, konnten die Herren über Vernachlässigung gleichfalls nicht klagen; auch hier dieselbe Abstufung wie bei der Abfindung in klingender Münze.

Der ehemalige caligatus erwarb sich torques und armillae wie die principales und außerdem noch phalerae und coronae murales. Die primi ordines, als Bessergestellte, erfreuten sich schon der coronae aureae und die primi pili beim Stabe erhielten als Zugabe die hasta pura.

Was waren das für schöne Dinge? Nun, die phalerae bestanden aus dünnen Schildplatten von Bronze-, Silber- oder Goldblech, die auf lederne Riemen aufgezogen werden konnten. Ursprünglich nur als Schmuck für Pferdegeschirr gedacht — auch bei uns fristet die phalera am Vorderzeug der Generalität und der Kavallerie noch ihr Dasein — wurden sie später auf eine gitterförmige Riemenunterlage aufgezogen und vom Dekorierten über den Panzer gehangen. Diese phalerae wurden auch an ganze Truppenteile verliehen und von diesen, wie unsre Fahnennägel bei Militärvereinsfahnen, auf die Fahnenstöcke aufgeschoben. Hasta pura war ein Ehrenspieß ohne Spitze, nähere Nachrichten fehlen. Die corona muralis bestand in einer kranzartigen Verzierung mit Mauerkrone; der höheren Klasse fehlte letztere, sie zeigte einen Lorbeerkranz aus Gold.

Da die hasta pura nur römische Ritter erhalten konnten, war der damit Ausgezeichnete gleichzeitig zum Ritter erhoben.

Zur freundlichen Erinnerung an ihre Dienstzeit führten die ritterbürtigen Stabsoffiziere nach der Verabschiedung den Titel ab equestribus militiis, der auch abgekürzt als a militiis vorkommt.

Die Berechtigung zur Heerführung stand nur senatorischen Offizieren

zu. Der jüngste Herr aus diesem Stande war der schon erwähnte tribunus laticlavius, welcher allein seinen Standesgenossen, den Legionslegaten, vor dem Feinde vertreten durfte. Abkommandierte Vexillationen kann auf dem Marsche wohl auch der Tribun mit der schmalen Biese führen, kommt es zum Gefecht, wird er sofort vom laticlavius abgelöst. Der Rangunterschied dieser beiden Tribunen zeigt sich aber nicht nur dadurch, daß der eine das Schwert zieht und die Aufmerksamkeit der Legionäre auf sich lenkt, während der andere still hinter die Front reitet, sondern auch am Gagetage kommt es zum Vorschein „wer wir sind".

Als Beweis mag hier eine Gehaltsübersicht folgen, aus der die den Hauptleuten und Stabsoffizieren zustehenden Gelder ersichtlich sind. Sie stammt aus der Zeit Domitians, wo es sich die Römer rechtsrheinisch bequem zu machen beginnen, und blieb bis Commodus in Kraft.

| Dienstgrad | Gehalt | Heutiger Wert |
|---|---|---|
| Legionscenturio | 20 000 Sesterzen oder 5 000 Denare | 4 350 Mk. Gold |
| primi ordines d. I. Kohorte | 40 000 Sesterzen oder 10 000 Denare | 8 700 Mk. Gold |
| primus pilus beim Stabe | 80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare | 17 401 Mk. Gold |
| Tribun mit schmaler Biese | 50 000 Sesterzen oder 12 500 Denare | 10 876 Mk. Gold |
| Reiteroberst | 60 000 Sesterzen oder 15 000 Denare | 13 051 Mk. Gold |
| praefectus castrorum | 80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare | 17 401 Mk. Gold |
| Tribun mit breiter Biese | 80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare | 17 401 Mk. Gold |

Zahlen nach A. v. Domaszewski. Umrechnung nach Marckwardt.

Der ranghöchste senatorische Offizier, der legatus Augusti legionis, stammte natürlich aus der Garde, in der er sich für sein verantwortungsreiches Amt vorbereitet hatte. Er haftete dem Kaiser für die gleichmäßige Ausbildung aller ihm unterstellten Truppen, also auch der Auxilia, nach den für die Garde geltenden Grundsätzen. Manchem Legaten, dessen Diensterfahrung mit dem vorzüglichen Avancement nicht Schritt zu halten vermocht hatte, wird der evocatus ein schätzenswerter und nähergestellter Vertrauter gewesen sein.

War für Niederlegung des Legionskommandos die Zeit gekommen, so trat der ehemalige Soldat in die Verwaltung über und kam an die

Spitze einer Provinz, in der keine Legion, nur Auxilia, standen. Die streng geregelte Tour führte den senatorischen Herrn sodann in eine Provinz, deren exercitus eine Legion ausmachte. Hier führte er den Titel legatus Augusti pro praetore. Die Prätur aber war die Vorstufe für den consularis. Als solcher wurde der Mann Statthalter einer Provinz mit zwei Legionen.

Der Statthalter Obergermaniens, dessen Name gerade für 121 n. Chr. nicht überliefert ist, war consularis. Der Nachbar in Niedergermanien besaß gleichen Rang, nur der Herr in Rätien war ein Anfänger, also bloß Prätor.

Äußerlich unterschieden sich die Offiziere senatorischen Standes von den Rittern dadurch, daß sie die goldene corona, das vexillum, Ehrenfähnlein, und die hasta pura doppelt besaßen. Der Legionslegat aber trug diese Dekorationen in triplo und der consularis gar vierfach. Angezogen also waren diese Herren!

Die Kaiser machten sich die Kriegserfahrung besonders tüchtiger Praetorii oder Consulares dadurch dienstbar, daß sie diese Männer als comites um ihre Person versammelten. Der älteste comes fungierte als Generalstabschef.

* * *

Das waren die Kameraden, die Hadrian in Mainz traf, wo als Statthalter der legatus Augusti pro praetore provinciae Germaniae superioris unbekannten Namens seines Amtes waltete.

Aus dem vollen Amtstitel sehen wir, daß ihm zwei Legionen unterstehen, die XXII. Primigenia Pia Fidelis in Mainz selbst und die VIII. Augusta in Straßburg. Außerdem befand sich in dem uns interessierenden Mainz noch ein Kavallerieregiment, ala, mit nicht römischen Mannschaften, vielleicht Galliern oder Spaniern, in Garnison. Letztere hätte noch mehr Truppen fassen können, da das Standlager früher von zwei Legionen belegt war, 121 n. Chr. also viel freie Plätze aufgewiesen haben muß.

Der Solletat jener Zeit wies 5600 Legionare auf. Diese dienten in 10 Kohorten. Davon besaß die erste etwa 960 Mann, die neun anderen aber hatten nur je 480 Leute. Die fünf Centurien der 1. Kohorte zählten der Nummer nach rund 400, 200, 150, 150 und 100 Köpfe. Die übrigen Centurien der 2. bis 10. Kohorte waren je 80 Legionare stark.

Die Zusammenstellung zweier Centurien zu einem Manipel wurde im Gefechte nicht mehr beliebt, da die gerade bevorzugte Taktik der geschlossenen phalanx jenen überflüssig machte. Als Verwaltungseinheit blieb der Manipel bestehen.

Die bei der Legion befindlichen 120 equites legionis, je 30 bil-

deten eine turma oder Schwadron, fanden nur als Stabskavallerie und bei Revision der Wachtposten Verwendung. Jede Schwadron besaß natürlich ihren optio equitum, vexillarius, tesserarius und den magister campi oder Regimentsbereiter hannoverschen Angedenkens. Hier hieß der Rekrut nicht tiro wie bei den Fußsoldaten, sondern eleganter: discens equitem.

Die ala, eine reine Reitertruppe, konnte 480 oder 960 Pferde zählen und waren diese in 16 oder 24 Schwadronen eingeteilt. Der ad hoc befehligte Legionstribun, der praefectus alae oder Regimentskommandeur, besaß die gleiche Strafgewalt wie der Legionslegat, war von diesem ganz unabhängig und unterstand nur dem Statthalter. Seine Stützen waren die Rittmeister mit Unteroffiziersrang, decuriones; deren ältester hieß princeps beim Stabe.

Außer den zwei Legionen und der ala kommandierte der Statthalter noch zahlreiche Auxilia auf rechtsrheinischem Boden. Lassen wir diese einstweilen ihre fröstelnden Glieder am Herdfeuer irgendeiner zugigen Erdschanze jenseits des Rheins vergeblich zu erwärmen versuchen und begeben wir uns in die mit Hypokausten versehenen und deshalb gut durchgewärmten Schreibstuben der verschiedenen officia in Mainz, um schließlich auch noch die Leute kennen zu lernen, die sich in die höheren Stäbe zu flüchten gewußt hatten.

Unser Besuch gilt natürlich zuerst der Statthalterschaft. Hier liefen die Verwaltungsgeschäfte, die der Justiz, des Kultus und des Krieges zusammen. Magistratur, Kommandogewalt und höchste Gerichtsbarkeit machten ein Beamtenheer hier nötig, das einen tiefen Einblick in die Omnipotenz des Statthalters gestattet.

Vergegenwärtigt man sich die Aufgaben des statthalterlichen officium in Mainz, so wird die große Zahl der Mitarbeiter begreiflich. Sehen wir uns die zu lösenden Aufgaben doch einmal näher an!

Da mußte der fleißige munifex unter Aufsicht eines Straßburger Centurionen Steine brechen und Mauern gründen. Dort strich die ganze Centurie eines Mainzer Kollegen in Höchst Ziegeln auf Vorrat und stempelte gleichzeitig die aus ihren Händen hervorgegangenen Stücke. Eine andere Centurie brannte Kalk oder transportierte die verfrachteten Baumaterialien auf dem Main. An der Grenze galt es, von weither verpflanzte Unterworfene anzusiedeln und diese sich unter Aufsicht eines geeigneten Centurio mit der vitis einleben zu lassen. Ein andrer Hauptmann überwachte den Abbau wertvollen Gesteins, während ein dritter ausgezogen war, um behufs Neuanlage eines Bades zunächst die Wasserverhältnisse der Umgegend zu studieren. Auch die Unterhaltung und der weitere Ausbau des Straßennetzes forderte ständige Fürsorge.

Bestimmt mußte werden, wo ein Benefiziarier seine statio errichten sollte, wo Relaisposten aufzustellen waren usw.

Alles das und noch viel mehr, namentlich wenn die Zeiten nicht so waren, wie sie sein sollten, mußte erst in Mainz erwogen, im officium in Befehlsform gebracht und den ausführenden Organen zugestellt werden.

In die Geheimnisse der Benefiziarier wollte uns der Centurio einweihen, der den laufenden Lagerdienst regelte, also das Amt des Platzmajors versah, jedoch ohne zum praefectus castrorum in subordiniertem Verhältnis zu stehen. Es machte den Eindruck, als ob dieser princeps genannte Kamerad im Nebenamte die in den höheren Stäben beschäftigten Unteroffiziere gelegentlich der Befehlsausgabe „bändigte" und dafür sorgte, daß bei den Leuten die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Unser Mentor machte uns zunächst mit den Respektspersonen des statthalterlichen officium, den cornicularii, bekannt. Es waren das die Bureauvorsteher, die bei uns vielleicht den Titel Rechnungsrat gehabt haben würden; sie führten also wohl die Registranden. Diese Herren scheinen sogar beritten gewesen zu sein und waren natürlich Anwärter auf den Centurio.

Als im Range die nächsten begrüßten wir die Protokollführer oder Geheimsekretäre für die Magistratur mit dem volltönenden Titel commentarienses. Ihnen folgten die Gerichtsoffizialen, speculatores, für welche unser Führer nicht viel übrig zu haben schien. Er brummte im Weitergehen das Wort „Henkersknechte!" in den Bart. Sie waren also scheinbar bei der Kopf- und Halsgerichtsbarkeit beamtet, da dem Statthalter das jus gladii zustand.

Harmlosere Leute waren die schlechtweg beneficiarii genannten Unteroffiziere, deren Kollegen wir ja schon als Feldgendarmen an der Heerstraße getroffen haben; sie hatten unter Überspringung des speculator und des commentariensis zunächst auf den cornicularius Anwartschaft und wurden dann auch als Führer der Kompagnien und Schwadronen bei den Auxilia verwendet.

Auch die Begrüßung unseres princeps mit dem sich nun präsentierenden quaestionarius und dem frumentarius ließ an Wärme zu wünschen übrig. Seine an den Tag gelegte Geringschätzung diesen Männern gegenüber begründete der ehrliche Kerl mit den hastig hervorgestoßenen, halblauten Worten: „Der quaestionarius hilft dem speculator, jenem Henker, in den Gerichtssachen und der frumentarius ist einfach ein Spion! Vor dem kann man sich nicht genug hüten, da er in Rom zu Hause ist und dort gut steht! Ihn hat der Kaiser direkt hierher-

geschickt! Unter der Maske eines Feldjägers berichtet er als Aufpasser über alles, was ihm bei Hoch und Niedrig mißfällt direkt dem Kaiser! Wes Geistes Kind er ist, sehen Sie daraus, daß er mit dem Kerl, dem speculator, zusammen in einer schola steckt!" Wir hatten demnach eine Kreatur des kaiserlichen Mißtrauens im frumentarius vor uns gehabt. Hadrian gebrauchte diese Leute zur Überwachung der Provinzen.

Auf die Unteroffiziere folgten nun die immunes des Stabes. Allen voran schritt der stattliche strator oder Stallmeister des Statthalters. Auch damals konnte man aus der folgenden Stabsordonnanz im Vorausreitenden den Herrn mit Generalsrang erkennen. Auch jene mußte in den Sattel helfen, was jedoch nicht so einfach war, wie es heute ist, denn Steigbügel waren zu jener Zeit unbekannt.

Die Sicherheit des Statthalters zu Hause und auf Amtsreisen verbürgten die aus Fußsoldaten und Reitern der Auxilia bestehenden singulares der Stabswache, wie wir sie ja im Felde auch kennen.

Endlich fehlten dem Stabe nicht: der unvermeidliche haruspex mit seinem victimarius oder Opferdiener; der stets beschäftigte Dolmetscher, interpres, und „das Korps" der Schreiber unter dem Namen der librarii, exacti und exceptores.

Den Schluß der langen Kette statthalterlicher officiales bildete der adjutor am tabularium der stratores, vulgo Stallschreiber.

Rein militärischen Charakter trug das officium des Legionslegaten. Hier waren die Beamten für Zivilverwaltung und höchste Gerichtsbarkeit überflüssig. Der Legat war ja kein magistratus, sondern lediglich Offizier.

Auch er hatte zum Bureauvorsteher einen cornicularius und das nötige Heer der Schreiber; im Legionsarchiv aber den actarius.

In Sachen der niederen Gerichtsbarkeit arbeiteten die statores, d. h. beneficiarii agentes curam carceris, also wohl Arresthausinspektoren.

Die Generalspferde ritt und versorgte der strator.

Die Stabswache aber bildeten, wie schon erwähnt, die equites legionis.

Ganz ähnlich war das officium des gleichgestellten praefectus alae zusammengestellt. Die Stabswache konnte hier natürlich nicht von römischen Bürgern gegeben werden, deshalb begleiteten den Reiterobersten singulares unter einem optio; Leute desselben Schlages wie die Hüter des Statthalters.

Als stellvertretender Legionsführer mußte der senatorische Tribun mit der breiten Biese, laticlavius, auch seine Amtsstube haben, von der aus gleichzeitig die Stabswache des Statthalters verwaltet wurde. Da die Abkommandierung von Detachements der Legion, die sogenannten

Vexillationen, nicht zu den Seltenheiten gehörte, geht man wohl nicht fehl, wenn man in dem cornicularius nebst beneficiarius diejenigen Männer sieht, die sofort zum Stabe der neugebildeten Vexillationen überzutreten hatten, weil sie eingearbeitete Beamte waren.

Aus dem Fehlen eines strator erkennt man, daß der laticlavius nicht zur Generalität gehörte.

„Nun wird es gemischt!" meinte unser Führer und ließ uns in das officium des praefectus castrorum eintreten. Wir sagten schon, daß dieser bereits in der Verwaltung aufging. Unsres Centurio kurze Charakteristik der jenem unterstellten bunten Schar traf zu. Im Bureau herrschte das Rechnungswesen vor und wurden von jenem aus verwaltet: das Lazarett, valetudinarium, das Zeughaus oder armamentarium, und die Werkstätten, fabrica. Den cornicularius umgaben deshalb auch zahlreiche Schreiber, mehrere immunes und fünf Applikanten, discentes. Bedenkt man, daß von diesem Stabe aus alle Verwaltungschargen vom Lazarettfeldwebel bis zum Pfleger der Lageruhr ressortierten, wird man die Besetzung dieses officium nicht zu reichlich finden.

Mit weniger, vielleicht war aber auch das noch zu reichlich, mußte der tribunus angusticlavius auskommen. Hier tat es ein beneficiarius und ein secutor oder ein Kawasse.

Wenn schließlich auch dem tribunus sexmestris ein commentariensis und ein beneficiarius zur Verfügung standen, so zeigt namentlich der erstere der beiden, daß dieser Tribun vom Statthalter in Zivilsachen beschäftigt wurde.

Dankerfüllt können wir unsern gut orientierten Führer entlassen; officiales, die Anspruch auf Beachtung erheben dürfen, hat er uns nicht vorenthalten. Ein Frontrapport für Kaiser Hadrian wird unsrer Aufzählung der Unteroffiziere in den höheren Stäben nicht unähnlich gewesen sein.

Was aber führte den Herrscher nach Mainz?

Von Trajan erst auf dessen Sterbebett zum Nachfolger bestimmt, war Hadrian vor vier Jahren zur Regierung gelangt.

Bisher nur als comes im Armeegeneralstabe geduldet und hier mit Abfassung aller offiziellen Reden und Ansprachen für den kaiserlichen Herrn beschäftigt, verstand es der Erbe und Thronfolger Trajans, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Kräfte seines Staates durch zweckmäßige Verwaltungsmaßregeln neu zu beleben und zu steigern. Was ihm in militärischer Hinsicht fehlte, suchte er durch ernstes Studium der überlieferten und bewährten Grundsätze seiner vorbildlichen Vorgänger wieder einzubringen. Das Ergebnis dieser gründlichen Arbeit war die bis in die konstantinische Zeit nachwirkende Disciplina Romana.

Der Dienst bei der Garde, von Hadrian in allen Einzelheiten peinlich geregelt, wurde Richtschnur für alle Legionen. Ungehörige Selbständigkeiten schnell zu erfahren und abzutun, dazu wurden eben jene schon erwähnten Aufpasser geschaffen. Aber auch diese Vorsichtsmaßregeln gegen zentrifugale Tendenzen genügten noch nicht. Selbst zog Hadrian aus, um mit eignen Augen zu prüfen, ob nach seinen Intentionen gearbeitet werde. In Obergermanien sollten die neuen Vorschriften zuerst erprobt werden. Der Garnison Mainz stand also eine gründliche Besichtigung bevor.

Für Mainz, denke ich, wird die Sache mit einer feierlichen Kulthandlung begonnen haben. Hadrian hatte nämlich, um seinen Dienstvorschriften in den Augen der Soldaten die richtige Weihe zu geben, die Disciplina Romana zur Göttin erhoben. Ihr galt sein Erscheinen bei der Legion in Mainz, in ihrem Zeichen sollten die nächsten Tage stehen. Was lag da näher, als daß dies der Truppe durch ein feierliches Opfer für die neueste Göttin zu Gemüte geführt wurde?

Hieran wird sich vermutlich eine feierliche Parade angeschlossen haben.

Da aber zu allen Zeiten der militärische Grundsatz gegolten hat, daß jeder Besichtigungstag auch ein Tag der Übung sein soll, wird das Fest sicher dienstlich mit einem kleinen Manöver, außerdienstlich mit einer gemeinschaftlichen Mahlzeit abgeschlossen haben.

Diesem Programm gemäß stand die Garnison frühmorgens außerhalb des Lagers auf dem Exerzierplatze vor den Campestres, dem Heiligtum der Götter des Exerzierplatzes, denen sich die Disciplina hatte beigesellen müssen, bereit. Diese sollte heute von allen erstmalig in Hadrians Beisein verehrt werden.

Dazu hatte die Legion eine derartige Aufstellung genommen, daß sie in sich dicht aufgeschlossen und ohne Zwischenräume drei Seiten eines großen Karrees einnahm und die Front dem in der vierten Seite liegenden Heiligtume zugekehrt hatte. Fahnen, Generale und Stabsoffiziere waren vorgezogen und standen beiderseits vor dem Eingang zur Kultstätte. Die zu Pferde gebliebene Legionsreiterei und die Turmen der ala hielten hinter den letzten Gliedern der Infanterie und umrahmten das Ganze.

Nach dem Erscheinen des von seinen comites und dem Statthalter begleiteten Kaisers und nach Entgegennahme der Meldungen des Legionslegaten und des Reiterobersten bestieg Hadrian eine zu dem Zwecke besonders errichtete Rednertribüne. Zunächst der Versammlung seinen kaiserlichen Gruß entbietend, wies er hierauf in wohlgesetzter Rede, die ihm kein comes vorbereitet haben dürfte, auf die Bedeutung der nur von ihm genügend zu interpretierenden Feier hin.

Nachdem Hadrian die Tribüne verlassen hatte und diese durch schnell hinzuspringende Arbeiter des praefectus castrorum geräuschlos beseitigt war, wurde das Opfer für die Disciplina Romana vollzogen. Hierbei mag manches Hauptmanns oder Rittmeisters Gebet zu dieser Göttin um gutes Abschneiden bei dem neuen Herrn emporgestiegen sein. Die Inhaber beider Chargen waren ja stets für alles verantwortlich, und wenn auch die Kritik sich meist zunächst an den Legaten oder die Tribunen hielt, sie, die „Mädchen für alles", wußten schon, wohin hinterdrein alles abgeladen werden würde. Nur die vitis in ihrer Hand vermochte darüber Auskunft zu erteilen, daß es auch noch andere Sündenböcke gebe.

Nach Erledigung der ersten Nummer des Programms schwenkte die ala auf Zeichen ab und verschwand, in Galopp fallend, in Richtung auf die entlegenste Platzecke, woselbst man sie absitzen sah. Die Legion aber gewann unter Führung des laticlavius — der Legat war beim Kaiser zur Empfangnahme weiterer Befehle zurückgeblieben — den dem Heiligtum gerade gegenüberliegenden Platzrand, wo sie sich in einem Treffen formiert, Kohorten nebeneinander, Legionsreiterei auf linkem Flügel, aufstellte und ihren Kommandeur erwartete. Dieser ließ bei seiner Rückkehr noch die Glieder öffnen und erwartete derartig den Monarchen.

Die sonst so beliebte Phalanx war das ja nun nicht, denn diese zeigte die Legion in zwei Treffen. Im ersten befanden sich die Kohorten dicht nebeneinander, ohne Zwischenräume, mit acht Gliedern Tiefe. Glied 1 bis 4 führte pila, 5 bis 8 lanceae. Verfügte man über Auxilia, bildeten deren Bogenschützen ein 9. Glied. Zurückgehalten im zweiten Treffen standen ein oder mehrere Kohorten, die als besonders zuverlässig galten, in Reserve. Auf den Flügeln und im Rücken deckte Reiterei die den Griechen entlehnte Formation. Die Sieger hatten also die Taktik der Besiegten angenommen! Der neue Herr hatte für heute auf die Phalanx verzichtet, er wollte seinen Leuten zum ersten Male sich deutlich zeigen und ihnen allen in das Auge sehen können. Langsam durchschritt er deshalb die Reihen, um hier und da auffallend Dekorierte durch Ansprachen auszeichnen zu können. Ob unter diesen Geehrten ein Mann wie L. Siccius Dentatus war, der einst in hundertundzwanzig Schlachten 22 hastae purae, 25 phalerae, 83 torques, 160 armillae und 26 coronae für persönliche Tapferkeit erworben hatte, vermag ich nicht zu sagen.

Nach dem Abschreiten aller Legionsglieder erteilte der Kaiser den Befehl, den Platz schnell zu räumen und im Lager wegzutreten. Vom strator auf das bereitgehaltene Paraderoß gehoben, zog Hadrian bedächtig hinüber zu der ala, die sich gleichfalls, Turmen nebeneinander, in geöffneten Gliedern bereithielt. Ebenso gewissenhaft wie jeder Legionar betrachtet worden war, ebenso durchdringend richtete sich des Kaisers

Auge auf den einzelnen Reiter, dessen Bewaffnung und Pferd, indem er im Schritt die langen glänzenden Reihen durchzog.

Darauf schlossen die Schwadronen die Glieder und zeigten zunächst einzeln die vorgeschriebenen Schulbewegungen, um dann, zum Regimente vereinigt, einige recht schwierige Paradeevolutionen auszuführen. Dem Kaiser genügte das jedoch noch nicht, er verlangte noch von einigen namentlich befohlenen Rittmeistern die Vorführung der besonders der Einübung empfohlenen Kampfesweisen der Parther, Armenier, Sarmaten und Kelten. Den Schluß bildeten die Kunststücke der von ihren Decurionen als beste Wurfspieß- und Bogenschützen vorgezogenen Reiter, die der Kaiser besonders belohnte.

In bester Stimmung wandte Hadrian sein Roß der Villa des Standlagers, seinem Absteigequartiere, zu.

Im Lager aber hatten mittlerweile fleißige Hauptleute, um ihr Gewissen und die neue Göttin zu beruhigen, an ihre Leute die letzte Feile gelegt, sich dann aber zu den Kameraden begeben, die leichteren Sinnes, aber ebenso ehrerbietig vor dem kaiserlichen Quartiere zum Empfange des Monarchen versammelt standen.

Der herbeieilende praefectus castrorum teilte diesen Herren soeben mit, daß Hadrian vor dem Essen noch ein Bad nehmen werde, was allen Sandalenträgern sehr einleuchtete.

Endlich nahte der Kaiser, ließ sich vor der Villa vom strator wieder vom Pferde helfen, begrüßte die Versammelten flüchtig und folgte dann dem vorantretenden Präfekten in das nebenanliegende Bad, wo ihn der herbeieilende capsarius dienstfertig in Empfang nahm.

Der uns schon bekannte princeps aber, ad quem in legione prope omnia quae ordinanda sunt, pertinent, umkreiste wie ein flüchtiger Hühnerhund sämtliche Präfurnien des Badegebäudes, damit die Heizersklaven die Wärme da drinnen ja auf gleicher Höhe hielten.

Sichtlich erfrischt erschien der Monarch nach einiger Zeit wieder unter seinen Offizieren, um mit ihnen nun den Tag bei Tische zu beschließen.

Wer von den zur cena in praetorio befohlenen Herren ergiebige Tafelfreuden erwartet haben sollte, dürfte arg enttäuscht gewesen sein, denn Hadrian hatte ausdrücklich auf größter Einfachheit bestanden und alle anderen Vorschläge abgelehnt.

Auf dem Heimwege soll denn auch ein alter Hauptmann einem seiner vertrauten Kameraden erzählt haben, daß es anno 69 unter Vitellius in Cöln doch höher zugegangen sein müsse. Sein Großvater habe ihm die damalige reich besetzte Tafel, zu der die Leckerbissen sogar aus Rom und auf Wagen angefahren worden seien, nie laut und begeistert genug rühmen können. Was ihn selbst anlange, so wisse man

ja, daß er nicht für Schlemmerei zu haben sei, heute dagegen sei es ihm vorgekommen, als ob der neue Herr jedem Tischteilnehmer den einzelnen Bissen zugezählt habe, und müsse man sich nur wundern, daß die Mahlzeit nicht gleich mit der Mahnung „contenti estote — Begnügt Euch mit Eurem Kommißbrote!" eröffnet worden sei. Der Begleiter soll dieser höchst lästerlichen Kritik nicht nur beigestimmt, sondern hinzugefügt haben, daß er einen Ritter zum anderen habe sagen hören: „während des Essens sei nur Kommiß gedroschen worden, den Trumpf aber hätte Hadrian dem Legaten gegenüber mit den Worten ausgespielt: »Der morgende Tag gehört meiner Infanterie allein!«" »Quod deus bene vertat!« seufzte der alte Hauptmann und beide Kameraden suchten gedankenschwer ihr Lager auf.

Jener Rittersmann hatte ganz recht gehört, nur blieb es nicht bei dem einen Tage. Am folgenden Morgen erteilte der Herrscher zunächst seinem frumentarius eine Privataudienz. Da der Spion besonderes nicht zu melden hatte, war er bald entlassen, um dem ehemaligen Gardisten aus Rom Platz zu machen. Mit diesem besprach der Kaiser die ihm eingereichten Beschäftigungspläne der Kompagnien. Man ersah aus ihnen, daß die Rekruten, tirones, zweimal täglich im Detail exerzierten, die caligati aber stets nur vormittags, da sie die zweite Tageshälfte, soweit Wach- und Arbeitsdienst es zuließen, turnen, schießen oder schwimmen mußten. Während erstere mit dem Formalen und dem Waffengebrauch bekannt gemacht wurden, durfte die ältere Mannschaft gegenseitigen Felddienst, decursio, oder wöchentlich drei Feldmärsche machen. Hierbei waren unter vollem Gepäck teils marschierend, teils laufend 30 km zu leisten. Dieses Vergnügen hieß ambulatio, war aber sehr nötig, da stets Teile der Legion alarmbereit sein mußten, um den Auxilia sofort zu Hilfe eilen zu können. Auch hielt der praefectus fabrum mit besonders dazu befehligten Leuten unter Assistenz von Technikern öfters Artillerieübungen ab, wobei die Belagerungsapparate spielten.

Der Artilleriekommandeur ist uns bislang noch nicht vorgestellt; er gehörte zu den tres militiae equestris, war also ritterbürtig und ehemaliger primus pilus beim Stabe, der eine Auxiliarkohorte kommandiert hatte. Als praefectus fabrum war er etwa ein Jahr lang tätig, dann rückte er der Regel nach zum Legionstribunen auf.

Aus den beiliegenden Frontrapporten ergab sich, daß nicht alle Kompagnien im Lager standen. Unter Zurücklassung der Rekrutentrupps in Mainz besserten mehrere am Wegenetze der Wetterau und im Neckargebiete, andere brannten in den Hofheimer Öfen Kalk oder hielten die Heddernheimer Töpfereien im Betriebe.

Hiergegen hatte Hadrian um so weniger einzuwenden, als auch er der Ansicht war, daß bei langer Dienstzeit im Frieden nichts besser

militärischen Exzessen vorbeuge als angestrengte Tätigkeit, die Abwechslung in den einförmigen Lager-, Wach- und Exerzierdienst brachte. Schon Augustus hatte die Beiziehung der Legionare zu öffentlichen Bauten begünstigt und nur deren Verwendung zu Privatzwecken verboten. Der jetzige Herr dachte daran nichts zu ändern.

Seiner Vorliebe für den „kleinen Dienst" nachgebend, begab sich Hadrian mit dem evocatus zunächst zu den Rekruten und wohnte mit sichtlichem Behagen deren Kämpfen gegen den Pfahl — tamquam contra adversarium — bei, gegen den ja auch heute noch auf den „kleinen" Reitbahnen gehauen und gestochen wird. Bei dieser Gelegenheit wollte der Kaiser sehen, ob die Leute verte certare, d. h. mit den hölzernen Stangen, den Fechtgewehren und Lanzen, umgehen könnten. Hier liebte es Hadrian, sich persönlich zu zeigen und es den Rekruten vorzumachen. Bei 59 Rekrutentrupps verging dann schnell die Zeit, die für diesen Dienstzweig ausgeworfen worden war. Wer sorgte nun dafür, daß rechtzeitig abgebrochen wurde? Adjutanten gab es ja bei der Besichtigung auch damals in Hülle und Fülle, wer von ihnen aber hätte sich des Besitzes einer alles regulierenden Taschenuhr rühmen dürfen! Hier wird wohl der horologiarius haben aushelfen müssen; sein rechtzeitiges Auftauchen im Hintergrunde wird dem diensttuenden comes angedeutet haben, wieviel es geschlagen hat.

Für die mit den älteren Leuten vorzunehmende decursio hatte sicher der Kaiser die Lage geschaffen. Vermutlich fochten bei diesem Scheinmanöver der Legat gegen den laticlavius, oder es wurden zwei angusticlavii gegeneinander losgelassen; die Standesunterschiede sind jedenfalls berücksichtigt worden. Bei dem Verteidiger dürften die Fähigkeiten im Feldpionierdienste hierbei geprüft worden sein. Geschenkt hat Hadrian der Legion sicher nichts. Auch der Schießdienst bei Infanterie und Artillerie wird einen Besichtigungstag gekostet haben. Ob es Preise gesetzt hat, weiß ich nicht. Besonders gute Werfer des pilum oder treffsichere Richtkanoniere werden jedenfalls nicht unbeachtet geblieben sein.

Erst wenn alle Dienstzweige und der Ausbildungsstand in ihnen durchgenommen und gesehen, werden die Exerzierplatzfreuden ein Ende gefunden haben, um auch diejenigen der comites zum Worte kommen zu lassen, denen die Buchprüfung bei allen dem praefectus castrorum unterstellten Anstalten aufgetragen gewesen war.

Das Ende der Mainzer Garnisonbesichtigung muß die Schlußkritik gewesen sein. Ob sie ebenso ehrenvoll ausgefallen sein wird, wie jene dem Legaten Catullinus in Lambäsis sieben Jahre später erteilte, möge dahingestellt bleiben. Wer sich für letztere interessiert, kann sie in Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst" nachlesen. Auch hier sprachen die Steine und W. Möller brachte das, was sie erzählten, in moderne Formen.

Wenn schließlich, als man unter sich war, Legionslegat und Reiteroberst den beiderseitigen Offizieren gegenüber aus ihrem Herzen auch keine Mördergrube gemacht haben werden, konnte die Garnison wieder zur Tagesordnung übergehen.

Der Kaiser aber verließ Mainz noch nicht. Seine Aufmerksamkeit mußte sich nunmehr anderen Dingen zuwenden, insofern jetzt Verwaltungsfragen seiner Entscheidung bedurften. Hatte ihm doch sein Statthalter gelegentlich angedeutet, daß jenseits des Rheines schwere Reibungen zwischen Zivil- und Militärbehörden beständen, die nur der Herrscher selbst beseitigen könne. Diesem Appell gedachte Hadrian jetzt zu entsprechen.

---

## II. Hadrian bei seinem Statthalter von Obergermanien.

Für heute hatte sich der Kaiser bei seinem Statthalter angesagt, dieser aber das tabularium principis, in dem gewöhnlich Befehlsausgabe für den Lagerdienst stattzufinden pflegte, als geeignetsten Raum für die Zusammenkunft bestimmt. Nun galt es, das verstaubte Lokal schleunigst in einen Sitzungssaal umzuwandeln. Glücklicherweise stellte sich vor demselben der tribunus sexmestris zur rechten Zeit ein; er fand die optiones, deren Arbeitsraum das Tabularium eigentlich war, in heller Verzweiflung; sie fürchteten nicht fertig zu werden. Kurz entschlossen holte der Tribun die eigenen Offizialen zur Hilfsaktion herbei und stellte diese — ohne Ansehen der Person — mit zur Arbeit an. Viribus unitis gelang es, das Archiv zum Konferenzsaal zu machen.

Genannter Tribun hatte nämlich auch ein Interesse daran, daß alles glatt ging. Ihm war vom Statthalter befohlen, an der Hand der großen, auf einer Marmortafel der einen Archivwand eingegrabenen Darstellung von Obergermanien dem Kaiser die historische Entwicklung der Provinz auf dem rechten Rhein-Ufer vorzutragen. Nicht ohne Grund hatte der Auftragsteller vorausgesetzt, daß der neue Herr in Niederpannonien und Syrien Bescheid wissen möge, mit den Verhältnissen am Rhein aber kaum vertraut sein dürfte. Wenn der Oberst dem Kaiser das „Ehemals" in großen Zügen vorgeführt haben werde, wolle er, der Statthalter, das „Jetzt" persönlich zu erörtern übernehmen.

Pünktlich nahte Hadrian dem Zentralbau, an dessen Eingang der legatus Augusti pro praetore nebst seinem Stabsoffizier sich zum Empfange bereitgestellt hatten. Im Gefolge des Herrschers wurden auch der Legionslegat und dessen Adlatus bemerkt.

Ohne weitere Förmlichkeiten betrat man das Tabularium, aus dem noch in letzter Sekunde ein dienstbarer Geist mit großem Putzlappen

entwich, um erwartungsvoll vor der Marmorwand mit der Karte (vgl. Skizze 1) Platz zu nehmen.

Der zum Beginn des Vortrages aufgeforderte tribunus sexmestris führte hierauf folgendes aus:

„Unsre Garnison Mainz verdankt ihre Entstehung dem Bedürfnisse, Gallien von seinen Grenzen aus in Gehorsam zu halten. Operationsbasis für Angriffsstöße in das mittlere Germanien hinein wurde sie erst später.

Der Rhein und drüben in Rätien die Donau bildeten bis zu den Flaviern die Reichsgrenze, jenseits welcher die germanischen Stämme noch unruhig hin und her zogen. Größere Landstrecken lagen dort infolge dieser Barbarengewohnheit überhaupt verödet da. Nur zwischen Taunus und Main, auf dem Glacis von Mainz, hatten unsere Auxilia schon seit etwa 40 n. Chr. Erdwerke bei Castel, Wiesbaden, Hofheim, Höchst und Heddernheim dauernd im Besitze. Davon aber waren Hofheim und Wiesbaden während der Regierungszeit der drei Kaiser Galba, Otho und Vitellius, also zwischen 68 und 69 n. Chr., vorübergehend von bis Mainz vorstoßenden Germanen dem Erdboden gleichgemacht worden. Von allen Seiten herbeieilende Vexillationen aus anderen Provinzen mußten hier erst wieder Ordnung schaffen und die Störenfriede zum Rückzuge zwingen.

Als dann Vespasian die seit Nero zerrütteten Reichsfinanzen wieder in das Gleichgewicht zu bringen bestrebt war, begannen die durch zu drückende Abgaben empfindlich getroffenen linksrheinischen Kolonisten sich dieser Belastung durch Abzug auf die Ödländereien des rechten Stromufers zu entziehen. Diese homines levissimi, Abenteurer mit leichtem Gepäck, ließen sich in den von den Helvetern geräumten Schwarzwaldgebieten nieder und dehnten sich in der Folge bis zum unteren Neckar aus.

Ob von diesen sich doch wohl nicht recht sicher fühlenden Pionieren gerufen, oder ob die bewaffnete Macht aus anderen Gründen über den Rhein nachkam, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß Vespasian auch vor Straßburg ein dem Mainzer ähnliches Glacis schuf.

Nun hatten aber die Jahre 69 und 70 gelehrt, daß die obergermanischen Truppen viel zu viel Zeit brauchten, wenn sie Rätien über Basel Hilfe bringen sollten, deshalb wurden von Mainz und Straßburg aus direkte Verbindungen mit Augsburg angelegt. Die Straße von Mainz führte von Groß-Gerau über Cannstatt nach Urspring und bei Faimingen über die Donau; die von Straßburg stieg durch das Kinzig-Tal über den Schwarzwald und führte über Rottweil, Tuttlingen weiter auf das rechte Donau-Ufer und schließlich auch nach Augsburg.

Zur Sicherung dieser Verbindungswege wurden mit Auxilia belegte Erdschanzen im südlichen Baden und am oberen Neckar errichtet.

Diese seit den 80er Jahren im Gebrauch stehenden Etappenlinien führten den Namen limites, eine Bezeichnung, welche erst später auf die längs der Grenze laufenden ursprünglichen Patrouillenwege übertragen und beschränkt wurde.

Den fast unbewohnten Odenwald ließ man zunächst offen; erst unter Domitian entstanden die kleinen Erdwerke der sogenannten Mümling-Linie, welche bei Wörth auf den Main traf. Auch an letzterem erhoben sich Kohortenlager, die nach Kesselstadt hinüber den Anschluß vermittelten.

In der Wetterau und Mainebene aber, in welch' letzterer Hofheim und Wiesbaden schon durch Vespasian wieder verteidigungsfähig gemacht worden waren, begann unter Domitian eine rege Bautätigkeit. Nicht weniger als fünf Legionen und die Vexillationen aller vier Legionen aus Britannien waren aufgeboten worden, um die fruchtbare Wetterau durch wehrhafte Schanzen für das Reich dauernd sicherzustellen. Angesichts dieser Machtentfaltung hatten unsre Freunde, die Chatten, die Ebene vermutlich nicht mehr halten zu können geglaubt und sich freiwillig ihres herrlichen Besitzes begeben. Fortab saßen sie in den Taunuswaldungen in den Ringschanzen und warteten auf bessere Zeiten.

Der Kaiser seinerseits aber traute dem Landfrieden doch nicht recht. An Stelle der den Waldbewohnern unheimlich nahen alten »Weinstraße«, die von Heddernheim nach der Senkung zwischen Vogelsberg und Taunus zog, ließ er eine plötzlichen Überfällen weniger ausgesetzte Heerstraße durch die Mitte der Wetterau anlegen, die über Okarben und Friedberg nach Butzbach führte und von dort aus Anschluß an die Weserstraße nach Thüringen nahm.

Während dieser Bauten fanden die dazu kommandierten Legionare in großen Erdwerken Unterkunft. Von diesen aus wurden dann nach den Taunushöhen hinauf Stichstraßen vorgetrieben, auf welchen man dem Gegner im eigenen Neste zu Leibe ging, indem man Feldwachen vorschob, die sich ihrerseits wieder in kleinere Erdwerke eingruben. Die Besatzungen derselben suchten auf Patrouillenwegen längs der Grenze, den neuen limites, untereinander Verbindung auf und errichteten an diesen Pfaden Holztürme, von denen aus sie sich untereinander durch Signale verständigen konnten. So vermochte man z. B. von einem auf dem Hofheimer Kapellenberge befindlichen Holzturme aus die aus der Wetterau kommenden Meldungen sofort nach Mainz hinüber zu signalisieren.

Hand in Hand mit dem Wegebau in der Wetterau ging die Errichtung von neuen Schanzen aus Erde und Holz für die Auxiliarkohorten. Mit dem Schwerte an der Seite und dem pilum sowie scutum in

Greifnähe schuf der brave munifex für seine Kameraden zweiter Klasse, bei den Auxilia, leidlich widerstandsfähige und selbständige Kastelle.

Erst nach Fertigstellung dieser Zwingburgen wurden die Legionen wieder über den Rhein zurückgezogen und die Vexillationen nach Hause oder anderwärts hingeführt. Die zurückbleibenden Auxilia aber hatten mit Einebnung der überflüssig gewordenen Erdlager der Legionare zu tun; von jetzt ab übernahmen sie allein den Wachdienst in den Schanzen und auf den Türmen der limites. Die Mainzer konnten ja bei drohender Gefahr auf den neuen Straßen und der jetzt zwischen Mainz und Castel bestehenden Holzjochbrücke auf steinernen Pfeilern schnell herbeieilen und Hilfe bringen.

Auch nordwestlich vom Taunus, also rheinabwärts, war gearbeitet worden. Dort entstanden die Erdwerke von Marienfels am Mühlbache. Das Neuwieder Becken aber mit den Kastellen Bendorf und Heddesdorf soll erst später, vermutlich unter Trajan, zum Reiche geschlagen worden sein.

Alle Anlagen aus Domitians Zeit verdankten ihren Ursprung lediglich dem jeweiligen Bedarfe. Die Frage: »Woher ist der Feind zu erwarten?« hatte bei ihrer Gründung den Ausschlag gegeben.

Vier Hauptanmarschwege pflegten die Barbaren erfahrungsmäßig bei ihren Vorstößen einzuhalten.

Vom oberen Main her brachen sie entweder über Würzburg, Osterburken gegen Neckarburken, oder über den Spessart in Richtung Aschaffenburg vor. Hier trafen sie, aus dem Elsawa-Tale heraustretend, auf die Kohortenlager Obernburg, Niedernberg, Stockstadt und Seligenstadt; dort am Neckar bereiteten ihnen jene von Gundelsheim, Wimpfen und das vorgeschobene Neckarburken an der Elz Aufenthalt.

Die kleinen Odenwaldschanzen der Mümling-Linie sperrten die Lücke zwischen Neckar und Main und deckten den Heerstraßenteil Groß-Gerau —Neuenheim bei Heidelberg gegen etwa von der Masse abgeblätterte Teile, die durch den Odenwald gestreift waren, dort nichts gefunden hatten und sich nun nach lohnenderen Gegenden umsahen.

Ein nicht minder beliebter Weg führte die Deutschen (wie noch heutigestags), zwischen Hoher Rhön und Vogelsberg hindurch hinab ins Kinzig-Tal und durch dieses an den Main. Bevor Domitians Werke bestanden, wehrte erst Heddernheim an der Nidda dem Weiterzuge. Dieses mußte aber nicht nur gegen Osten, sondern auch gegen Norden auf der Hut sein, da die zwischen Vogelsberg und Taunus in die Wetterau tretende Weserstraße der dritte, auch heute noch beliebte, Weg der aus Thüringen kommenden Germanen war.

Heddernheim, dessen zunehmende Bedeutung Höchst stark verdunkelt hatte, war durch seine Lage ein sehr fester Platz, seine Umgehung machten

die versumpften Wiesen des Urselbaches, die vom Taunus bis zu der damals noch wasserreicheren Nidda reichten, unmöglich. Nur bei großer Überlegenheit und unter Opfern an Zeit und Leuten war der Ort zu nehmen. Erzwangen die Deutschen trotzdem den Übergang, mußten sie bei Hofheim abermals auf Widerstand stoßen. War auch dieser gebrochen, so bedrohte Wiesbaden noch in der rechten Flanke den Weitermarsch auf Mainz. Die eigentliche Aufgabe dieses von den badelustigen Römern geschätzten Platzes bestand jedoch in der Abwehr etwa vom Taunus herunterprellender Schwärme, welchen die verlockende Rhein—Main-Ebene gesperrt werden mußte. Das halbwegs von Wiesbaden nach dem Zugmantel vorgeschobene kleine und sehr alte Werk „Heidenkringen", etwa $1^1/_2$ km nordwestlich der Platte und nördlich vom Eichelberg, beherbergte wahrscheinlich eine von Wiesbaden gegen die Limburger Chatten sichernde Feldwache oder diente — wie andere wollen — als Marschunterkunft für in das Chattenland entsendete Streifkolonnen der Mainzer Legion.

Durch Domitians Neuanlagen in der Wetterau rückten alle die besprochenen Orte in das hinterste Treffen. Jetzt übernahmen Kesselstadt, Heldenbergen, Okarben, Friedberg, Langenhain und Arnsburg, die beiden letztgenannten Werke vielleicht etwas später als die andern, die Verteidigung der Wetterau und bildeten die Fortsetzung des Systems nördlich vom Main.

Unter diesen Plätzen bewachte Okarben die Schlucht von Köppern, Langenhain die von Usingen her eintretende Straße und Arnsburg sperrte den Zutritt für aus dem Vogelsberg herabsteigende Barbaren. Das in der Mitte dieser drei Schanzen liegende Friedberg, an sich schon stark von Natur, besaß Raum für mehr als eine Kohorte, wird also das Kastell gewesen sein, von dem die drei vorgenannten Werke die nächste Unterstützung erfahren konnten. Andererseits stellte Okarben wieder für Friedberg und die nördlicher gelegenen Orte die Verbindung mit Mainz sicher. Wenn hier der Legat aber einen Teil der Legion stets für Osten bereithalten mußte, dürfte er auch für Hilferufe aus dem Gebiete zwischen Lahn, Wisper und Mühlbach ein aufmerksames Ohr gehabt haben müssen.

Wie stand es mit der vierten Einfallsrichtung der Germanen, welche eben jene zuletzt genannte Gegend von Gießen her traf?

Die Karte lehrt, daß Mainz zu dem nur von Marienfels gedeckten Abschnitte Wisper—Lahn eine Flankenstellung einnahm. Man war deshalb sparsam gewesen und hatte sich mit den Erdschanzen bei genanntem Orte begnügt. Von Gießen aus, südlich der Lahn, führte nämlich keine Straße nach dem Rheine, die für starke Heerhaufen benutzbar gewesen wäre, weil dort die Täler der Flüßchen Weil, Ems, Wörs und Aar hätten überquert werden müssen. Würde aber der eine oder der andere

vereinzelte Chattenstamm, der in jener schwierigen Gegend, also zwischen Taunus und Lahn, hauste, sich bis zum Rheine haben vorarbeiten wollen, hätte er erst mit der Besatzung von Marienfels abrechnen müssen. Dabei konnte es diesem Angreifer geschehen, daß er von genanntem Werke frontal beschäftigt wurde, um in der linken Flanke durch eine Mainzer Vexillation aus der Linie Nieder-Walluf—Wiesbaden angefallen zu werden. Letztere hatte etwa 30 km von Mainz aus zurückzulegen. Widerstand Marienfels auch nur einen Tag dem barbarischen Ansturm, war das Schicksal des unvorsichtigen Stammes am folgenden Morgen besiegelt.

Anders verhielt es sich im Lahn-Tale und nördlich desselben. Dort führten von Osten her nach Coblenz und Neuwied sehr alte Straßen auf den Rhein und nach dem jenseits dicht herantretenden Gallien. Hier wäre Sparsamkeit ein Fehler gewesen. Ein drei oder mehrere Tage auf sich allein angewiesenes einzelnes Werk hätte dem Sturm feindlicher Massen nimmermehr längeren Widerstand zu leisten und den Rheinübergang zu wehren vermocht. Aus Mainz konnte man höchstens am vierten Tage nach dem Hilferufe Unterstützung erwarten. Während dessen war vielleicht der bedrohte Platz gefallen und das linke Rhein-Ufer von den Barbaren bereits abgestraft worden. Diese Erwägungen mögen später zur Erwerbung des Neuwieder Beckens durch Trajan geführt haben und die Ursache zur Errichtung mehrerer Befestigungen gewesen sein. Da man nun der Wegeverhältnisse halber von Mainz aus nur westlich des Rheines zu schlagen vermochte, brauchten die anzulegenden Werke nicht weitab vom Strome, dessen Überschreitung sie hindern sollten, zu liegen. Es handelte sich hier lediglich darum, die auf den Rhein mündenden Völkerstraßen durch Niederberg und Heddesdorf zu sperren; Bendorf, das zwischen beiden lag, konnte beiderseits helfend eingreifen. Die drei Plätze entstanden so, wie sie die Erfahrung nötig machte, also nicht gleichzeitig, sondern von Fall zu Fall. Bendorf ist das älteste Werk, Niederberg wurde etwa 100 n. Chr. errichtet.

Auch auf dieser Front fanden sich, auf die vorgelagerten Höhenzüge vorgeschoben, Feldwachen, die gegen Osten sicherten und ihre Wahrnehmungen von den Holztürmen am Patronillenwege nach den Kastellen hinab signalisieren mußten.

Domitians System zeigt die Tiefengliederung. In vorderster Linie die Feldwachen, dahinter Auxilia mit gegenseitiger Unterstützung zum Hinhalten des Kampfes, bis die in letzter Linie liegende schwere Legionsinfanterie an entscheidender Stelle oder auch an mehreren Orten zugleich, aber nach einheitlichem Plane, eintraf und durch die angesetzte Offensive vernichtend wirkte.

Wenn trotzdem das Jahr 88 n. Chr. dem gesichert scheinenden

neuen Koloniallande abermals verheerende Germanenstürme brachte, darf das nicht dem System zur Last gelegt werden. Nur weil damals in Mainz keine Legionen verfügbar — der revoltierende Saturninus verwendete sie gegen die kaisertreuen Legionen Niedergermaniens und hatte die Germanen für seine verbrecherischen Pläne selbst in das Land gerufen — konnte das Unglück geschehen. Auch nach Herstellung der Ordnung in Mainz herrschte in der Provinz noch Unruhe, da die gerufenen Barbaren nicht wieder abziehen wollten. Erst 92 n. Chr. hat der Legat Norbanus den Frieden wiederhergestellt. Lange kann er jedoch nicht gedauert haben, da 97 n. Chr. Nerva und sein Mitregent Trajan den Beinamen Germanicus angenommen haben.

Viel von Domitians Schöpfungen war zwar durch diese fortgesetzten Kämpfe wieder zugrunde gerichtet worden; wenn sich die Römer trotzdem auf rechtsrheinischem Boden behaupten konnten, so verdanken sie dies eben jenen Anlagen Domitians.

Hätten die Germanen sich nicht stets, dem auf das rote Tuch losstürzenden Stiere vergleichbar, bei Verwüstung der Kastelle und Ansiedlungen aufgehalten, sondern ihre Siege ernsthaft ausgenützt und gründlichst nachgestoßen, so wären wir vielleicht heute nicht mehr in Mainz! Unsere Gegner hatten aber diese Kunst bereits unter dem Cherusker nicht auszuüben verstanden; ihrer Unbelehrbarkeit danken sie die fernere Knechtschaft, soweit unsere Waffen reichen.

Kaiser Trajan baute nun die zerstörten Werke wieder auf, scheint sie sogar vermehrt zu haben, denn Ober-Florstadt am Zusammenflusse von Nidda und Horloff soll aus jener Zeit stammen, ordnete in Rätien umfangreiche Grenzverschiebungen an, erweiterte das bisherige Straßennetz und schlug wie gesagt das Neuwieder Becken zum Reiche. Außerdem aber setzte er sich mit den benachbarten Hermunduren gütlich auseinander und gewann somit die nördlich der Donau hausenden Barbaren dem Reiche zu Freunden.

Für das Ersatzwesen unserer Legionen erließ dieser Herrscher durchaus neue Bestimmungen. Fortan erhalten wir die Rekruten nicht mehr aus Italien, sondern heben auch für die Bürgertruppen in den Provinzen aus. Die in letzteren befindlichen Italiker aber oder die mit Bürgerrecht beschenkten Neurömer sind von jetzt ab nicht mehr vom Heeresdienste befreit.

Diese Maßregeln sowie die gänzliche Auflassung des ehemaligen rätischen Legionslagers von Windisch, am Zusammenflusse von Aar und Reuß in der Schweiz, zeigen klar und deutlich, daß Trajan die Verhältnisse bei uns in Obergermanien und dort in Rätien nicht mehr als bedrohlich aufgefaßt hat, sondern den lange erstrebten Frieden mit den Germanen für gekommen erachtete. Daß diese Auffassung die zutreffende

gewesen ist, bewies die Tatsache, daß sowohl die Mainzer als auch die Straßburger ihre Bestände durch Detachierungen und Vexillationen nach den entferntesten Provinzen ruhig schwächen durften, ohne daß die sonst übliche sofortige Quittung darauf durch die lauernden Germanen in Gestalt erneuter Einbrüche und Vorstöße erfolgt wäre.

Die Lehren, die der verewigte Kaiser den Germanen erteilt hat, beginnen Früchte zu tragen. Die Achtung und Furcht der Barbaren vor unseren im Hintergrunde stets marschbereiten Legionen scheinen einen langen Frieden in Aussicht zu stellen. Je länger dieser Zustand dauert, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Barbaren mit ihm endlich abfinden werden!"

Soweit der tribunus sexmestris.

Der Kaiser hatte während des Vortrages Verhältnisse und Vorgänge auf der Karte genau verfolgt. Ein Punkt schien ihm noch der Aufklärung bedürftig. Deshalb erkundigte er sich beim Statthalter nach den Mitteln, durch die an der südöstlichsten Ecke der Provinz die Verbindung mit Rätien sichergestellt werde.

Der Statthalter meldete hierauf folgendes: „Kaiser Trajan hatte die rätische Grenze von der Brenz bis Rems vorschieben lassen, dadurch blieben die mit Köngen am Neckar gleichzeitig errichteten flavischen Befestigungen von Urspring, mit obergermanischer Besatzung, Heidenheim und Faimingen, mit rätischen Truppen, zu weit ab vom neuen Limes. Um dem abzuhelfen, wurde dicht an letzterem das Kastell Aalen gebaut. Die ala II Flavia pia fidelis miliaria aus Heidenheim kam dahin in Garnison. Dieses starke Regiment in nächster Nähe unserer Grenze gestattete meinem Vorgänger, die bisherige Besatzung von Köngen, eine cohors quingenaria equitata, daselbst ohne weitere Verstärkung zu belassen, zumal Urspring im zweiten Treffen noch von uns besetzt blieb und die Verhältnisse ringsumher sich friedlich angelassen hatten. Ich selbst habe nichts daran geändert, da die Verbindung Cannstatt—Urspring—Augsburg, von welcher die Strecke Cannstatt—Urspring—Faimingen als der alte ursprüngliche Limes gilt, bis jetzt noch nicht gestört wurde."

Gleichzeitig überreichte der Sprecher dem Kaiser den Stärkerapport für die Kohorte mit niedrigem Etat in Köngen. Ein früherer primus pilus aus Straßburg kommandierte daselbst. Die Zusammensetzung seines officium zeigte eine kleine Abweichung von der Regel, indem hier ein Stabstrompeter und ein mensor, vielleicht als Garnisonbauinspektor, auf der Liste standen.

Die Etatsfrage hatte übrigens dem kaiserlichen Gefolge Veranlassung zu lebhaften Erörterungen gegeben. Ein besonders konfuser, aber desto streitbarer Herr unter ihnen verwechselte unaufhörlich die verschieden starken Kohorten miteinander, wodurch er bei seinen Kameraden lebhafte

Gegenrede hervorrief. Dem aufmerksamen Ohre Hadrians war dies nicht entgangen. Erfreut, hier belehrend eingreifen zu können, wendete sich der Monarch seinem Stabe zu und setzte ihm die Auxiliarformationen wie folgt auseinander:

Man habe zu unterscheiden:

| | | |
|---|---|---|
| cohors quingenaria peditata | mit | 480 Mann in 6 Centurien |
| „ miliaria „ | „ | 960 „ „ 10 „ |
| „ quingenaria equitata | „ | 120 Reitern in 4 Schwadronen u. 360 Fußsoldaten in 6 Centurien |
| „ miliaria „ | „ | 240 Reitern in 8 Schwadronen u. 760 Fußsoldaten in 10 Centurien |
| ala equitum quingenaria | „ | 480 Reitern in 16 Schwadronen |
| „ „ miliaria | „ | 960 „ „ 24 „ |

Hierbei, meinte der Kaiser, hätten die Beinamen der Kohorten gar keine Bedeutung mehr. Es wolle Hispanorum, Treverorum, Aquitanorum oder Biturigum usw. gar nichts mehr besagen. Diese Zusätze gäben lediglich an, wo einst die ersten Rekruten hergekommen seien. Zurzeit aber hätten sich die Nationalitäten in den Kohorten so vermischt, daß sich aus deren Beinamen die Herkunft der in ihnen Dienenden nicht mehr bestimmen lasse. Die cohortes Italicae civium Romanorum wären hierfür das treffendste Beispiel; dort befänden sich statt der dem Namen nach zu vermutenden italischen Freiwilligen in der Hauptsache nur noch Peregrine.

Nach dieser Abschweifung befahl der Kaiser, der Statthalter möge nunmehr Vortrag über die von ihm schon angedeuteten Differenzen zwischen Militär- und Zivilbehörden in der Main-Ebene halten.

Daraufhin führte dieser nachstehendes aus:

„Die Gründe für die entstandenen Schwierigkeiten sind in der ganzen Entwicklung der von den Ansiedlern bevorzugten Ortschaften in der Main-Ebene zu suchen. Ursprünglich durften sich im Umkreise der Befestigungswerke jenseits des Rheines nur baumlose Wiesen, prata, aber keine bürgerlichen Niederlassungen befinden. Diese strenge Rayonbeschränkung geriet während der friedlichen Zeiten nach und nach in Vergessenheit. Bequemlichkeitsbedürfnisse in den Lagern gaben den Anlaß zur Duldung von canabae auf der dem Feinde abgekehrten Front, da deren leichte Holzbauten erforderlichenfalls schnell niedergebrannt werden konnten. Marketender, Händler, fahrendes Volk und Hetären bildeten die ersten Bewohner dieser Buden unter dem Namen der canabenses. Von der Duldung zur Anerkennung dieses Zustandes ging man durch Befehligung eines Waibels über. Ein Centurio des benachbarten Kastells übernahm die Aufsicht über diese Sorte römischer

Bürger. So entwickelten sich allmählich aus den Buden Lagerdörfer, in denen sich bald sogar Veteranen und Soldatenfamilien niederließen. Aus dem Aufsichtscenturio wurde ein ständiger curator veteranorum civium Romanorum.

Noch war dieser von der Kommandobehörde des Kastells angestellt und abhängig. Bald aber hatten sich die Dinge so weit entwickelt, daß an Stelle des Kurators eine von der Gemeinde selbst gewählte Ortsbehörde, magistri, treten und der novus vicus über seine inneren Angelegenheiten selbständig beschließen konnte. Unter der väterlichen Leitung des Ortsgeistlichen und des Ortspolizisten entstanden aus den ehemaligen Buden Wiesbadens der Hauptort einer Gaugemeinde und aus denen von Heddernheim der novus vicus der civitas Taunensium.

Diesen autonomen Gemeinden wurde ihr Gewand sehr bald zu eng. Wohinaus sie sich auszudehnen versuchten, überall stießen sie auf Widerspruch des praefectus cohortis oder alae. Diese Kommandeure glaubten auch jetzt noch in die Selbstverwaltung mit hineinreden zu dürfen, weil die Gemeinden einmal ihre Existenz überhaupt der Truppe verdankten, sodann weil die Übergriffe der bürgerlichen Behörden das dienstliche Interesse der Besatzungen nicht berücksichtigten. So waren denn unaufhörliche Reibungen zwischen Militär- und Zivilgewalt die Folge. Die Akten »Aquae Mattiacae contra praefectum cohortis II Raetorum civ. Rom.« und »Nida contra praefectum alae Scubulorum« beginnen im Archive beängstigend viel Platz zu beanspruchen.

Ich habe natürlich die beiden betreffenden Offiziere wiederholt zum Berichte aufgefordert gehabt, finde aber stets, daß sie ihr Verhalten durch Hinweis auf Gefährdung der Sturmfreiheit der ihnen anvertrauten Plätze rechtfertigen können. Auch die unter meinem Tribunen über den Rhein gesendete Kommission zur Untersuchung an Ort und Stelle erklärte sich außerstande, Vorschläge zur Abhilfe machen zu können. Sie berichtete über ihre Reise, daß die beiderseitigen Beschwerden so tief in den Verhältnissen begründet seien, daß eigentlich jede der Parteien von ihrem Standpunkte aus im Recht wäre." — Der tribunus sexmestris begleitete diesen letzten Teil der Ausführungen durch wiederholtes, zustimmendes Kopfnicken. — „Unter diesen Umständen", schloß der Statthalter, „habe ich eine Entscheidung bis zur Ankunft meines kaiserlichen Herrn aussetzen zu müssen geglaubt und bitte nun um die Befehle von Eurer Majestät."

Wer Hadrians Mienenspiel während dieser Rede beobachtet hatte, konnte bei Erwähnung von Bequemlichkeitsgelüsten der Lagerbesatzungen ein Stirnrunzeln des Herrschers bemerkt haben. Das war es ja, wogegen er grundsätzlich gekämpft wissen wollte! Größte Einfachheit sollte

herrschen! Nur sie vermochte den Geist altrömischer Offensive zu erhalten und die Widerstandskraft zu beleben. Hing das Herz der Soldaten erst an verfeinerten Lebensbedürfnissen, war es mit dem, was Rom an den ersten Platz der ganzen Welt gerückt hatte, auf immer vorbei. Nicht auf panis et circenses, lediglich auf salutant morituri kam es an. So ging es keinesfalls weiter.

Diese und ähnliche Gedanken schossen dem scheinbar ruhig zuhörenden Kaiser während des weiteren Vortrages durch den Kopf und als der Statthalter an des Monarchen Entscheidung appellierte, war dessen Entschluß bereits gefaßt. Hadrian gab ihm — vielleicht beeinflußt von Gedanken an sein Verhältnis zu der Gattin Sabina — folgende Fassung:

„In dieser Ehe zwischen den praefecti und magistri scheint, wie im Leben zuweilen wohl auch, kein Teil seinen Standpunkt aufgeben zu können. Leider fehlt aber dem Bunde hier jegliches versöhnende Moment, das sonst Kompromisse ermöglicht. Ich finde deshalb keinen anderen Ausweg, um den Konflikt aus dem Wege zu schaffen, als daß die Truppe nachgibt und weicht!"

Wenn aber alle Kastelle der Main-Ebene und Wetterau aufgelassen wurden, wo blieben dann die Kohorten? Sie waren trotz des Friedens doch nicht zu entbehren! Wer sollte denn ferner die offenen Grenzen schützen? Diese und ähnliche Fragen schien der Kaiser von den Gesichtern seiner Umgebung ablesen zu sollen. Sofortige Klarstellung der Angelegenheit war um so mehr am Platze als ja die kaiserliche Weiterreise nach Britannien sich nicht hinausschieben ließ.

Unter diesen Umständen mußte Hadrian auch auf zeitraubende Erkundungen an Ort und Stelle verzichten. Sinnend schweifte des Kaisers Blick hinüber über den Rhein nach der soviel Mühe bereitenden Main-Ebene. Da bot sich ihm zur Linken die hohe Taunuswand vom Altkönig bis zum Zugmantel! „Dort oben könnten die Auxilia Einfachheit lernen! Dort sind keine Kasernen, sollen auch keine hinkommen! In Hütten und Zelten mögen die Herdgemeinschaften unter ihrem decanus sich um die Feuerstellen lagern und Wind und Wetter trotzen lernen! Dort oben werden die Soldaten schon wieder genügsame Krieger werden!" Je mehr sich der Herrscher in diese Ideen hineindachte, desto mehr Gefallen fand er daran. Anfangs mit ihnen spielend, kam er schließlich zu dem Entschlusse, den Grenzschutz auf jene sperrenden Höhen, also bis an die Reichsgrenze selbst, vorzuschieben. Damit aber war der Anfang zu dem Schema gemacht!

Da Hadrian nur allgemeine Gesichtspunkte aufstellen konnte, ohne je das in Frage stehende Gelände mit eigenen Augen gesehen zu haben, beeilte er sich, dem Statthalter seine Ansichten, die bei Anlage der neuen Kastelle berücksichtigt werden sollten, in kurzen Sätzen zu entwickeln.

Grundsätzlich mußten die neuen Befestigungen aus Holz und Stein von allen Seiten zugängig sein, an einer in das Ausland führenden Hauptstraße liegen und untereinander etwa 8 km Abstand halten, damit die Besatzungen sich innerhalb eines halben Tages Hilfe bringen könnten. Natürlich sollte Trinkwasser in der nächsten Nähe sein. Die Dislozierung der Truppen in die neue Linie werde teilweise so erfolgen müssen, daß die Kohorten künftig dort ihre neuen Lager bezögen, wo bisher die zugehörigen Feldwachen gestanden hatten.

Außerdem befahl der Herrscher, daß die gesamte Grenze dort, wo sie nicht etwa durch Wasserläufe gebildet würde, mit einem fortlaufenden Palisadenzaune zu versehen sei. Diese Sperre dürfe nur an Hauptwegen von scharf zu überwachenden Durchlässen unterbrochen werden. Es komme darauf an, fortan das Reich auch vor Störungen der geringsten Art zu bewahren, damit der friedliche Ansiedler sich ohne Lebensgefahr bis zu den letzten Grenzsteinen ausdehnen könne.

Der Kaiser hatte sich durch Eingehen auf diese Einzelheiten für seine neue Idee derartig erwärmt, daß er erst jetzt aus dem fragenden Blicke seines Statthalters erkannte, daß diesem doch nicht alles an der Sache spruchreif zu sein schien. „Hatten Sie noch Zweifel, Exzellenz?“ apostrophierte Hadrian deshalb ziemlich scharf den clarissimus vir. Dieser, innerlich erfreut, daß die beständigen Zänkereien da drüben nun mit einem Schlage zu Ende und er Ruhe haben sollte, erlaubte sich nur die kurze Meldung, daß er die vom Monarchen getroffene Entscheidung nur mit ehrfurchtsvollem Danke begrüßen könne, er bitte aber „ebenmäßig“ um die Genehmigung, im Bedarfsfalle bei seinen Nachbarn Verstärkung beantragen zu dürfen, falls die eigenen Kräfte für die neue Kordonstellung in Obergermanien nicht ausreichen sollten.

Wenngleich sich der Kaiser der Berechtigung dieser Bitte nicht zu verschließen vermochte, so wußte er doch aus Erfahrung, daß jene Nachbarn sich zur Abgabe von Vexillationen aus ihrem Befehlsbereiche höchst ungern bequemten, da sie diese Entsendungen meist nie wieder sahen. Fehlte nun des fern weilenden Kaisers Autorität, war von den Requisitionen des Statthalters bei seinesgleichen wenig zu erwarten, zumal ja Gefahr gar nicht im Verzuge war. Hadrian erklärte deshalb kategorisch: „Obergermanien hilft sich selbst!“ Man habe den Gemeinden und Ansiedlern guten Willen gezeigt und werde ihretwegen sogar die Truppen dislozieren, jetzt müßten auch jene ein Opfer bringen, handle es sich doch um ihre eigene persönliche Sicherheit. Es werde das Beste sein, wenn man, nach genauer Bedarfsberechnung, aus den Grenzbewohnern selbst Hilfsabteilungen bilde. Diese — hier fiel zuerst der Ausdruck numeri — würden billiger zu haben sein als etwa requirierte Auxilia, brauchten in Friedenszeiten nur einen Teil ihrer Leute unter Waffen zu halten

und könnten damit, unter Anschluß an das nächste Kohortenkastell, etwaige Lücken in der ihnen benachbarten Grenze schließen. Im Kriegsfalle aber wären die Bewohner der überfallenen Grenzstrecke doch so wie so gezwungen, Haus und Hof zeitweilig zu verlassen; diese Heimatlosen könne man dann zu größeren, geschlossenen Körpern vereinigen und den Kohorten unterstellen, wie diese den Legionen zugeordnet seien. Selbst zwangsweise angesiedelte Unterworfene, dediticii, die dicht an der Grenze säßen, würden brav fechten, sobald der feindliche Nachbar den ihnen zugeteilten Boden bedrohe oder verwüste. Die Erfahrung sei doch gemacht, daß diese Art Kolonisten nach und nach mit Grund und Boden verwüchsen, Interesse an der bearbeiteten Scholle gewännen und selbst stammverwandte Eindringlinge mit blutigen Köpfen heimgeschickt hätten. Unkenntnis der römischen Dienstsprache solle man nicht zum Vorwand nehmen, um diese neue Art Krieger abzulehnen. Auf den Etat dieser Abteilungen brauche weder ein tesserarius, noch ein tubicen gesetzt zu werden. Angesehene Leute aus der Mitte dieser Menschen könne man zu Anführern bestellen und ihnen die landesüblichen Waffen belassen, in deren Führung sie gutes leisteten. Im Verein mit den Auxilia würden auch diese Neuformationen zu verwenden sein. Was sei übrigens zurzeit von außen her anders zu befürchten als hier und da räuberische Einbrüche benachbarter kleiner Diebesbanden! Deren Verfahren kenne man ja allmählich und könne sich darauf einrichten, um ihnen den Rückzug zu verlegen und am Palisadenzaune die Beute wieder abzujagen. Dazu und zu etwaigen Kundschafterdiensten wären gerade die Leute jener numeri, wegen ihrer Bekanntschaft mit den Grenzverhältnissen, besonders geeignet.

Paßten die Wächter auf den noch zu vermehrenden Wachtürmen auf und täten die Patrouillen am Limes ihre Schuldigkeit, könne von auswärts kein Mensch mehr unbemerkt das Reich betreten, größerer Schaden sei also von jetzt ab ausgeschlossen.

„Übrigens", schloß Hadrian, „wird der Bau der Palisadenwand und der neuen Kastelle meinen Soldaten für längere Zeit heilsame Beschäftigung bieten. Dabei möchte ich an Corbulo unter Kaiser Claudius zu erinnern nicht unterlassen. Sie wissen, er befahl, einen Mann, den er ohne »umgehangen« beim Bau einer Brustwehr angetroffen hatte, hinzurichten. Ich hoffe, daß diese erzieherische Maßregel bei dem jetzigen Ersatze nicht abermals nötig werden möchte!"

Staunend war die Versammlung den kaiserlichen Ausführungen gefolgt. Das Gehörte bedeutete ein fertiges neues System.

Hadrian selbst bezeichnete es als für den großen Krieg nicht geeignet, dazu fehlte der geplanten Kordonstellung Widerstandskraft und unmittelbarer Rückhalt. Ein einheitlicher, planmäßiger Vorstoß an mehreren

Stellen gleichzeitig durch die Germanen hätte die überall zu Hilfe gerufenen Legionen, ohne daß sie rechtzeitig erscheinen konnten, zu Tode hetzen müssen. Sollten aber die Deutschen plötzlich einheitlich handeln gelernt haben? Schon der Gedanke schien einem Römer lächerlich. Jedenfalls konnte man es darauf ruhig ankommen lassen.

So waren es in der Tat lediglich administrative Rücksichten, die den als groß gepriesenen Verwaltungsmann dazu führten, aus seinen Soldaten eine Grenzpolizeitruppe zu machen. Daß die Strafe dafür erst längere Zeit nachher erfolgte, dankte Rom dem Respekte der Barbaren vor den weit rückwärts stehenden Legionen, deren Taten als alte römische Bürgertruppe noch lange nachwirkten. Die Deutschen waren noch nicht dahinter gekommen, daß die ihnen in die Augen fallende straffe Zucht, Genügsamkeit und Abhärtung der Krieger Hadrians lediglich für die Defensive und nicht für rücksichtslose, unaufhaltsame Offensive berechnet waren, sie hätten sonst kopfschüttelnd fragen müssen, weshalb man sich so anstrenge, wenn man sich nur auf die Verteidigung herabstimme.

Stunden waren über dieser Besprechung dahingegangen. Inzwischen hatten sich im kaiserlichen Hauptquartiere eintreffende frumentarii bei Hadrian melden lassen. Ohne Not pflegte er diese Leute nicht warten zu lassen. Der Kaiser wünschte die Sitzung aufzuheben. Indessen quälten ihn Zweifel, ob der Statthalter auch alles richtig erfaßt haben möge. Sollte auch der Herrscher diesmal seiner Gewohnheit untreu werden und anderen überlassen, was nur von ihm selbst gut auszuführen war? Da leuchtete es kurz in seinem Antlitz auf. Der Ausweg war gefunden!

Um jeden etwaigen Eindruck von Unentschlossenheit zu verwischen, befahl der Kaiser kurz und rasch: „Der Statthalter und sein Tribun sowie meine beiden Generale Septicius und Suetonius verbleiben hier, die übrigen Herren sind entlassen, mein Stab erwartet mich zum Vortrag in der Villa!"

Nachdem hinter dem letzten des Schwarms die Tür geschlossen war, ließ sich Hadrian vom Statthalter die allgemeinen Direktiven für die Neuanlagen wiederholen. Befriedigt wurde festgestellt, daß Mißverständnisse nicht vorlägen. Hierauf wies der Kaiser die beiden genannten comites dem Statthalter zu und befahl der somit gebildeten Kommission den unverzüglichen Beginn der Vorarbeiten. Sei die Sache spruchreif, solle sie ihm durch den frumentarius, welchen er hierfür zurücklasse und der stets auf dem laufenden zu erhalten wäre, nach Britannien eiligst zur Genehmigung nachgebracht werden. Habe er letztere erteilt, müsse sofort und mit allen Kräften an das Werk gegangen werden.

Hierauf verließ auch der Kaiser das Konferenzzimmer, um sich nach

seinem Quartiere zurückzubegeben. Die neugebildete Kommission aber verschwand im officium des Statthalters zu ernster Vorbesprechung. Das Tabularium jedoch füllte sich wieder mit Caligaten, die sich über den Zweck der Konferenz in den gewagtesten Kombinationen ergingen.

Anderen Tages verließ Hadrian, barhäuptig, wie er gekommen, die Provinz, um seine Reise nach Britannien fortzusetzen. Wir trennen uns von ihm. Auch die Kommission begleiten wir nicht bei ihren Arbeiten. Nur deren Resultat, wie es schließlich des Monarchen Billigung gefunden hatte, interessiert uns. Es bedeutete den Anfang vom Ende der römischen Herrschaft auf rechtsrheinischem Boden.

Mit den neugeschaffenen numeri hielten abermals Barbaren ihren Einzug in das früher so exklusive Heer. Ohne Kenntnis römischer Taktik und nach der Sitte derjenigen Gegend leicht bewaffnet, in der sie beheimatet waren, traten diese Krieger dritter Klasse zu den Auxiliarkohorten in das gleiche Verhältnis, wie es seither zwischen diesen und den Legionen bestanden hatte. Die cohortes auxiliares aber stiegen im Preise, sie näherten sich im Werte den Legionen und avancierten zu schwerer Infanterie.

Die numeri gliederten sich in pedites und equites, die von einem praepositus kommandiert wurden, der den Centurionen der Auxilia entstammte. Die Kommandosprache bewegte sich in einer der Herkunft der Mannschaften entsprechenden Mundart, infolgedessen fielen auch die Signale der Disciplina Romana weg. Natürlich fanden sich auch optiones, vexillarii und signiferi und bei den halbwilden Reitern sesquiplicarii vor. Als Fahnen sehen wir hier auch Tierbilder auf Postamenten an Fahnenstöcken, deren Schuh, cuspes, in den charakteristischen Dreizack auslief. Ein officium praepositi gab es zunächst nicht. Erst Anfang 200 n. Chr., wo sich alle Unterschiede zu verwischen begannen, erschien ein solches mit dem üblichen cornicularius, actarius und librarius. Vorläufig aber behalf man sich mit Unteroffizieren, die vorübergehend als Schreiber, Futtermeister und Reitlehrer anher kommandiert wurden.

Die ständige Vertretung eines numerus erfolgte durch die zum Stabe desselben kommandierten Unteroffiziere und Stammannschaften. In dem nachhadrianischen Numeruskastell Walldürn lagen z. B. exploratores Stu . . . . et II. Brittones gentiles et officiales Brittonum et dediticiorum Alexandrianorum. Danach muß dort ein nettes Völkergemisch durch die betreffenden Kader vertreten worden sein.

Daß die Aufstellung der numeri nicht im Handumdrehen erfolgt sein wird, liegt auf der Hand. Wo in der neuen Grenzverteidigungslinie zwischen den Kohortenkastellen Lücken durch Numeruskastelle geschlossen werden mußten, ohne daß die Leute dafür bereits vorhanden

gewesen wären, half man sich durch ein Kommando aus einem nicht zu entfernten Kohortenkastell. So stellte z. B. Niederberg, gegenüber Coblenz, einstweilen aus cohors VII Raetorum so lange eine von einem Centurio der VIII. Legion geführte Vexillation, bis in Ems ein selbständiger Numerus auftreten konnte.

Hadrians Anordnungen hatten auch eine gründliche Korrektur der Karte auf der uns bekannten marmorgetäfelten Archivwand zur Folge gehabt. Besonders das Gelände nördlich des Main bot ein ganz anderes Bild als zur Zeit der geschilderten Sitzung. (Vgl. Skizze 2.)

Wiesbaden, Hofheim, Heddernheim, Kesselstadt, Okarben, Heldenbergen und Friedberg waren nur durch die Signatur für offene Orte gekennzeichnet. Bei Kesselstadt führte neben der bisherigen Furt eine Brücke auf das linke Main-Ufer, die mit den dort gelegenen Kohortenkastellen die Verbindung herstellte. Bei Groß-Krotzenburg aber begann eine noch Norden gerichtete, fortlaufende Palisadenwand, die sich, Kinzig, Nidder und Nidda überquerend, bis Trais—Horloff fortsetzte, um dort nach Überschreitung der oberen Horloff nordwestlich abzubiegen. In dieser neuen Richtung zog sich die Sperre über die Wetter bis nördlich von Grüningen, woselbst sie, den alten Wartturm umziehend, scharf nach Südwest zurück wendete und westlich Butzbach den Taunus erreichte. Auf diesem hinziehend, knickte sie in Höhe von Pfaffenwiesbach nach Südwest ein, um vom Feldberge bis Kemel direkt westlich weiterzulaufen. Von da bis Ems geht es nordwestlich fort über Arzbach, Sayn, Ober-Bieber nach Rheinbrohl an den Rhein gegenüber der durch den Vinxtbach gebildeten Grenze von Niedergermanien. (Vgl. Generalstabskarte 1 : 100 000 Sektionen Hanau, Büdingen, Friedberg, Gießen, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Boppard, Coblenz, Altenkirchen, Bonn.)

Längs der Palisadenwand waren in ziemlich regelmäßigen Abständen voneinander die neuen Kastelle aus Holz und Stein eingetragen. Man konnte ihre Bestimmung teilweise sofort von der Karte ablesen.

Groß-Krotzenburg deckte die jenseits des Flusses gelegene wichtige Straße Kesselstadt—Seligenstadt und war das Bindeglied zwischen den Kohortenkastellen südlich des Main und dem die alte Kinzigtal-Straße sperrenden Rückingen. Etwa 7 km hinter diesem lag außerdem die des Schutzes bedürftige Mainbrücke von Kesselstadt. Marköbel am Krebsbache, zwischen Kinzig und Nidder, leitete hinüber nach Altenstadt an letztgenanntem Flüßchen selbst. Auf jenes folgte Ober-Florstadt an der Nidda und Echzell an der wilden Horloff. Hier treffen wir übrigens alte Bekannte. Die ala Scubulorum aus Heddernheim war hierher versetzt worden. Die Eigenschaft als reine Reitertruppe hatte ihr die Bekanntschaft mit den zugigen Taunushöhen erspart. Auf die Wichtigkeit

von Echzell deutete auch die dort verzeichnete Gendarmeriestation des beneficiarius consularis hin.

Zwischen Arnsburg an der Wetter, das die dortige Brücke und eine vom Vogelsberge kommende Straße sperrte, lag am oberen Horloff-laufe Inheiden, ein kleines Numeruskastell. Es scheint räumlich sehr beschränkt gewesen zu sein und den Artgenossen Hestrich, Kemel, Pohl und Hunzel auf dem Taunus geähnelt zu haben. Trotzdem besaß das kleine Werk die vier Tore der Normalkastelle.

Arnsburg, welches slavischen Ursprungs sein soll, war jetzt in Holz und Stein ausgebaut und muß, solange die Existenz eines Kastells bei Grüningen nicht einwandfrei festgestellt ist, als das nördlichste Werk der Wetterau angesehen werden. Erst 10 km südwestlich davon — der große Zwischenraum berechtigt eben zu der Annahme eines Werkes bei Grüningen — liegt die „Hunneburg" bei Butzbach an der Weserstraße. Militärische Rücksichten können bei Anlage dieses befestigten Platzes nicht den Ausschlag gegeben haben, denn es wurde von dem dicht herantretenden, bewaldeten Taunusausläufer, dem Heidelbeer-Berg, stark überhöht.

Das Gegenteil kann man von dem etwa 7 km südlich liegenden Langenhain sagen. Daß es aus slavischer Zeit stammt, also nach militärischen Gesichtspunkten errichtet wurde, erkennt der Besucher sofort an Ort und Stelle, wenngleich die Dorfbewohner dafür sorgten, daß die Spuren des einstigen Kastells möglichst gründlich beseitigt wurden. Dieses bewachte den Eintritt der Usa in die Wetterau und schützte diese vor den begehrlichen Chatten-Nachbarn der Usinger Umgegend.

Südlich der Usa, in deren Wiesengrund der mindestens 100 Jahre später angelegte sogenannte Pfahlgraben restlos aufgegangen ist, folgt, abgesehen von zwei kleineren Werken, die Kapersburg. Die hadrianische Herkunft läßt sich schon aus der Lage am Westhange des Saukopfes westlich Ober-Rosbach erkennen.

Ob das Einfallstor der Chatten, die Köpperner Schlucht, schon eine hadrianische Sperre in Gestalt eines Numeruswerkes bei der Lochmühle besaß, weiß ich nicht; ich folgere es aber aus der Auflassung von Okarben, das der bisherige Wächter dieses wichtigen Geländeeinschnittes war. Vermutlich hat ein Kommando von der Saalburg hier gestanden.

Diese selbst war wieder guten Bekannten von uns zum Aufenthalte zugewiesen worden. Die cohors II Raetorum civ. Rom. hatte es aus Wiesbaden hierhergeweht. Ein schöner Tausch!

Diese Beispiele mögen genügen, zumal die meisten der nun in der langen Kette folgenden Befestigungen untergeordnete Bedeutung besaßen und in der Hauptsache durch Numeri besetzt gewesen sind.

Die Lage dieser zwischen der Saalburg und Hönningen am Rheine festgestellten Schanzen ergibt sich aus Skizze 2. Dazu bemerke ich nur noch, daß die Entstehungszeiten der einzelnen Werke keineswegs genau feststellbar waren und man nur von einigen unter ihnen behaupten kann, daß sie unbedingt von Hadrian oder irgendeinem seiner Nachfolger stammen. Diese Unsicherheit ist aber für uns und das einmal angenommene Kordonsystem bedeutungslos, denn alle nachhadrianischen Anlagen am Limes kann man als Ausbesserungen oder Verstärkungen bereits vorhandener Befestigungen bezeichnen, die den alleinigen Zweck haben, die Grenzkasernen für Barbaren so verteidigungsfähig wie möglich, das heißt uneinnehmbar zu machen.

Wenig in die Augen fallende Veränderungen zeigte die Karte südlich des unteren Mains. Fast nichts hatte sich an der durch Main und Neckar gedeckten Grenzstrecke verschoben, nur die trockene Grenze zwischen beiden Flüssen, von Wörth bis Neckarburken zeigte jetzt die Palisadensignatur. Die hinter dieser liegenden Odenwaldkastelle waren als aus Holz und Erde aufgeführte Schanzen gekennzeichnet, da der Ausbau in Stein erst unter Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, begann. Seckmauern aber, das frühere Kastell, war als offener Ort eingezeichnet, also in frühhadrianischer Zeit geräumt worden, da es durch die Errichtung von Wörth seine Bedeutung verloren hatte.

Eigentümlich ist es, daß die räumlich beschränkten Werke der Odenwaldlinie insofern von der Schablone abwichen, als sie nur drei Tore besaßen. Diese Ausnahme von der Regel überboten in Rätien zwei kleine Schanzen; diese hatten sogar nur zwei Eingänge.

Hinter dem Neckar aber bestanden Gundelsheim und die übrigen uns bekannten Plätze bis Köngen als Kastelle fort, auch Urspring trug noch die Signatur der Befestigungen.

Dies war im großen ganzen das neue Bild, das die Karte gegen Ende der Regierungszeit Hadrians bot.

Die strategisch wichtigsten, rechtsrheinischen Plätze des Binnenlandes in den Händen der Gaugemeinden! Kein Römer hat es je gewagt, jene diesen zu entreißen, dieser Gewaltakt mußte den Germanen überlassen werden.

An den bisher offenen Grenzen die fortlaufende Palisadenwand. Dahinter Steintürme und feste Grenzkasernen für die barbarische Polizeitruppe. Weit hinten die provinzialisierten Legionen.

Noch schützten diese Grenze und Grenzer; würde das in Zeiten der Not genügen?

---



# III. Wie es kam.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Hadrians Übergang zu passivem Widerstande die Bürgschaften für die Sicherheit des rechtsrheinischen Besitzes die schwächere Form angenommen hatten. Trotzdem darf man den später eintretenden Verlust der flavischen Erwerbungen dem Kordonsystem allein nicht zur Last legen. Das Schuldkonto weist noch Mitschuldige auf.

Gräben, Palisaden, Türme und Mauern sind doch lediglich Mittel zum Zweck, ihr Wert wird erst durch diejenigen bestimmt, die zu ihrer Verteidigung berufen sind.

An Zahl freilich nahmen diese letzteren ständig zu; wuchsen damit aber auch jene kriegerischen Tugenden, von denen die Leistungsfähigkeit des Soldaten abhängt? Hielt sich das führende Offizierkorps auf der alten Höhe, erfreute es sich fortgesetzt des unbestrittenen Ansehens und fand es auch fernerhin bei der Mannschaft den stummen Gehorsam von einst?

Und welcher Art waren die Männer, denen Hadrian in seinen straff disziplinierten Truppen das wirksamste Mittel zu einer Roms Übergewicht für alle Zeiten sicherstellenden Politik hinterlassen hatte?

Waren jene Mehrer des Reiches und Vertreter des Reichsgedankens? Diese Fragen zeigen, wo die Mitschuldigen am Verluste zu suchen sind.

Als die zu zuchtlosen Milizsoldaten degradierten ehemaligen Krieger den aus ihrer Mitte hervorgegangenen Offizieren Achtung und Gehorsam aufzusagen begannen, als den von jener Soldateska auf den Thron gebrachten Kaisern von diesen ihren Wählern zur Wiederherstellung von Zucht und Ordnung weder Mittel noch Zeit zugestanden wurden, da halfen gegen angriffslustige Barbaren auch Mauern und Gräben nicht mehr.

Das rechtsrheinische Obergermanien und das nördlich der Donau gelegene Rätien mußten dereinst das gleiche Schicksal teilen.

Will man die ganze Tragik des hereinbrechenden Unheiles kennen lernen, darf man sich nicht damit begnügen, die Mitschuldigen einzeln zu vernehmen. Noch gaben Rom und die dort Herrschenden den Ton an, und wenn auch schließlich die Provinzen das Übergewicht der Italiker zu beseitigen vermochten, der Thron selbst wechselte seinen Platz nicht. Er bildete aber das Epizentrum, von dem aus die Stoßwirkungen, die dieses erzittern gemacht hatten, sich bis in die fernsten Grenzwinkel der Provinzen fortpflanzten und dort destruktive Wirkungen auslösten.

Ich halte mich deshalb bei den folgenden Darlegungen an die chronologische Reihenfolge der Höchsten unter den Angeklagten, soweit sie für uns in Frage kommen, und beginne sofort mit Hadrians Nachfolger.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß schon unter Trajan das kriegerische Fühlen und Denken, der alte Römergeist, im herrschenden Volke bedenklich abgenommen hatte. Italiker und Westprovinzler wurden in den Unteroffizierkorps bereits selten, weshalb ja Hadrian darauf hielt, daß seine Offiziere wenigstens in der Hauptsache Römer waren. Aber auch dieser Grundsatz wurde nicht mehr streng aufrechterhalten, seit der weichmütige Antoninus Pius es für angezeigt gehalten hatte, seines Vorgängers weise Ansichten über Zucht und Ordnung im Heere durch Duldung von allerlei Disziplinwidrigkeiten und Nachsicht mit dem Einreißen unkriegerischer Lebensbequemlichkeiten zu desavouieren.

Nicht ohne Grund haben die erleichtert aufatmenden Soldaten diesem „Gütigen" in den unter ihm bereits bequemer umgebauten Lagern Denkmäler ihrer Erkenntlichkeit errichtet. Der schroffe Wechsel von streng und mild in der Kommandoführung mußte natürlich auch den Bau der Disciplina Romana lockern. So will es fast selbstverständlich erscheinen, daß die vom Vorgänger kaum geschaffenen numeri, die von ihrer Tüchtigkeit des Friedens halber Proben noch nicht hatten geben können, zwar noch keine officia, aber doch eine den Auxilia gleichberechtigte Stellung erhielten. Ja, wenn man bedenkt, daß die südlich des Mains liegenden numeri aus Briten bestanden, die eben erst als dediticii von England nach Deutschland verpflanzt wurden und in ihrer Gesinnung als noch völlig unzuverlässig gelten mußten, wird man diese Maßregel zum mindesten als eine verfrühte bezeichnen dürfen. Vorsichtigerweise — doch dies wird vermutlich von dem betreffenden Statthalter mehr praktisch als gütig veranlaßt worden sein — hatten diese neu hinzutretenden Kameraden bei Neckarburken ihr Lager so aufzuschlagen, daß es von der dort liegenden cohors III Aquitan. equit. leicht übersehen und im Zaum gehalten werden konnte. Und damit diese strafversetzten Leute nicht etwa neue Aufstandsgelüste, bei zu viel freier Zeit zum Überdenken ihrer Lage, bekommen möchten, wurden sie mit der Errichtung von Steintürmen an der Mümling-Linie zweckmäßig unterhalten. Die Brittones Triputienses haben der Nachwelt diese ihre Tätigkeit in mehreren Steindokumenten selbst gemeldet.

Diese Briten blieben nun in dem ihnen zugewiesenen Gebiete auch dann noch wohnen, als etwa 148 n. Chr. Antoninus Pius die Grenze Obergermaniens vom Mümling und Neckar aus in die Linie Miltenberg—Walldürn—Haghof bei Welzheim vorschob, woselbst sie Anschluß an die rätische Grenze fand. Eine schnurgerade, 80 km lange Palisadenwand mit neuen, dicht dahinterliegenden Kastellen, welche von den bisher

am Neckar untergebracht gewesenen Kohorten bezogen wurden, bildete den neuen, rücksichtslos querfeldein laufenden Limes. (Vgl. Skizze 3.)

Wir hören nichts davon, daß diese Grenzerweiterung die Folge siegreicher Kämpfe gewesen wäre. Diese lediglich aus Verwaltungsrücksichten erfolgte Vorschiebung der Palisaden scheint durchaus friedlich vor sich gegangen zu sein.

Von diesem Zeitpunkte an wechseln übrigens die Grenzkastelle ihre Garnisonen bis zum Abzuge der Römer auf das linke Rhein- bzw. rechte Donau-Ufer nicht mehr.

Auch drüben in Rätien erlitt die Trace des Limes keine wesentliche Verschiebung weiter. Massive Kastelle bilden von jetzt ab auch dort die Regel. Auffällig aber bleibt es, trotz der von manchen als Grund angegebenen Rücksichtnahme auf das unzuverlässige Gallien, daß auch bei dieser Gelegenheit Straßburg seine VIII. Legion behält und diese nicht nach dem freigewordenen wichtigen Cannstatt verlegt wurde.

Obergermanien und Rätien aber hatten 150 n. Chr. ihre größte Ausdehnung erreicht.

Für die Römerherrschaft war es nur ein Glück, daß des allzu gütigen Antoninus Pius Regierung elf Jahre später zu Ende ging. Immerhin hatte sie es in 23 Jahren doch nicht vermocht, alle Kraft und Disziplin aus Hadrians Kriegern herauszubringen. Der Rest kriegerischen Geistes, der trotz weicher Nachsicht und Duldung geblieben war, genügte dem neuen Kaiser Marcus Antoninus, das Instrument wieder derartig zu schärfen, daß damit die traditionelle Offensive von neuem zu Ehren gebracht werden konnte. Dieser Herrscher ist es, der nach Rätien auch wieder eine Legion, die III. Italica, verlegte und damit andeutete, auf welche Weise er den kommenden Krieg zu führen gedachte.

So ein Mann auf dem Throne tat aber auch jetzt wahrlich not! Denn mit dem erschlaffenden Frieden, dem Kappadoziens und Syriens Statthalter die schimpfliche Flucht ihrer Leute beim ersten Attackensignal feindlicher Reiter Schuld gaben, sollte es vorbei sein. Jetzt kam es darauf an, der von Norden heranrollenden Völkerwoge, bekannt unter dem Namen der Markomannenkriege, den Weg von der Donau nach Italien zu sperren, die über diesen Strom bereits Vorgedrungenen zurückzuwerfen und bis zu ihrer Auflösung zu verfolgen.

In diesen kritischen Zeiten — die Deutschen hatten endlich begriffen, daß nur unter Einsatz aller ihrer Kräfte und unter gleichzeitigem Einbruch an den verschiedensten Stellen der langen Grenze etwas zu erreichen sei — leuchtet uns die alte strategische Überlegenheit römischer Führung über das wilde Darauflos der ungezügelten Barbaren wieder wie sonst entgegen.





In unserem Obergermanien aber scheinen die schon lange auf der Lauer gelegenen Chatten durch die anfänglichen Erfolge ihrer Genossen in Rätien sich zu einer Einzelerhebung haben verleiten lassen, denn sie sind von einem kaiserlichen Feldherrn dafür empfindlich bestraft worden.

Der im Frühjahre 180 n. Chr. eingetretene Tod des Kaisers bereitete der bis Böhmen hinein erfolgreichen Offensive ein jähes Ende.

Commodus, der unwürdige Thronerbe von Marcus Antoninus, verzichtete auf alle kriegerischen Erfolge, fiel in die bequeme aber verderbliche Defensive zurück und eilte zu seinen Frauen nach Rom.

Natürlich konnte dieses Verhalten einem dauernden Frieden nicht förderlich sein. Die Barbaren zogen auch sofort nach ihrer Weise die Konsequenzen daraus. Abermals eröffneten sie eine Periode der Einbrüche, Überfälle und Raubzüge, welche die Truppen unausgesetzt auf den Beinen und die Grenzbevölkerung ständig unter Waffen hielten. Wollte man sich die Störenfriede vom Halse halten, mußte die Zahl der Verteidiger am Limes abermals erhöht werden. Man griff deshalb auf die an der Mümling und am Neckar sitzen gebliebenen Briten zurück, da angenommen wurde, daß diese Leute sich in den 30 bis 40 Jahren zu gut römisch gesinnten Kämpfern umgebildet haben würden. Letztere zog man nach Welzheim und Oehringen vor, wo, wie seinerzeit bei Neckarburken, angesichts der Kohortenlager je ein Numeruskastell errichtet wurde. Erstere aber verlegte man vor nach Osterburken, wo Legionare aus Straßburg für die neuen Gäste das bisherige Kastell durch einen Anbau erweitert hatten.

Gleichzeitig müssen auch nördlich der Lahn Störungen der Ruhe vorgekommen sein, denn im Neuwieder Becken wurde das große Nieder-Bieber erbaut, dessen einstige Existenz der heutige Besucher auch nur zu ahnen vermag.

Man geht kaum fehl, wenn man den vorläufigen Abschluß dieser abermaligen Verstärkungsarbeiten etwa 185 n. Chr. annimmt. Inschriften zufolge dürften auch am rätischen Limes um diese Zeit die infolge der Markomannenkriege sich nötig gemacht habenden Umbauten durch die III. Italica vollendet worden sein.

Acht Jahre später, 193 n. Chr., schien es, als ob ein günstiges Geschick dem Isis- und Mithrasanbeter Commodus in Pertinax einen Nachfolger gegeben habe, der die Hoffnungen der Römer auf Wiederherstellung gesetzlich geordneter Verhältnisse rechtfertigen werde. Der ernst denkende Mann war nur so unvorsichtig, der Garde Verhaltungsmaßregeln geben und auch auf ihrer Durchführung bestehen zu wollen. Diesem Unterfangen glaubten die Unbotmäßigen von vornherein entgegentreten zu müssen. Pertinax fiel seiner Überzeugung zum Opfer.

Übrigens hatten sich auch unter den Truppen der Provinzen bereits bedrohliche Anzeichen von Meuterei und zuchtloser Selbständigkeit bemerkbar gemacht. Die schweren Kriege unter Marcus Antoninus hatten die Provinzen dadurch, daß sie oft auf ihre eigene Kraft allein angewiesen geblieben waren, darüber belehrt, daß es auch ohne Rom ging. So war es gekommen, daß die Legionen des Reiches über die zu wählenden Kaiser sich ihre eigene, mit der Garde nicht übereinstimmende Ansicht gebildet hatten und nur zu bereit waren, diese durchzusetzen.

Die XIV. Gemina in Oberpannonien war die erste, welche es wagte, ihren Legaten, den Afrikaner Septimius Severus, dem Reiche als Kaiser zu oktroyieren. In diesem Menschen aber hatte sich auch das Schicksal das Werkzeug ausgesucht, das Rom und den Römern den Garaus machen sollte. Nichts Geringeres als die Umwälzung aller auf griechisch-römischer Bildung fußender Verhältnisse im Reiche beabsichtigte der neue Herrscher. Als Einleitung sollte die planmäßige Ausrottung aller Offiziere, Adligen und Besitzenden, soweit sie Italiker oder Weströmer waren, vorausgehen. Dazu aber mußten die bisherigen Knechte entfesselt und gegen die Herren aufgeboten werden.

Diesem Programm gemäß ging der Kaiser gewissenhaft und gründlich an die Verwirklichung seiner staatserhaltenden Ideale.

Vor allem mußten die Gemeinen gewonnen werden. Das sicherste Mittel dafür war Befriedigung ihrer Geldgier. Mochte der Besitz bluten, wenn nur dem Caligaten 500 Denare als jährliche Löhnung gezahlt werden konnten. Damit es der Mann aber auch außerdienstlich leidlich bequem hatte, durfte er vor dem Lager, draußen in den canabae, sich nicht nur eine Frau halten, sondern auch ständig bei ihr wohnen. Das Lager sah hinfort nur noch dienstlich beschäftigte Leute in seinen Mauern, und damit die Übenden auch vor der Unbill der Witterung geschützt waren, wuchsen vermutlich erst jetzt die geräumigen Exerzierhäuser in den Auxiliarlagern aus dem Boden. Leer dagegen blieben die für die Herdgemeinschaften errichteten Baracken; mochte sich in ihnen belustigen, wer diesen Behausungen Geschmack abgewinnen konnte. Der Caligat beabsichtigte keinesfalls in diesen Hütten fernerhin seine Zeit zu vertrauern; er hatte besseres zu tun. War er doch jetzt, wie ein 205 n. Chr. geweihter Altar bezeugt, durch des Kaisers Gnade Pächter von Legionsländereien geworden, oder er durfte sich, wie z. B. in Groß-Krotzenburg, an industriellen Unternehmungen — hier Massenfabrikation von Ziegeln für den nördlichen Teil des Limes — beteiligen. Wenn der tesserarius etwas von ihm wollte, mochte er zu ihm hinaus auf die prata oder in das Geschäft am Main kommen. Die Zeiten der vitis waren eben vorüber. Unteroffiziere und Offiziere mochten sich vorsehen, damit sie, die sich nur noch durch eine längere Dienstzeit von der Masse unter-

schieden, es nicht mit den Herren Gemeinen verdarben. Diesen standen jetzt alle Stellen im Heere offen; sie konnten, gleichgültig woher sie stammten, zur Garde versetzt oder zum Offizier bei der eigenen Legion befördert werden. Kein Vorgesetzter vermochte mehr vorauszusehen, ob ihm nicht in einem besonders widerspenstigen einstigen Untergebenen später einmal ein Höherer erstehen würde, der für früher erlittene Unbill ein gutes Gedächtnis haben möchte.

Caligat war also Trumpf geworden und damit die Gliederung des Heeres nach Ständen abgeschafft.

Alle Unteroffiziere erhielten nun den Goldring, das Abzeichen des Ritterstandes, und der Benefiziarier rückte jetzt nicht nur zum Centurio direkt auf, sondern gelangte sogar bis in die Stabsoffiziersstellen. Warum auch nicht! Die einstigen Anwärter für die militia equestris existierten ja nicht mehr; perfectissimi viri a cognitionibus Augustorum, d. h. die zu Meuchelmördern herabgesunkenen Spekulatoren, hatten im Reiche damit vollständig aufgeräumt. Dafür hatte der Kaiser diese seine Mitarbeiter am großen Reformwerke mit dem Range der von ihnen Beseitigten belohnt. Ganz besonders bevorzugte Septimius Severus seine lieben Orientalen bei Verleihung erledigter Centurionenstellen; diese waren nicht gleich ihren ehrenwerten Vorgängern als Unteroffiziere vorher durch die officia gegangen, um sich dort Diensterfahrung und Verwaltungskenntnis anzueignen. Ihre Wahl zum Offizier verdankten sie lediglich der Anhänglichkeitsbetätigung an des Kaisers Person, der Kraft ihrer Fäuste und — guten Nerven. Das geistige Niveau wird bei der Mehrzahl dieser grundsätzlichen Verächter der edlen Kunst des Schreibens und Lesens kaum ein übermäßiges gewesen sein. Selbst mit Beherrschung der lateinischen Sprache soll es manchmal arg gehapert haben.

Es verstand sich von selbst, daß bei den aus der eigenen Legion zum Hauptmann emporgekommenen Caligaten das staffelweise Avancement fortfallen mußte. Auch die grundsätzliche Luftveränderung gelegentlich einer Beförderung, die Versetzung zu einer anderen Legion, entfiel natürlich jetzt als überflüssig. Die Einheit des Reiches sollte der Centurio ja gar nicht mehr stärken. Was aber den unumgänglich nötigen „egalisierten" Drill anlangte, so mochte auch weiterhin das lebendige Reglement, der evocatus, für ihn sorgen. Als Gardist entstammte dieser Mann jetzt selbstverständlich den Wilden aus den Donauprovinzen, war also auch jetzt noch ein Mensch ganz nach des Kaisers Herzen. Als Kulturträger dürfte er versagt haben. Darauf kam es zurzeit auch gar nicht an, hatte er doch das Verdienst für sich, die italisch-römische Garde vernichtet und des Kaisers Macht mit begründet zu haben.

Damit aber in diesem Trauerspiele auch der Humor nicht gänzlich fehle, ließ Septimius Severus die übliche Begründungsformel bei Ordensverleihungen „ob honorem et virtutem" weiter bestehen. Den Illyriern und Orientalen dürften diese Worte ein verständnisloses Lächeln abgewonnen haben.

Vielleicht ist hier der geeignetste Platz, etwas über die bereits angezogenen Illyrier und Orientalen zu sagen, da diese urwüchsigen Gewaltmenschen doch auch in Mainz gespürt worden sind.

Illyrier, Thraker und Dacer der oberpannonischen Legionen waren es, die dem Reiche ihren afrikanischen Legaten aus Leptis zum Kaiser aufgezwungen hatten und daraufhin vom dankbaren Septimius an Stelle der entwaffneten und aufgelösten italisch-römischen Garde zur Leibwache erhoben worden waren. Aus diesen Illyriern gingen dem Programm entsprechend nun die höchsten Reichswürdenträger hervor. Um jedoch von dieser neuen Auflage Prätorianer nicht einseitig abhängig zu werden, holte sich der schlaue Semit aus der Heimat Mauretanier und Syrier nach Italien, die ihrerseits wieder Aufpasser der Illyrier wurden. Natürlich mußten auch die Orientalen nun zu Ämtern und Würden gelangen. So ist z. B. der spätere Kaiser Macrinus ein Mauretanier ganz niederer Herkunft, der es über den Posten eines Vermögensverwalters zum Reichspostminister, Hausminister und Gardepräfekten gebracht hatte, bevor er auf den Thron gelangte.

Es lag auf der Hand, daß zwischen Illyriern und Orientalen Feindschaft auf Leben und Tod bestehen mußte; wenn es die Verhältnisse hier und da auch wohl mit sich brachten, daß sie gemeinsame Sache machten, so herrschte doch im allgemeinen ein derartiger Brotneid unter den beiden, daß der Kampf um den ausschlaggebenden Einfluß auf Kaiser und Reich nur mit Vernichtung der einen Partei dermaleinst enden konnte. Vorläufig aber fiel beiden gemeinsam die Erbschaft der beiseite geschobenen Oligarchie Hadrians in den Schoß.

Söhne einfacher Centurionen ergänzten nun den Ritterstand, die militia equestris aber fiel dem Munizipaladel Afrikas und des Ostens zu. In Mainz würden wir jetzt unter den dortigen Tribunen nur Asiaten begegnen; der laticlavius stammte beispielsweise aus Antiochia in Syrien. Also auch die senatorischen Offiziersstellen wurden barbarisiert und durch zuverlässige Elemente ergänzt. Söhne von primi pili wurden zum tribunus laticlavius befördert, primipilares durften Vexillationen auch vor dem Feinde führen, ja sogar Heere leiten oder Gesandtenposten bekleiden und der praefectus castrorum befand sich nicht mehr auf totem Geleise, sondern hatte die angenehme Pflicht, als Prokurator etwa noch nicht beseitigte senatorische oder nicht ganz gesinnungstüchtige Legionslegaten zu überwachen.

Das Reich, die Macht gehörten den Barbaren; die Provinzen hatten das Spiel gewonnen, Roms Übergewicht war beseitigt.

Sein Werk krönte Septimius Severus dadurch, daß er schon bei Lebzeiten für sich und sein Haus von Volk und Heer göttliche Ehren verlangte. Die List der Idee ist derjenigen Hadrians, der seiner Disciplina durch Erhebung zur Göttin allgemeine Anerkennung zu sichern wußte, nicht unähnlich, wenngleich bei dem Afrikaner außer der starken Dosis Schicksalsglauben noch ein lebhafter Selbsterhaltungstrieb mit im Spiele gewesen sein wird.

Als 211 n. Chr. dieser Gott der Rache der recht menschlichen Gicht erlegen war, nahm sein Nachfolger Caracalla den Caligaten gewissermaßen zum Mitregenten an. Wer von diesen beiden die Palme verdiente, ist schwer zu sagen. Par nobile fratrum!

Der als Sonnengott in den Lagern verehrte Kaiser erniedrigte sich durch Leistungen, die dem Gemeinen zukamen, zum munifex und erhöhte diesen dafür zum ausschlaggebenden Faktor und kaiserlichen Kameraden. Hatte dieser neue Kaiser seinen Bruder bei den Prätorianern dadurch ausgestochen, daß er ihnen eine Löhnung von 750 Denaren zusicherte, so suchte er sich auch im Lager die Gunst der Söldner durch Schleppen von Schanzzeug, persönliches Abkochen an den Feuerstellen der Legionare, kurz durch Beteiligung an allen Strapazen des Soldatenlebens zu erwerben und zu erhalten. Drohte aber doch einmal die gute Laune der Kameraden ins Schwanken zu geraten, so überschüttete er die gefährlichen Gesellen für angebliche, besonders gute kriegerische Leistungen mit Geldgeschenken, welche von ihm, zweckentsprechend dem Zuge der Zeit, an Stelle der Ehrenzeichen gesetzt worden waren.

Für uns ist dieser Kaiser nur deshalb erwähnenswert, weil unter ihm am Limes abermals eine Neuerung vorgenommen wurde, deren Reste bis auf unsere Tage gekommen sind.

Die Siege des Marcus Antoninus hatten bekanntlich das Gegenteil von dem zur Folge, was sie bezweckten. Die erhoffte Beruhigung am Limes blieb aus; sowohl in Rätien wie in Obergermanien hatte man fortgesetzt über Einfälle, Raub und Verwüstung zu klagen. Bei den traurigen Verhältnissen im Inneren war die Verteidigung gegen außen meist zur Ohnmacht verdammt. Die Unsicherheit sogar am Rheine selbst nahm derartig zu, daß Andernach, trotzdem daß das große Nieder-Bieber jenseits des Stromes erst kürzlich errichtet worden war, schon 202 n. Chr. gezwungen war, sich mit Mauern zu umgeben, also selbst auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Vermutlich reichte der Arm der Mainzer schon nicht mehr soweit nördlich hinauf. Die XXII. Legion konnte eben bei dem jetzt von den Barbaren eingeschlagenen Verfahren nicht überall zu gleicher Zeit helfen. Der Statthalter wagte es auch bei den unter-

nehmungslustigen Germanen nicht mehr, seine Truppen zu weit weg von Mainz zu senden, sondern zog es vor, Vexillationen aus anderen Provinzen zu Hilfe zu rufen, sobald es eine größere kriegerische Unternehmung galt. Die Zeiten hatten sich eben sehr zu ihrem Nachteile geändert.

Auch die Erfolge, die Aufidius Victorinus, der Feldherr von Marcus Antoninus, über die Chatten seinerzeit errungen hatte, waren nicht von nachhaltender Wirkung gewesen. Die Überwundenen hatten aus ihrem Unglück nur die Lehre gezogen, es das nächste Mal mit Hilfe kräftiger Bundesgenossen besser zu machen. Deshalb war zwischen ihnen und den Alemannen eine Vereinigung zustande gekommen, nach welcher ein gleichzeitiger Einfall in Rätien und in Obergermanien stattfand. Die Taunuswälder hallten abermals vom Kampfgeschrei der Barbaren wider und die auf dem Rücken der Gebirgswand zum Himmel steigenden Rauchsäulen zeigten den Mainzern, wo Hilfe nottat. Bei so einer Gelegenheit mag die Kohorte Treverer nach dem Kastell Holzhausen zu Hilfe geeilt und dann dort geblieben sein, um es schöner als vorher aus der Asche erstehen zu lassen.

Der Aufstand war jedenfalls als so bedrohlich nach Rom gemeldet worden, daß Caracalla es für nötig erachtete, die Zügel der Regierung seiner Mutter Julia Domna ganz zu überlassen und an der Spitze seiner lieben Kameraden, selbst den Adlerträger spielend, persönlich am Rheine zu erscheinen. Dort ist es zwar trotz des Kraftaufwandes dieses kaiserlichen Kriegers zu ernsten Kämpfen nicht gekommen, es dürfte aber der Statthalter die Lage eingehend geschildert und dabei betont haben, daß die Palisaden, soweit sie noch beständen, den alemannischen Reitern kein nennenswertes Hindernis böten. Wolle man den Limes überhaupt noch halten, bedürfe es kräftigerer Maßregeln als bisher. Daraufhin mag dann Caracalla dem Kühnen vielleicht gedroht haben, ihm wie dessen Kollegen in Gallia Narbonensis den Kopf abschlagen lassen zu wollen, im übrigen aber wird der erschreckte Herrscher den ihm von sachverständiger Seite unterbreiteten Verstärkungsvorschlägen seine Zustimmung erteilt haben.

Da nun die Grenze nördlich der Donau durch die Juraformation zog, deren Steine sich zu Mauerwerk besser eignen als die Basalte der Wetterau oder die Grauwacke und Taunusquarzite, wurde der 175 km lange rätische Limes als 1 m dicke und 2½ m hohe Mauer mit daran anstoßenden oder stellenweise sogar aufsitzenden Türmen vor die bereits bestehenden Kastelle gelegt.

Der obergermanische, 320 km lange Limes dagegen zeigte einen Wall auf der römischen, einen 2½ m tiefen und 6 m breiten Spitzgraben auf der germanischen Seite überall dort, wo eine Bedrohung

feindlicherseits möglich schien. Wo dagegen eine Grenzverletzung ausgeschlossen und der Boden sehr steinig war, da begnügte man sich wohl oft nur mit zusammengeworfenen Steinwällen oder einer steilen Terrasse ohne Graben. Lief jedoch so eine ungefährdete Grenze durch Waldstrecken, wurde sie entweder nur durch eine Schneise markiert oder man ließ das gefällte Holz ruhig liegen und bedeckte es zum Schutze vor zerstörenden Elementen nur mit Erde.

Der munifex hatte mithin 213 n. Chr. wieder vollauf zu tun.

Und doch genügte auch diese Anstrengung dem beabsichtigten Zwecke keineswegs.

Der bei den Kastellen Zugmantel und Saalburg zutage beförderte Brandschutt und die in diesem gemachten Münzfunde beweisen, daß trotz des Riesenwerkes der Limes immer wieder von den Barbaren überschritten wurde und fortgesetzt Neubauten der gebrochenen Burgen nötig geworden sind.

Die Germanen hatten auch wirklich keine Veranlassung, fein säuberlich mit den Sitzen der verhaßten Zwingherren und ihrer Bundesgenossen umzugehen. Hatten sie die Mauern und Tore, hinter denen Roms Parteigänger Schutz gesucht, untergraben und zum Einsturze gebracht, wird von der verteidigenden Kohorte, falls Stammesverwandtschaft nicht unter der Hand vorbeugende Auswege gefunden haben sollte, nicht viel zur Abführung in die Gefangenschaft übrig geblieben sein. Mußten in Italien ehemalige Markomannenkrieger die Äcker der römischen Grundherren bestellen, durften die wenigen überlebenden Leute der Auxilia oder numeri die Bekanntschaft alemannischer Knechtschaft machen. Auch die Befestigungsanlagen selbst unterlagen in diesen Fällen so geringer Schonung, daß die heutige Limesforschung öfter gezwungen ist, das Fehlen weiterer Nachrichten über ein Kastell mit „beispiellos zerstört" (z. B. Trennfurt am Main) oder durch „mit stürmender Hand genommen" (Altstadt bei Miltenberg) zu begründen.

Caracallas Nachfolger Macrinus vermochte sich in den zwei Jahren seiner Regierung weder anderwärts noch in Obergermanien zur Geltung zu bringen und vor dem ihm 219 n. Chr. folgenden Scheusale Elagabal blieb die Statthalterschaft Mainz zum Glücke auch bewahrt. Nur die hier und da in den Grenzkastellen sich vorfindenden Tempelreste eines Gottes von Doliche erinnern an jenen unsauberen Unhold auf dem Throne. Diesem verdankte Jupiter seine Degradation als Optimus Maximus, er mußte nicht nur hinter den Sonnengott von Emesa, sondern auch hinter jenen Gott von Doliche, dem Patrone aller Auxilia, zurücktreten. Auch der Plan der Saalburg verzeichnet den Ort, wo ein Dolichenum gestanden hat, insofern hat sich also dieser Mensch auch in Obergermanien noch bemerkbar gemacht.

Erst Elagabals Vetter, Severus Alexander, zeigte sich 235 n. Chr. wieder persönlich in Obergermanien. Er war nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern lediglich weil die kaiserliche Mutter Mamaea, die eigentliche Lenkerin des Reiches, sein Erscheinen am Rhein für unbedingt geboten erachtet und ihn einfach auf ihrer Dienstreise nach Deutschland mitgenommen hatte. Denn abermals war in Rätien und Obergermanien der Limes durchbrochen worden. Ja, die in Frage kommenden deutschen Stämme hatten sich diesmal gleich auf Reichsboden niedergelassen und ließen sich nicht wieder zum Abzuge zwingen. Dadurch war die Grenzverteidigung stellenweise völlig lahmgelegt worden. In Scharen wanderten die bedrohten Ansiedler, denen es ihre Mittel erlaubten, bereits über den Rhein zurück und überließen ihren Besitz entweder den sich ausbreitenden Germanen oder solchen, denen mehr am Grund und Boden lag als an der eigenen Sicherheit oder am römischen Reiche. Auf diese Weise wußte gar mancher Angehörige eines Numerus, oder einer der dediticii, seinen Frieden mit den Eindringlingen schließend, zu Wohlstand zu gelangen.

Da war es höchste Zeit, den Zaghaften in Mainz frischen Mut einzuflößen! Severus Alexander mußte auf Geheiß der Mutter selbst verkünden, daß bereits aus Illyrien Hilfe unter dem berühmten Thraker Maximinus unterwegs sei. Bis zu dessen Eintreffen aber wußte Mamaeas erfinderischer Geist Hilfe aus der Germanennot, d. h. Waffenstillstand, durch Geldgeschenke an die Barbaren zu beschaffen.

Dieses Mittel wirkte überraschend. Nicht auf die mit ihren Schätzen abziehenden Deutschen, wohl aber auf die geldgierige Soldateska, die das Gold sich entgehen und außer Landes rollen sah.

„Wie“, tobte die an ihrer empfindlichsten Stelle getroffene Rotte, „die Barbaren sollen auch noch Geld erhalten, das man bei uns mit der Laterne suchen kann, weil es Bürger und Bauern vor uns verstecken! Solche Schmach hätte uns unser geliebter Caracalla nie angetan! Jetzt, wo man uns den Sold wieder beschnitten und auf den Satz des vorigen Severus zurückgeschraubt hat, weil angeblich nicht genug in den Kassen sei, jetzt hat man Geld für die Barbaren, die es doch nur in ihre Wälder verschleppen! Weiß die mater castrorum keinen besseren Rat gegen diese Räuber und wirft ihr trauriger Sohn diesen, anstatt sie zu züchtigen, das uns für unsere Feldzugsmühen zustehende Geld in den Schoß, dann hinweg mit der orientalischen, geizigen Dynastie! Sie ist nicht unersetzlich! Schon naht ein besserer, der Thraker Maximinus!“ Gesagt, getan, die undankbaren Burschen gingen hin und erschlugen Mutter und Sohn.

Fünfzehn Jahre lang hatten diese Soldaten tun und lassen dürfen, was sie wollten. Feldzüge hatten sie zwar nicht gewonnen, dafür aber

waren sie stets zum Trost mit sehr anständigen Geldgeschenken belohnt worden. Konnte denn Mamaea bei der allgemeinen Verarmung mehr tun, ohne nicht ihren eigenen Schatz dahinschmelzen zu sehen! Die höher bezahlten Unteroffizierstellen hatte man schon nicht mehr alle besetzt und die „Iststärke" der Truppen war auch bereits verringert worden, um den Sold wenigstens auf der Höhe des Septimius Severus halten zu können. Dafür hatte man den Spekulatoren und Frumentariern, jenen einander gleichwertigen Mordgesellen, nicht nur den Weg zum Centurio geöffnet, sondern sie in die höchsten Ämter des Staates vorrücken lassen. War das nicht ein Geschenk, das dem Caligaten gemacht worden war! Hatte man die Soldatenkost nicht verbessert und die Fleischportion, macellum, an Stelle des frumentum gesetzt? Hatte der Kaiser nicht das Los der Soldaten dadurch zu bessern versucht, daß er jenen Pächtern von Legionsländereien, deren Erben wieder Soldaten wurden, die Äcker erblich überließ? Waren dadurch die Krieger den Zivilpersonen gegenüber nicht ungleich bevorzugt worden?

Hätte jemand es gewagt, den unbotmäßigen Mainzern das alles vorzuhalten, dürften diese, falls sie gut gelaunt gewesen wären, ihr summarisches Verfahren kaum mit anderen Gründen als den von mir in ihren wilden Reden angeführten zu rechtfertigen gewußt haben. Der Vorgang selbst war die Folge des Hasses der Illyrier, welche die unfähigen Orientalen nur solange auf dem Thron ertragen mochten, als sie die Schmach ihrer Existenz mit Gold zu überdecken imstande waren.

Die Leute, die Severus Alexander und Mamaea beseitigt hatten, wußten ja auch schon vor dem Morde, wo der neue Kaiser zu suchen war. Er nahte, ein anderer Herkules und rauher Krieger, mit den Hilfstruppen aus Illyrien, um als Maximinus Thrax den freigewordenen Thron zu besteigen.

Für die Orientalen kamen nun zunächst schwere Tage; dann aber zog der Thraker hinüber über den Rhein, besetzte und befestigte von neuem die wiedereroberten Grenzen und stellte die Waffenehre der obergermanischen Truppen durch wütendes Daraufgehen in den schwäbischen Landen gegen die Alemannen wieder her. Nach E. Fabricius sind Osterburken, Jagsthausen und Oehringen wieder oder noch in römischen Händen; andere Kohortenkastelle und besonders kleinere Werke scheinen endgültig bereits verloren gegangen zu sein, da in ihren Trümmern Münzen der Nachfolger des Severus Alexander und der Mamaea nicht mehr vorkommen. Auch die Saalburg ist nach H. Jacobi unter Maximinus' Vorgänger erstürmt worden, hat aber nach ihrer Wiederherstellung die Zeit des genannten Kaisers um wenigstens zehn Jahre noch überdauert, bis sie definitiv dem Untergange verfiel. Mit der Befestigung auf dem Zugmantel mag es ähnlich gewesen sein.

Was Maximinus an den Grenzen wieder gutmachte, das verdarb er im Innern des Reiches durch Mord und Raub, die er glücklicherweise nur drei Jahre lang betreiben konnte, da sich die orientalische Garde im Lager vor Aquileja Genugtuung für Mainz verschaffte und den langen Kerl nebst Sohn einfach auch totschlug. Die Illyrier aber sollen ihren Helden ohne Bedenken aufgegeben haben, als dieser die Hoffnung auf Gold und rasche Siege in Italien nicht zu erfüllen vermochte.

Jedenfalls ist 238 n. Chr. von Orientalen und Illyriern gemeinsam jeder bestehenden Ordnung ein Ende gemacht und damit der Bürgerkrieg eröffnet worden.

Die Thronwechsel folgten sich nunmehr Schlag auf Schlag und keinem der auf kurze Zeit zum Kaiser Ausgerufenen gelang es zu Atem zu kommen und Ordnung sowie Zucht wieder herzustellen. Dazu ließen ihnen ihre Mörder nicht mehr die Zeit!

Zwei Jahre lang gab es in Rom überhaupt keinen Purpurträger; dann folgte eine Umwälzung der anderen. Die Namen jener, welche das zweifelhafte Glück gehabt, die Liste der römischen Kaiser auf dem laufenden zu erhalten, kommen für Obergermanien nicht in Betracht.

Welche Rückwirkungen diese Zustände auf die Truppen am Rhein und am Limes äußerten, läßt sich denken.

Verhaltungsmaßregeln von oben werden den Mainzern während dieser Periode kaum zugegangen sein; der Statthalter war mit seiner Provinz, deren Mitteln und den dürftig disziplinierten Bauernsoldaten auf sich selbst angewiesen. Er kann sich dabei der traurigen Erwägung nicht verschlossen haben, daß unter seinen Mannschaften ein großer Teil zweifelhaft gesinnt war. Vielen Leuten, besonders in den Numeri, mag Rom von dem Augenblick an höchst gleichgültig geworden sein, von dem an sein Ansehen nicht mehr genügte, die mit unendlicher Mühe ertragfähig gemachten Äcker vor Verwüstung durch Barbaren zu schützen und die Sicherheit des Lebens dieser an den Grenzen Wohnenden zu gewährleisten. Deshalb dürften die Bedrohten sich praktischerweise selbst geholfen haben. Vor allem werden zwischen reichsangehörigen und unabhängigen Germanen Abmachungen getroffen worden sein, die Verrat und Abfall mit sich brachten, dem Statthalter aber manche schlaflose Nacht verschafft haben mögen.

Auch der Aktionsradius der größeren, noch in römischen Händen befindlichen Kohortenkastelle mußte dadurch ein beschränkter geworden sein. Meist gewährten diese nur denen Schutz, die sich in ihre Mauern flüchten konnten. Innerhalb dieser aber war der Raum knapp bemessen; wer fechten konnte, wird willkommen gewesen sein. Wer das nicht wollte oder konnte, der mochte zusehen, daß er weiter- und über den Rhein

kam. Für den römischen Grundbesitzer aber war fortan die Betreibung der Landwirtschaft nachgerade unmöglich geworden. Auch die größten Optimisten unter ihnen, die bisher immer noch auf Mainz und einen Umschwung gehofft hatten, durften den aufgeschobenen Abzug nicht länger verzögern. Sie hatten eingesehen, daß ihre Freude über des Thrakers schwäbische Siege recht voreilig gewesen war. Auch ihnen blieb der schwere Schritt nicht erspart, den Boden, auf dem die meisten unter ihnen geboren waren und den sie alle mit soviel Liebe bebaut hatten, aufzugeben und dorthin zurückzueilen, woher einst ihre Voreltern gekommen waren.

Jeder am Rhein anlangende Emigrantenzug vermehrte dort die Aufregung. Die am Strome gelegenen Städte begannen Andernachs Beispiel zu folgen und sich durch Errichtung von Mauern zu schützen, da ihnen der Rhein vor den Barbaren keine genügende Sicherheit mehr zu bieten schien. Bedenkt man, daß die Markomannen Rätien wieder überfluteten und bis an die Alpen vorstießen und daß die Germanen ihre Raubzüge schon bis Gallien hinüber auszudehnen wagten, wird man diese Vorsicht sorgsamer magistri nicht für überflüssig halten dürfen.

Da schien es, als ob man zu früh abgebaut habe. In Gallienus bestieg der sehnlichst erwartete Feldherr den Thron.

Nichts von den verkommenen Mainzern erwartend, hatte dieser zwei britannische Legionen an den Rhein geführt und mit Hilfe dieser die andrängenden Alemannen und Franken zurückgewiesen. Aber die Ausnützung des Erfolges behufs Wiedergewinnung des Limes vermochte auch dieser tatkräftige Mann nicht durchzusetzen. Dringendere Aufgaben und Gefahren riefen ihn nach Italien zurück. Er konnte nicht gleichzeitig in Obergermanien, Italien und Rätien gegen Deutsche, zuchtlose Illyrier und auftretende Gegenkaiser Siege erfechten.

Unter diesen Umständen mußte der Kaiser schweren Herzens die Abrechnung am Limes vorläufig aufschieben. In weiser Beschränkung beschloß Gallienus, den letzteren aufzugeben und das, was nicht mehr zu halten war, Franken und Alemannen zu überlassen.

Und nun trat das Erstaunliche ein, worauf E. Fabricius besonders aufmerksam gemacht hat, daß kein römischer Truppenteil trotz Nähe von Rhein und Donau auf das dem Feinde abgekehrte sichere Ufer zurückzugelangen vermocht hat. Rechts des Rheines müssen sich Auxilia und numeri verblutet oder dem Feinde angeschlossen haben. Letztere Annahme wird überall dort zutreffend sein, wo ein Kastell als freiwillig geräumt nachgewiesen ist. Auch in Rätien haben nach jener Zeit nur noch jene Truppenteile fortbestanden, die von Haus aus auf dem rechten Donau-Ufer garnisonierten, die anderen verschwanden von der Bildfläche.

Die Gründe für diese Tatsachen sind in dem von Hadrian eingeführten und dessen Nachfolgern ausgebauten Systeme und in der Degeneration sämtlicher Truppen der betreffenden Provinzen zu suchen.

Und trotzdem behielt man auch ferner diese Art der so verhängnisvoll gewordenen Grenzverteidigung bei, ja man verteilte jetzt sogar die Legionen, wie einst die Kohorten, Alen und Numeri, auf die einzelnen festen Plätze der neuen Grenze.

Wollten wir dieser einen Besuch abstatten, müßten wir an den Ausgangspunkt unserer Schilderung zurückkehren. Wir würden uns in die vorslavische Zeit zurückversetzt fühlen, denn von 260 n. Chr. ab bildeten Rhein und Donau wieder wie damals die Grenzen des römischen Reiches.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn. Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

# Gedanken über den taktischen Durchbruch.

Von

**A. v. Janson,**
General der Infanterie z. D.

Mit drei Skizzen.



---

„Durchbruchsversuche erscheinen auf rein taktischem Gebiete für die Zukunft nahezu ausgeschlossen; nur auf dem strategischen bewahren sie Bedeutung", — so schrieb General v. Schlichting im Jahre 1898*). Bereits sechs bzw. sieben Jahre später haben japanische Heeresteile in den Schlachten am Schaho und bei Mukden die russische Front durchbrochen. An diese Tatsache ist von verschiedenen Seiten, freilich ohne nähere Begründung, die Folgerung geknüpft worden, daß der Durchbruch in der modernen Schlacht nicht nur möglich, sondern in seiner Wirkung der Umfassung mindestens gleichzuachten sei. Dankenswerterweise hat nun Generalleutnant Frhr. v. Freytag-Loringhoven es unternommen, jene taktischen Unternehmungen im mandschurischen Kriege in bezug auf ihr wahres Wesen und ihre Bedeutung sachlich zu prüfen**), während fast gleichzeitig, aber vollkommen unabhängig, General v. Wenninger „den Durchbruch als Entwicklungsform"***) an der Hand einer mit der ältesten Zeit beginnenden kriegsgeschichtlichen Übersicht erörterte. „Kann dem Frontalangriff die Möglichkeit des Erfolges nicht bestritten werden", sagt Freytag, „dann muß es auch möglich sein, Teile der feindlichen Front einzudrücken und damit eine Durchbrechung der Front einzuleiten." Das Wort „einzuleiten" möchte ich unterstreichen, — nach vollendeter Einleitung beginnen erst die größten, den Erfolg in Frage stellenden Schwierigkeiten. Die Wichtigkeit des Problems, das ja auch zum Schluß des letzten Kaisermanövers angeschnitten wurde†), rechtfertigt wohl den Versuch, auf der von Freytag benutzten Grundlage weiterzubauen und die Bedingungen der Möglichkeit und

---

*) „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart." 3. Auflage 2. Teil, Truppenführung, S. 17. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) Die Führung in den neuesten Kriegen. Operatives und Taktisches. 4. Heft. Betrachtungen über den Russisch-Japanischen Krieg. II. Teil. Berlin 1913. Ebenda

***) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1913. 4. Heft.

†) Militär-Wochenblatt Nr. 137/1913.

Durchführung eines Durchbruches in der Schlacht noch näher zu erörtern. Eine Klärung auf diesem Gebiete erscheint um so wichtiger, als unbegründete Sorge vor einem Durchbruch der eigenen Front während der Schlacht von Mukden wiederholt lähmend auf die Entschließungen der russischen Heeresleitung gewirkt hat*).

Die erwähnten Beispiele weisen darauf hin, daß man gut tun wird, den sich aus der augenblicklichen Lage gelegentlich ergebenden Durchbruch und den schon in der Schlachtanlage geplanten grundsätzlich zu unterscheiden, wenn auch, wie dieselben Beispiele lehren, mancherlei Übergänge beide Formen verbinden. In die erste Kategorie gehört der Durchbruch bei Kiusan in der Schlacht bei Mukden am 9. März 1905, von dem Freytag sagt**), daß es sich „um nichts weniger als um die Durchbrechung einer wohlgeordneten Verteidigungsfront gehandelt hat. Es war der mangelhafte Widerstand einer schwachen Nachhut, der mit leichter Mühe aus dem Wege geräumt wurde, ohne daß dem Sieger dadurch andere Vorteile zufielen, als es bei jeder Verfolgung der Fall ist, bei der es vielfach gelingen wird, sich mit Teilen zwischen die Nachhuten der feindlichen Marschkolonne einzuschieben". Es erscheint paradox, wenn ich dieser Auffassung in der Hauptsache beitrete und es doch unternehme, gerade aus diesem „sogenannten"***) Durchbruche allgemeine Lehren, und zwar auch für ein geplantes Verfahren, zu ziehen. Der endgültige sachliche Erfolg unterschied sich allerdings nicht von dem bei einer einfachen Verfolgung möglichen, wir wissen aber, wie selten Verfolgungserfolge überhaupt sind und wie sehr man in der Praxis mit dem in dieser Beziehung Erreichten vorlieb zu nehmen gewohnt ist, — und hier ist doch zweifellos zum mindesten eine große moralische Wirkung festzustellen, die den inneren Gehalt des zurückgehenden russischen Heeres noch mehr erschütterte als die bisherigen Ereignisse. Ein Augenzeuge schreibt darüber†): „Erst infolge der durch den Durchbruch der Japaner am 25. Februar 1905 (a. St.) bei Kiusan, zwischen Fulin und Fuschun, in dem zu spät abziehenden Train hervorgerufenen Panik, die ganze Truppenteile mit sich riß, wurde der Rückzug zu einem fluchtartigen, zu einem bloßen Drängen nach Norden". Aber selbst abgesehen hiervon, finden sich in dem Beispiel von Kiusan tatsächlich alle Elemente für unsere Erörterung. Wir müssen uns zunächst in aller Kürze den Sachverhalt vor Augen führen. (Vgl. Skizze 1.)

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 49, S. 36, 37 u. 85.

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven a. a. O., S. 79.

***) a. a. O. S. 76.

†) F. v. Nottbeck. Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege. Berlin und Leipzig 1906. S. 191. — Vgl. die Einzelheiten der darangeknüpften drastischen Schilderungen.

Am Morgen des 9. März 1905 befand sich die russische 1. Armee, auf beiden Flügeln an andere Truppenverbände angelehnt, auf dem rechten (nördlichen) Ufer des zugefrorenen Hunho, nur schwache Vorposten waren über den Strom vorgeschoben. Die vorhandenen unzureichenden Befestigungen waren zum Teil durch Sand verweht und wurden erst im Augenblicke der Gefahr besetzt, die Orientierung der Führer war ganz unzureichend. Die Mitte nahmen Truppen des IV. Sibirischen Korps ein. Der hier in Frage kommende Teil der Stellung zwischen den Dörfern Yentai und Tayintön folgt dem Rande der einen flachen, nach dem Feinde zu konkaven Bogen mit einer Sehne von 7 km Länge bildenden Höhen des Nordufers. Die Besatzung bestand ursprünglich nur aus zehn Kompagnien (von zwei verschiedenen Regimentern) und einer Batterie; hinter dem linken Flügel gestaffelt befanden sich noch drei Batterien mit einer Kompagnie. Der Befehlshaber, General Lewestam, war über die befohlene neue Kriegsgliederung ganz im unklaren, — um 11⁰ Vorm. schrieb er seinem Nachbar zur Rechten, General Schileiko: „Ich weiß von nichts und kann keine Anordnungen treffen“. Vormittags trafen noch Verstärkungen ein, andere Truppenteile marschierten nach rückwärts, Trains zogen vor der Front einher. Man glaubt eine planmäßige Planlosigkeit zu erkennen, — es sollten Reserven an anderer Stelle, der vermeintlichen Gefahrsstelle, versammelt werden. Zur Aufklärung fehlte alles, außer der Stabswache war keine Kavallerie vorhanden, nicht einmal ein berittenes Jagdkommando; schließlich gelang es, eine vorbeimarschierende Ssotnie Kasaken festzuhalten und zu verwenden. Das war genug zum Verderben, wenn die Japaner jetzt angriffen, — sie taten es, und ein Naturereignis begünstigte ihre Annäherung: einer jener Staubstürme, die der Mandschurei und anderen Gebieten des nordöstlichen Asiens, wo der Boden aus Löß besteht, eigen sind. Ungeheure Massen feinsten Staubes werden aufgewirbelt, machen die Luft undurchsichtig und durchdringen alles*). Die Russen wurden geblendet, im Lademechanismus der Waffen traten Hemmungen ein. Der zur 12. japanischen Division gehörigen 12. Infanteriebrigade (Generalmajor Schimamura), die den Sturm im Rücken hatte, gelang es unter diesen Umständen leicht, den Befehl des Armeebefehlshabers Kuroki auszuführen, „ohne Rücksicht auf Verluste und kleine feindliche Abteilungen möglichst schnell den Hunho zu erreichen“. Teils auf Be-

---

*) Vgl. die Schilderung des Staubsturmes in der deutschen Ausgabe des russischen Generalstabswerkes (Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn), dessen Darstellung wir hier folgen, IV. 2, S. 97 u. 142, in Frhr. v. Tettaus „Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei“ (Berlin 1908. Ebenda), II, S. 349 ff. und in Bronsart v. Schellendorffs „Sechs Monate beim Japanischen Feldheere“ (Berlin 1906), S. 107.

fehl, teils ohne solchen wichen die einzelnen Truppenteile des Verteidigers zurück, ein Teil nahm auf dem nächsten, etwa 4 km weiter nördlich befindlichen Höhenrücken von Huankiakou erneut Stellung. Ein umfassendes Vorgehen der Japaner gegen 9⁰ Abds. veranlaßte auch hier die Räumung. Endlich um 11⁰ Abds. wurde noch 8 km weiter rückwärts, nur noch 4 km von der nach Tiëlin führenden Mandarinenstraße entfernt, bei Lienhuatschi ein Biwak bezogen.

Das Vorgehen der Japaner hatte sich hier zu einem Durchbruch gestaltet, weil die in traurigster Lage befindliche Abteilung Lewestam zurückwich, während ihre Nachbarabteilungen dem gegen sie angesetzten Frontalangriffe länger standhielten. Dadurch wurden die Flügel der durchbrechenden Brigade gefährdet: Der westliche russische Nachbar, General Schileiko, dessen rechter Flügel (drei Kompagnien) sich — kennzeichnend für die Unordnung — Lewestam angeschlossen hatte, besetzte den Hain der Kaisergräber bei Fulin und hielt hier, nachdem er Verstärkung erhalten, dem umfassenden Angriffe der Japaner bis zum Abend stand. Der östliche Nachbar, das II. Sibirische Korps, zog auf die Nachricht von dem Vorstoß des Gegners seinen rechten Flügel zurück. Die Japaner griffen hier nicht mehr an, erlangten aber, wie das russische Generalstabswerk sagt*), „größeren Raum und Freiheit für ihre Truppenbewegungen". In der Tat war die Lücke in der russischen Stellung nun etwa 16 km breit, und die japanische 12. Brigade war mit Teilen bis Huschinpu, 7 km nördlich des Hunho und ebensoweit westsüdwestlich vom Biwak Lewestams (mit einer schwachen Abteilung noch 3 km weiter) vorgedrungen, während der Rest am Hain von Fulin gefesselt war. Von der nach der Theorie ersten Folge des durch den Einbruch in die feindliche Stellung eingeleiteten Durchbruchs, dem Aufrollen des Gegners nach zwei Seiten, war also keine Rede; trotzdem hatte der Mangel an Initiative der Russen ein unmittelbares Vordringen, wenn auch nicht in voller Stärke, gegen die feindliche Rückzugslinie ermöglicht. Einem nächtlichen russischen Vorstoß gelang es nicht, den durchgedrungenen Gegner zu vertreiben; er klärte indessen die Lage. Das Vordringen der Japaner hatte bewirkt, daß Einzelheiten der Ausführungsbefehle zu dem von Kuropatkin am Abend des 9. März noch vor Kenntnis von dem Durchbruch bei Kiusan angeordneten Rückzuge auf Tiëlin unmöglich wurden. Am Morgen des 10. setzten beide Teile ihre Bewegung fort: Westlich der bis Huschinpu vorgedrungenen japanischen 12. Infanteriebrigade erschienen im Laufe des Vormittags Truppen der Gardedivision und der Garde-Reservebrigade, umgingen den linken Flügel der Russen bei Lienhuatschi und wandten sich in nordwestlicher Richtung gegen die

---

*) IV. 2, S. 155.

Mandarinenstraße. Die den rechten Flügel der japanischen 4. Armee bildende 10. Division und die Reservedivision, von der 6. Division gefolgt, waren westlich des Hains von Fulin vorgegangen und hatten dann die Richtung auf Orrtaitsy und Tawa an der Mandarinenstraße eingeschlagen. „So war um diese Zeit ($12^{30}$ Mittags) der Abschnitt der Mandarinenstraße zwischen Tawa und Puho von einem feindlichen Durchbruch bedroht, der Abstand zwischen dem linken Flügel der (von Nordwesten umfassenden 3.) Armee Nogi und der gegen die Mandarinenstraße vordringenden (4.) Armee Nodsu und (1.) Kuroki hatte sich bereits auf etwa 14 km verengt"*). Die japanische 6. Division schob sich allmählich „wie ein Keil zwischen die Truppen des XVII. und des VI. Sibirischen Korps" und „drohte sie völlig zu trennen"**). Die auf und westlich der Mandarinenstraße zurückgehenden russischen Heeresteile, in die sich Trains eingeschoben hatten, wurden wiederholt zur Entwicklung in der östlichen Flanke gezwungen und längs jener Straße von Mukden bis Tawa kam es zu verschiedenen Gefechten***). Das VI. Sibirische Korps und das I. Armeekorps (rechter Flügel der 1. Armee) wurden außerdem von der japanischen Garde und der 10. Division bedrängt. Teilweise gestaltete sich der Rückzug „zur allgemeinen Flucht"†). Am Nachmittage gelangte sogar das an der Mandarinenstraße 18 km nordöstlich von Mukden gelegene Dorf Puho in den Besitz der japanischen Garde; die Hauptrückzugsstraße wurde dadurch für die noch rückwärts befindlichen Russen gesperrt, und erst gegen Abend gelang es, wenigstens ein weiteres Fortschreiten der Japaner nach Westen zu verhindern. In der Nacht setzten die Russen den Marsch nach Norden in Unordnung fort, an verschiedenen Stellen brachen Paniken aus und „im allgemeinen bildeten die Truppen in der Verfassung, in der sie am Morgen des 11. März waren, keine Gefechtskraft, mit der man ein ernsthaftes Nachdringen des Feindes hätte abweisen können"††). Nur um ein „Nachdringen" hätte es sich am 11. März noch handeln können, der Durchbruch als solcher war nicht mehr wirksam. Die Kräfte der Japaner waren erlahmt, und sie standen nicht mehr zwischen den russischen Truppen, sondern sie waren, abgesehen von der im Westen an der Eisenbahn gestaffelten 2. Armee Nogi, hinter den Russen zurückgeblieben. Eine nachdrückliche Verfolgung fand nicht mehr statt.

Versuchen wir das Wesen dieser Vorgänge zusammenzufassen: Von dem Planen eines Durchbruchs seitens der Japaner ist nichts bekannt.

*) Russisches Generalstabswerk IV. 2, S. 180 u. 262.
**) a. a. O., S. 236 u. 239.
***) a. a. O., S. 235 ff.
†) a. a. O., S. 247.
††) a. a. O., S. 280.



Ein Teil ihrer zum Angriff vorgehenden Front traf vielmehr auf die besonders schwach besetzte und durch unglückliche Umstände noch mehr geschwächte Stelle um Kinsan. Die Unmöglichkeit der Aufklärung seitens der Russen und ein Naturereignis machten die Annäherung fast gefahrlos. Die Angreifer sahen sich bald im Besitze eines Teils der Stellung, der genügend breit war, um nicht unter Kreuzfeuer genommen werden zu können; der Verteidiger enthielt sich jeglicher Gegenoffensive und so wurde, obwohl man zu schwach zu einem Aufrollen der noch in Stellung befindlichen Nachbarabteilungen des Gegners war, ein weiteres Vorstoßen möglich, aus dem sich ein keilförmiges Einschieben in die einem älteren Befehle gemäß zurückgehenden russischen Heeresteile und eine ernste Bedrohung der Hauptrückzugsstraße ergab, die am folgenden Tage so wirksam wurde, daß der Rückzug in Flucht ausartete.

Wir wenden uns nun noch den beiden Vorgängen in der Schlacht am Schaho zu, deren Charakter als „Durchbruch" unbestritten ist, die aber in ihren Folgen weniger bedeutsam waren (Skizze 2). Die japanische Garde und die 2. Division sollten in der Nacht zum 12. Oktober 1904 den Angriff erneuern, es waren ihnen Ziele bis zu 6 km hinter der vorderen russischen Linie bezeichnet. Am weitesten vermochte die 1. Gardebrigade vorzudringen; nach der Einnahme von Manhuapu schob sie sich wie ein Keil mit einer Drehung nach links in die feindliche Stellung und nahm die vor der 2. Garde-Infanteriebrigade zurückweichende feindliche Infanterie unter Flankenfeuer. Über diesen Anfang zum Aufrollen kam es aber nicht hinaus, weil die eigene rechte Flanke und der Rücken durch einen feindlichen Vorstoß von Osten und Nordosten gefährdet wurden. Die dadurch veranlaßten Abzweigungen schwächten die Stoßkraft; unter diesen Umständen war es schon ein Erfolg, daß die gewonnene Stellung die Nacht über behauptet werden konnte. Die Fortsetzung des Angriffs am nächsten Tage scheiterte, und nur der mangelnden Initiative der Russen war es zu danken, daß die Japaner der Vernichtung entgingen*). Auch hier handelt es sich nicht um einen geplanten Durchbruch, sondern um einen Teilerfolg eines frontalen Angriffs, der zum Einbruch in die feindliche Stellung führte und in der Flankierung eines Teiles der feindlichen Aufstellung den Ansatz zu einem wirklichen Durchbruch aufweist, der aber infolge rechtzeitigen Eingreifens des Gegners von der anderen Seite nicht zur Ausführung kam. Die Frontbreite der Einbruchsstelle erwies sich als zu schmal, und es fehlten Reserven.

Anders lag die Sache in derselben Schlacht am 14. Oktober bei Schahopu (Skizze 3). Der japanische Generalstabschef, General Baron Kodama,

*) Vgl. Frhr. v. Freytag, Die Führung in den neuesten Kriegen. 4. Heft, S. 73/74.

hat später erklärt, „daß man gehofft habe, die russische Front an der Mandarinenstraße bei Pankiaupu durchbrechen zu können; dann sei beabsichtigt gewesen, mit den zurückgehaltenen Kräften der 2. Armee entweder gegen die linke Flanke der an der Mandarinenstraße angenommenen feindlichen Gruppe oder gegen die rechte Flanke der Gruppe bei Fönkiapu wirksam zu werden. Man bereitete also zweierlei vor: eine umfassende Schwenkung und einen Durchbruch"*). Das Verfolgen von zwei Zielen, deren jedes einen Überschuß an Streitkräften voraussetzt, während die Japaner in der Minderheit fochten, war mißlich, und wenn Pankiaupu im Laufe des 12. Oktober von den Japanern erreicht wurde, so geschah dies nicht im Sinne des Durchbruchs, sondern im frontalen Fortschreiten. Erst der am Abend des 13. Oktober der 2. Armee (Oku) erteilte Befehl zur Fortsetzung des Angriffs am folgenden Tage veranlaßte einen Durchbruch weiter nördlich an der Mandarinenstraße bei Schahopu. General Oku befahl, daß die 3. Division nebst der 24. Brigade der 3. Division den Gegner bei Lamutun, 2 km westlich jener Straße, alle übrigen Truppen in der bisherigen Richtung geradeaus angreifen sollten. Der Kommandeur der 6. Division stellte seine Truppen schon in der Nacht bereit und setzte sie gegen den 1 km östlich der Straße gelegenen Houtai-Berg und in der Richtung auf Lamutun an. Obwohl eine russische Erkundung die Bewegung nicht entdeckte, wurden zwei Angriffe auf den von den Russen besetzten Houtai-Berg doch abgewiesen. Der dritte, bei Tagesanbruch ausgeführte Angriff gelang und hatte trotz eines Gegenstoßes die Durchführung des Durchbruches bis Schahopu zur Folge. Die Flügel der Japaner kamen jedoch nicht vorwärts, die 3. Division mußte nach drei Fronten kämpfen und war in Gefahr erdrückt zu werden. Trotzdem beschloß der Divisionskommandeur, General Oschima, „nur mit seinem rechten Flügel defensiv zu bleiben, im übrigen den Angriff auf Schahopu und Lamutun (also nach Norden und Nordwesten) fortzusetzen"**). Ein Teil der Reserveartillerie wurde Oschima zur Verfügung gestellt. Der südliche Teil von Schahopu wurde von den Japanern genommen. Russische Gegenangriffe blieben ohne wesentlichen Erfolg; die japanische 3. Division hatte aber ihren letzten Mann einsetzen müssen, und das Feuergefecht im Dorfe dauerte auch während der Nacht fort. Einen ausschlaggebenden Erfolg hatte die Behauptung von Schahopu nicht, und nur der Mangel an russischen Reserven hat wohl die Division vor der Vernichtung bewahrt. Am

*) Einzelschriften 45/46, S. 230. Wer den von dem Wesen der übrigen Japaner in seiner Offenheit und Impulsivität so außerordentlich abweichenden General Kodama gekannt hat, wird nicht annehmen, daß durch diese Äußerung etwas verschleiert werden sollte.

**) a. a. O., S. 163.



nächsten Tage (dem 15.) war sie „nicht mehr imstande, den Angriff über den Schahoabschnitt mit dem erforderlichen Nachdruck weiterzuführen"*) — es war wieder die Lage eines Frontalkampfes eingetreten, der demnächst durch das nicht unbedingt nötige Zurückweichen der Russen ein Ende fand. „Zu Umfassungen und Durchbrüchen ist es zwar gekommen, aber nicht im Sinne großer, die Schlacht entscheidender Handlungen. Die Russen sind vielmehr gradlinig auf ihre Ausgangspunkte zurückgedrängt worden"**). Die Gründe dafür, daß der Durchbruch nicht zur vollen Durchführung kam, sind im wesentlichen die schon für den unzureichenden Erfolg der Garde am 12. Oktober angegebenen: geringe Breite der Einbruchstelle und Mangel an starken Reserven.

In beiden Fällen sehen wir die einbrechenden japanischen Heeresteile nur gerade der Vernichtung entgehen; eine solche war in der Tat am 7. März 1905 in der Schlacht bei Mukden das Schicksal der 5. Brigade Nambu. Sie hatte auf höheren Befehl das mitten in der russischen Stellung (des westlichen Flügels) gelegene Dorf Yuhuantun genommen und behauptet, nicht um selbst den Durchbruch weiter durchzuführen oder für nachfolgende Truppen vorzubereiten, sondern um das drohende Durchbrechen der eigenen schwachen Linie durch die Russen abzuwehren. In heldenmütigem Kampfe erlag die Brigade einer gewaltigen Übermacht, aber ihre Aufgabe war erfüllt.

Ebenso wie General v. Freytag glaube auch ich auf eine Heranziehung von Beispielen aus dem Balkankriege verzichten zu sollen, weil die darüber vorliegenden Nachrichten doch noch verhältnismäßig oberflächliche sind und weil es scheint, daß der reine Artilleriekampf so einseitig in den Vordergrund getreten ist, daß die dortigen Ereignisse gerade für unser Problem kaum ernste Lehren ergeben werden. Das Ergebnis der neuesten Kriegserfahrung ist somit nichts weniger als ausgiebig, und wir werden für die weitere Erörterung auf den Weg der Folgerungen verwiesen. General v. Bernhardi nennt zwar das Beispiel von Kiusan „besonders interessant nicht nur des Erfolges wegen, sondern vor allem deswegen, weil hier schon mit völlig modernen Waffen gekämpft und dadurch der Beweis erbracht wurde, daß auch unter heutigen Verhältnissen der Durchbruch möglich ist"***), dieser Umstand kam aber für die Einleitung bis zum Eindringen in die feindliche Stellung, wie wir gezeigt haben, kaum in Frage — eine Waffenwirkung fand überhaupt nur in beschränktem Maße statt. Die beiden Fälle in der Schlacht am Schaho bestätigen nur, was General v. Blume sagt†): „Der Durchbruch der

*) a. a. O., S. 180.

**) a. a. O., S. 230.

***) Vom heutigen Kriege. II, S. 78. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

†) Strategie, S. 168 u. 203. Ebenda.

feindlichen Front stößt auf die gleichen Schwierigkeiten an der Durchbruchstelle," wie der rein frontale Angriff, „und versetzt, wenn er dort gelingt, den Angreifer zunächst, und bis er sich Luft geschafft hat, in die bei der gesteigerten Feuerwirkung besonders mißliche Lage des von mehreren Seiten Umfaßten. Der taktische Durchbruch erscheint daher selbst für Truppen von überlegener Tüchtigkeit bei Tage nur noch unter ausnahmsweise günstigen Stärke- und Geländeverhältnissen ausführbar. Aber wenn er gelingt, sprengt er die Kräfte des Gegners in folgenschwerer Weise auseinander". (Für diesen letzten logisch unwiderlegbaren Satz fehlt allerdings noch ein modernes Beispiel, abgesehen von dem letzten Teile des Durchbruches von Kiusan.) Und weiter: „Wenn es dem Angreifer" beim Frontalangriffe „gelingt, hier und da in der Stellung festen Fuß zu fassen, so ist doch die Aussicht gering, diesen Erfolg zum Durchbruch und dadurch zu einem entscheidenden für die Gesamthandlung zu gestalten."

Für die in einem großen europäischen Kriege zu erwartende Massenschlacht fehlen uns die Erfahrungen, wir vermögen nur an frei erfundenen Beispielen uns eine Vorstellung zu bilden. Die Höchstleistung auf diesem Gebiete stellen die Arbeiten des Generals Freiherrn v. Falkenhausen dar. Hat er auch das Problem des Durchbruches noch nicht an einem Beispiele erörtert, so sagt er doch gelegentlich darüber*): „Der Durchbruch, auch dünnerer Aufstellungen, gestaltet sich jetzt entschieden schwieriger und verweist den Erfolg des Angriffs auf weit ausholende Umfassungen oder Umgehungen, wenn auch dem Durchbruch an geeigneten Stellen unter günstigen Umständen die Ausführbarkeit durchaus nicht abgesprochen werden soll". Bei der Beurteilung einer für die vorhandenen Kräfte zu ausgedehnten Stellung läßt Falkenhausen dann erkennen, daß er die Abwehr eines Durchbruchs auch unter dieser Voraussetzung „bei den jetzigen Verteidigungsmitteln" für leichter erachtet als die Abwehr von Umfassungen und Überflügelungen, wenn nicht genügende Kräfte zurückgehalten werden konnten. Nun ist es aber sehr bemerkenswert, daß derselbe Autor durch seine gründlichen Untersuchungen anderseits zu der Erkenntnis gelangt, „daß die Führung bei großen Massen die Wahl des Flügels, gegen den der Hauptstoß zu richten ist, nur bedingungsweise in der Hand hat. Sie wird auch in dieser Beziehung von den einleitenden Bewegungen stark beeinflußt. Diese aber werden in den meisten Fällen zu einer Zeit getroffen, zu der die Lage, ob der oder jener Flügel der günstigere ist, noch nicht zu übersehen ist. Zu völligem Wechsel lassen sich in späterer Zeit so große in Bewegung gesetzte Massen im

*) Der große Krieg der Jetztzeit. Studien über Bewegung und Kämpfe der Massenheere im 20. Jahrhundert. S. 124 u. 126. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Zeitabschnitte unmittelbar bevorstehender Entscheidung nicht mehr verschieben"*). Mit anderen Worten: Je größer und unhandlicher die Heeresmassen sind, desto schwieriger wird ihre zielbewußte Lenkung, vor allem aber jede Änderung des durch das erste Ansetzen der Bewegungen angedeuteten Angriffsplanes; desto schwieriger wird aber auch — unter Umständen schon allein mit Rücksicht auf den Raum — die von Moltke als Höchstleistung der Strategie bezeichnete Leitung der Operationen, so „daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter, kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt"**). Immer größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß auf eine Umfassung angelegte Operationen wider Willen schließlich doch zur Frontalschlacht mit ihren großen Gefahren für den Angreifer führen. Dann tritt der Augenblick ein, in dem die „Aushilfe" eines Durchbruchs angebracht sein kann. Die aus Raummangel oder anderen Gründen in zweiter Linie folgenden Korps und Armeen können dabei Verwendung finden. Unter Umständen wird es leichter sein, sie als Reserven für einen Durchbruch an geeigneter Stelle einzusetzen, als rechtzeitig zu einer Umfassung.

Wir sind hiermit auf das operative Gebiet gelangt und müssen noch etwas dabei verweilen. Jener Moltkesche Satz geht von der praktisch bestätigten Auffassung aus, daß die operative Umfassung ganz unmittelbar in die taktische übergehen kann und daß hier die Grenze zwischen Strategie und Taktik völlig fehlt***). Anders verhält es sich mit dem Durchbruch. Der operative Durchbruch ist außer Zusammenhang mit dem taktischen, es sei denn, daß die beiden feindlichen Heere, zwischen die sich der Angreifer schiebt, sich so nahe aneinander befinden, daß die Lücke annähernd ausgefüllt wird und nach beiden Seiten ein Kampf entbrennt. Dann aber befindet sich das durchbrechende Heer in höchst übler Lage, sein Ziel ist verfehlt, das vielmehr das sein mußte, auf der inneren Linie über den einen Gegner — ungefährdet von dem andern — herzufallen†). Napoleons operativer Durchbruch auf Ligny stand in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Angriffsform in der folgenden Schlacht selbst, die General v. Wenninger in seiner schon erwähnten hochinteressanten Studie „das einzige Beispiel eines gelungenen taktischen Durchbruchs in all den 60 Napoleonsschlachten"††) nennt. Wenninger kommt zu dem Schluß, daß der operative Durchbruch in Zukunft zur taktischen Umfassung oder zum Flügelangriff führen wird†††).

*) a. a. O. S. 118/19.

**) Moltkes militärische Werke. II, 2. S. 210/11.

***) Vgl. hierzu Verdy du Vernois, Studien über den Krieg. III, 3. S. 143 ff. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

†) Vgl. v. Blume, Strategie. S. 360.

††) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 4. Heft 1913. S. 9.

†††) a. a. O. S. 47.

Sehen wir nun von dem aus der Gunst der jeweiligen Lage sich ergebenden Einbruch kleinerer Abteilungen in die feindliche Linie ab, der seinen Zweck erfüllt, wenn er den Frontalangriff der großen Masse fördert, so ergeben sich für den geplanten taktischen Durchbruch folgende Gesichtspunkte:

Nur von einem im großen Stile geplanten taktischen Durchbruch läßt sich ein Erfolg erwarten. Für die Stärkebemessung sind maßgebend das Bedürfnis möglichster Breitenentwicklung behufs Abschwächung der flankierenden Feuerwirkung von zwei Seiten und die Notwendigkeit starker Reserven zum Ersatz der durch den Einbruch mehr oder weniger aufgebrauchten Kräfte, insonderheit zur Abwehr von Gegenstößen und zum Aufrollen der Linie des Verteidigers nach beiden Seiten, endlich zur Fortsetzung des Durchbruches behufs Einwirkung gegen die feindliche Rückzugslinie. Daraus ergibt sich ohne weiteres eine ausgiebige Tiefengliederung; ob die Reserven hinter der Mitte oder hinter den Flügeln gestaffelt folgen, wird vom Gelände und von der Kenntnis der feindlichen Aufstellung abhängen. In der Regel wird sich ein größerer Kräftebedarf ergeben als bei einer Umfassung. Schon darum wird sich diese Angriffsform nur empfehlen, wenn man auf jene aus irgendwelchen Gründen verzichten muß und doch nicht in Gefahr ist, selbst umfaßt zu werden. Eine Verbindung von Durchbruch und Umfassung, die an sich sehr wirksam werden könnte, ist, abgesehen von grundsätzlichen Bedenken gegen das gleichzeitige Verfolgen von zwei Zielen (wie in der Schlacht am Schaho), nur bei außerordentlicher numerischer Überlegenheit denkbar. Da es anderseits aber für die Durchführbarkeit des Durchbruches sehr wesentlich ist, den Gegner um seine Flügel besorgt zu machen und zu entsprechender Verwendung seiner Reserven zu veranlassen, erscheint eine gleichzeitige Verwendung starker Kavallerie mit Artillerie zur Umfassung angezeigt. Wahrscheinlich wird die Kavallerie so mehr zu nützen vermögen, als durch eine allerdings verlockende Teilnahme am Durchbruch, zwar nicht im Sinne Napoleonischer Reiterei zur Mitwirkung beim Einbruch, sondern zur Ausnutzung des Erfolges. Woher die starken Reserven unter Umständen zu entnehmen sind, wurde bereits angedeutet — aus den in zweiter Linie folgenden Korps und Armeen. Ihre rechtzeitige Verwendung setzt den vorangegangenen Aufmarsch der vorderen Korps voraus und somit eine mehrtägige Schlacht. Der Zeitpunkt der Verwendbarkeit der Reserven ist außerdem von der Wahl der Einbruchsstelle abhängig, für die in erster Linie andere Gesichtspunkte maßgebend sind, als die Lage der Straße, auf der von vornherein in zweiter Linie Truppen folgten. Diese Stelle muß nach Maßgabe des Geländes und der Verteilung der feindlichen Truppen, namentlich nach der Aufstellung ihrer Reserven gewählt werden. Namentlich letztere ist veränderlich und

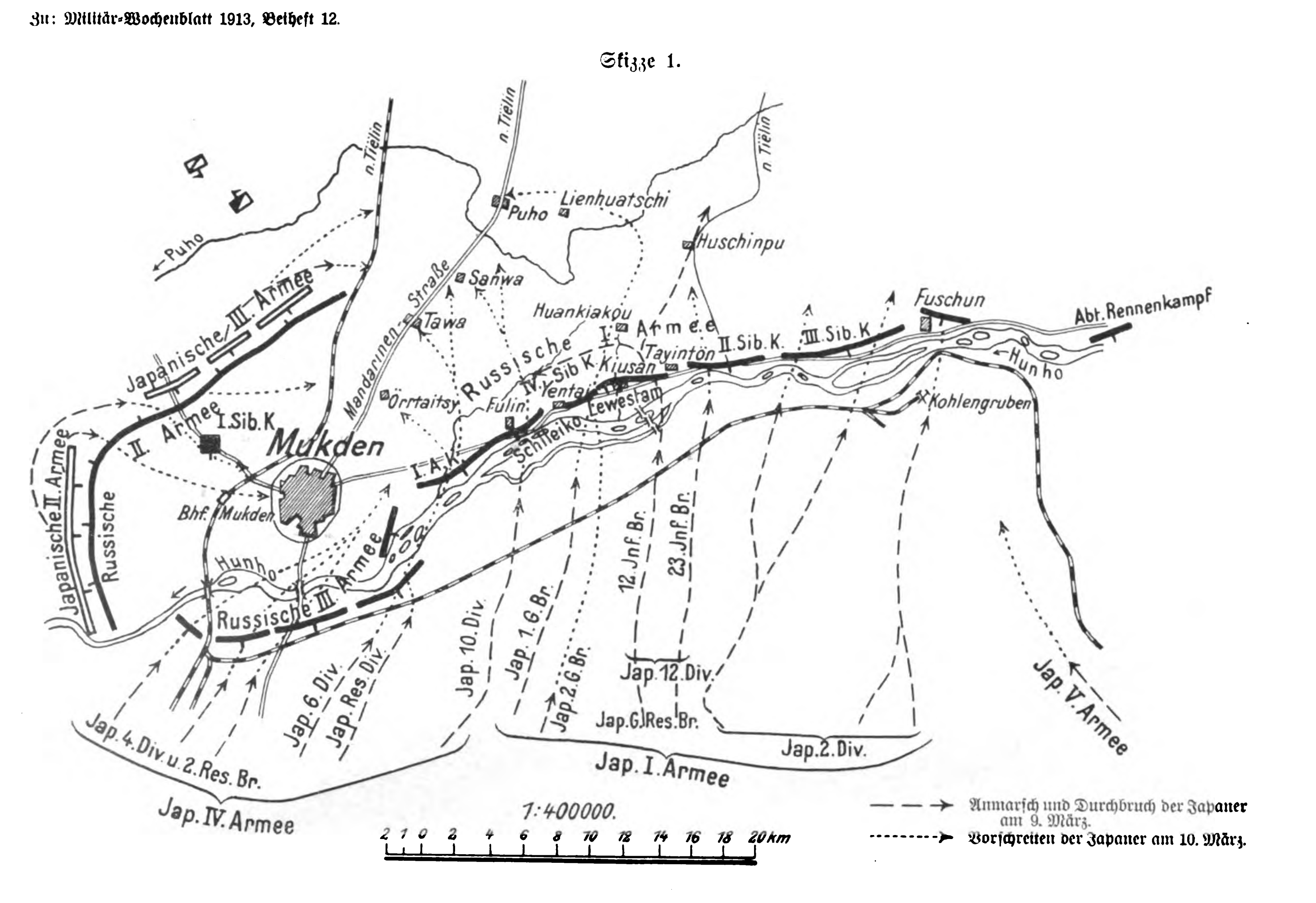
kann daher erst im letzten Augenblicke mit Sicherheit ermittelt werden. Die Aufklärung in der Front ist überdies schwieriger als die in den Flanken; sie wird fast lediglich den Luftschiffen und Flugzeugen zufallen, und es scheint, als werde dieses neue Aufklärungsmittel den Durchbruch begünstigen — sichtiges Wetter vorausgesetzt. Nach Ermittelung der geeigneten Stelle und Anordnung zweckentsprechender Maßnahmen zum Heranführen der Reserven kommt in erster Linie planmäßiges Erringen der Feuerüberlegenheit in Frage, auch Ausnutzung der Dunkelheit zum Vorführen der Infanterie auf nahe Entfernung wird sich empfehlen; kurz alle Anforderungen des Frontalangriffs machen sich auch hier geltend. Wir wissen, daß eine wirksame Umfassung festes Anfassen in der Front bedingt und daß ein sogenanntes „hinhaltendes" Fechten nicht genügt; dasselbe gilt für den nicht zum Durchbruch bestimmten Teil des Frontalangriffs*). Schließlich ist noch ein, wie mir scheint, bisher nur wenig beachteter Gesichtspunkt in Betracht zu ziehen: die zum Durchbruch bestimmten Truppen können von dem Augenblick des Vorgehens über die Einbruchsstelle hinaus auf keinerlei Nachschub von Material rechnen, anderseits hört ihre Tätigkeit mit dem Verbrauch von Munition und Nahrung auf, und das Auffinden von Lebensmitteln im Lande ist unter diesen Umständen ausgeschlossen. Ob die Patronenwagen folgen können, ist zweifelhaft, andere Fahrzeuge sicherlich nicht, der Mann hat nur sicher, was er bei sich trägt, er muß also für diesen Fall größter Anforderungen an seine Kräfte noch stärker mit Munition und Lebensmitteln belastet werden als gewöhnlich; die Tornister wird man, trotz aller damit verbundenen Übelstände, zurücklassen müssen.

Die Ansprüche an planmäßige Vorbereitung eines Durchbruches sind also sehr hohe, noch höher die an die Energie der Durchführung und an die in unvorhergesehenen Lagen vom Führer und von den Unterführern zu treffenden Entschließungen. Die Überwindung dieser Schwierigkeiten muß verlangt werden. Immerhin erklärt der Umfang der Bedingungen für eine erfolgreiche Ausführung überhaupt die unsere Betrachtung einleitende ablehnende Auffassung eines so bedeutenden Lehrers auf dem Gebiete der Truppenführung, wie General v. Schlichting es war. Werden diese Vorbedingungen indessen erfüllt — und dafür wird doch vielleicht die Massenschlacht der Zukunft Gelegenheit bieten —, so werden wir gut tun, auch den planmäßigen taktischen Durchbruch als Mittel zum Siege nicht zu verschmähen. Grundsätzlich aber sind wir berechtigt, an der Auffassung von der Überlegenheit der Umfassung in Verbindung mit frontalem Angriff festzuhalten, unbekümmert, ob unsere westlichen Nachbarn uns darum Schematiker nennen.

*) Vgl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 49, S. 73/74.



Skizze 1.



n. Tiëlin
n. Tiëlin
n. Tiëlin
Puho
Lienhuatschi
Huschinpu
Puho
Japanische III. Armee
Sanwa
Tawa
Mandarinen-Straße
Huankiakou
I. Armee
Abt. Rennenkampf
Fuschun
III. Sib. K.
II. Sib. K.
Tayintön
Kiusan
IV. Sib. K.
Russische
Hunho
Kohlengruben
Örrtaitsy
Fulin
Yentai
Lewestam
Schileiko
I. A. K.
I. Sib. K.
II. Armee
Mukden
Japanische II. Armee
Russische
Bhf. Mukden
Hunho
Russische III. Armee
Jap. 4. Div. u. 2. Res. Br.
Jap. 6. Div.
Jap. Res. Div.
Jap. 10. Div.
Jap. 1. G. Br.
Jap. 2. G. Br.
12. Jnf. Br.
23. Jnf. Br.
Jap. 12. Div.
Jap. G. Res. Br.
Jap. 2. Div.
Jap. I. Armee
Jap. V. Armee
Jap. IV. Armee
1:400000.
2 1 0 2 4 6 8 10 12 14 16 18 20 km
Anmarsch und Durchbruch der Japaner am 9. März.
Vorschreiten der Japaner am 10. März.

# Moltkes Werdegang.

## II.*)

## Das erste Jahr als Chef des Generalstabes der Armee. 1857 bis 1858.

Mit drei Skizzen.



---

Prinz und Generalstabschef**) sahen sich vor neuen Aufgaben, beide in einem Alter, da andere sich nach Ruhe sehnen, beide gleich treu in der Arbeit, beide einfache nüchterne Naturen, die das Leben so nehmen, wie es ist, beide innerlich einander wohl noch fremd, aber sich doch bewußt, was sie voneinander hatten, bewußt auch der Diener, daß sein Herr vor der größeren, schwereren Arbeit stand, voller Anerkennung für den Takt, den er dabei zeigt. Bescheiden nur äußert Moltke selbst und ganz beiläufig auch über die eigene Arbeit, daß er in dieser ersten Zeit viel zu tun gehabt, um sich einigermaßen zu orientieren, doch kein Wort der Freude, des Stolzes, daß man ihn gerade auserlesen, der am wenigsten daran gedacht, aber auch kein Wort des Zagens, ob er der großen Aufgabe auch gewachsen sei.

Seine „Truppe" besteht aus 64 „Mann", die den sogenannten „großen", tatsächlich aber sehr kleinen Generalstab bilden; voll empfindet er die Wichtigkeit „der personellen Kenntnis"***) und geht sofort daran, eine Verjüngung des Offizierkorps in die Wege zu leiten, als leitendes Prinzip hinstellend, daß Jugend kein Hindernis, sondern eine Empfehlung mehr zu den höchsten Kommandostellen sein sollte. Ferner sollten Praxis in der Front und Generalstabsdienst wechseln; empfand Moltke doch selbst am meisten, was ihm und mit ihm einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Generalstabsoffizieren fehlte, die Kenntnis des praktischen Dienstes. Hierin mußte Wandel eintreten und der Prinz von Preußen stimmte den Vorschlägen seines Generals zu, die einen Wendepunkt in der Ausbildung der Generalstabsoffiziere bilden und grundlegend wirkten für die größere Frische und Tüchtigkeit der höheren Führer.

---

*) I. Teil siehe Beiheft 9/1913.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, IV., V., VI. Bd. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, III. Bd. Marcks, Kaiser Wilhelm I.

***) 19. Dezember 1857. Denkwürdigkeiten, IV. Bd., S. 162.

Moltke selbst fehlte es allerdings trotz seiner Jahre nicht an Frische, doch er war eine Ausnahme ebenso wie sein Herr. Kaum hätte er sonst neben der dienstlichen Arbeit in Berlin die körperlichen Strapazen ertragen, die gleich im ersten Jahre an ihn herantraten. Im Januar 1858 begleitete Moltke den Prinzen Friedrich Wilhelm zu seiner Vermählung nach London; Anfang Juni, knapp genesen von einer im Mai überstandenen Krankheit, reist er zur Geländeerkundung für die am 8. September beginnenden Königsmanöver, denen vom 15. bis 30. Juli eine Besichtigung der topographischen Abteilungen in der Altmark und in den Hohenzollernschen Landen, im August ein Sommerausflug in die Salzburger Alpen vorausgeht, während sich den Manövern bis in den Oktober hinein eine Übungsreise des Großen Generalstabes von Liegnitz aus in Richtung Görlitz anschließt. Moltke ist also von Mitte Juli bis Anfang Oktober andauernd unterwegs. Das Provisorium als Chef hatte unterdessen am 18. September aufgehört, früher als Moltke erwartet, da er noch nicht Generalleutnant geworden.

Bald darauf, am 7. Oktober 1858, wurde sein Herr endgültig mit der Regentschaft betraut. Ungemein hatte der Prinz unter dem Provisorium gelitten, denn er war nur ausführendes Organ und mußte die eigenen Grundsätze hintansetzen, „die Frische eines neuen Regierungsantritts ist dabei verloren gegangen“. Moltke, der stets die inneren Vorgänge im Staate mit Interesse verfolgt hat, folgte ihnen von Übernahme seines neuen Amtes an doppelt gespannt, wie dies seine dienstliche Stellung auch erforderte. Zwar zum persönlichen Eingreifen kam er vorläufig nicht, denn die schon damals vom Prinzen ins Auge gefaßte Heeresreform berührte sein Ressort nicht unmittelbar. Aber der Chef des Generalstabes der Armee muß sich allgemein — auch über die innerpolitische Lage — unterrichtet halten, da er sonst ein reifes Urteil über wirtschaftliche Fragen, wie z. B. die Entwicklung des Eisenbahn- und Kanalwesens, nicht gewinnen kann. Mag auch manche der in den Kammern behandelten Vorlagen der Interessensphäre des obersten Generalstabsoffiziers der Armee fernliegen, den Verhandlungen im allgemeinen zu folgen, ist seine Pflicht. Vermag er die innerpolitische Lage des Reiches und die Beziehungen desselben zum Auslande in bezug auf Handel und Industrie, kurz in kultureller Hinsicht, nicht zu beurteilen, um wieviel weniger würde er die beim Auslande zur Sprache kommenden Verhältnisse in Rechnung zu ziehen vermögen?

Bei Moltke bedurfte es keines Hineinarbeitens in die schwebenden Fragen, das beweisen die Briefe an seinen Bruder Adolf (12. und 19. Dezember 1857), in denen er beklagt, daß nicht Preußen, mit dem unerschütterten Kurs aller Staatspapiere, an Hamburg drei Millionen vorschieße, sondern Österreich, das seine Eisenbahnen verkauft und die

Armee reduziert habe, nur um sein Defizit zu decken. Eine andere Angelegenheit berührte Moltke sogar sehr nahe: wieder einmal beschäftigte den Bundestag die schleswig-holsteinische Frage. Energisch hatte der Prinz von Preußen in der seit Anfang 1857 schwebenden Beschwerde Holsteins über den Verfassungsbruch der dänischen Regierung Androhung bewaffneter Exekution gegen Dänemark verlangt und sie beim Bunde auch schließlich durchgesetzt. Moltke, ganz einverstanden hiermit, glaubt kaum*), daß diesmal fremde Mächte dem rebellischen Nordstaate gegen wirkliche Exekutionsmaßregeln deutscherseits helfen werden; selbst England scheine hinsichtlich dieser Frage aus seiner völligen Verblendung zurückgekommen zu sein. Jetzt war der General auf dem Posten, wo die Kenntnis des dänischen Landes, die späteren vielfachen Reisen dorthin, die vorzügliche Arbeit des Jahres 1834, die Ereignisse Ende der 40er Jahre zur Verwertung kamen, und es ist ein eigentümlicher Zufall, daß immer wieder, in welcher Stellung Moltke sich auch befand, dienstlich oder außerdienstlich ihm das Schicksal die Beschäftigung mit der alten Heimat gleichsam aufzwang. Vorerst kam es indes noch zu keinem kriegerischen Zusammenstoß, Moltke hoffte auf ein vereintes Handeln Preußens mit Österreich, wenngleich er seine Bedenken über die starke, populäre und rücksichtslose Partei, die sich in Kopenhagen am Ruder befindet, dem Bruder keineswegs verhehlt. Eine Operationsstudie für den Kriegsfall mit Dänemarck aus den ersten Jahren von Moltkes Wirken an der Spitze des Generalstabes fehlt zwar, doch beweisen Erkundungen von Generalstabsoffizieren im südlichen Teile des Herzogtums Schleswig die vorbereitende Tätigkeit des Chefs, der die Möglichkeit eines solchen Krieges in den Kreis seiner Gedanken zieht. Das Ergebnis der Erkundungen war insofern negativ, als Neuanlagen in den Danewerken nicht festgestellt werden konnten, die Reisen trugen indessen zur genauen Orientierung über ein künftiges Kriegstheater schon jetzt bei, was bei der Bedeutung der Werke in einem Kriegsfalle nicht zu unterschätzen war. Moltke bezeichnete (3. Dezember 1857) als Eröffnungszeit für einen Feldzug den Anfang des Winters als am vorteilhaftesten, „wo der diesseitige Handel weniger belästigt, die unmittelbare Kooperation der dänischen Flotte ausgeschlossen und die Gangbarkeit des Terrains weniger beschränkt würde", also denselben Gedanken, den er in seinen späteren Denkschriften ausführlicher darlegt.

Doch vorerst schienen andere, ernstere Gewitter am politischen Horizonte sich zusammenzuziehen.

---

*) Vgl. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, IV. Band. (12. Dezember 1857).



Der Pariser Friede 1856 hatte zunächst äußerlich die beteiligten Mächte beruhigt, immerhin waren manche Fragen ungelöst geblieben, zu denen Österreich und England eine andere Stellung wie Preußen, Rußland, Frankreich einnahmen. Und im Innern Deutschlands bestand der alte Gegensatz zwischen den beiden Hauptmächten fort. Wie sein Herr wollte Moltke ein starkes mächtiges Preußen, das hatte er seit Jahren wiederholt ausgesprochen; instinktmäßig fühlte er auch, daß nur eine der beiden Großmächte die führende in Deutschland sein konnte, die Zeit eines Kampfes um den Preis war indes noch nicht gekommen. Augenblicklich drohte Preußen-Deutschland der alte Erbfeind, dessen Gelüste nach der Rheingrenze niemals ruhten; wenn auch Frankreich nach dem Jahre 1856 zunächst die Vernichtung der österreichischen Herrschaft in Italien zu erstreben schien — die Gefahr gleichzeitigen Vorgehens gegen die Rheingrenze blieb. Der Prinz von Preußen und General v. Moltke sahen das voraus, voll Mißtrauen blickte der Prinz schon lange auf den Abenteurer im Westen, und beide, Herr und Diener, gingen daran, die Stunde der Abrechnung vorzubereiten, Moltke gleichsam bewußt der Mahnung des Prinzen an den alten Freund Werder einige Jahre vorher (1853):

„Fleißig sein und tüchtig vorbereiten, damit wir gewappnet sind, wenn die Stunde schlägt.“

Es ist bemerkenswert, daß den Anlaß zu dem ersten Operationsplan für einen Krieg mit Frankreich eine der Streitfragen mit Österreich bildet: die Wahrung des Mitbesatzungsrechtes von Rastatt*). Die Bezeichnung „Operationsplan“ geht eigentlich zu weit, denn es ist nicht etwa eine eingehende Denkschrift, wie sie dem Chef des Generalstabes der Armee über die möglichen Kriegsfälle auszuarbeiten obliegt, sondern mehr eine gelegentliche Äußerung über das Verhalten Preußens im Falle eines Konfliktes mit Frankreich. Man darf daher nicht mit großen Anforderungen in bezug auf erschöpfende Darstellung an sie herantreten. Moltke hat überhaupt in diesem ersten Winter als Chef noch keinen eigenen ausführlichen Operationsplan entworfen, er stellte sich vielmehr, wie aus einem Schreiben an den Kriegsminister Grafen Waldersee hervorgeht, auf den Boden dessen, was er vorfand; und Moltke traf gewiß damit das Richtige, denn vorerst galt es, sich einzuarbeiten in das umfangreiche und schwierige Arbeitsgebiet.

Wenn sich demnach nur wenige neue Gedanken in dem Operationsentwurf finden, so ist dessen Entwicklung immerhin von Interesse, weil

*) Militärische Korrespondenz 1870/71 Nr. 1. — Akten des Kriegsarchivs, IV. 256. — Clausewitz, XVII. D. 1 bis 6. — Feldzugspläne vor 1857. — Akten des Geheimen Staatsarchivs.

er eben die erste Arbeit Moltkes überhaupt ist, die sich auf einen Krieg mit Frankreich bezieht. Um indes bei diesem Entwurf sowohl wie bei den späteren verstehen zu können, inwieweit General v. Moltke vorgefundene Operationspläne benutzt hat, und wo er eigene Gedanken zeigt oder ganz selbständig arbeitet, ist erforderlich ein

Rückblick auf die bis dahin ausgearbeiteten und von Moltke nachweisbar herangezogenen Denkschriften.

Erst dann läßt sich die Entstehung des schließlich 1870 zur Ausführung gekommenen Planes richtig beurteilen.

Im Jahre 1830 stellte General v. Clausewitz*) „Betrachtungen über den künftigen Kriegsplan gegen Frankreich" an, aller Wahrscheinlichkeit veranlaßt durch den Zusammenbruch der holländischen Herrschaft in Belgien, der die Gefahr eines französischen Angriffs auf Deutschland immer drohender gestaltete. Er schlägt eine Offensive nach Belgien vor und begründet sie folgendermaßen: Solange Belgien dem Könige der Niederlande gehörte, gab es keinen besseren Operationsplan gegen Frankreich, als wie er sich 1815 von selbst gemacht hat, nämlich mit der Hauptmacht an der belgischen Grenze, etwa an der Sambre, aufzutreten und einen kurzen kräftigen Stoß auf Paris zu tun, während Österreicher und Süddeutsche eine Nebenoperation auf Lothringen ausführten.

Auf Belgien sei jetzt (1830) nicht mehr zu rechnen, an eine Offensive auf Paris von Hause aus wie 1815 nicht mehr zu denken; allenfalls könne eine auf der Linie Mainz—Metz versammelte Zentralarmee (Preußen, Österreicher, Bundesstaaten, Holland) eine solche versuchen, indes abgesehen davon, daß sich diese Armee gegen Metz—Straßburg—Diedenhofen schwächen müsse, könne schon infolge der Mängel der Bundeskriegsverfassung kein durchgreifender Erfolg erwartet werden. Eine Offensive einer solchen Zentralmasse auf Lothringen würde zwar Süddeutschland einigermaßen schützen, keineswegs aber die preußischen Besitzungen am unteren Rhein; es müßten also Flügelkorps aufgestellt werden, und die beständige Rücksicht auf diese würde die Operationen der Hauptarmee lähmen.

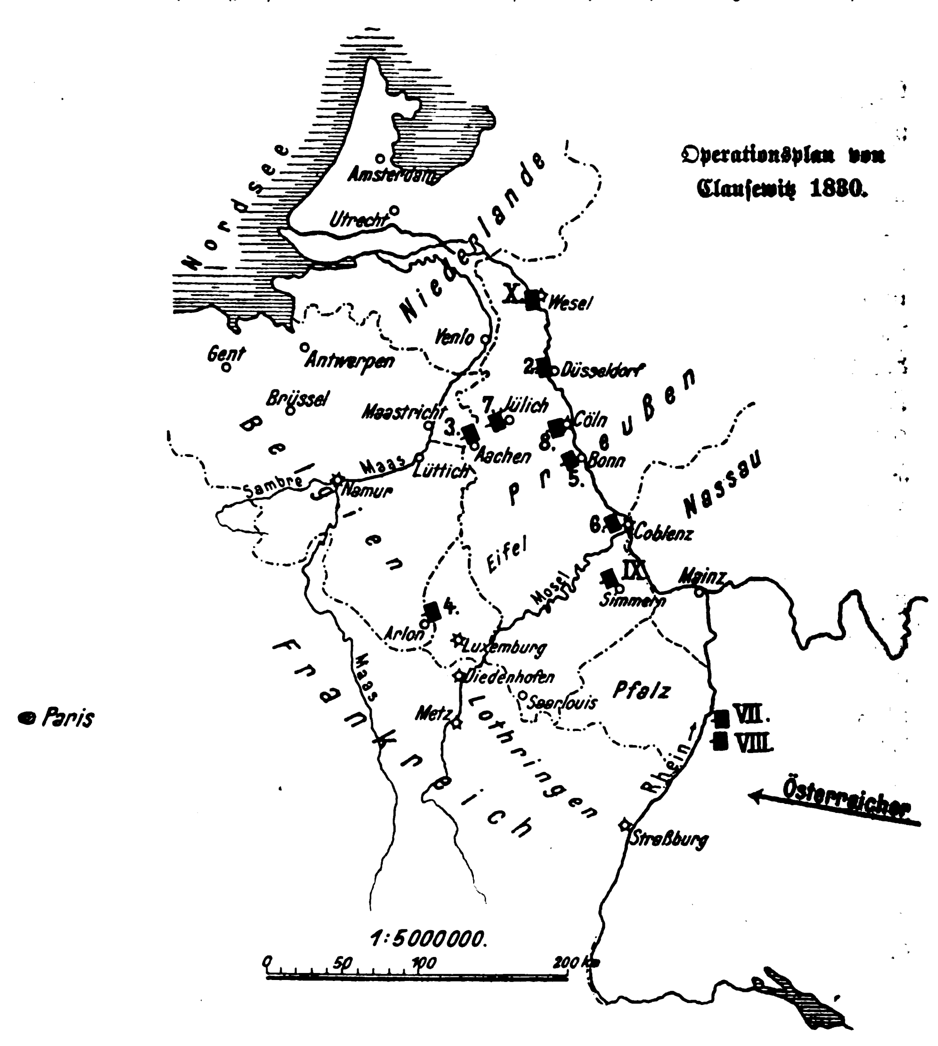
Viel zweckmäßiger als eine Offensive gegen Paris oder nach Lothringen hinein sei eine solche gegen Belgien, das infolge seiner geographischen Lage — Umfassung durch Holland und Deutschland — leicht genommen und behauptet werden könne, sowie wegen der leicht zu gewinnenden Bevölkerung; ferner würden die Rheinlande dadurch gedeckt und die holländischen Streitkräfte am vorteilhaftesten verwendet, ebenso eine etwaige Mitwirkung Englands begünstigt.

*) Kriegsarchiv IV. 256.





Belgien sei somit „der eigentliche Gegenstand des Krieges". Clausewitz verlangt Trennung der Bundeskräfte in zwei Teile: Nord- und süddeutsche Armee, jene Preußen, IX. und X. Bundeskorps zur Eroberung von Belgien, diese VII. und VIII. Bundeskorps mit Österreichern zur Deckung des Rheins oberhalb Mainz, hierdurch herrsche bei der einen Preußen, bei der anderen Österreich vor, und zwar dort, wo




diese Staaten ihre natürlichen Interessen haben. Hierdurch sei eine gewisse Einheit des Handelns gesichert. Es könne die Frage entstehen, ob noch eine dritte große Masse an der mittleren Mosel aufzustellen sei.

Der Feind könne dort eine Invasion gegen den Rhein führen oder Luxemburg bzw. Saarlouis belagern; letzteres sei aber unwichtig, das wichtige Luxemburg dagegen könne sich zwei bis drei Monate halten.

General v. Clausewitz bemerkt hier allgemein, wo es sich um große Entscheidungen handle, müsse der Verteidiger seine Festungen vor die Front nehmen; wo man jede große Entscheidung fürchte, müsse man sich vor oder bei den Festungen aufstellen. Wenn also Luxemburg belagert werde, ohne daß man mit einer großen Macht in dieser Gegend stehe, so sei dies nur ein Vorteil.

Eine Invasion gegen den Rhein führe den Gegner nur zur Besitznahme unfruchtbarer Landstriche (Hunsrück, Eifel) und dann gegen die starke Festung Coblenz. Eine Offensive nach Belgien überbiete den Feind und werde jedenfalls einen „bedeutenden Teil seiner Macht schlagen", während er an der Mosel einen Lufthieb machen werde.

Der Schwerpunkt des Kriegstheaters, dem Belgien und die Mosel angehören, liege in Belgien. Dies treffe allerdings nur zu unter der Voraussetzung, daß die Franzosen dort eine namhafte Streitmacht hätten, daran sei aber gar nicht zu zweifeln.

Clausewitz hält hiernach die Aufstellung einer dritten Masse im Luxemburgischen für nicht gerechtfertigt; nur dann will er sie zugeben, wenn das Vertrauen der Süddeutschen zu Österreich, das dort nur eine schwache Macht aufgestellt hätte, wankend würde und Preußen zwänge, mit zwei bis drei Korps am Mittelrhein aufzutreten, um so die Süddeutschen an sich zu ziehen.

Angenommen, Preußen stelle am Mittelrhein drei Korps, am Niederrhein vier bis fünf Korps, der Bund dort zwei bis drei, hier ein bis zwei, dann hätten beide Armeen, abgesehen von den Österreichern, fünf bis sechs Korps = 120 000 bis 150 000 Mann.

Die südlichere — Mittelrhein- — Armee könne also schon mit Rücksicht auf ihre Stärke nicht rein passiv bleiben: entweder unternimmt sie eine ernstliche Offensive behufs Eroberung von Metz und Diedenhofen, was gleichfalls als Diversion wirkt, oder sie macht eine bloße Diversion, was auf dem Wege einer Invasion geschieht. Eine solche könne möglicherweise großen Erfolg haben, sei daher vorzuziehen; aber auch ein Scheitern sei kein Unglück, wenn nur die Hauptoperation in Belgien gelinge. Auf keinen Fall aber dürfe die Mittelrhein-Armee mit großer Behutsamkeit operieren.

Unter der Voraussetzung, daß sich die g a n z e norddeutsche Macht gegen Belgien wende, sei folgendes erforderlich: Überschreitung der Maas und Herstellung gesicherter Übergangspunkte über diesen Fluß, Sieg über die feindliche Hauptmacht in einer Schlacht; Wegnahme derjenigen Plätze, die der Armee in der Flanke bleiben würden (Venlo, Maastricht, Lüttich); Einnahme von Brüssel, Belagerung von Namur, Wirkung auf eine Kontrerevolution in Gent und Antwerpen; politische Bearbeitung des Landes zu Gunsten der oranischen Partei.

Clausewitz, der theoretisch die Defensive für die stärkste Form der Kriegführung erklärt, tritt demnach hier für energische Offensive ein.

Fast gleichzeitig mit ihm, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1830, spricht sich der maßgebende Faktor an leitender Stelle, General v. Krauseneck, in einem kurzen Aufsatz für anfängliche Defensive mit schließlicher Offensive aus*). Wenn auch Vorarbeiten — Marschtableaus — aus dem September 1830 für das VII. Armeekorps von Lippstadt auf Maastricht, für das VIII. Armeekorps von Coblenz auf Lüttich, an Clausewitz' Absichten eines Vorgehens nach Belgien erinnern — übrigens auch zu einer Zeit, wo Krauseneck das Memoire des Generals noch nicht kennen konnte —, so ist doch in dem eigentlichen Aufmarschentwurf und den Operationsabsichten auch nicht ein ähnlicher Gedanke. Der damalige Generalstabschef will drei Armeen aufstellen, vier Armeekorps am Niederrhein bei Cöln (VII., VIII., III. preußisches und X. Bundeskorps), drei am Mittelrhein bei Frankfurt (IV., V., VI. oder V., VI. preußisches und IX. Bundeskorps), dann IV. preußisches und VII., VIII. Bundeskorps am Oberrhein (östlich Landau) versammeln, während II., I. und Garde westlich der Elbe die Reserve bilden.

Nach Eintreffen der Österreicher sollen 16 deutsche Armeekorps der französischen Grenze von Straßburg bis Diedenhofen gegenüberstehen, wobei angenommen wird, daß das VII. und VIII. Korps sich bei Jülich—Trier versammeln, die Mittelrhein-Armee Teile eines Korps (event. IX. Bundeskorps) in die Rheinpfalz vorschiebt.

Die Franzosen rücken aber möglicherweise ohne förmliche Kriegserklärung vor, noch ehe unser Aufmarsch vollendet; alsdann weichen VII. und VIII. langsam aus, auch die Korps am Rhein sollen vor Überlegenheit auf die heranrückenden sich zurückziehen, dann aber mit konzentrierter Macht sich auf den Feind stürzen, seine Rückzugslinie fassen und ihn rastlos verfolgen.

Hiermit sind die Betrachtungen des Generals v. Krauseneck in diesem Jahre erschöpft, wohl aber tritt seine Tätigkeit bei den mit Österreich und den süddeutschen Staaten während der folgenden Jahre gepflogenen Verhandlungen über die Aufstellung der deutschen Streitkräfte für den Kriegsfall gegen Westen mehrfach hervor. Im südlichen Deutschland herrschte damals starkes Mißtrauen gegen Österreich, dessen Interessen zum größten Teil außerhalb der engeren Grenzen des deutschen Reiches lagen; denn die Ruhe in Italien bildete für das Wiener Kabinett die Hauptsache, Deutschlands Sicherheit spielte unterdes die zweite Rolle, waren doch Österreichs deutsche Provinzen gedeckt durch Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz. Angesichts der Gefahr eines strategischen

*) I A. 9. Vorarbeiten zur Zusammenziehung der preußischen Armee am Rhein.

Überfalls der Franzosen in süddeutsches Gebiet, der zu allen Zeiten am wahrscheinlichsten blieb, drangen die dortigen Regierungen*) auf Anschluß an Preußen und zeigten sich sogar bereit, ihre Korps statt auf den Lech in die Mainlinie zurückgehen zu lassen. Indes Preußen war zu loyal, um hinter dem Rücken Österreichs derartige Verabredungen zu treffen, die allerdings Gelegenheit geboten hätten, schon damals an die Spitze Deutschlands zu treten.

Die ersten Vorschläge Preußens verlangen bei den nunmehr ins Leben tretenden Verhandlungen, anfangs ohne, später mit Zuziehung der Süddeutschen, Aufstellung von drei Armeen**), die in der Natur der geographischen Verhältnisse liegen, wie Krauseneck sich ausdrückt. Eine preußische Niederrhein-Armee, eine österreichische Oberrhein-Armee, eine gemischte Armee (mittlere und kleine Staaten) am Main. Österreich steht auf einem anderen Standpunkt und verlangt zwei durch den Main getrennte Heere, nördlich Preußen mit IX. und X., südlich Österreich mit VII. und VIII. Bundeskorps. Auf den Einwand des mit den Verhandlungen am Wiener Hofe betrauten Generals v. Roeder, die Preußen könnten möglicherweise an der mittleren Mosel operieren, eine zweite Armee sei nötig, diese Operationen an der Saar zu unterstützen, eine dritte müsse den Oberrhein sichern und dort operieren, wollen die Österreicher in diesem Falle mit der Hauptmasse an die Saar rücken, unter Detachierung nach links. Der preußische Generalstabschef nimmt an den weiteren Abmachungen in Berlin teil und bestreitet insbesondere die Zweckmäßigkeit einer Zentralleitung vom Main bis Tirol bei Aufstellung von nur zwei Armeen. Die Notwendigkeit einer dritten Armee anerkannt, könne es sich nur um deren Zusammensetzung handeln. Jedenfalls müsse sie so stark sein, um selbständig einer feindlichen die Spitze bieten und eventuell die Offensive ergreifen zu können. Ferner erklärt General v. Krauseneck die Absicht der Süddeutschen, sich auf den Main anstatt auf den Lech zurückzuziehen, für geographisch viel berechtigter; keineswegs herrsche hierbei die Absicht vor, sich unter allen Umständen erst am Main, etwa bei Würzburg zu konzentrieren, nur die Richtung des Rückzuges sei hierdurch bezeichnet, falls man sich weiter vorwärts, am Neckar oder mittleren Rhein, nicht behaupten könne. Die Bildung einer mittleren Armee ergebe sich, auch wenn nicht beabsichtigt, hierdurch von selbst, die eventuelle Flankenstellung am Main gefährde außerdem Österreich nicht, sondern decke es durch Beherrschung der Linie nach Prag***).

*) Kriegsarchiv. Staatsarchiv.

**) Kriegsarchiv XVII. D. 1.

***) Kriegsarchiv XVII. D. 1.

Im Dezember 1832 einigte man sich mündlich auf drei Armeen: rechter Flügel zwischen Mainz und Düsseldorf, Preußen und X. Bundeskorps, Zentralarmee Würzburg, Preußen und VII., VIII., IX. Bundeskorps, linker Flügel Oberrhein oder Ausläufer des Schwarzwaldes die Österreicher. Diese hatten also nachgegeben, doch machten die erst im Sommer 1832 hinzugezogenen Süddeutschen das Resultat zunichte, indem sie unerwartet zu dem Schlußprotokoll Einwendungen erhoben. Zweifellos hätten sie das unterlassen, wenn die Kriegsgefahr noch so groß wie im Herbst 1830 gewesen wäre.

Die nächste Krisis trat 1840 ein. In der Zwischenzeit wurde der Operationsplan gegen Frankreich sowohl mit Österreich wie innerhalb der preußischen Organe erwogen. Hier sprach sich insbesondere General v. Grolman, kommandierender General in Posen, der die Beschlüsse begutachten sollte, unter Zustimmung Krauseneds für energische Offensive aus. Einen offensiveren Geist atmet auch der im übrigen an Krauseneds Vorschlag sich anlehnende, 1840 von Grolman verfaßte, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. durchgesehene Entwurf für die erste Aufstellung der preußisch-norddeutschen Streitkräfte der Armee, wenigstens wird für die „Niederrhein-Armee" eine sofortige Konzentration auf dem linken Rhein-Ufer geplant, auch soll die „Elb-Armee" gleich nach ihrer Versammlung entweder gegen Mittel- oder Niederrhein vorrücken. Dank dem Ministerwechsel in Frankreich und der dadurch geminderten Gefahr erreichte General v. Grolman die Zusicherung der aktiven Unterstützung. Der in Wien verabredete Kriegsplan ist merkwürdig und seine Annahme nur dadurch verständlich, daß, wie Grolman selbst zugibt, es vorläufig nur darauf ankam, alle verfügbaren Kräfte in der Hand zu haben, das übrige fand sich dann. „Endlich spielte Preußen eine führende Rolle, nachdem es in Deutschland die zweite, in Europa gar keine gespielt habe; es komme nur darauf an, mit Kraft, Entschlossenheit und Beharrlichkeit die Initiative zu ergreifen, um, an der Spitze stehend, die Schwächeren und Bedenklicheren fortzureißen, das Gesetz des Krieges zu geben und mit großen Taten zu endigen."

Das Verhalten der „Niederrhein-Armee" soll von dem Verhalten Belgiens abhängen; bleibt dieses nicht neutral, dann rücken die Preußen dort, sonst in die Niederlande ein; die „mittlere Armee", zwischen Mainz und Würzburg versammelt, soll sich à cheval des Rheins setzen, um die deutschen Länder zwischen Mosel und Saar zu decken und mit der „Oberrhein-Armee" Verbindung zu halten. Moltke bemerkt hierzu (ohne Daten) sehr treffend: „In der Wirklichkeit würde diese Mittelrhein-Armee natürlich mit der Niederrhein-Armee kooperiert und sich nach Lothringen gewandt haben, wodurch die »deutschen Länder« am besten gedeckt würden. Die Oberrhein-Armee könnte nicht besser Verbindung

halten, als indem sie aus dem Elsaß vorrücke, ihr sei indes eine durchaus defensive Rolle zugedacht; sie sollte eigentlich die österreichischen Staaten decken."

Die Oberrhein-Armee, VII. und VIII. Bundeskorps, entschlossen, das Rhein-Tal zu verteidigen, würde sich nämlich nach dem Entwurf am vorteilhaftesten zwischen Rastatt und Germersheim versammeln und dort sich mit dem IV. preußischen Armeekorps vereinigen.

Moltke fragt, warum nicht das I. österreichische Korps rasch vormarschiere.

Ob sich aber, heißt es ganz im Gegensatz zu dem eben Gesagten weiter, das VII. Bundeskorps am Schwarzwald aufstellen und daselbst die nachrückenden Österreicher erwarten, oder ob es sich auf dieselben zurückziehen soll, oder ob es die Oberrhein-Armee verlassen und sich in Vereinigung mit dem VIII. Bundeskorps am Neckar aufstellen will, hänge vom Korpskommando (Baden) ab. Die natürliche Angriffslinie des Feindes gehe über den Schwarzwald ins Donau-Tal, wodurch Ulm strategisch wichtig sei. Die nächste Bestimmung der Armee am Oberrhein müsse daher defensiv sein, während „strategische Bewegungen der Main-Armee zufielen". Moltke meint, dem Sinne nach sollen sich also wohl das VIII. Bundeskorps, unterstützt vom IV. preußischen, auf die Main-Armee, das VII. Bundeskorps auf die österreichische Hilfe nach Ulm zurückziehen, wo man abwarten will. Wird man dort angegriffen, so hat die Main-Armee die doppelte Aufgabe, dem Feinde in Süddeutschland in die Flanke zu gehen und gleichzeitig das preußische Vorgehen in Belgien zu unterstützen, soll also gegen Mosel und Donau, eventuell sogar Elsaß operieren.

Der Vertrag enthielt noch die Bemerkung, daß Österreich mit der Schweiz ebenso verfahren würde wie Preußen mit Belgien, und daß die preußische Reservearmee von der Elbe zur Ausfüllung der am Rhein entstehenden Lücke — wo, ist nicht gesagt — vorgehen solle; als zweite Reserve will Rußland 100 000 Mann stellen; endlich aber will man nur nach mehreren gewonnenen Schlachten in Frankreich vorgehen, am vorteilhaftesten bleibe es immer, dem in Deutschland eingedrungenen Feinde in die Flanke zu fallen.

1848 führt General v. Radowitz die Verhandlungen in Wien, als infolge der Februar-Revolution in Paris von neuem ein Angriff durch Frankreich droht. Die Versammlung der Streitkräfte bleibt im allgemeinen, wie 1840, nach den Umständen abgeändert; so muß wegen der Unruhen in Polen ein Korps der preußischen Reservearmee an der Warthe bleiben, die Oberrhein-Armee, VII. und VIII. Bundeskorps, wird bei Rastatt—Germersheim von Anfang an, wie Moltke schon zu 1840 vorschlägt, durch ein österreichisches Armeekorps (aus Vorarlberg) verstärkt,

während die österreichischen Haupttruppen langsam an den Lech rücken. Der Operationsplan hat in einigen Punkten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von 1840, zeichnet sich indes wie dieser nicht durch übermäßige Klarheit aus. Neu ist, daß die politische Stellung der süddeutschen Staaten in Erwägung gezogen wird.

Die militärisch-politische Lage wiederholt sich ähnlich elf Jahre später. Frankreich könne mit seinen 350 000 Mann nur zwei ernstliche Angriffe unternehmen, einen gegen Italien, einen gegen Deutschland, eine dritte Operation könne nur eine Diversion sein. Der Angriff gegen Deutschland wird bei Wahrung der Neutralität Belgiens gegen den Oberrhein stoßen, dessen Armee nach Umständen gegen Neckar oder untere Donau ausweichen soll. Mittel- und Niederrhein-Armee sollen dann, erstere nach Entsendung eines Korps gegen den Neckar, auf die obere Maas operieren, den schwächsten Teil der französischen Grenze. Bei Verletzung der belgischen Neutralität und Absicht eines feindlichen Angriffs auf den Niederrhein rückt die Mittelrhein-Armee wie 1840 zur „Deckung der deutschen Gebiete zwischen Saar und Mosel sowie zur Verbindung mit der Oberrhein-Armee vor".

Bei einer bloßen Diversion gegen den Oberrhein genügen die drei Korps dieser Armee, um den Feind bis zum Heranrücken der Österreicher (Hauptarmee) aufzuhalten, alsdann Offensive gegen die obere Mosel unter Beobachtung gegen Straßburg.

Rücke dagegen Frankreich in die Schweiz ein, so sei eine strategische Schwenkung nach Süden nötig; VIII. Bundeskorps versammelt sich dann am rechten Rhein-Ufer zwischen Basel und Schaffhausen, VII. Bundeskorps und das österreichische ziehen an die obere Donau zur Vereinigung mit der österreichischen Hauptarmee. Mittelrhein-Armee geht in Richtung Mannheim über den Rhein, „um durch ihr Vorgehen zugleich den rechten Flügel der Verteidigung des Oberrhein zu decken". Niederrhein-Armee soll sofort gegen obere Maas offensiv werden.

Endlich ist der Fall vorgesehen, daß die Süddeutschen und die Mittelstaaten neutral bleiben oder mit Frankreich gehen. Dann will Österreich schon — Moltke bemerkt „erst" — an den Grenzen Böhmens, Oberösterreichs und Tirols beginnen und hierzu seine Gesamtmacht in Linie Braunau—Pilsen versammeln. Preußen soll entweder die Rheinlande und das rechte Main-Ufer halten oder „sich in Stellungen vorwärts der Elbe zurückziehen". Im ersteren Falle will Österreich aus Böhmen à cheval der Donau offensiv vorbrechen und gegen Ingolstadt „in steter enger Verbindung beider Ufer" von hier, je nach Umständen, entweder rechts Verbindung mit Preußen oder Vordringen über Ulm auf Rastatt oder in südlicher Richtung gegen die Schweiz. „Kräftigste Offensive der

österreichischen Hauptarmee sei dann nötig, während Preußen diese durch angemessene Flankenmanöver unterstützt."

Bei einem Rückzuge der Preußen auf die Elbe soll dagegen das Heer, auf das der Hauptangriff erfolgt, denselben annehmen, das andere den Flankenstoß ausführen.

Müßten beide Heere der feindlichen Überlegenheit weichen, so sollen: Preußen in eine Zentralstellung bei Dresden, Österreicher in eine solche bei Theresienstadt zurückgehen und dort verschanzte Lager errichten unter Verbindung beider auf dem rechten Elbe-Ufer. Der Feind werde dadurch von Berlin und Wien am besten abgelenkt. Nach Eintreffen von Verstärkungen wird Offensive beabsichtigt.

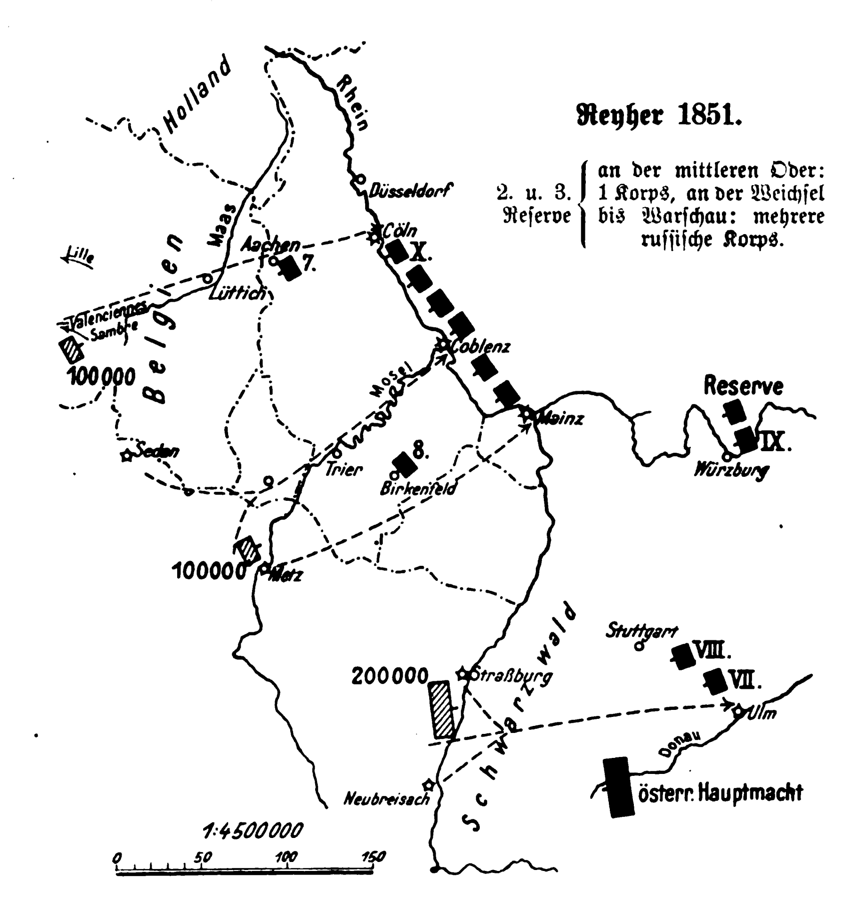
General v. Moltke nimmt wohl mit Recht an, daß Radowitz einen derartig konfusen Plan nur unterzeichnete, weil er wußte, daß doch alles anders kommen würde und daß vorerst wie 1840 die Hauptsache sei, die deutschen Streitkräfte auf den rechten Platz zu stellen.

Im Herbst 1851 hatten die Zustände in Frankreich eine derartige Wendung genommen, daß es schien, als solle auch Deutschland in Mitleidenschaft gezogen werden. Wieder war es Preußens König, der das Wiener Kabinett zu gemeinsamen Maßregeln aufforderte und hierzu den General v. Reyher mit Aufstellung eines Operationsplanes beauftragte. Reyher zeichnet sich in diesem und allen späteren Entwürfen durch Klarheit aus; da, wo er politische Erwägungen anstellt, trifft er meist den Nagel auf den Kopf, und seine Gedanken über Operationen sind zum Teil genial zu nennen; vor allem aber zeigt er sich in Zeiten der Gefahr als energischer Vertreter der Offensive. Die höheren Führer 1866 und 1870/71 sind fast ausnahmslos, soweit sie Preußen waren, unter ihm junge Generalstabsoffiziere gewesen und haben eingestanden, wieviel sie durch ihn gelernt hätten.

1851 erwägt Reyher die vier verschiedenen Vormarschrichtungen der Franzosen von ihrer Basis Neubreisach—Straßburg—Metz—Sedan—Valenciennes—Lille aus: über den Schwarzwald auf Ulm; Metz—Mainz; Trier—Coblenz; Lüttich—Cöln, und hält mit früheren Entwürfen die über den Schwarzwald für die wahrscheinlichste, da Straßburg den Rhein-Übergang sichert, die Schweiz die Flanke deckt und in Süddeutschland sich Sympathien finden. Von den 400 000 Franzosen wird sich demnach die Hälfte bei Straßburg, je ein Viertel bei Metz und an der Sambre versammeln. Von den norddeutschen Truppenteilen sollen sich VII. bei Aachen, VIII. bei Birkenfeld, X. Bundeskorps bei Cöln, fünf Korps nordwestlich Mainz bis Cöln, ein preußisches Korps und IX. Bundeskorps als erste Reserve östlich Würzburg, ein Korps als zweite Reserve an der mittleren Oder, die Russen mit einigen Korps als dritte Reserve an der Weichsel bei Warschau, das VII. und VIII. Bundes-

korps zwischen Stuttgart und Ulm, die österreichische Hauptmacht an der oberen Donau aufstellen. Aus dieser ersten Aufstellung soll sich die weitere Konzentration, je nach den Nachrichten vom Feinde, ergeben, sei es, daß Preußen mit der Hauptmacht gegen den Oberrhein geht oder sich zwischen Mainz und Coblenz bzw. bei Cöln konzentriert.

Reyher macht hier auf die Benutzung der Eisenbahnen aufmerksam, ohne sich auf Details einzulassen.




Die Österreicher wollen, ähnlich wie 1831, eine große Zentralstellung am Mittelrhein, alle Kontingente umfassend, im Norden am Main sechs preußische Korps, im Süden zwischen Rastatt—Germersheim und Karlsruhe—Stuttgart fünf österreichische, zwei Bundes- und zwei österreichische Reservekorps. „Dann hätte man", so heißt es wörtlich, „350 000 Mann beisammen zu einer gemeinschaftlichen Offensive nach vorwärts, oder nach jener Seite, wo es nottun würde, zu einer großen Defensive bereit." Moltke bemerkt hierzu: „oder Retirade nach

rückwärts?" — Gleichzeitig wird aber auch der eventuelle Rückzug auf Ulm erwogen.

Nach Moltke war wohl der Sinn des ganzen Planes, daß die Österreicher einsahen, daß sie unmöglich bis Rastatt gelangen könnten, die Bundeskorps sollten daher auf ihre Hauptmacht ausweichen, die Preußen mit dem IX., X. Bundeskorps den Franzosen dabei in die Flanke fallen.

Zu einer Einigung kam es natürlich wieder nicht, im Gegenteil, das Verhältnis zwischen beiden Staaten wurde infolge innerer Schwierigkeiten in den nächsten Monaten so kühl, daß Reyher den Kriegsfall gegen Frankreich und Österreich in Erwägung ziehen mußte. Reyher ist hier, 3. Februar 1852, entschieden auf der Höhe strategischen Denkens und verrät Feldherrnblick. Er will mit der Hauptarmee, die an Elbe und Oder versammelt wird, sofort die Offensive gegen das zunächst drohende österreichische Heer ergreifen, dieses, unter Ausnutzung der anfänglichen preußischen Überlegenheit, schlagen und sich dann gegen die Franzosen wenden, diesen ebenfalls eine Niederlage bereiten. Die Begründung des kühnen Planes, der Napoleonisches Studium zeigt, ist eine eingehende und überzeugende. Gemeinsames Operationsobjekt für die Franzosen wie für die Österreicher wird Berlin bilden, gegen das erstere aller Wahrscheinlichkeit nach vom Oberrhein über Würzburg—Erfurt vordringen, während die Österreicher die kürzeste Linie auf dem rechten Elbe-Ufer wählen werden. Den Süddeutschen wird, wenn selbständig, nur eine Nebenrolle zufallen, sonst aber nur Anschluß an eine der Hauptarmeen bleiben. Für Preußen bilden Paris und Prag Operationsobjekte, Wien komme erst in Frage, wenn Prag besetzt sei. Hier hat wohl das Beispiel Friedrichs des Großen gewirkt. Nach Paris führen zwei Wege, die in Frage kommen und deren Benutzung von den Maßregeln des Feindes abhänge, über Trier, Verdun, Châlons und durch Belgien. Der dritte, die Kaiserstraße über Saarbrücken—Metz, sei wegen der eventuellen Nähe der französischen Konzentration am Oberrhein zu exponiert. Auf Prag will Reyher den kürzesten Weg, den durch das Lausitzer Gebirge und über Jungbunzlau, dem westlicheren durch das Erzgebirge und dem durch Schlesien vorziehen. Während hier die preußische Hauptarmee in drei Kolonnen vorrückt und durch den Sieg Freiheit des Handelns — wie Friedrich durch Roßbach — gewinnen soll, um alsdann, unter Ausnutzung der inneren Linie, auf die Franzosen vorzumarschieren, wird die Rhein-Armee entweder eine Offensivbewegung nach Frankreich machen oder aber vorläufig nur beobachten. Geht der Feind über Würzburg vor, dann sind Belgien, Holland und Rheinland sich selbst zu überlassen; die Rhein-Armee kotoyiert den Feind auf der Straße über Fulda unter steter Bedrohung seines linken Flügels

und Erschwerung des Marsches, eventuell bis zur Elbe. Gehen die Franzosen über den Rhein vor, so soll die Rhein-Armee über Fulda—Cassel oder Minden—Paderborn ausweichen. — Hauptsache bleibt immer, daß die beiden gegnerischen Hauptheere nacheinander einzeln geschlagen werden. Reyher läßt sich nicht auf andere Kombinationen ein als die, welche ihm am wahrscheinlichsten vor Augen schweben, denn Operationsgedanken müssen sich auf den Anfang des Krieges beschränken. Für diesen mußte er aber auch den Fall eines defensiven Verhaltens ins Auge fassen und schlägt gegen einen Vormarsch der Österreicher auf dem linken Elbe-Ufer über Wittenberg—Torgau eine Konzentration zwischen Wittenberg und Zahna vor mit der Absicht, über den Feind beim Überschreiten der Elbe herzufallen; gegen ein Vorgehen auf dem rechten Flußufer Konzentration bei Jüterbog, Dahme, Luckau und hier Herbeiführung der Entscheidung; gegen einen Marsch durch Schlesien Angriff preußischerseits an der Neiße oder am Bober.

Angesichts der während des Krimkrieges immerhin möglichen Einfälle der Russen, Österreicher und Franzosen, allerdings nur mit schwachen Kräften zur Störung einer etwaigen Mobilmachung, zog Reyher, 17. März 1855, Vorsichtsmaßregeln an den bedrohten Punkten in Erwägung, auch findet sich von ihm eine Denkschrift für den Kriegsfall mit Frankreich vor, die wahrscheinlich aus diesem Jahre stammt. Sie fällt indes gegen die vorerwähnte für den Krieg nach zwei Fronten sehr ab, enthält fast ausschließlich Berechnungen und zeigt in den Konzentrationspunkten große Anlehnung an die Krauseneckś vom Jahre 1830. Neu ist die Idee, eine russische Ostseeflotte solle mit 20000 Mann Landungstruppen in der Nordsee erscheinen, um Holland zu unterstützen, Belgien zu bedrohen und Frankreich im Kanal eifersüchtig zu machen.

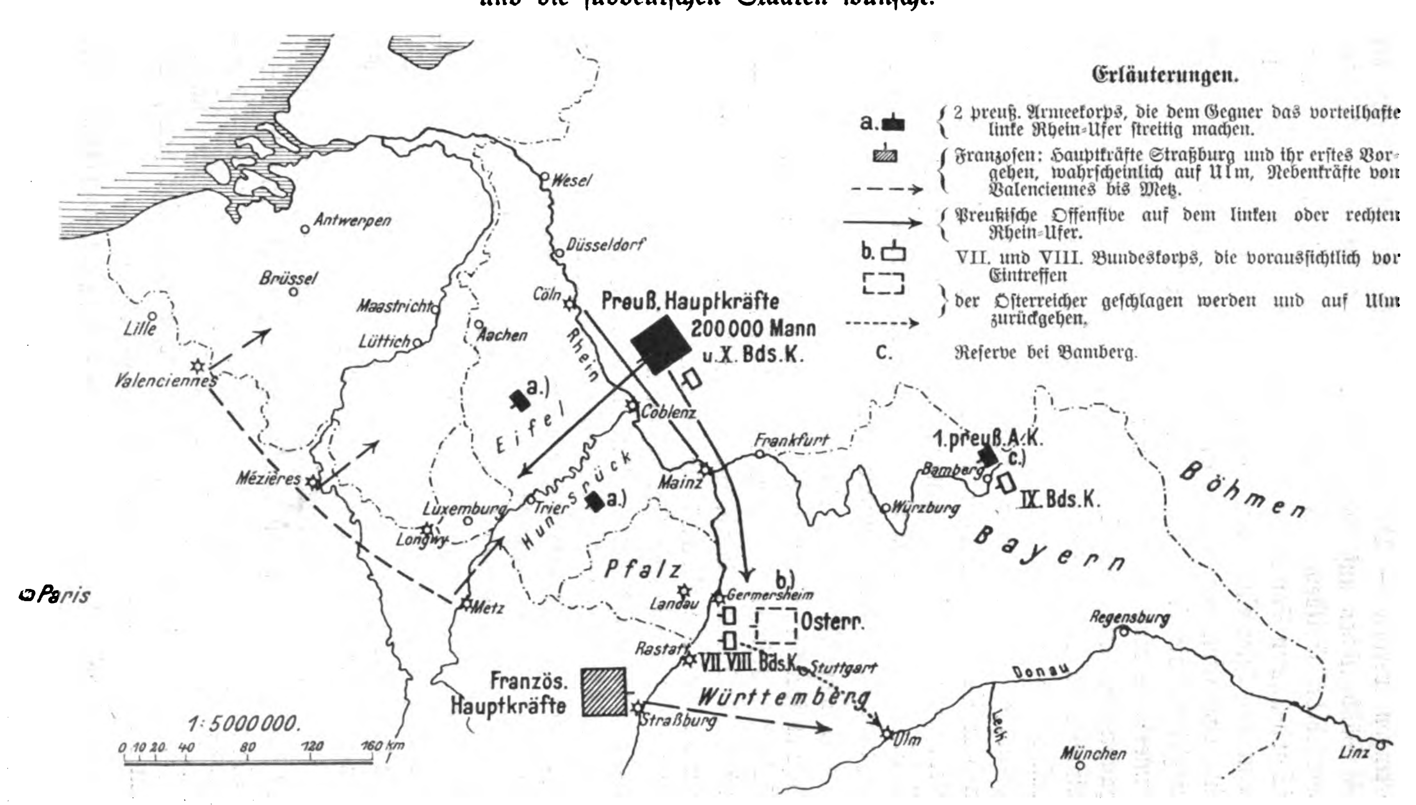
* * *

General v. Moltke*) fand somit 1857 ein äußerst reichliches Material vor, auf dem er weiter aufbauen konnte. Von Anfang an stellt er sich indes auf einen kühl abwägenden Standpunkt, seiner ganzen inneren Natur entsprechend. Wer erwartet hatte, daß Moltke sich sofort auf Clausewitz' oder Reyhers offensive Ideen einlassen würde, wird enttäuscht. Auf den Gedanken, *sofort* gegen Frankreich vorzugehen, kommt Moltke gar nicht, er nimmt vielmehr den Angriff von gegnerischer Seite als selbstverständlich an, von der Voraussetzung ausgehend, daß die Franzosen infolge der Anhäufung starker Truppenmassen in den nordöstlichen Provinzen und der größeren Entwicklung ihres Eisenbahnnetzes mit Überlegenheit und überraschend in Süddeutschland einfallen und Erfolge

*) Militärische Korrespondenz Nr. 1.

## Denkschrift Moltkes 1857.

**Darlegung des Aufmarsches, wie er verlaufen wird, nicht aber wie Moltke ihn in bezug auf Österreich und die süddeutschen Staaten wünscht.**



erringen werden — übrigens ein Gedanke, der schon 1830 bekanntlich die Süddeutschen auf Seite Preußens getrieben hatte, wie Moltke auch hervorhebt. Seitdem haben sich die Verhältnisse geändert und auf die süddlichen deutschen Staaten ist mit Sicherheit nicht mehr zu rechnen, geschweige denn auf Österreich. Der General vermag daher mit Bestimmtheit nur eine Operation der preußischen und norddeutschen Kräfte in Erwägung zu ziehen, die sehr einfach ist und an frühere Pläne erinnert. Zwei Armeekorps machen dem Gegner das linke Rhein-Ufer streitig, bis die Hauptmasse mit dem X. Bundeskorps zwischen Cöln und Mainz versammelt ist, dann Offensive rechts oder links des Rheins, wodurch jedes weitere Vordringen der Franzosen in Süddeutschlaud gehemmt wird. Also Defensive mit schließlicher Offensive, derselbe Gedanke, der sich bereits in dem Vorschlage Krauseneck's 1830 ausspricht und später sich mehrfach wiederholte. Auf eine genaue Angabe der Konzentrationspunkte geht Moltke allerdings nicht ein, sie hätte dem Zwecke dieser gelegentlichen Äußerung auch kaum entsprochen.

Seinem Ideale von einer Truppenkonzentration würde es allerdings mehr entsprechen, wenn die Süddeutschen, wie 1831 beabsichtigt, nach dem Main zurückgingen und dort 300000 Mann vereint ständen — statt der nur 200000 Mann starken norddeutschen Macht. Nur verschleiert kommt hier die Vorliebe Moltkes für die Mainstellung zum Ausdruck, die beim Studium der früheren Feldzugspläne entschieden seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Aus welchen Gründen er sie bevorzugte, sprechen erst spätere Denkschriften für den Kriegsfall aus. Hier (1857) geht General v. Moltke näher eigentlich nur auf die schon 1831*) von den Österreichern vorgeschlagene Zentralstellung am Main ein, die er mit Reyher und Krauseneck als unpraktisch verwirft, ohne neue Gründe hierfür angeben zu können, denn der Einwurf, daß eine derartige Versammlung aller deutschen Streitkräfte nördlich und südlich des Mains eigentlich zwei Zentralstellungen mit ganz verschiedenen Rückzugslinien vertrete, hatte schon Clausewitz 1830 erhoben.

Neu an der ganzen Meinungsäußerung des Generals ist eigentlich nur der Hinweis auf den voraussichtlich günstigen Einfluß, den die ihrer Vollendung entgegengehende Eisenbahn Linz—München—Ulm—Stuttgart für den Aufmarsch der Österreicher eventuell ausüben kann, dieselbe Bahn, mit deren Bedeutung er sich schon beschäftigt hatte, als er die Generalstabssporen zu verdienen sich anschickte.

1857 machte sich die Masse der Offiziere noch keine rechte Vor-

---

*) Nicht erst 1853, wie Moltke meint; er bezieht sich allerdings auf die augenblicklich schwebenden Verhandlungen.



stellung davon, wie Eisenbahnen*) militärisch zu verwenden seien. Es ist dies um so bemerkenswerter, als über 30 Jahre seit Erfindung der Lokomotive vergangen waren, über 20 Jahre, seitdem in Preußen maßgebende Stellen sich mit dem neuen „Hilfsmittel"**) für die Kriegführung beschäftigen. Die meisten Erfindungen brauchen ja allerdings erfahrungsgemäß eine gewisse Zeit, ehe sie in weiteren Kreisen Verständnis finden, geschweige denn sich einbürgern; anfangs werden sie teils über-, teils unterschätzt und erst Erfolge eröffnen ihnen den Weg in die Welt; letztere fehlten bis zum Amtsantritt Moltkes den Eisenbahnen, wenigstens hatte man sie bis dahin in größerem Maßstabe in einem Feldzuge noch nicht ausnützen können, und hierin ist wohl der Hauptgrund dafür zu suchen, daß das Verständnis für ihre militärische Verwertung nicht allein in Preußen, sondern auch in den anderen Staaten so gering war.

Bei der hervorragenden Rolle, die die Eisenbahnen in den letzten Kriegen gespielt haben, und bei dem Einfluß, den General v. Moltke auf die Entwicklung dieses Kriegsmittels geübt hat, möchte ein kurzer Rückblick***) auf die militärische Geschichte des Eisenbahnwesens in Preußen-Deutschland am Platze sein.

An den Generalstab trat die Eisenbahnfrage, wie die Akten ergeben, zuerst 1834 heran, wo General v. Krauseneck verlangt, daß neben den in Aussicht genommenen Bahnen die Chausseen nicht beeinträchtigt werden, da diese doch die meiste Sicherheit für die Operationen gewährten.

Im folgenden Jahre hatte sich zwar die Artillerie-Prüfungskommission (1. März 1835) mit Zeit und Kosten eines größeren Truppentransportes aller Waffen beschäftigt, aber es fehlten wegen mangelnder Bahnen praktische Erfahrungen, so daß Anfang 1836 (9. Januar) General v. Krauseneck auf eine Anfrage des Kriegsministers zwar im vollsten Maße von der Notwendigkeit eines schnelleren Truppentransportes in dem langgestreckten preußischen Staate überzeugt ist, nicht aber davon, daß der notwendige Geldaufwand auch den Zweck belohnen werde. Im allgemeinen neigt der General sogar zu der Ansicht, daß sich von den Eisenbahnen nicht so wesentliche Fortschritte für die Kriegführung erwarten lassen, daß es gerechtfertigt sein würde, vorzugsweise im militärischen Interesse ihre Anlage zu befürworten, macht aber doch auf die Bedeutung der Linien von Ost nach West aufmerksam.

---

*) Eisenbahnakten der Zentral-Abteilung, XXVI, 1 usw. von 1835 an. Augsburger Allgemeine Zeitung 1833 ff. Militärzeitung 1833 ff. Verschiedene Broschüren aus den 30er und 40er Jahren.

**) Vgl. Beiheft 5 zum Militär-Wochenblatt 1902.

***) Kriegsarchiv. N. M. 1. Moltke über die militärische Bedeutung der Eisenbahnen. (Bruchstück.)

In Süddeutschland verhielt man sich weniger ablehnend gegen die neue Erfindung und scheint Bayern überhaupt erst die preußische Regierung auf die eminente Wichtigkeit der Eisenbahnen in militärischer Beziehung aufmerksam gemacht zu haben, allerdings wohl weniger im allgemeinen, als zunächst im eigenen Interesse, denn es besorgte wieder wie 1836, Preußen würde das durch die projektierten Bahnen Paris—Metz bzw. Straßburg noch mehr gefährdete Süddeutschland im Stich lassen.

Endlich im Frühjahr 1836 schlug die auf Befehl des Königs unter Vorsitz des Generalstabschefs in Berlin zusammentretende Kommission, auf Grund des 1817 von Grolman entworfenen Chausseeplanes, Linien vor, die in den für Operationen vorteilhaftesten Richtungen und auf die deutschen Nachbarstaaten führten, außerdem aber solche, die die Verbindung zwischen ihnen herstellten. Hiermit war das preußisch-deutsche Bahnnetz im Grunde festgelegt und ist demnach auch ausgestaltet worden. Die von der Kommission außerdem angenommenen Prinzipien, daß Eisenbahnen aus rein militärischen Gründen sich nicht halten könnten, daß vielmehr militärische und kommerzielle Interessen meist zusammentreffen, also auch meist in einem gemeinsamen Bahnsystem sich zusammenfinden würden, behielten auch unter Moltke ihre Berechtigung; ebenso entsprach es seinen Ansichten, daß es nicht im Staatsinteresse liege, Eisenbahnen, die dem eigenen Lande voraussichtlich ersprießliche Dienste leisten würden, etwa aus dem Grunde nicht zu gestatten, weil sie dem Feinde im Laufe des Krieges möglicherweise einigen Vorteil gewähren könnten.

Nach 1837 tritt ein mehrjähriger Stillstand in der Entwicklung der militärischen Seite des Eisenbahnwesens ein. Erst das Jahr 1848 bezeichnet hierin einen Wendepunkt, sowohl in Deutschland im ganzen wie in Preußen im besonderen. Denn einmal erkannte der Bundestag die Eisenbahnen als ein Element der Wehrhaftigkeit an, dann aber trat mit dem Wechsel des Generalstabschefs in Preußen eine weniger einseitige Auffassung von dem strategischen Werte der Bahnen an maßgebender Stelle auf.

General v. Krauseneck war gestorben, ohne einen nennenswerten Aufschwung in dem Verständnis für die Bahnfrage zu dokumentieren.

Anders General v. Reyher, der im Gegensatz zu Krauseneck vor allem einsah, daß die Eisenbahnen in erster Linie für eine schnellere Beförderung von Truppen verwertbar seien; allerdings vermochte auch er diese bessere Einsicht in seinen Operationsentwürfen wegen mangelnder Erfahrung praktisch noch nicht in Rechnung zu ziehen, sondern mußte sich auf Vorschläge beschränken, deren Ausarbeitung noch dazu einer Zivilbehörde, dem Handelsministerium, oblag. Immerhin muß es als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß der Gedanke der Aus-

nutzung der Bahnen für den ersten Aufmarsch überhaupt eine praktische Gestalt anzunehmen anfing.

Das größere Verständnis des neuen Generalstabschefs zeigt sich vom ersten Tage der Übernahme der Geschäfte an, sowohl in seinen Anordnungen wie in seinen Gutachten, in beiden wurde er unterstützt durch die auch an den anderen leitenden Stellen*), im Kriegs- und Handelsministerium, zunehmende Einsicht für die militärische Verwertung der Bahnen. Kriegserfahrungen konnten allerdings nicht verwertet werden, denn weder in Italien noch in Ungarn, Schleswig und der Krim gab es Bahnen, und die in Baden vorhandene lag vor der Front; indes boten die Mobilmachungen 1848 und 1850 in Preußen und Österreich sowie die Konzentration 1850 im Lager von Olmütz (75000 Mann) Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln; immerhin hielt sich die Benutzung der Bahnen dabei doch entweder in bescheidenen Grenzen oder aber es fehlte, wie 1853, an einem geregelten periodischen Verkehr, man tastete sich vielmehr mit Hilfe des Telegraphen von Station zu Station, unter Beibehaltung des Friedensverkehrs, weiter.

In einem Gutachten vom 28. Mai 1851 entwickelt General v. Reyher weitsehende Gedanken. In erster Linie erkennt er den Wert der Eisenbahnen für die Operationsbasis an, für Defensive oder Offensive, sei es gegen Osten oder am Rhein: Erst die Eisenbahnen geben der Basis die Vollendung, sie verbinden die festen Punkte, erhöhen die Abschnittsverteidigung, steigern den strategischen Wert, da sie Verschiebungen nach gefährdeten Punkten ermöglichen. Mit Entschiedenheit wendet sich der Generalstabschef gegen jedes Bahnprojekt, das uns in keiner Beziehung Nutzen, dem Feinde aber nur Vorteil bringt. Als Hauptbedingung seiner Zustimmung von Bahnanlagen im Innern verlangt Reyher wiederholt Schutz derselben durch Festungen.

General v. Moltke fand immerhin ein reichhaltiges Material an vorbereitenden Arbeiten über die Ausgestaltung der Eisenbahnfrage vor, wenn auch das Hauptproblem, die praktische und systematische Verwertung der Bahnen bei Mobilmachung und Aufmarsch sowie während des Krieges, noch zu lösen war. Glückliche Umstände fügten es, daß es Moltke bereits anderthalb Jahre nach seinem Amtsantritt vergönnt war, den ersten Versuch zu wagen, das Problem in der Mobilmachung des eigenen Heeres zu lösen und gleichzeitig praktische Studien in der militärischen Ausnutzung des neuen Kriegsmittels bei zwei großen sich bekriegenden Nachbarreichen anzustellen. Bis zu diesem Zeitpunkte indes brauchte er nur aufzubauen auf dem, was er vorfand, und so fußen

*) Auch der Prinz von Preußen beschäftigte sich mit der Eisenbahnfrage. Kriegsarchiv. XVII. C. 7.

seine Gutachten auch häufig auf denen seines Vorgängers, die er mehrfach auch ausführt. Bedauerlicherweise ist indes sein erstes Gutachten vom 11. November 1857 (über den Nutzen der Eisenbahnen im Kriege und über die Deckung derselben durch fortifikatorische Mittel) nicht mehr aufzufinden. Doch wenige Tage später, bei Gelegenheit eines Urteils über eine Rheinbrücke bei Bingerbrück, 21. November 1857, spricht sich der General auch über die Anlage von Befestigungen (Sperrpunkten) zum Schutze von Eisenbahnen und von festen Eisenbahnbrücken über große Ströme aus, auch später im allgemeinen mehrfach und gleichmäßig über den Nutzen der Bahnen im Kriege, so daß mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß abweichende Gedanken in dem fehlenden Schriftstücke nicht vorhanden waren, immerhin besaß diese erste Äußerung historischen Wert.

Vom 21. November 1857 an sehen wir bei Moltke als in erster Linie maßgebend für derartige Neuanlagen den strategischen Gesichtspunkt, den immer wieder, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, zu wiederholen er nicht müde wird.

Bei der wichtigen Frage einer Hinüberführung von Bahnen über große Ströme bezeichnet Moltke, wie Reyher am 21. Dezember 1855, als vornehmste Pflicht einer sorgsamen Landesverteidigung die Neuanlage von Festungen oder aber die Führung der Bahnen durch vorhandene feste Plätze. Entschieden sträubt er sich gegen den Bau einer Rheinbrücke bei Bingerbrück, da die Bahn von Metz, die, ohne unsere Festungen zu berühren, an den Rhein heranführe, eine große Gefahr bilde*). Selbst wenn die Brücke entweder fortifikatorisch verstärkt oder für Sprengung vorbereitet, auch wenn St. Johann fortifikatorisch verstärkt werde, so genügten diese Maßnahmen höchstens, um den Feind aufzuhalten. Überhaupt warnt Moltke davor, den Wert fortifikatorischer Neubauten zur Sperrung von Eisenbahnlinien zu überschätzen**), die nur Kosten bereiten und durch die notwendigen Besatzungen die Armee schwächen, und mahnt zur Vorsicht und Sparsamkeit. Berechtigt hält er sie nur auf den Hauptlinien und an Punkten, in denen ein ganzes System von Schienenwegen sich vereine und die in Verbindung mit voraussichtlichen Truppenaufstellungen gedacht werden können und durch größere Geländeabschnitte gegen ein Vorrücken des Feindes gesichert sind***). Auch sonst entwickelt der General in dem ersten Gutachten vom 21. November 1857 Ansichten, die man gleichsam als sein Glaubens-

*) 15. Juli 1842 hatte sich General v. Krauseneck im Grunde gegen die Linie ausgesprochen, aber aus Rücksicht für das Kohlengebiet bei Saarbrücken seine Zustimmung gegeben.

**) Ähnlich 5. März 1858.

***) 5. März 1858. Zentral-Abteilung XXVI, 2. 5.

bekenntnis über die schwebende Frage ansehen möchte, das sich hier zu einem Gemälde erweitert, das den Vormarsch der Franzosen die Nahe abwärts auf den Rhein zum Gegenstand hat: Die Bahnen, die der Feind finde, seien, selbst wenn sie nicht zerstört wären, unbenutzbar; in gefechtsbereiten Kolonnen müsse er einen gebirgigen und auch von uns auf dem Rückzuge streitig gemachten Landstrich durchziehen, seinen ersten strategischen Aufmarsch am Rhein bewirken und die Festungen einschließen, um dann zu neuen Operationen überzugehen. Hierzu habe er Zeit nötig, die aber hinreiche, den Posten bei St. Johann zu bewältigen, die beschädigte Eisenbahn provisorisch herzustellen und seine eigenen Betriebsmittel auf dieselbe zu bringen. Nun erst werde die Bahn von Metz nach Bingerbrück ihm nutzbar und im hohen Grade vorteilhaft, zunächst um mit Leichtigkeit das Material zu einem Rheinübergang bei Bingen herbeizuschaffen; gelinge dies und vermöge der Feind das rechte Rhein-Ufer zu besetzen, dann sei auch die Heranführung des Belagerungsmaterials gegen Coblenz—Mainz und weiteres Vordringen möglich. Mit einem Male wird auch dem Laien klar, daß Bahnen auf dem eigentlichen Kampffelde, vor der Front der Armeen, gar keinen operativen Wert haben, und ebenso daß der Angreifer sie erst dann mit einiger Sicherheit benutzen kann, wenn er den Landstrich vollständig besetzt hat, durch den er zieht, also erst die Bahnen im Rücken der vordringenden Armee verwendbar sind. — Moltke öffnet somit durch einfache chronologische Darstellung der Ereignisse beim Vorgehen der Franzosen auch dem Blinden gleichsam die Augen. Gleichzeitig bildet diese Skizze den Grundgedanken zu einem Teile des Operationsplanes der feindlichen Seite, wie der Generalstabschef ihn damals sich dachte und in den ersten Denkschriften mit geringen Variationen zur Sprache bringt.

Weitere Sätze aus dem erwähnten Gutachten folgen am besten in dem Wortlaute, denn knapper und treffender als dort dürften sie kaum wiedergegeben werden können, und ihre Wiedergabe ersetzt die Besprechung, denn die Sätze sprechen für sich und bleiben Fundamentalsätze:

„Eisenbahnbrücken über die großen Ströme, welche die Hauptverteidigungsabschnitte der Monarchie bilden, haben ihre Bedeutung nicht allein als Teile der Schienenwege, sondern als Brücken überhaupt. Der Eisenbahnverkehr bewegt sich in einem für diesen nicht endenden Defilee, eine Truppenabteilung dagegen, die eine Brücke passiert hat, findet ein Terrain, in welchem sie sich entwickeln und unabhängig von aller Eisenbahn weiter operieren kann."

Selbst vom nationalökonomischen Standpunkte aus findet es der General bedenklich, Bauten, die enorme Summen kosten, wie die großen Flußübergänge, an Punkte zu legen, wo sie der Gefahr der Zerstörung bei kriegerischen Eventualitäten so sehr ausgesetzt sind. Man solle nicht

vergessen, daß das Zerstörungswerk meist in die Hand eines untergeordneten Führers gelegt werden müsse, dem dadurch eine ungeheure Verantwortung aufgebürdet werde.

Die Frage der Bahnzerstörungen behielt General v. Moltke auch weiter im Auge. So nahm er bald nach der Mobilmachung 1870 Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß eine ungerechtfertigte Zerstörung einzelner Eisenbahnstrecken für die Konzentrierung der Armee eventuell gefährlich werden könnte.

Politisch-strategische Gründe bestimmen den Generalstabschef wenige Tage nach Verwerfung der Brücke über die Nahe-Mündung auch gegen eine Verbindung der Stromufer zwischen Baden und der Schweiz in der Gegend von Waldshut sich auszusprechen, denn da Deutschland nicht mit Sicherheit auf Beachtung des neutralen Gebietes seitens der Franzosen*) rechnen durfte, so lag die Gefahr einer Flankierung der Truppen in Baden und Württemberg durch ein in der Schweiz vordringendes feindliches Heer gleich im Beginn des Feldzuges klar vor Augen, auch wurde, trotz der zwischen Basel und Bodensee schon vorhandenen zehn Rheinbrücken, erst durch die projektierte eine Überführung französischer Betriebsmittel auf deutschen Boden ermöglicht**). Zum mindesten verlangt Moltke — übrigens ebenso wie Reyher in ähnlichen Fällen, wo der Bau aus anderen Gründen nicht zu verhindern war — die Anlage von Sprengvorrichtungen.

Wie im Westen gegen den Erbfeind, so kam auch an der langgestreckten Grenze gegen Österreich-Sachsen die Notwendigkeit fortifikatorischen Schutzes der Bahnen zur Sprache, wo bei Gelegenheit der noch nicht erledigten Bahnverbindung Berlin—Wien Moltke sich wiederum ganz auf den Standpunkt seines Vorgängers stellt und die durch Glatz und Schweidnitz beherrschte Linie für Defensiv- und Offensivoperationen als sehr wertvoll***), dagegen die durch die Lausitz, „den voraussichtlichen Kriegsschauplatz", führenden und weder durch Terrainabschnitte noch durch Festungen gedeckten Linien†) als im hohen Grade nachteilig bezeichnet, insbesondere müßte die westliche, bisher drei Meilen von Torgau entfernt angelegte Linie in dem Bereich dieser Festung angelegt werden. Endlich verwirft Moltke aus denselben Gründen die österreichischerseits projektierte Verbindung Josefstadt—Trautenau—Waldenburg, die sogar als Operationslinie auf beiden Kriegstheatern — Schlesien

*) Die Stimmung der Schweizer für den Fall eines Einmarsches der Franzosen zu ergründen, wurde im Frühjahr 1858 ein Offizier dorthin gesandt. (27. Mai 1858.)

**) 24. November 1857.

***) Reyher 1. Februar 1855. — Moltke 2. Juni 1858.

†) Löbau—Görlitz—Kohlfurt—Berlin. Löbau—Röderau—Jüterbog—Berlin.

und Lausitz — anzusehen sei, da sie dem Feinde nicht nur ermögliche, Streitmittel gegen unsere linke Flanke in der Lausitz vorzuführen, sondern auch unter Umgehung von Glatz und Schweidnitz Belagerungsmaterial direkt vor Schweidnitz und Breslau zu schaffen.

Nicht ganz im Einklang mit Reyher — 17. Juni 1856 — ist Moltke — 12. Oktober 1858 — in der Abwägung des militärischen Wertes zweier Linien, die für Gewinnung einer zweiten gesonderten Eisenbahnkommunikation von der Weichsellinie rückwärts zur Oder und nach Berlin vorgeschlagen waren*). Während Reyher beide Strecken für gleichwertig erklärt hatte, tritt sein Nachfolger für diejenige ein, die zugleich die Festungen Danzig—Colberg—Stettin direkt miteinander verbindet, verwirft indes die andere, da Colberg und Posen über Stargard—Kreuz ziemlich direkt verbunden, der Verbindung von Colberg und Thorn aber kein strategischer Wert beizumessen sei.

In dieser Entscheidung ist dem General v. Moltke gewiß zuzustimmen, sie läßt die richtige Beurteilung der im Kriegsfalle gegen Osten voraussichtlichen Hauptoperationslinien erkennen und bestätigt anderseits indirekt, daß General v. Reyher als Hauptgesichtspunkt bei Bahnanlagen mehr die Verbindung von Festungen überhaupt, als das Verhältnis der betreffenden Bahn zur strategischen Lage im Auge hatte**). Endlich dürfte das voneinander abweichende Urteil der beiden Generale indirekt auch die Schlußfolgerung rechtfertigen, daß ihre Ansichten über den Wert der Festungen auseinander gingen. Auch in anderen, die Landesverteidigung berührenden und durch Eisenbahngutachten hervorgerufenen Fragen waren Reyher und Moltke nicht immer einer Ansicht. So äußert ersterer, wohl durch den Krimkrieg beeinflußt, bei Beurteilung der Bahn Naugard—Colberg, man solle sie nicht zu nahe an die Küste legen, denn Landungen größerer Truppenmassen hätten an „Zuverlässigkeit" zugenommen (28. Oktober 1854). Moltke ist am 2. März 1858 in einem Gutachten über eine gepanzerte Küstenbahn im Gegenteil zu seinem Vorgänger der Ansicht, daß derartige Landungen für unsere Verhältnisse weniger zu fürchten seien, da sie bald auf zahlreiche und kampfbereite Streitmittel stoßen würden. Moltke glaubt vielmehr, daß die feindlichen Flotten unsere Häfen blockieren und den Handel zu zerstören suchen werden, und verlangt dafür Anschaffung einer eigenen Flotte.

Jene vom russischen Oberst Lebedeff vorgeschlagene Küstenbahn beabsichtigte, die Küsten gegen den Angriff feindlicher Flotten nicht wie bisher durch Strandbatterien, sondern durch eine bewegliche Batterie von zahlreichem Geschütz schweren Kalibers rechtzeitig und an jedem Punkt

*) Cöslin—Danzig und Belgard—Schneidemühl.

**) Vgl. S. 403.



zu schützen. Moltke erkannte in dem Vorschlag den richtigen Gedanken an, an dem durch die Flotte bedrohten Punkte schnell eine mächtige Batterie zu versammeln und so die bisher auf die Strandbefestigungen angewiesene rein passive Verteidigung aktiver zu gestalten. Bedenken gegen die damals allerdings völlig neue Idee mußten aber einmal die Kosten dieser ersten, für militärische Zwecke erbauten Bahn erregen, für die man an einer schwierigen Küste gewiß an jedem irgend wichtigen Punkte die ausgedehntesten Befestigungsanlagen ausführen konnte, dann aber hegt Moltke Zweifel am rechtzeitigen Eintreffen der beweglichen Batterie und weist darauf hin, daß eine Flotte unter dem Schutze der Nacht oder des Nebels stets in der Lage sei, überraschend aufzutreten, daß ferner jede kleine, wohl nicht zu verhindernde Zerstörung der Bahnlinie das Eintreffen der Batterie vereiteln würde.

Der General hatte hier zum ersten Male als Chef des Generalstabes der Armee Gelegenheit, sich zu einer Frage dienstlich zu äußern, die ihn in den folgenden Jahren mehrfach in Anspruch nahm und nach seinem eigenen Geständnis sehr interessierte, nämlich zur *Verteidigung der norddeutschen Küste*. Abgesehen von dem zutreffenden Urteile über die neue Erfindung ist hierbei in erster Linie festzustellen, daß Moltke eine Forderung erhebt, die nach seinen Erfahrungen in der Türkei, seinen Studien der verschiedenen Kriege, bei denen der Marine eine wichtige Rolle zufiel, allerdings kaum wundernimmt, die aber gerade damals von Bedeutung ist, als die Schaffung einer Flotte bald zu einer brennenden Frage angesichts des immer mehr in Aussicht tretenden Kampfes mit Dänemark wird, eine Forderung, die der General außerdem in den folgenden Jahren wiederholt erhebt. Auch heute noch ist jene Forderung Moltkes vom 2. März 1858 nicht nur historisch interessant, weil sie eben von Moltke ist, sondern auch deshalb, weil sie selbst nach Schaffung einer allerdings sehr bescheidenen Flotte in erweitertem Maßstabe noch heute eine akute bleibt und auch die Verwendung der Flotte die gleiche sein wird, wie der Generalstabschef sie damals voraussah, denn Deutschland kann auch heute nur an „Abwehr“ zur See denken und muß sich bescheiden, wenigstens so stark zu werden, um die Blockade seiner Häfen und damit Lähmung seines Handels zu hindern.

Bei seiner „Truppe“ fand der neue Chef noch recht verworrene Ansichten über die *militärische Verwendung der Eisenbahnen**); hier klärend zu wirken, gaben die Übungsreisen und deren Beurteilung willkommenen Anlaß.

---

*) Manöverakten der Zentral-Abteilung des Großen Generalstabes. Akten der Übungsreisen. Magdeburger Akten (Kritiken von Berlin aus 1858). Kriegsarchiv X. M. 2.

Aber auch in allgemein taktischer Beziehung fand der General bei den Arbeiten seiner Offiziere eine Fülle von Stoff zu aufklärender Belehrung. Näher auf die einzelnen Fälle einzugehen, kann nicht Aufgabe einer Studie sein, die die Entwicklung des Feldherrn sich zur Aufgabe stellt; nur soweit darf sie sich mit ihnen beschäftigen, als es darauf ankommt, die Ansicht des Feldherrn über bestimmt taktische Begriffe und Auffassungen, über Befehlserteilung sowie über Fragen von allgemeiner Bedeutung festzustellen, Ansichten, die ein besonderes Interesse gerade in dieser Zeit gewinnen, wo die 1848 begonnene Neubewaffnung der preußischen Linientruppen mit dem Zündnadelgewehr*) ihrer Durchführung entgegensah.

Eigentümlich berührt es heute, wenn General v. Moltke auseinandersetzen muß**), daß man nicht in der Ordre de bataille marschieren könne, daß diese ein für allemal gegeben und nicht wandelbar sei: sie vermittele die Befehlserteilung, die Überweisung der Bedürfnisse, die innere Verwaltung der Truppen, könne daher nicht willkürlich geändert werden, auch nicht durch etwaigen Wechsel der Personen oder durch zeitweise Trennung der Heeresteile. Die so organisch gegliederte Armee müsse aber für den jedesmaligen taktischen Zweck noch besonders formiert werden, dies geschehe durch die Marschordnung***). Doch dringt Moltke darauf, Bataillone, Regimenter und Batterien nicht ohne Not zu zerreißen. Eine Ausnahme macht er darin für die Avantgarden, wobei ihm die preußischen des Jahres 1813 als Ideale erscheinen, die nicht aus kompletten Brigaden, sondern aus Bataillonen aller Brigaden bestanden und neben Schonung der Truppen den großen Vorteil hätten, daß ohne Beeinträchtigung der Altersverhältnisse die geeignetste Persönlichkeit mit der Führung beauftragt werden könnte. Vor allem schwebt dem General wohl der ihm äußerst sympathische und vorbildliche Katzeler vor, auf dessen erfolgreiche Tätigkeit an der Spitze der Avantgarde der Schlesischen Armee Moltke wiederholt, nicht nur in dieser ersten Chefzeit, als vorbildlich hinweist. Auch für die schwierige Kunst der Befehlserteilung, bei der er Dispositionen (der Oberkommandos) und Befehle unterscheidet, werden die Vorgänge des Jahres 1813 herangezogen. Moltke nennt die Befehlserteilung die Kunst, das Resultat der größten körperlichen Anstrengung, persönlicher Gefahr und sorgfältigsten Denkens in wenigen Zeilen einer schriftlichen Disposition zusammenzustellen†).

---

*) Mit der Konstruktion dieses Gewehrs hatte man sich seit den 20er Jahren beschäftigt.

**) Magdeburger Akten. 13. Oktober 1858.

***) N. M. 2 (15. März 1858).

†) N. M. 2.



Wiederholt und mit scharfer Betonung tritt der General dafür ein*), den Unterführern eine gewisse Freiheit zu lassen, so wenig als möglich ihnen vorzuschreiben. Sie sollen lernen, den Willen des Oberfeldherrn unter nie vorher genau zu bestimmenden Verhältnissen nach eigener Beurteilung auszuführen.

Moltke legt hierin den Grund für die in den späteren Kriegen vorteilhaft hervortretende Selbständigkeit in allen, auch den unteren Führerstellen, und schuf sich derart selbst seine Werkzeuge.

Allerdings darf die Freiheit in den Bewegungen der Massen nicht zu weit gehen. Moltke ist kein Mann eines bestimmten Systems, unter Umständen nimmt er die Zügel wieder in die Hand. Die Disposition kann unter Umständen die Heeresbewegungen auf mehr als einen Tag regeln — also Direktiven. Zuweilen ist es nicht möglich, die Bewegungen auch nur für einen Tag vorauszubestimmen, wie es z. B. 1813 bei der Schlesischen Armee nach dem Waffenstillstande nötig wurde, täglich Mittags Befehle für die zweite Hälfte des Tages auszugeben, da bei der Verfolgung der weichenden Marschälle die Gefahr, jeden Augenblick auf Napoleon und seine Garden zu stoßen, zur größten Vorsicht mahnte. Nur die Avantgarde blieb den ganzen Tag am Feinde, die Korps ruhten Mittags.

Ist z. B. eine Schlacht zu erwarten, dann verlangt Moltke vom Oberkommando bestimmte Angaben — Ort und Stunde des Aufbruchs, Zahl der Kolonnen, bestimmte Richtung des Marsches, Zeit des Abkochens, Punkt und Stunde des Eintreffens, Aufstellung des Gros, Verhalten der Avantgarde — kurz also nur Zweckmäßigkeitsmaßregeln, keine starre Prinzipienreiterei!

Dieselbe Beobachtung macht sich bei den 1858 aufgestellten Forderungen für Anordnung der Märsche geltend: Bezeichnet Moltke es einerseits gewiß als einen Fehler, mit größeren Truppenmassen **nicht** in mehr als einer Kolonne zu marschieren, wenn dies dennoch angängig war, so gibt er doch auch die Möglichkeit zu, daß Witterungsverhältnisse, Wegbarkeit und Defileen dies unausführbar machen, und daß gerade da, wo es am wünschenswertesten ist, beim Vorgehen zur Schlacht, die schon dicht zusammengezogenen Korps jedes auf einen Weg beschränkt sein können. Moltke kommt zu der Folgerung, es bliebe dann nur übrig, die Avantgarde so stark zu machen, daß sie selbständig ein längeres Gefecht führen kann, mit den Teten der Korps aber hinter irgendeinem Abschnitt haltzumachen, um sie erst zu versammeln.

Über die Benutzung mehrerer Straßen bei rückgängigen Bewegungen hat sich Moltke theoretisch nicht ausgesprochen, wohl aber zeigt eine seiner praktischen Aufgaben des Jahres 1858 einen direkten Widerspruch

*) X. M. 2. — Zentral-Abteilung. IV. 18 (Manöver G., V., VI. A. K.).

mit einer 23 Jahre später gestellten. Während 1858 zwei Divisionen beim Rückzuge eine Straße benutzen sollen, trotzdem eine zweite zur Verfügung stand, macht 1881 Moltke gerade auf den Vorzug der vorhandenen drei Wege und die dadurch verkürzten Marschkolonnen aufmerksam. Auch die Kriegslage kann die erste Lösung nicht erklären, zumal es darauf ankam, rasch vom Feinde loszukommen. Moltke handelt somit hier gegen seinen stark ausgeprägten Sinn für das Praktische!

Dieser zeigt sich andererseits in seinen für Anlage von Generalstabsreisen und Feldmanövern aufgestellten Forderungen*), bei denen er sich jedes Vorschreiben des Verlaufs verbat, dieser soll sich vielmehr ganz natürlich aus den Anordnungen der Führer ergeben, denen Moltke als Mahnwort auf den Weg zuruft, daß im Kriege das Einfachste meist das Richtige sei**).

In bezug auf die Kampfesweise ist Moltke Vertreter der taktischen Defensive mit offensiven Absichten. Er erklärt am 12. Mai 1858 in einem Aufsatze „Über die Veränderungen der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs", daß nunmehr der Vorteil, sich angreifen zu lassen, überwiege, trotz des moralischen Impulses, den der Angriff für sich hat. „Die Defensivschlacht mit schließlicher Offensive wird die stärkste Form." Moltke hält also die Kampfesweise aller Waffen durch die Verbesserung des Infanteriegewehrs für beeinflußt. Auffallend ist, daß er nur der defensiven Infanterie Feuerwirkung zuspricht, während er dem Angreifer den Rat gibt, auf Infanteriefeuer lieber zu verzichten und nach guter Artillerievorbereitung dem Gegner sofort mit dem Bajonett zuleibe zu gehen. „Der Angriff ist eine Entscheidung und bei dieser eben soll die Mühe und Arbeit einer sorgsamen Friedensdressur ihre Früchte tragen"***).

Nicht allein dem neuen Gewehr ist es wohl zuzuschreiben, wenn Moltke dem zerstreuten Gefecht eine immer größer werdende Anwendung prophezeit und außerdem die Behauptung aufstellt, man werde im allgemeinen den Angriff auf Dörfer, Wälder und Defileen durch Manöver zu umgehen suchen, sondern auch den Erfahrungen des Krimkrieges, in dem sich das Übergewicht gut geführter Schützenschwärme über die Massen ebenso wie der Wert von Terrainbenutzung†) zur Annäherung und von Flankenbewegungen gezeigt hatte.

*) Zentral-Abteilung des Generalstabes. XIV, 23. (17. Februar 1858.) Kriegsarchiv. N. M. 2. März 1858.

**) Magdeburger Akten. 13. Oktober 1858.

***) Zentral-Abteilung des Generalstabes. IV, 18 (1858).

†) Die Terrainbenutzung wurde durch die in Preußen seit Ende der 40er Jahre eingeführte Kompagniekolonne sehr gefördert.

Moltke verrät gesunde und noch heute zutreffende Ansichten, wenn er bei den Manöverbesprechungen*) Tiefengliederung und Einsetzen überlegener Kräfte für den Infanterieangriff verlangt, ein geordnetes und präzises Avancieren der ganzen Infanterie in ausgedehnter Linie aber für eine „ganz wertlose Kunstproduktion" hält.

Die Artillerie, an sich seit den 40er Jahren leichter, beweglicher und schußfertiger geworden, wird nach Moltkes Ansicht mehr in Massen auftreten, wohl auf Kosten ihrer größeren Beweglichkeit; der Kavallerie bleibt hauptsächlich der Sicherheitsdienst, das Gefecht gegen Kavallerie, die Ausbeutung des Erfolges am Schlusse des Gefechts durch Massen: „zu frühes Einsetzen derselben ist ein Fehler", insbesondere zur Verfolgung, denn „keine Waffe ist so geeignet die Erfolge der übrigen auszubeuten".

Eine Mahnung zur richtigen Kavallerieverwendung war 1858 sehr am Platze, denn in den Manövern wurde noch sehr schablonenhaft gearbeitet, fast alle endeten damit, daß die gesamte Kavallerie in paralleler Front auf einem Flügel gegeneinander stand.

Man kann nicht behaupten, daß General v. Moltke in der Kenntnis des Details der Waffen weniger auf der Höhe seiner Beherrschung der Verhältnisse im großen gestanden habe, im Gegenteil, die Bemerkungen zu den Arbeiten seiner Offiziere geben wiederholt den Beweis für die Gründlichkeit seines Wissens, in der der Keim seiner Größe zu suchen ist. Auch hierin zeigt sich Moltke als der Schüler Friedrichs, dessen Mahnung er von früh auf sich zu eigen gemacht: »Soignez les détails!«

Das Durcharbeiten der Berichte von Generalstabsreisen und Manövern stellte oft große Anforderungen an die Geduld des Generals, da die Schrift der Offiziere nicht immer sehr leserlich gewesen zu sein scheint, so daß er empfiehlt, die von ihm zeitlebens bevorzugte Gänsefeder zu benutzen. Auch Krokis und Skizzen finden nicht überall seine Zustimmung. „Der Krokierende soll wie der Maler verfahren, der mehr gibt als der Photograph, indem er einen bestimmten Ausdruck in eine Physiognomie legt," und Unwichtiges unterordnend, das Wesentliche charakteristisch hervortreten lassen. „Richtiges Urteil verbunden mit technischer Fertigkeit führt in beiden Fällen zum Meisterwerk, Übertreibung zur Karrikatur." Bei Skizzen erwartet Moltke Erläuterungen durch perspektivische Ansichten eines besonders interessanten Punktes, einer Brücke, eines hochliegenden Kirchhofes, eines Talrandes usw. von denen, die das Talent eines Landschaftsmalers besitzen.

*) IV, 18.



Genauerer Detailkenntnisse in allen Dienstzweigen bedurfte Moltke, um verschiedenen an ihn herantretenden Vertrauensarbeiten gerecht zu werden. So beauftragte ihn am 13. Juli 1858 der Prinz von Preußen mit Zusammenstellung und teilweiser Neubearbeitung der über die großen Truppenübungen ergangenen Vorschriften; maßgebend waren bis dahin die 1840 von Krauseneck ausgearbeiteten Bestimmungen gewesen. Der Generalstabschef ist hierfür auch der gegebene Mann. Nur er kann dadurch, daß die Manöverberichte aller Armeekorps sowie der Generalstabsreisen seiner Beurteilung unterliegen, ermessen, ob und welche Verbesserungen am Platze sind. Er hat außerdem durch die persönliche Vorbereitung und Leitung der alljährlichen Königs- oder Festungsmanöver, dann aber durch die Leitung der Übungsreisen des Großen Generalstabes die erforderliche Gelegenheit, auch praktische Erfahrungen zu sammeln.

Der Anlage dieser Manöver und Reisen widmete General v. Moltke die peinlichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt, er benutzte sie meist als Vorstudium für seine Operationspläne, was 1858 um so gegebener war, als Königsmanöver*) in der Provinz Schlesien, Generalstabsreise in Posen—Schlesien stattfanden, — dort wird eine Westarmee im Vormarsch von Bunzlau auf Breslau angenommen, wo sich eine Ostarmee versammelt — hier die Versammlung der Hauptkräfte bei Bromberg und eines Nebenheeres zur Verteidigung von Schlesien supponiert, während der Feind mit der Hauptarmee längs der Weichsel, mit einer kleineren gegen Schlesien vorrückt.

Die Anlagen sind einfach und klar, sie decken sich mit der damaligen Neigung des Auftragstellers für ein vorläufig defensives Verhalten der preußischen Streitkräfte im Kriegsfalle, nach welcher Richtung es auch sei. Defensiv ist auch der Grundgedanke für eine Übungsreise beim I. Armeekorps: Bei Posen und Breslau steht die Hauptarmee den russischen Hauptkräften gegenüber, während eine Division mit der Verteidigung Ostpreußens gegen einen Angriff von Warschau aus beauftragt ist.

Daß bei den Übungsreisen nicht nur rein operative Fragen besprochen und bearbeitet werden, sondern auch den rückwärtigen Verbindungen Aufmerksamkeit gewidmet wurde, hatte Moltke bekanntlich bereits von Magdeburg aus angeregt. Die Kriegsgeschichte lehrt die wichtige Rolle, die bei den Heeresbewegungen dem rechtzeitigen Nachschub an Material und Verpflegung zufällt. Nur der Generalstabsoffizier vermag zu beurteilen, welche Linien bei der Versammlung und den Heeresbewegungen in Frage kommen, und so vermag auch nur er z. B. die

*) Die Spezialideen gab der Prinz von Preußen.

Punkte vorzuschlagen, bei denen es sich um Errichtung von Niederlagen handeln kann. Die Frage des Militär-Ökonomie-Departements im Juni 1858, für welche Orte der Monarchie sich die Anlage von Hauptmagazinen bei Operationen nach dem westlichen, dem mittleren und dem östlichen Kriegstheater empfehlen dürfte, gab dem General v. Moltke willkommenen Anlaß, hierzu Stellung zu nehmen und sich für Ausnutzung des Requisitions- und Magazinsystems auszusprechen, für letzteres besonders in unfruchtbaren oder verheerten Landstrichen und beim Stillstande der Operationen, der die Ernährung großer Massen auf beschränktem Raume verlangt, event. also auch vor Beginn des Feldzuges bei vorläufigen oder abwartenden Versammlungen. Aber während bisher Ströme wie die Elbe die Richtung und Festungen an großen Flüssen die Punkte anzeigten, an denen Hauptmagazine anzulegen waren, treten jetzt die Eisenbahnen als dritter Faktor hinzu. Wenn auch der Wert der Ströme als rückwärtige Operationslinien durch die Dampfschiffe eher zu- als abgenommen hat, wenn Festungen auch entschieden ihrer größeren Sicherheit wegen vor jeder offenen Stadt als Magazinorte weiter den Vorzug verdienen, so ist es doch zweifellos, daß erst Magazine an den Eisenbahnen die nötige Beweglichkeit besitzen, um der Schnelligkeit der heutigen Kriegführung gerecht zu werden; sie müssen sozusagen an Beweglichkeit ersetzen, was ihnen an fortifikatorischer Sicherheit fehlt. „Ein Strom bleibt für den Transport immer abhängig von seinem Wasserstande im Sommer, vom Eisgange im Winter, vom Fassungsvermögen und der Zahl der disponiblen Kähne oder Dampfschiffe, eine Eisenbahn ist freier, schneller, sicherer."

Moltke wäre im Prinzip dafür, Magazine nur an Eisenbahnen und in Festungen anzulegen, das erlaubt aber das noch nicht genügend entwickelte Eisenbahnnetz nicht, man muß daher die zahlreichen ausgezeichneten Kunststraßen mitbenutzen.

Trotz dieser vorläufig notwendigen Beschränkung, die ja mit Ausbreitung des Bahnnetzes immer mehr abnahm, ist Moltke von Anfang an bei Berechnung zukünftiger Kriegsfälle in einer günstigeren Lage als Friedrich der Große, der, von seinen Magazinen ganz abhängig, sich auf Schritt und Tritt gefesselt sieht, in einer besseren Lage auch als Napoleon I., der trotz genialer und rücksichtsloser Ausnutzung der Landesvorräte und trotz der Magazine immerhin nur mit einer gewissen Schwerfälligkeit der Verpflegungsart im Vergleich zur Neuzeit rechnen durfte.

Wenn Moltke für Anlage der Hauptmagazine in Festungen eintritt, so meint er damit nicht, daß jede Festung hierzu geeignet sei; denn es bedürfe wohl kaum einer näheren Auseinandersetzung, daß Jülich und Saarlouis als kleine Grenzplätze bald abgeschnitten sein können und daher zu Magazinen so ungeeignet wie möglich wären. Moltke ist über-

haupt, wie schon aus seinem Bahngutachten hervorging, kein Freund der kleinen Festungen, sehr im Gegenteil zu Reyher, der außer Jülich keine Festung für entbehrlich hielt*). In keiner Frage sind die Ansichten beider Generale derartig verschieden wie in der Festungsfrage. Moltke entschuldigt dies gleichsam**), indem er sagt, „die Ansicht, daß kleine Festungen ihre militärische Bedeutung verloren hätten, habe in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden, ebenso die Notwendigkeit der Befestigung großer offener Städte, um deren Hilfsmittel dem Feinde zu entziehen, sie der eigenen Armee zu sichern. Gründe für Abnahme der Bedeutung kleinerer Festungen seien nicht nur das Anwachsen der Heere, sondern auch deren vermehrte Beweglichkeit infolge des Requisitionssystems. Außerdem werde die Verbesserung der Geschütze verhängnisvoll für sie werden infolge der konzentrischen Wirkung der durch den größeren zur Verfügung stehenden Raum noch überlegeneren Artillerie des Angreifers. Die kleinen Festungen seien also nur noch als Sperrpunkte wichtiger Defileen zu brauchen.

Von den sehr großen Plätzen, meint Moltke, daß sie sehr schwer einzuschließen seien, auch sei ihre Verproviantierung noch möglich, wenn sie nur eine Bahnlinie zur Verfügung hätten. Die Kosten für ihre Befestigung kämen im Vergleich mit dem durch Unterlassung riskierten Schaden nicht in Betracht.

Mit Rücksicht auf ihr Wachstum soll nicht mit der Kernumwallung, sondern mit den vorgeschobenen Forts begonnen werden. Es erscheint fast undenkbar, daß der Feind gegen eine Stadt von mehreren hunderttausend Einwohnern je den förmlichen Angriff versuchen sollte. Städte von dieser Ausdehnung können durch Entmutigung, durch politische und soziale Parteiungen, kurz, durch sich selbst fallen, aber schwerlich durch Belagerung, sogar die bloße Einschließung zeigt die größten Schwierigkeiten.

Wie erinnerlich, spricht Moltke bereits in der Darstellung des Russisch-Türkischen Krieges 1828/29 von der Schwierigkeit der Belagerung großer Plätze und der geringen Aussicht auf Erfolg; in den Worten hier (1858) darf man eine weitere Begründung seiner späteren Antipathie gegen die Beschießung der französischen Hauptstadt 1870 finden, gegen die er genau das von ihm allein für richtig gehaltene Verfahren anwenden wollte; Paris sollte, wenn Drohungen oder innere Parteiungen nicht halfen, durch sich selbst fallen.

Verschanzte Lager schon im Frieden anzulegen, hält der General für bedenklich, da der Feind leicht eine Operationsrichtung wählen könne, in der er das verschanzte Lager nicht anzugreifen brauche. Etwas

*) 19. November 1856. Zentral-Abteilung XXIX. 1. 1.

**) 19. Oktober 1858.



anderes aber sei es mit der befestigten Landeshauptstadt, diese müsse den Feind auf sich ziehen. Eine Heeresabteilung, die sich dorthin zurückziehe, sei nicht so für die großen Operationen verloren, wie die zersplitterten Besatzungen vieler kleiner Plätze. Moltke will aber vor Berlin Breslau befestigt wissen, denn ersteres habe in den beiden wahrscheinlichsten Fällen, dem Krieg gegen Osten oder Westen, die starken Linien der Weichsel oder der Oder, des Rheins und der Elbe zu seinem Schutz, werde durch die größten Festungen gedeckt und der Feind müsse mehr als eine Schlacht gewinnen, um sich ihr zu nähern. Ein Heer in Schlesien aber werde durch die stete Rücksicht auf die in drei Märschen von der Landesgrenze erreichbare offene Hauptstadt der Provinz behindert. Als Festung dagegen bilde Breslau einen Stützpunkt für das Heer und mache die meisten kleinen Plätze überflüssig.

Die Befestigung der beiden Hauptstädte hatte schon jahrelang die maßgebenden Kreise und Personen beschäftigt, die von Berlin 1833 den General v. Müffling und seine Offiziere, von denen Vorarbeiten vorhanden sind, 1853 den General v. Prittwitz, der im allgemeinen für eine provisorische Befestigung, versehen aber mit permanenten Stützpunkten, wie Dresden 1813, eintritt. Über Breslau findet sich die erste Ausarbeitung neuerer Zeit aus dem Jahre 1831. Nachdem die alten Befestigungen 1807 geschleift und auch 1812 und 1813 nicht wieder hergestellt worden waren, Breslau somit aufgehört hatte, den Zentralpunkt für die schlesischen Festungen zu bilden, sprachen sich 1831 Major v. Reitzenstein vom Generalstabe, 1840 General v. Aster für Neubefestigung der Stadt in Denkschriften aus; von den Vorgängern Moltkes sind ausführliche Äußerungen nicht nachweisbar, nur Reyher erwähnt das „leider unbefestigte Breslau"*).

Der Prinz von Preußen will 1856 an die Befestigung der beiden Städte Berlin und Breslau erst denken**), wenn Königsberg, Posen, Spandau und Schweidnitz verteidigungsfähig geworden sind. Der Prinz hält Befestigungen so großer Städte für zu teuer, auch müsse man mit dem Fortgürtel sehr weit hinausgehen, und wenn der Prinz sich auch nicht berufen fühlt, die Frage zu entscheiden, so ist seines Erachtens doch Berlin weder durch seine strategische Lage, noch durch seine Umgegend zur Festung geeignet.

Für Breslaus Befestigung ist der Prinz schon eher geneigt, hauptsächlich, weil zwischen Glogau und Cosel kein befestigter Punkt sei.

Der Prinz ist schließlich selbst im Zweifel, ob es angängig sein werde, alle Festungen (32) beizubehalten, trifft demnach in dem Gedanken einer Verminderung der Festungen mit Moltke zusammen, nur

*) 19. November 1856. Gutachten über die kleinen Festungen.

**) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms I., S. 263.

mit dem Unterschiede, daß Moltke von dem Grundsatze „möglichst wenig Festungen" ausgeht, der Prinz aber durch die damals beabsichtigte Vermehrung erst darauf kommt*).

Prinz und General gehen auseinander in ihren Ansichten über Schweidnitz, ersterer nähert sich hier wiederum mehr der Auffassung Reyhers, mit dem er Schweidnitz als Festung beibehalten will, während Moltke dagegen ist. Der Prinz hält die Auflassung von Schweidnitz als „strategisch niemals zu rechtfertigen", Reyher will die Festung als „Teil des Mantels", der Breslau bedeckt, ja dieses gleichsam vertritt, als sichere Stütze der von Landshut auslaufenden Gebirgsdeboucheen, endlich als Sperrpunkt der im Bau begriffenen Eisenbahn Liegnitz—Ratibor erhalten wissen; Moltke will unter Voraussetzung der Befestigung von Breslau neben Cosel, Silberberg, Neiße auch Schweidnitz aufgeben, trotz der Pietät gegen den Großen König, dessen „Feldherrnblick" die trümmerhaften Schweidnitzer Forts ihre Stelle verdanken, aber „die Festung kann in ihrem jetzigen Zustande weder verteidigt, noch unbehauptet gelassen werden", auch findet „die Schweidnitz berührende Eisenbahn von Liegnitz, ebenso wie die noch projektierte Gebirgsbahn von Görlitz ihren fortifikatorischen Abschluß in Glatz".

Neiße wird von Reyher in dem Aufsatze über kleinere Festungen nicht besprochen, wohl weil er es zu den größeren Festungen rechnete, — was auch Moltke tut, aber trotzdem und obwohl es eine Schöpfung des Großen Königs, ist Moltke für Schleifung der Festung, die nicht auf der wahrscheinlichen Operationslinie der Österreicher — durch die Lausitz — liege; für eine preußische Offensive gegen Mähren bilde Glatz den Stützpunkt, im Kriege gegen Rußland, der wahrscheinlicher als der gegen Österreich sei, liege Neiße zu abgelegen; man werde sich auf Posen, Breslau, Glatz beschränken müssen, endlich sei Neiße kein Sperrpunkt. Wenngleich General v. Moltke hier also einen Krieg mit Rußland für wahrscheinlicher als gegen den Donaustaat hält, hat er doch keine Operationsstudie gegen Rußland in der ersten Chefzeit verfaßt, sondern erst 1859.

An der Westgrenze sollte Jülich eingehen, wie auch Reyher schon verlangt hatte. Saarlouis will Moltke beibehalten, obwohl es, von Frankreich unmittelbar bedroht, erst verhältnismäßig sehr spät entsetzt werden könne. Aber Saarlouis liege gerade an der einzigen kurzen Grenzstrecke, die ein französisches Heer überschreiten kann, ohne sich durch Neutralitätsverletzung noch mit anderen Staaten in Krieg zu verwickeln. Auch für die Offensive erscheint die Festungskette Luxemburg—Saarlouis—Landau—Rastatt wichtig, — übrigens das erste Mal, wo

*) 1856 wurde schließlich beschlossen, mit der Befestigung Berlins zu beginnen, der Plan scheiterte aber dann an der Beschaffung der Geldmittel.

Moltke ein Vorgehen nach Frankreich hinein streift. Seine Ansichten über den Wert der hier genannten Festungen haben sich im Laufe der Zeit erheblich geändert, und als es schließlich zum Kriege kam, spielten gerade diese Punkte gar keine Rolle.

Aus allen Erwägungen Moltkes über Festungen geht jedoch von neuem hervor, daß, wie bei den Eisenbahnen, so auch hier, der strategische Gesichtspunkt in erster Linie für ihn maßgebend ist; er spricht das hier nicht theoretisch aus, sondern erst einige Jahre später bei Gelegenheit einer Denkschrift über die Festungen des preußischen Staates.

Der strategische Gesichtspunkt mußte auch in einer anderen Landesverteidigungsangelegenheit in erster Linie zur Sprache kommen, über die sich Moltke im Herbst 1858 zu äußern hatte und die ihn nicht unvorbereitet traf. Es handelte sich um Anlage eines Kriegshafens für die Ostsee*), für den Danzig und Rügen in Frage kamen.

Moltke spricht sich für Rügen aus, nicht für Danzig, das im Kriegsfalle mit Rußland zu gefährlich liege als natürliches Angriffsobjekt in Verbindung mit der Hauptoperation. Angesichts dieser Aussicht werde bei Danzig die Zurücklassung einer Heeresabteilung, also Schwächung der Hauptarmee nötig, sobald wir die Weichsel verlassen, während Rügen noch von der Oder aus unterstützt werden könne. Da Danzig außerdem Festung sei, so würde es der Feind sowieso belagern, demnach ohne eigenen doppelten Kraftaufwand doppelte Kräfte von uns bedrohen.

Es spricht sich also hier wiederum das Bestreben Moltkes aus, für die Hauptentscheidung möglichst alle Kräfte zusammen zu haben; dem ist nur zuzustimmen. Dagegen läßt sich gegen die Befürwortung der Insel Rügen als Kriegshafen manches einwenden. Moltke hat wohl selbst gefühlt, daß seine Gründe mehr ideale waren, denn die mit einer insularen Flottenstation erst kürzlich im Krimkriege gemachten Erfahrungen sprechen keineswegs für Rügen. Moltke führt Sewastopol auch selbst an, wo die ganze Wehrkraft eines großen Militärstaates nicht ausgereicht habe, um die maritime Anlage zu behaupten. Trotzdem sieht der General in Sewastopol sein Ideal und kann es auch für die Zukunft nur als wünschenswert bezeichnen, daß Kämpfe und Verwüstungen eines Feldzuges auf eine Insel beschränkt würden, z. B. wenn Frankreich und Rußland unsere Flotte vernichten wollten, oder aber die beiden nordischen Königreiche, — Dänemark allein vermöchte es nicht, allerdings könne es innerhalb fünf Tagen möglicherweise etwa 24 000 Mann, jedoch schwach an Kavallerie und Artillerie, auf Wittow oder Mönchgut an Land setzen, gebe aber dann die jütische Halbinsel

*) Zentral-Abteilung XXIX. a. Marinehafen für die Ostsee.

ganz preis. — Auch gegen mehrere Seemächte könne Preußen am Stralsunder Bodden größere Streitkräfte zusammenbringen, als der Feind zu landen vermöge, vorausgesetzt natürlich, daß unser Heer nicht auf einem anderen Kriegsschauplatze durch überlegene Macht beschäftigt sei. Die feindlichen Kräfte auf Rügen gingen aber dann in der Front ab.

Das Unglück von Sewastopol ist, nach Moltkes Ansicht, auf das fehlende Eisenbahnnetz zurückzuführen, so daß die Truppen von Toulon und Southampton rascher in der Krim waren, als die von Petersburg. Der General will dem bei Rügen durch die direkte Bahn Berlin—Stralsund abhelfen, wodurch zwei Korps vom Rhein oder der Weichsel in 12 bis 15 Tagen herangezogen werden könnten, sowie durch fortifikatorische Sicherung der Überfahrt über den Bodden (natürlich abgesehen von der Befestigung der Marineetablissements selbst).

Wenn auch die politischen und volkswirtschaftlichen Zustände im Herbst 1858 von Grund aus sich von den heutigen unterscheiden, so ist doch auffallend, daß die exponierte Lage Rügens gegen einen Angriff den General nicht eher von einer Wahl dieses Punktes zur Flottenstation abraten läßt, auch würde selbst bei den kleineren Verhältnissen vor 1866 die einzige Verbindungslinie mit dem Hinterlande über Stralsund kaum den Ansprüchen genügt haben. Eher kann man schon zustimmen, wenn die Insel als geeignet für Unterstützung einer eventuellen Offensive durch maritime Operationen bezeichnet wird, obwohl die zurückgezogene Lage der Insel gegen den Ozean hierbei nur an eine Offensive gegen Rußland oder Dänemark denken läßt. Moltke stand mit seiner Vorliebe für Rügen übrigens keineswegs allein da, selbst die amtlichen Marinekreise erwogen ernstlich das Projekt und schlugen am 17. Dezember 1858 Rügen als Flottenstation vor. Es lag dem General indessen fern, die Gründe, die von ihm für das Projekt geltend gemacht worden waren, nun auch allein als die stichhaltigen hinzustellen. Eine derartige Prätention hätte auch seiner Natur gar nicht entsprochen. Vielmehr macht Moltke die Wahl eines Kriegshafens außer von strategischen Erwägungen in erster Linie von örtlichen Bedingungen abhängig, deren Beurteilung er zwar Fachmännern überläßt, die er aber selbst aufzählt, damit seine Spezialkenntnis in der beregten Sache beweisend: Tiefe des Fahrwassers, Möglichkeit, bei allen Winden auszulaufen, frühes Aufgehen des Eises, Beschaffenheit des Ankergrundes, Salzgehalt des Wassers, vor allen eine Lage, die es den feindlichen Flotten unmöglich macht, sich auf 5000 bis 7000 Schritt zu nähern.

Die Kriegshafenfrage trat in den nächsten Jahren noch wiederholt auf, ehe sie sich entschied. Heute kommt Rügen für eine große Flottenstation vor allem wegen des ungünstigen Fahrwassers nicht mehr in Betracht.

Die politische Lage Preußen-Deutschlands hatte sich im Herbst 1858, nach Jahresfrist seit Moltkes Übernahme der Chefstelle, nach außen hin nicht wesentlich verändert, im Innern war die Rastatter Frage weitergegangen und hatte Österreich im Sommer vorgeschlagen, Preußen solle für Österreichs Besitzungen in und außerhalb Deutschlands einstehen, dafür dann einige Bataillone in Rastatt lassen dürfen. Doch der Prinz von Preußen wahrte sich die Politik der freien Hand dem Konkurrenznachbarn gegenüber. Erst 1858 war die Rastatter Frage vorläufig erledigt. General v. Moltke gab in dieser Zeit, Herbst 1858, seiner Auffassung über das Verhalten Deutschlands in einem Kriege gegen Westen zum ersten Male in einer ausführlichen Denkschrift*) Ausdruck, der er eine Betrachtung der Beziehungen Preußens zu den für den Kriegsfall in Frage kommenden kleinen Nachbarreichen, Niederlande, Belgien, Schweiz und Sardinien, vorausgehen ließ. Man bemerkt sofort, daß diese Betrachtung ihre Entstehung einem gewiegten Politiker verdankt, der zugleich über die militärischen Einrichtungen der Staaten auf das genaueste informiert ist. Moltke kam dabei zustatten, daß er, wie wir wissen**), gerade mit der Geschichte Hollands und Belgiens durch seine Jugendstudie auf das genaueste vertraut war, daß er als junger Generalstabsoffizier mehrfach in Italien gewesen war und die dortigen Heereseinrichtungen, der sardinischen Armee insbesondere, sowie die norditalienischen, damals noch österreichischen Festungen kennen gelernt und seine Ansichten darüber dienstlich berichtet hatte, und daß seine von früh auf getriebenen allgemein historischen Studien ihn auch das rein Geschichtliche der italienischen Staaten sowie der Schweiz beherrschen ließen, wozu noch kam, daß er die italienisch-österreichischen Verwicklungen seit Jahren mit der Aufmerksamkeit des gebildeten Offiziers verfolgt hatte. In seiner jetzigen amtlichen Stellung boten ihm außerdem die vom Auswärtigen Amte verfaßten Gutachten über die augenblickliche politische Lage sowie die im Generalstabe einlaufenden genauen militärischen Nachrichten Gelegenheit, sich ein treffendes Bild der politisch-militärischen Gesamtlage zu machen, wodurch natürlich in besonderer Weise die für operative Zwecke sich anknüpfenden Erwägungen und Entschlüsse erleichtert wurden.

* * *

Angesichts der verschiedenen Kriegsaussichten sind Diplomat und Stratege bereits im Frieden auf gegenseitiges Entgegenkommen angewiesen, der Diplomat eigentlich noch mehr als der Feldherr, denn oft wird letzterer, schon durch die Presse, eher ein zutreffenderes Bild von

*) Militärische Korrespondenz 1870, Nr. 2.

**) Vgl. Beiheft 9 zum Mil. Wochenbl. 1913, S. 267/68.

der augenblicklichen politischen Lage zu gewinnen vermögen als der Staatsmann von der augenblicklichen Kriegsbereitschaft der eigenen und fremden Armeen. Für den Diplomaten ist daher die schriftliche Auslassung des Generalstabschefs über diese Bereitschaft angesichts bestimmter politischer Aussichten, z. B. des Bruches nach einer oder zwei Fronten hin, eine wesentliche Grundlage für sein Auftreten und eine notwendige Deckung hinsichtlich seiner Verantwortlichkeit.

Im Kriege dürfte das Bedürfnis der gegenseitigen Aufklärung ein gleichmäßiges sein, indem der Feldherr von Zeit zu Zeit die augenblickliche politische Lage, der Leiter der Politik die allgemeinen strategischen Absichten erfahren muß; dann aber darf der Feldherr vom Staatsmann eine eingehende und begründete Aufklärung verlangen, wenn der Politiker sich genötigt sieht, der Heeresleitung in den Arm zu fallen. In die gleiche Lage kommt umgekehrt der Feldherr niemals, denn er führt nur die Politik, allerdings mit kräftigeren Mitteln, weiter. Nur insofern übt er Einfluß auf den Staatsmann aus, als Erfolge oder Niederlagen des Heeres der Politik den Weg weisen.

Moltke wurde der Gedankenaustausch mit den leitenden Diplomaten im Jahre 1858 und auch in den folgenden dadurch etwas erschwert, daß er auf die Vermittlung des Kriegsministers angewiesen war, denn der Generalstabschef hatte noch nicht die heutige Stellung; er wurde vom Minister aufgefordert, zu bestimmten Fragen sich zu äußern; direkt verkehrten nur Kriegsministerium und Auswärtiges Amt.

Die Denkschrift vom Oktober 1858 war indes unabhängig von irgendeiner dienstlichen Anfrage entstanden. Sie bildete den Gedankenniederschlag des Generalstabschefs, wie er von nun an fast alljährlich, in späterer Zeit oft sogar in mehrfacher Ausarbeitung, über die möglichen Kriegsfälle sich aufgezeichnet findet.

Von Moltkes Vorgängern hat nur Reyher politische Erwägungen an die Spitze seiner Denkschriften gestellt, doch sehr vereinzelt, auch nicht in der Moltke eigentümlichen logisch-knappen Form. Daß Moltke nur selbständig hier arbeitet, braucht nach dem Erwähnten kaum betont zu werden, er zeigt in seinen Entwürfen als Politiker im Anfange seiner Chefzeit überhaupt mehr eigene Gedanken denn als Stratege. Es mag dies mit der ihm innewohnenden Vorsicht zusammenhängen, nicht etwa einer Unsicherheit entspringen. Moltke will vor allem zunächst sichergehen, und da zieht er die Konsequenzen aus der Zahl auf beiden Seiten, nimmt zuhilfe die Gedanken, die er vorfindet, soweit sie ihm brauchbar erscheinen, und konstruiert sich so ein Bild der ersten Operationen.

Moltke beginnt die politischen Betrachtungen im Oktober 1858 mit Holland, das für Deutschland nur durch seine Stellung zu Belgien

Interesse habe und aus der durch die Natur seines Landes ihm zugewiesenen Defensive kaum heraustreten werde. Wichtiger erschien Belgien, vor allem wegen des voraussichtlichen Vormarsches der Franzosen durch das Land, das eine breitere Basis bot als ein Vorgehen von Metz gegen den Rhein. Wären England und eventuell auch Holland zu den Freunden Belgiens zu zählen, so fände dieses doch ausreichende und rechtzeitige Hilfe allein bei Preußen, das am meisten Interesse an dem Siege des belgischen Heeres über den Eindringling haben müßte.

Im Süden lagen die politischen Verhältnisse ungünstiger. Allerdings rechnet Moltke mit der Neutralität der Schweiz, „des festen Bollwerkes zwischen der deutschen und italienischen Verteidigungslinie", die ihm ebenso wie die Belgiens äußerst wertvoll ist und von der abhängt, ob wir die Linie Ostende—Genf oder Luxemburg—Basel zu verteidigen haben; groß aber erscheint ihm die Gefahr, die Österreich von dem sehr zu beachtenden Gegner, von Sardinien, droht, das an der Spitze der italienischen Einheitsbewegung stand. Mit prophetischem Blick sieht Moltke voraus, daß durch die italienische auch die deutsche Frage ins Rollen kommen wird, daß der Ehrgeiz Napoleons zu einer Festigung seiner Stellung im romanischen Westen drängen wird, bevor er den Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufnimmt. Die Ereignisse des folgenden Jahres warfen ihre Schatten voraus! Aus Moltkes Betrachtungen über Sardinien spricht eine innere Sympathie, die unbedingte Anerkennung für die vorzüglichen Heereseinrichtungen und das Mitfühlen für den Drang der italienischen Staaten nach der Einheit, die in dem eigenen Vaterlande seit Jahrzehnten vergebens erstrebt wurde. Allerdings sieht Moltke 1858 vorläufig die Möglichkeit einer Einheit mehr in der Einigung der beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, besorgt zunächst nur um die Stellung Preußens, dem im Kriegsfalle unbedingt eine führende Rolle zufallen muß, wenn die Rivalität es im Frieden zuweilen auch zurücktreten läßt. Denn wenn Österreich in Italien bedroht wird und Preußen mit der Aufstellung seines Heeres am Rhein antwortet, dann müssen auch die kleinen deutschen Staaten sich Preußen anschließen, um so mehr, als Preußen für sie den einzigen Rückhalt bilden wird.

Es ist somit im Grunde der alte Faden des Gedankens von 1830/31, den Moltke hier, wie schon 1857, wieder aufnimmt und auch in den Denkschriften der nächsten Jahre von neuem und in neuer Weise einer eingehenden Begründung für wert erachtet. Es ist aber nicht nur der Feldherr, der so spricht, um möglichst viel Truppen zusammen zu bringen, es ist in erster Linie auch der Patriot, der Deutschland liebt und insbesondere Preußen die ihm gebührende Rolle verschaffen will.

Auf die Haltung der großen Staaten, die an einem Kriege gegen

Westen Interesse hätten, auf Rußland und das in Indien beschäftigte England, geht General v. Moltke nicht näher ein, ebensowenig auf Dänemark; nur flüchtig erwähnt Moltke, daß die Stellung Rußlands und Dänemarks noch nicht geklärt sei. Ebenso fehlt eine Entwicklung der westlichen Grenzfrage, auf die Moltke vielleicht deshalb verzichtete, weil er seine Gedanken darüber Anfang der 40er Jahre schriftlich niedergelegt hatte; hier spricht er nur von dem „nie verschmerzten" Rheinlande. Keine Erklärung läßt sich aber dafür finden, warum der General auf die Erfolge der Franzosen im Krimkriege bei dieser ersten Gelegenheit, seine Auffassung der Lage ausführlich schriftlich niederzulegen, nicht mit einem Worte eingeht. Das Prestige der französischen Armee war nach den Erfolgen gegen Rußland, dessen auf das Abendland wirkenden Zauber damals gebrochen zu haben, entschieden ein Verdienst Napoleons III. bleibt, gestiegen, und wenn Moltke auch ein viel zu nüchterner Beobachter und Rechner war, um sich allein durch den äußeren Erfolg blenden zu lassen, so mußte er doch mit dessen moralischem Eindruck auf die politische Welt und auf die politischen Rückwirkungen des Krimfeldzuges Rücksicht nehmen.

Daß ähnliche Erwägungen ihn bei Aufstellung des Operationsplanes vom Oktober 1858 beeinflußt haben, läßt sich nur indirekt aus den im allgemeinen defensiv gehaltenen Absichten ableiten, bei denen allerdings in der Hauptsache zunächst wohl seine durch die voraussichtliche Anfangsüberlegenheit der Franzosen vorhandene Hinneigung zur strategischen Defensive, wenigstens auf dem Papier, ausschlaggebend gewesen sein dürfte, das gehobene Prestige der französischen Armee aber gewiß mitgesprochen hat.

Die erste Aufstellung der preußisch-norddeutschen Streitmächte erinnert stark an Krauseneck, der Operationsplan bringt zum Teil Clausewitzsche Ideen; für erstere schlägt Moltke, wie im Herbst 1830 sein Vorvorgänger, Aufstellung von drei Armeen, eine am unteren Rhein bei Cöln (VII., VIII., III. preußisches, ev. X. Bundeskorps) — 100 000 bzw. 135 000 Mann —, eine am Main (IV., V., $^1/_2$VI. preußisches, ev. IX. Bundeskorps) — 86 000 bzw. 120 000 Mann —, eine Reserve an der Saale (II., Garde) — 66 000 Mann — vor. Dreiteilung, Aufstellungspunkte und Zusammensetzung der einzelnen Armeen stimmen mit dem früheren Plane ziemlich genau überein, nur daß Krauseneck die Reserve am westlichen Elbe-Ufer, nicht wie Moltke an der Saale, annimmt — was übrigens beinahe dasselbe bedeutet — und das I. Korps sofort heranzieht.

Über die Operationen äußert Moltke sich nicht in bestimmter Weise, er hält die Lage noch für zu wenig geklärt; erst etwa nach Verlauf von sechs Wochen ließe sich übersehen, ob der Hauptangriff der Franzosen

gegen Belgien und somit gegen Preußen gerichtet sein werde, ob die Belgier auf seiten Preußens kämpfen würden, und ob schließlich auf die Hilfe Österreichs und der Süddeutschen überhaupt nicht zu rechnen sei; in allen diesen Fällen würde die Armee am unteren Rhein durch Heranziehung der Reservearmee die stärkere — 165 000 Mann — sein und die Offensive nach Belgien—Frankreich ergreifen, — also wie es Clausewitz 1830 will, allerdings ohne sich vom Feinde das Gesetz des Handelns geben zu lassen —, die Main-Armee sich defensiv verhalten. Ziehen die Belgier sich aber in ein verschanztes Lager bei Antwerpen zurück, weichen die von Österreich im Stiche gelassenen Süddeutschen auf Würzburg—Bamberg aus, dann wird die Reserve hierher rücken und die dadurch 200 000 Mann starke Main-Armee, die auch Süddeutschland deckt, zu jeder Offensive bereitstehen, während die schwachen Niederrhein-Kräfte in der Defensive ihre Stärke durch die Rhein-Festungen erhalten.

Daß Moltke mehr auf diesen Kriegsverlauf rechnete, geht aus der anfänglichen Bezeichnung der Main-Armee als „der eigentlichen Offensiv-Armee" hervor.

Der Grundgedanke des Operationsplanes 1858 ist somit: Abwarten, was der Feind tut, dessen Überlegenheit an der Nordostgrenze wiederum wie 1857 betont wird, ohne einer näheren Berechnung gewürdigt zu werden. Dagegen geschieht dies bei den Stärken auf deutscher Seite. Wären die politischen Erwägungen nicht vorausgegangen, so könnte man in der Tat zu der Annahme gelangen, daß General v. Moltke einzig und allein durch die Macht der Zahlen zu seinen Entschlüssen komme, daß nur das Bestreben, bei numerischer Überlegenheit zur Offensive zu schreiten, seine Pläne beeinflußt habe.

Bei der Annahme eines Eindringens der Franzosen in Belgien fällt auf, daß 86 000 Mann zur Deckung der linken Flanke der offensiven Niederrhein-Armee belassen werden, daß Moltke von ersteren nicht noch mehr herangezogen hat, getreu dem Grundsatze Clausewitz', daß „die Vereinigung der ganzen Macht in der Strategie immer diejenige Form ist, von der man ausgehen muß, weil es die einfachste und natürlichste ist und die, von der man nur gerade soweit abweichen muß, als es durch die Umstände geboten wird"*). Allerdings weiß man nicht, wie stark Moltke eine Nebenoperation der Franzosen rechnete, auch kann man einwenden, daß Moltke die Mitwirkung der Belgier in Anschlag brachte; immerhin lag doch die Hauptentscheidung beim Hauptheere, und 30 000 Mann mehr dort, so daß die linke Flanke durch 50 000 Mann geschützt wurde, konnten sehr mitsprechen.

*) Feldzugsplan 1830.



Man sieht dem ganzen Operationsplan, der, abgesehen von den Stärkeberechnungen auf deutscher Seite, nur in großen Zügen abgefaßt ist und auf die Dauer der Aufmarschzeiten nur im allgemeinen eingeht, so gewagt das klingen mag, noch eine gewisse Ungewandtheit in der Beschäftigung mit dieser Materie an, sehr im Gegensatz zu den politischen Erwägungen.

Auch die Einwirkung der Eisenbahnen auf den Aufmarsch der Heere wird, wie 1857, nur flüchtig von Moltke gestreift, indem er einerseits auf das vorzügliche Eisenbahnnetz Frankreichs und Belgiens, dann aber auf den Vorteil der Bahnen bei Versammlung der Reservearmee hinweist, wo Halle und Weißenfels als günstigste Punkte wegen der besten Verbindung in allen Richtungen, zum Rheine oder zum Maine, gegen Norden (Dänemark) auf Hamburg oder gegen Rußland auf Breslau bezeichnet werden. Interessant sind die praktischen Vorschläge für eine wirksamere Flankenstellung der Belgier, als die von ihnen beabsichtigte in einem verschanzten Lager bei Antwerpen, das nur den Vorteil einer Schwächung der französischen Hauptarmee biete, im übrigen aber das ganze Land preisgebe und „übel gewählt“ sei. Moltke zieht eine Flankenstellung an der Maas bei dem befestigten Namur vor, also näher an Preußen heran, die mehr Freiheit des Handelns ließe: links durch die Ardennen geschützt, einen Marsch entfernt von den Festungen Charleroi, Dinant und Huy, das reiche Lüttich und die Eisenbahn im Rücken, Offensive und Defensive gestatte.

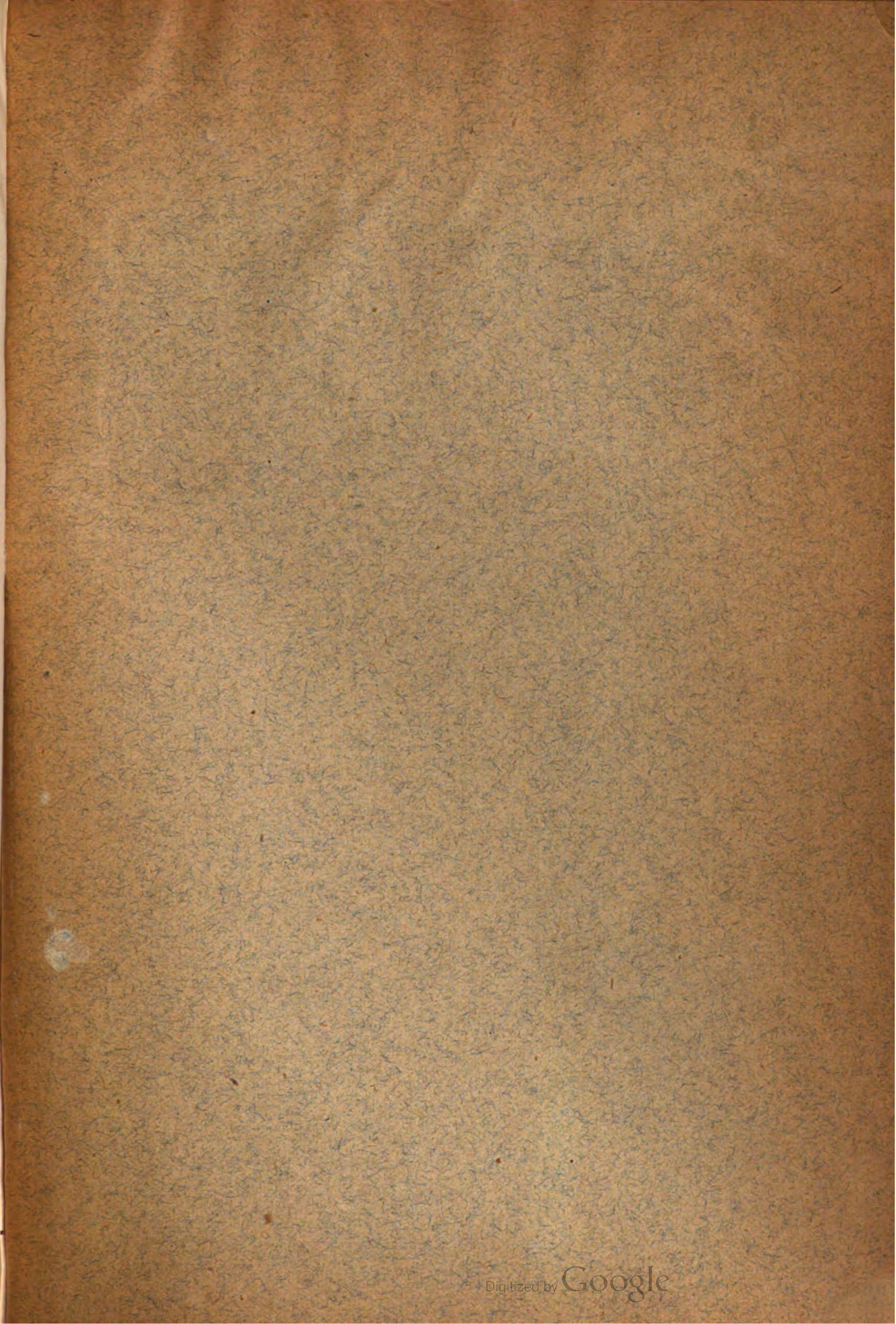
Die außerdem in der Denkschrift vorhandenen Hinweise auf die hemmende Wirkung einer Flankenstellung am Main gegen ein Vordringen der Franzosen in Süddeutschland — ein Gedanke, der sich bekanntlich schon in früheren Denkschriften findet — sowie einer ebensolchen Aufstellung der Sardinier bei Stradella, gegen ein Überschreiten des Ticino seitens der Österreicher, lassen schon hier klar Moltkes ausgesprochene Vorliebe für Flankenstellungen erkennen.

Seine früheren Arbeiten behandeln zwar, wie erinnerlich, mehrfach die Verwendung von Truppen in derartigen Stellungen, auch dokumentiert sich in dem Rate des jungen Generalstabshauptmanns, zur Lösung des Problems zum Siege über Ibrahim sich in dessen Flanke bei Biradschik aufzustellen, bereits die Bedeutung, die Moltke einer Flankenstellung zuschreibt; immerhin verteilen diese Vorschläge sich auf Jahrzehnte, während sie von Übernahme der Chefsstelle aus Jahr für Jahr fast wiederkehren. Wenn Moltke 1858 theoretisch seine Ansichten über den Wert der Flankenstellungen auch noch nicht äußert, so ergibt sich doch schon daraus ein gewisser Gegensatz in der Auffassung zu Clausewitz, daß Moltke Offensive und Defensive für gleich wertvoll hält, daß er das offensive Element im Systeme der strategischen Flanken-

stellung mehr betont wissen will als sein großer Lehrmeister. Denn Clausewitz spricht nur von den Flankenstellungen, weil man in der militärischen Ideenwelt einen hohen Begriff von ihnen haben möchte, aber nichts Selbständiges damit bezeichne, vielmehr den „rein defensiven Charakter einer derartigen Position" hervorhebe, die er ein „gefährliches Instrument" nennt.

Ein Rückblick auf Moltkes Tätigkeit in diesem ersten Chefjahre ergibt die Vielseitigkeit der Anforderungen, die an ihn herantraten, er beweist aber auch, daß Moltke in vollstem Maße diesen Anforderungen gewachsen war. Denn wo immer Äußerungen politischer, strategischer oder taktischer Art von ihm verlangt werden, oder wo er sich zu aktuellen Fragen auf den erwähnten Gebieten äußert, stets beherrscht der neue Chef die Materie; aufbauend allerdings in den Feldzugsplänen auf dem, was er vorfand, aber auch eigene Gedanken hinzufügend, sehr selbständig in der Beherrschung der politischen Lage, weniger vorläufig in seinen Ansichten über das Verhalten im Kriegsfalle, abhängig allerdings hier von dem Zahlenverhältnis, wohl zu sehr nachgebend den gegenseitigen Stärkeverhältnissen. Dadurch Anhänger der Defensive in der Strategie kommt Moltke aus anderen Gründen zu demselben Verhalten in der Taktik, hier beherrscht durch die Verbesserung der Feuerwaffen, denen er bei der Verteidigung größeren Erfolg zuschreibt. Feldherrneigenschaften ihm schon jetzt zuzumessen, wäre zu weitgehend, aber große Gesichtspunkte sind ihm stets eigen, wo er auch urteilen mag, insbesondere bei Beurteilung neuer Bahnanlagen, in den Ansichten über die Festungen, und in dem steten Betonen des Zusammenhaltens der Kräfte, sei es bei den Gutachten über Festungsanlagen oder bei den Operationsplänen. Und in diesen Ansichten zeigen sich große Keime; sie zeigen das Werden, das Reifen großer Gedanken, sie zeigen in dem noch Zaghaften die kommende Größe.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 762 593 2

